Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang. — Vierter Band.

(Juli bis September 1878.)

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

1878, July 22 - Sept. 14.
Subscription fund.

Inhalt
des
Vierten Quartal=Bandes des Jahrgang II.
(Juli bis September 1878.)

Seite

Allgemeiner Theil.

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Geschichte.

Geographie.

Seite

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 10. Juli 1878.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 10.

(Juli 1878.)

Berlin, 1878.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Rundschau über das nationale Leben.

Allgemeiner Theil.

Hunnen-Zug.

Von
Felix Dahn.

I.

Ueber den Tanais, über den Ister
Winket der Tod mit der Sense der Pest:
„Gürte dich, schürze dich, schwarzes Geschwister!
Ferne nach Gallien ruft uns ein Fest.

Höre mich, hagerer Bruder du, Hunger!
Rüttle dich, schlafender Geier du, Krieg,
Altunersättlicher, immer noch junger,
Schüttle die blutigen Schwingen und flieg'!"

Sieh da: in Wolken, den Völkern ein Grauen,
Ballt sich ein schwarzer, ein schrecklicher Zug:
Riesen und Schlangen, entsetzlich zu schauen,
Rasende Rosse mit Flügeln am Bug!

Allen voran der verderbliche Geier,
Kreischend nach Fraß und die Fänge gespannt;
Sonne verfinsternd erstrecket der Schreier
Schattende Schwingen vom Meere zum Land.

Flammendes Züngelein schlägt er zuweilen
Roth aus des Schnabels, des klaffenden, Ritz;
Hinter ihm Nacht — doch in zischenden Keilen
Zuckt aus dem Schnabel ihm zündender Blitz.

II.

Aber noch grausiger als an dem Himmel
Wälzt sich auf Erden ein fluthender Streif:
Drachen vergleichlich, ein Völkergewimmel,
Feuer im Rachen und Gift in dem Schweif! —

Blies da ein Mann auf gewundenem Horne
An der Alutha vor felligem Zelt;
Schauernd in Lust und in Schreck und in Zorne
Bebt da der Occident, zittert die Welt.

„Hunnen, die Erde, mir gab sie der Kriegsgott!
Hunnen, euch schenk' ich sie, mordet sie aus!"
„Attila", scholl es da „Väterlein, Siegsgott,
Danke dir, danke dir! Richten es aus!" —

Horch! von dem Kaukasus bebt bis nach Böhmen
Dröhnend Europa von Hufegestampf:
Hoch auf den Bergen und tief in den Strömen
Woget und wüthet und würget der Kampf.

„Attila, Attila! Spender der Beute!
Väterlein, sage nur, machen wir's recht?
Pfählen die Jünglinge, schleifen die Bräute,
Bügelgebunden, am Lockengeflecht.

Attila, willst du's so? Nieder die Römer!
Siebenfach nieder Germanengeschlecht:
Völkerzermalmender Länderdurchströmer,
Attila, sag' es uns, machen wir's recht?"

Aber die Geißel, neunsträngig, mit Blute,
Hebet gen Himmel der Chan im Gebet:
„Seht ihr in Wolken die flammende Ruthe?
Vorwärts! nach Westen hin weist der Komet!"

III.

Aber in Gallien, fern an der Marne,
Standen zwei Männer, in Waffen gesellt:
„Soll denn, erwürgt in mongolischem Garne,"
Klagte der Eine, „verröcheln die Welt?"

„Nein doch, Aëtius," — lachte der Zweite,
Warf in den Nacken das goldene Har —
„Laß uns vergessen verstrittener Streite;
Sage, wen fürchten wir — wir, wenn ein Par?

Rufe vom Tiber durch fliegende Boten
Deiner Legionen gepanzerte Wehr;
Traue Theoderichs freudigen Goten:
Römischer Schild und germanischer Speer!

Laß sie nur kommen auf zottigen Gäulen!
Laß sie empfah'n uns mit Schild und mit Schaft:
Warte nur, ob sie nicht weichen mit Heulen
Römischer Kunst und germanischer Kraft."

Der schützende Schutzgenosse.

Novelle
von
Ferdinand Kürnberger.

I.

Es war in Triest, der „allergetreuesten Stadt", und zwar im schönsten Hause der schönsten Straße. Und doch fängt unsere Geschichte mit dem Thema an: Thränen in Palästen!

Zwar nicht sentimentale deutsche Thränen, wie naßkalter Thau, der nahezu Reif ist, sondern ein paar gepreßte glühende Tropfen, und das Uebrige: Wille, Feuer, Entschlossenheit! Tropfen, wie Lava aus Vulkanboden, nicht aus schwammigem Sumpfboden!

Ein junger Mann lehnt nachlässig in der Fensternische, wo er gedankenlos und verlegen mit der Gardinenquaste spielt. Ein hübscher Blondkopf! freilich geht das Blonde ein Bischen zu weit; es geht — bis zum „blonden Charakter". Weiche, gutmüthige Züge, ein Kind des Glücks, ein Muttersöhnchen, ein Vergnügling. Leben und leben lassen, ist seine Devise; natürlich mit dem Nebenbegriff: gut leben, angenehm leben. Leben mit Pflichten, Problemen, Conflikten, leben zur sittlichen Uebung des Charakters, das soll ihm Niemand zumuthen, dem hübschen Blondkopf. Man sieht, wir sprechen von Dem, was die galante Ethnographie den „gemüthlichen Oestreicher" nennt. Gabriel ist der reinste Typus davon.

Den italienischen Typus und zwar die liebenswürdigste Spielart desselben, den venetianischen, repräsentirt Candida, sein junges Frauchen. Sie ist in Affekt, die kleine Frau, — und sage man doch nichts von der „ruhenden Schönheit!" Wie eine Damascenerklinge bewegt sich ihr Gang. Wie eine Spieluhr arbeitet ihr Mündchen, melodisch und taktvoll noch im heftigsten Prestissimo! Alles ist klare Linie an dem feinen Geschöpfchen, — Charakter, Leben, Potenz! Nur ihr Auge schwimmt in jenem Etwas von weiblicher Diffusion, zu dem die Männlichkeit sein soll — was das Steuerruder im fließenden Wasser! Jetzt aber lebt und blitzt dieses Auge, ist voll von Nadeln und Spitzen, voll von der heißen dramatischen Willensthätigkeit des Südens, welche das direkte Gegentheil ist von jener willensschwachen Passivität, worin die glückliche östreichische Selbsttäuschung eben ihre „Gemüthlichkeit" findet.

„So kann's nicht fortgehen!" rief die junge Frau, und ihre Händchen zuckten, als ob sie eine Schnur entzweirissen. Darauf war ich nicht vorbereitet und Du selbst warst es nicht. Sie wird sich am Anfang ein wenig stolz und zurückhaltend benehmen, sagtest Du und meintest es auch vielleicht. Das waren Deine Worte, erinnere Dich ihrer. Großer Gott, stolz und zurückhaltend! Hielte sie sich nur zurück; niemals verlangt' ich es besser. Aber ist das Stolz, wenn sie ihre Schwiegertochter auf Schritt und Tritt vor ihren eigenen Dienstleuten erniedrigt? Ist das Zurückhaltung, wenn sie mich unablässig verfolgt, wenn sie des Tages tausend Gelegenheiten sucht, ihren Haß, ihre Feindseligkeit an mir auszulassen? Deinen Hund ließest Du nicht so behandeln! Wär' ich ein Thier, so müßte sich ein Thierschutzverein meiner annehmen. Aber ich bin — Dein glückliches Weib, und so bin ich schutzlos! Seid doch barmherzig! Legt mich mit einer Kette um den Hals vor euer Magazin und laßt den Tiras Schwiegertochter sein. Wie oft beneide ich das gute Thier um sein ruhiges Hundeleben! Wie oft wünschte ich, das Weib Deines Herzens könnte so ein Hund sein!"

„Sapperment, Canchen, Du drückst dich stark aus!" meinte der gemüthliche Gabriel.

„Drück' ich mich aus? Warum drücke ich mich überhaupt aus? Warum muß ich reden, sprechen, und ist doch Alles, was ich sage, unsäglich, unaussprechlich? Ich drücke mich stark aus! Nein, nein, fürchte das nicht. Zanken ist nicht meine Sache, so weit kennst Du mich. Hielt ich Dir je Gardinenreden? Beunruhige ich Deine Ruhe? Gott soll mich bewahren! Meine Lage ist viel zu unhaltbar, als daß mir das Reden was helfen könnte. Es muß zu einem Resultate zwischen uns kommen. So kann es nicht fortgehen."

Der Mann blickte seine Frau an, aber ohne zu begreifen, daß eine große Krisis zu ihm sprach. Fast frivol antwortete er: „Das klingt ja kategorisch! Was soll ich thun?"

„Fortjagen sollst Du mich. Ja, ja, ich scherze nicht. Du mußt Dich scheiden lassen von mir. Deine Mutter will mich nicht, und sie ist der einzige Herr im Hause. Also fort mit der venetianischen Blumenmacherin! Man erlaubt sie Dir nicht."

Gabriel sagte empfindlich: „Also so leicht könntest Du mich verlassen?"

„Aber nein! Du bist es ja, der mich verläßt. Nimmst Du Dich meiner an? Kümmert es Dich, ob ich auch nur erträglich lebe? Du bist eigentlich d'accord mit Madame. Gestehe es nur, ich habe fortwährend den Eindruck, Du selbst willst mich los sein und wartest nur darauf, daß ich auf und davonlaufe."

„Was fällt Dir ein?!" rief Gabriel und streckte seinem Weibchen sehr gütig die Hand entgegen.

Aber Candida warf ihre beiden Arme hinter sich und sagte fest: „Nun, dann handle! Entweder, oder. Entweder ich muß fort, oder — ich muß auch fort, aber Du gehst mit mir und etablirst Dich irgendwo, oder nimmst eine Buchhalterstelle ..."

„Ihr Weiber seid rein des Teufels! Profter Sohn soll als Buchhalter conditioniren! Bist Du bei Sinnen?"

„Bei Sinnen?" rief Candida glühend; „bei Sinnen, sagst Du jetzt? Also ich hätte Dir nicht glauben sollen? Also es war Dir nicht Ernst, als Du mir selber

schwurest: Und wenn mich die Meinigen toll machen, so gehe ich als Buchhalter in die Welt und heirathe Dich tausend Müttern zum Trotz?! Nun sage mir aber, was ist denn seitdem anders geworden? Warum hältst Du Deine Aufgabe jetzt für gelöst? Du hast Dein venetianisches Blumenmädchen, das ist richtig; aber habe ich Dich? Einen Mann, eine Stütze, einen Schutz? Weh mir, Gabriel, weh mir, wenn ich Dir's unter die Augen sagen muß: dann gabst Du mir den Stand der Ehe, aber nicht die Ehre der Ehe und Du selbst entbehrst diese Ehre; denn wie, wie hast Du mir dann Deine Person gegeben? Bei Gott, wie man Geld giebt!"

Ein Feuerblick schoß aus ihrem Auge, indem sie den Mann beobachtete, — dem sie von seiner Ehre gesprochen! Aber das Wort schlug nicht ein, der Blick zündete nicht. Der Gemüthliche stand da — hilflos gemüthlich!

„Wenn Dich die Deinigen toll machen? Aber daß sie mich toll machen . . . ah, das steht nicht in unserm Vertrag! Ein feiner Unterschied! Ich habe ihn leider übersehen. Und nun ist die Klappe zu, die Maus ist gefangen. Meinst Du das, Gabriel? Aber wenn wir Kinder sie zu Hause fingen, — Venedig wimmelt von ihnen, — da entsprang uns gar manche, die wir schon in der Falle hatten! Nun, — dümmer als eine Maus will ich auch nicht sein!"

Sie schlug ein Schnippchen, stampfte mit dem Füßchen dazu, und ihre Nüstern schnaubten. Sie war außer sich.

Der Blondkopf spitzte das Ohr. Es war vom Besitz die Rede; er verstand eine Drohung, welche direkt das Haben bedrohte. Da ermannte er sich und die große Ausgabe, die er jetzt machte, war das nichtssagende Wort: „Meine Mutter ist nicht so böse; Du solltest Geduld mit ihr haben. Deine Probezeit wird vorübergehen."

Die Venetianerin sah ihren Oestreicher an — mit einem Ausdruck gänzlichen Gedankenstillstands. In ihrem Köpfchen ging eine Scene vor, wie wenn ein dichter Gedankenschwarm sich vor ein enges Einlaßpförtchen drängte, und da sie alle zugleich drängen, kein einziger vorwärts käme. So entstand eine Pause, ähnlich der Ruhe vor einem Gewittersturm, aber diesem völlig entgegengesetzt. Denn als Candida endlich das Wort fand, hatte ihr Ton eine große Gelassenheit. Sie sagte: „Ob Deine Mutter gut oder böse ist, weiß ein tieferer Kenner der menschlichen Herzen. Schwiegermütter sind wie entthronte Königinnen; wenn sie nicht bösen Herzens sind, so sind sie doch böser Laune. Die unsrige war schon böse genug darüber, ein armes Blumenmädchen in die reiche Firma Prokter & Sohn aufzunehmen. Damals gings über Dich her. Du hast Deinen Willen durchgesetzt; jetzt gehts über mich. Mein erstes Verbrechen war, daß ich eine Bettlerin war; mein zweites und größeres ist, daß ich — eine Loredano bin! Wie ich sie jetzt kenne, so hätte sie der Bettlerin zur Noth noch verziehen; vorausgesetzt, daß sie nur Bettlerin ganz und gar, durch und durch, von Charakter und Denkungsart. Dieser Person hätte sie dann imponirt, hätte ihre Bewunderin und Unterthanin an ihr gefunden; zu einer solchen konnte sie sich allenfalls in Gnaden herablassen und wenn ihre Gnaden auch ein wenig derb ausfielen, so verträgt das die Bettlerin eben. Aber mein Name traf sie wie ein Blitzstrahl auf Throneshöhen, und als sie im adligen Namen gar noch Adelssinn selbst entdeckte, als sie mich unfähig sah, die Majestät des Geldbeutels nur zu begreifen, geschweige denn anzubeten, vor der Firma Prokter zu kriechen, die Frau,

von der das Geld stammt, zu bewundern, als mein ganzes Betragen verrieth, daß ich nach Geld und Gut nicht geheirathet, daß ich mir den Luxus einer Liebe, eines Herzens, eines Mädchenideals erlaubt, lauter Dinge, die nicht Pfeffer und Indigo heißen, und die wohl niemals ihr eigenes Frauenleben vergoldet, da war sie mein Feind, wie nur ein Weib dem Weibe es sein kann! Ich that ihr das Bitterste an: statt ihren Stolz zu weiden, erregte ich ihren Neid! Das Facit ist Haß. Frage nun nicht, ob Deine Mutter so böse ist: der Haß ist böse!"

„Und der ist doch nicht gegenseitig?" war Alles, was dem armen Gabriel einfiel.

Candida antwortete: „Sie ist Deine Mutter und Dir bin ich an der Hand der Liebe in dieses Haus gefolgt. Wäre dieses Haus eine wüste Insel im Meere oder eine verrammelte und belagerte Festung, so würde ich dulden und sterben. Aber wir sind frei und nichts bindet uns. Warum zu Grunde gehen? Ich will für Dich sterben, wenn es sein muß. Sag, daß Du mich zum Tode hierher geführt hast, und ich sterbe. Aber ich soll für Dich leben und Dir zur Freude leben. Also mache mir das möglich. Befreie mich von diesen Banden. Du irrst Dich, wenn Du es für Bande der Hoffnung hältst. Geduld haben! Probezeit bestehen! Auf welche Hoffnung hin? Auf die langsame und sichere Macht meiner Liebenswürdigkeit, nicht wahr? Guter Gott, die wirkt ja umgekehrt; die eben zieht mir ja Haß zu. Glaube das uns: Keine Frau giebt sich auf, die in ihrer Liebenswürdigkeit noch einen letzten Faden von Hoffnung sieht. Mahne mich nicht zur Geduld. Ich weiß, daß ich sie habe, ich weiß aber auch, daß die Geduld aller Engel an Deiner Mutter verschwendet wäre. Ja, brauchtest Du selbst meine Geduld! Du solltest sehen, wie ein Weib dulden kann! Und wärest Du plötzlich ein Anderer geworden, hätte der böseste aller höllischen Geister über Nacht Dich mir ausgetauscht, müßte ich zusehen, wie Du von Männern und Weibern verführt in alle Laster der lasterhaftesten Gesellschaft bis über die Ohren hineingehst, ich würde sitzen und mich zu Tode gedulden und auf die Macht meiner Liebenswürdigkeit und auf Deine Besserung hoffen. Aber . . ."

„Topp, Canchen, das gilt!" rief Gabriel harmlos und fast vergnügt wie über einen glücklichen Einfall. „Wenn Du mit meinen Lastern Geduld haben willst, so bilde Dir ein, mein einziges Laster ist — daß ich Dir eine schlimme Schwiegermutter gegeben. Ertrage auch das."

„Ja! tausendmal ja!" rief Candida leidenschaftlich. „Aber hörst Du mich denn nicht! Rede ich taube Nüsse? Gieb mir diese Schwiegermutter auf einer Insel, von der kein Entkommen ist, auf einem Thurm, drinn wir Alle gefangen sind, und ich verliere kein Wort darüber. Zeige mir einen Zwang, ein Schicksal, das auch einen Mann zwingt, und ich verende stumm wie ein Kalb. Aber ist das unsre Lage? Bist Du nichts? Bist Du hilflos? Bist Du nichts als der Sohn Deiner Eltern? Wie anders klangs: wir gehen auf und davon und ich werde Buchhalter! Das Wort war mein Mädchenglaube, meine Mädchenbegeisterung . . . Und jetzt! und jetzt! Ich schäme mich meines Köpfchens, das so einfältig sich beschwatzen ließ; ich schäme mich des Mannes, der beschwatzt hat und Mannesworte dazu mißbrauchte! Gabriel, ich schäme mich unser! Gabriel, kehre um! Rette Dich selbst in mir. Ich rede ja nicht mehr für mich. Nein, sei nicht gut mit mir, sei böse, mißhandele

mich, nur mißhandele mich eigenhändig. Wer mich schlägt, der zeigt mir auch den Zorn, womit er schlägt, und einen Zorn kann man versöhnen. Aber mich von Andern mißhandeln lassen und es ruhig mit ansehen, oder von dem Anblick sich feige hinwegstehlen, erst vom Mittag, dann auch vom Abendtisch ausbleiben und nur noch nachts nach Hause kommen und den Kopf in die Kissen stecken, wie der Vogel Strauß in den Sand . . . Gabriel, wir ertragen Alles, nur nicht einen unmännlichen Mann!"

Man glaubt, und in der Regel mag es wohl wahr sein, daß Frauen nicht fähig sind, dem Gedankengange der Männer zu folgen: sie hören in einer ganzen Reihe von Gedanken gewöhnlich nur einen einzelnen und bleiben fest bei ihm stehen. In unserm gegenwärtigen Falle aber war es umgekehrt. Gabriel antwortete mit einer fast unglaublichen Beschränktheit: „Ich will mit der Mutter sprechen."

Die Wirkung war eine augenblickliche. Candida wandte blitzschnell ihr Köpfchen weg, denn sie fühlte, wie ein Strom von Verachtung aus ihren leicht beweglichen Zügen sprühte. Nach einer Weile sagte sie in einem Tone von eiskalter Temperatur: „Also mit Deiner Mutter willst Du — sprechen? Es ist wahr, Frauen werden durch das Ohr gewonnen, aber nur in gewissen Fällen. Sonst verstehen sie einzig die Sprache der Thatsachen. Es ist unglaublich, wie wenig wir Frauen Respect vor Worten haben, — selbst die des Galans nicht ausgenommen, denn auch die schätzen wir nur als Vorrede zum Heirathen, also zu einer That. Wenn Du eine That thätest, wenn Du mit mir in die Welt gingest und ein Jahr lang versuchtest, auf eigenen Füßen zu stehen, so ist nichts gewisser — als daß es kein Jahr lang dauerte. Dein Haus würde Dich mit fliegenden Fahnen zurückholen, ja, Madame wäre vielleicht die Erste, die uns die Schlüssel entgegenbrächte. Ich glaube selbst, daß sie nicht unverbesserlich böse ist; ihre ganze Krankheit ist vielleicht nur — daß sie in ihrem Leben nie einen Mann gesehen hat. Aber in Worten sieht man den freilich nicht. Warum, das ist leicht gesagt. Gegen Männerthaten haben wir nichts mehr ins Feld zu stellen, aber gegen Worte haben wir selbst Worte. Sprich mit Madame, ja, sprich nur mit ihr. Aber sei gefaßt darauf: sie wird auch mit Dir sprechen! Ich will Dir sogar sagen, was sie sprechen wird. Sie zertritt mich ja doch nicht ganz, so lang noch der zarteste Faden hält, der die Frau mit dem Mann verbindet. Diesen Faden also nagt sie jetzt an. Höre, was gestern passirt ist. Ich war zu San Giusto in der Messe, aber ach, auch das Beten erleichtert mein schweres Herz nicht mehr. Da probirt' ich's mit Wohlthun. Ich erinnerte mich, daß in der Nähe der Packer wohnt, welcher sich mit einem Oelfaß in unsern Magazinen den Fuß zerquetscht hat. Ich machte ihm einen Krankenbesuch, beschenkte und tröstete ihn. Natürlich kam ich um so später nach Hause. Wo ich so lange gewesen? examinirt mich Madame und zwar vor der Josepha, die längst ihr Spion und nicht mehr mein Kammermädchen ist. Schon wollte ich antworten: ich frage sie auch nicht um ihr Kommen und Gehen und eine Frau steht nur ihrem Manne Rede. Aber ich bezwang mich, — ich habe ja Geduld, viel mehr, als Du wissen kannst, — und so sagte ich bloß: Ich habe dem alten Saramba den Fuß verbunden. Sie sind ja ein Engel, spottete sie, und die Josepha sekundirte ihr augenblicklich: Er verdient es, der alte Saramba, er ist ein gar braver Mann,

der auch seine Kinder was Tüchtiges lernen läßt. Jetzt wird sein Augustin, der Wiener Jurist, wohl schon auf Ferien zu Hause sein. Ein prächtiger Schwarzkopf! — Ah! sagt Madame und dehnt den Ton mit ihrer moquantesten Anzüglichkeit. Dazu ein Winken und Lächeln und eine versteckte Tücke hin und her spielender Augensprache und Deine Frau in der Mitte und Stichblatt dieser Weibergemeinheit! Pfui! Wer das duldet, hat es schon halb verdient. Zieht mir aus, was Ihr mir angezogen gehabt, aber laßt mir die Ehre, die ich ins Haus gebracht. Es war mir zum Aufschreien, diese Meuchlerhände an mir zu spüren, die mit perfidesten Griffen das Heiligste, was ich habe, zu Charpie zupfen möchten. Und vor solchen Gewissenlosigkeiten schreckt diese ehrbare Kaufmannsfrau nun auch nicht mehr zurück! Du wirst es zu hören bekommen. Es ist die neueste Giftmischerei, die sie sich ausgedacht."

„Und die lächerlichste", sagte Gabriel. „Zu einem Jago gehört ein Othello, aber die Dummheit dieses Mohrenkopfes ist nicht die meinige. Sei ganz unbesorgt, Candchen." Er sagte es mit einem Behagen von Zärtlichkeit, halb verliebt und halb jovialisch, aber ganz zufrieden mit seiner Frau und sich selbst. Es stand ihm gut zu Gesichte, — ungefähr wie sorglose Großmuth, die etwas Warmes und Vornehmes hat. Es war der schönere Schein der östreichischen Gemüthlichkeit, es war ein Moment jenes Zaubers, der das Blumenmädchen erobert hatte. Ach, wie bald war sie enttäuscht worden! Sie sah bald genug hinter die Couliſſe jenes Zaubers und sah nichts, als die schlaffe Bequemlichkeit eines Vergnüglings, der nicht eifersüchtig sein will, — weil Eifersucht unbequem und genußstörend ist. So bedauerte sie fast seine gute Rede, denn ein Gespräch, das sie ins tiefste geführt, verflachte damit und sie verlor ihre Zwecke.

In diesem Augenblicke lugte das Kammermädchen herein: „Madame läßt den Herrn bitten."

„Ich will nicht unterbrochen sein, wenn ich mit meinem Mann rede!" herrschte Candida scharf, denn sie verstand die Absicht dieser Störung recht wohl.

Auf einmal traf es sie wie ein Blitz. „Was ist das?! Ich glaube gar, Du trägst meine Broche?!"

„Madame hat sie mir geschenkt", triumphirte Josepha mit einem boshaften Lächeln. Und ohne sich weiter in Anspruch nehmen zu lassen, entfernte sie sich mit einem arroganten Theaterschritt.

Candida bebte vor Aufregung. „Ich habe da weiter nichts mehr zu sagen," sagte sie mit erstickten Athem. „Dieser Affront ist schon wieder neuer, als meine neuesten Klagen. Man geht über meine Chatoullen und Schränke, behandelt mich wie ein Wesen, das kein Eigenthum hat, verschenkt meine Sachen und läßt den Schmuck der Frau das Kammermädchen tragen, zum sichtbarsten Zeichen, daß ich meine Sklaverei auch öffentlich dulden muß. Sie tritt mir unter die Augen damit, — unter Deine Augen! Es giebt keinen Schritt mehr, der weiter geht. Es ist Alles zu Ende, bis auf das Siegel!"

„Alles zu Ende!" dehnte der Gemüthliche mit gemüthlichstem Phlegma. Du wirst doch diesen Achatstein verschmerzen können? Ich kaufe Dir eine Broche von Diamanten dafür."

Candida erbleichte. Sie stierte ihn an wie ein Gespenst. Sie verbeugte sich eisig und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Protter. Ich will keine Broche, ich

will einen Mann, der sein Weib nicht beschimpfen läßt. In diesem Vorfall handelt es sich nicht um einen Schmuck, sondern um einen Charakter! Wenn ich geschmückt sein will, so schmückten meine Blumen mich besser, und bei Gott, ich kehre zu ihnen zurück!"

Sie wankte zur Thüre hinaus.

Der Gemüthliche begriff endlich, daß hier die Gemüthlichkeit aufgehört. Was er am besten, was er fast einzig verstand, war — der Verlust. Was seinen Genuß bedrohte, das traf sein Ohr.

Mit ausgebreiteten Armen flog er seinem reizenden Weibchen nach und rief ihr den Schwur zu: „Sie müssen die Broche herausgeben! In dieser Minute hast Du sie noch."

II.

Die junge Frau verschloß sich in ihr Gemach und wartete. Sie wartete auf Einlösung des Wortes, das diesmal eines von denen war, an die man glauben muß. In dieser Minute hast du sie noch! Eine Minute ist nicht wörtlich zu nehmen, aber — die drei handelnden Personen sind alle auf ihrem Platze. Nichts hindert, daß rasch gehandelt wird.

So wartet sie denn und heftet ihr Auge auf den Minutenzeiger. Die Uhr auf dem Kaminsims ist wie ihr Schicksalsgott. Ihr Auge wurzelt darauf. Sie zählt die Sekunden. Das Auge schmerzte sie endlich. Sie löst das Auge mit dem Ohr ab. Sie horcht. Sie horcht athemlos in ihr Haus hinein. Keine Eidechse könnte feiner hören. Das Straßengeräusch unterbricht sie zuweilen, aber in den Sekunden, wo es nicht geschieht, hört sie im Zimmer der Schwiegermutter den Papagei an seinem Kettchen rasseln, hört sie im Comptoir drunten die Dose des ältesten Buchhalters knarren, hört sie jeden Pulsschlag und Athemzug des Hauses.

Und sie hört, was sie zu hören lechzte. Der Papagei fing ein grelles Geschnarre an, was immer geschah, wenn er ein lebhaftes Sprechen überstimmen wollte. Also Gabriel sprach mit der herrschenden Frau und Mutter des Hauses und das Gespräch war animirt. Nach einer Zeit war der Papagei still. Gabriel wird ihn zum Schweigen gebracht haben. Ein wichtiger Vorpostensieg, wenn man die Frau und ihren Papagei kennt. Candida lauscht athemlos schärfer. Sie wohnt ja unmittelbar am Centralkrater des häuslichen Vulkans, nämlich am schwiegermütterlichen Appartement. In der That hörte sie Stimmen herüber. Zwar das weiche gemüthliche Organ ihres Gatten hörte sie nicht, dagegen vernahm sie „die Macht des Gesanges" in den scharfen Accenten der Frau Prokter. Die Schlacht war im Gange.

Sie hielt ihre Spannung nicht aus. Das Ohr schmerzte sie, wie sie das Auge geschmerzt. Da warf sie das Fenster auf und lehnte sich nach der Straße hinaus. Sie that, als ob sie am Straßenleben sich zerstreuen, als ob sie vergessen könnte, daß in diesem Augenblicke die Geschichte ihrer Ehe gemacht wird. Aber sie wollte es vergessen. Die Thür sollte unversehens aufgehen und Gabriel als Sieger hereinstürmen. Sie wollte sich überraschen lassen.

Und sie wurde überrascht. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da

sah sie ihren Mann zum Hause hinausschleichen und mit hängendem Kopfe sich längs der Straße hinabdrücken. Sie traute ihren Augen nicht!

„Gabriel!“ rief sie zum Fenster hinab; aber er blickte nicht auf und doch hatte er sie gehört, denn er beschleunigte seinen Schritt und rief einen Fiaker an, mit dem er fluchtähnlich hinwegjagte. —

Die junge Frau blieb im Fenster liegen — gelähmt, betäubt. Die Sonne brannte heiß auf ihr schwarzes Köpfchen und ihren weißen Nacken, — sie fühlte es nicht. Sie fühlte nur ihren Schmerz. Himmel und Erde vergingen ihr vor dem Gedanken: Deine Sclaverei ist ewig! eine Hölle ohne Erlösung ist das Haus deines Mannes! Sie faßte es nicht. Sie träumte ihr Dasein in sich hinein wie im Fieberwahnsinn. Und das Heliotrop neben ihr, mit dem Dufte der Vanille wetteifernd, erzählte ihr das Sakontala-Märchen der Wendekreise, und der gesprengelte Edelfalter, welcher schaukelnd an einer Dahlia hing, rief ihr zu: streif' ab dieses Leben, verwandle dich und sei glücklich! und die Grasmücke im vergoldeten Käfig klagte der brütenden Schwalbe unter'm Balkon: wär' ich frei wie du, kein Mensch sollte mich je wieder fangen! und sogar aus dem Canale grande hob ein Braunfisch seinen treuherzigen Kopf in die Höhe und rief: Wohin bin ich gerathen! Auf nach Venedig! San Marco grüßt dich, du armes Kind!

San Marco! Glückliche Zeiten, wo sie noch auf der Piazetta ihre Kunstblumen gemacht und verkauft! Die Direktrice des Geschäftes war stolz auf sie, denn sie fühlte wohl, daß einheimische und fremde Kunden, daß der östreichische General und der englische Lord der schönen Candida wegen in ihrem Laden sich einfanden. Und wenn der Fremde dann fragte: wer ist das feine Kind? so gab die einheimische zugleich mit Seufzen und Stolz die Antwort: Nicht wahr, der ausgestorbene Adel Venedigs stirbt doch nicht aus? Sie ist eine Loredano!

Wie grell und scharf dagegen wehte die Luft in Istrien! Wie roh die Sitten, wie arm die Bildung, wie gemein die Naturen! Wie falsch ward ihr Triest als die Schwesterstadt Venedigs vorgespiegelt! Ach, es ist eine Stiefschwester! Wie fern liegen sich beide, wie fern! Ist es denn wahr, daß man in Istrien den vergoldeten Engel auf dem Campanile sieht? — Aber indem ihr dürstendes Auge in die geliebte Ferne hinüberträumt, sieht sie nicht deutlich über dem Ponte rosso den goldenen Engel schweben? Den Engel mit seinen großen ausgebreiteten Flügeln? Er ists, er ists! Sage doch Niemand, die Lichtstrahlung auf dem Wasserspiegel des Canals, oder auf dem Zinkdach des fernen Eckhauses erzeuge die erhabene Fulguration!

Sie sieht ihn, oder vielmehr sie hat ihn gesehen, denn schon ist er verschwunden, oder besser — verwandelt. Ein Menschenauge kann dem Wunder nicht folgen, und doch ists geschehen. Wie eine Sternschnuppe fiel der Engel zur Erde herab, und an der Stelle, wo er den Boden berührte, wandelt jetzt Pater Tinio, ihr Beichtvater von der Kirche Maria della Salute, ihrer stolzen und vornehmen Lieblingskirche, mit dem traulichen Klostergärtchen daran, wo unter Granatbäumen und Immergrün der alte geistvolle Mönch sie die Geschichte Venedigs, die Erinnerungen ihres großen Vaterlandes gelehrt hat. Ein Strom von Trost und Vertrauen kommt über sie. Sie sieht den Schritten des alten Herrn zu, wie den Schritten zu ihrer Erlösung.

Was schaut er nur an den Häusern herum, als ob er was suchte? Er kennt

recht gut seine Wege! Er weiß ja, wohin er gesandt ist. Richtig, da fragt er einen Eckensteher nach Protter & Sohn. Zwar die Stimme klingt verändert, und was für ein Einfall, daß er sich weltlich trägt! Aber seine Augen, seine Stirn, sein väterlich graues Haar, — Pater Tinio ists ja doch! Verstelle dich nur. Prüfe wie du willst, meinen Glauben. „Dein Glaube hat dir geholfen!" Da bin ich, Väterchen, da bin ich! hilf deiner Tochter. — Und der Fremde schellt und kommt zum Hause herein.

III.

Aber um der Phantasie unserer Zeitgenossen, welche den schwülen Hauch der Romantik nicht mehr erträgt, sogleich die beliebte Kühle des Realismus zuzufächeln, so sei ihr unweigerlich ein- und zugestanden, daß der alte geistvolle Mönch weder der Engel vom Campanile, noch überhaupt ein Mönch oder auch nur ein venetianischer Landsmann, sondern Herr Mörner, ein alter abgewirthschafteter Kaufmann war. Seine Firma war in einer unberechenbaren Handelskrisis unverschuldet, fast ehrenvoll unterlegen; seitdem privatisirte er, denn es wollte ihm in seinen alternden Tagen nicht mehr glücken, das Einlaßpförtchen in die protokollirte Kaufmannswelt zurückzufinden. Er stand unter freiem Himmel und genoß einer unwillkommenen Muße. In diesem Zustande ergriff er Alles, was in seinen Beruf einschlug, und war es keine regelmäßige Anstellung mehr, — diese wurden von der nachrückenden Phalanx der jüngeren Generation ausgefüllt, — so übernahm er faute de mieux auch Mandate auf Zeit, einzelne Agenten- und Makleraufträge. Ein Schatz von Weltkenntniß, correcteste Treue und ein Unternehmungsgeist, worin er nöthigenfalls zehn Jünglinge überbot, qualificirten den alten Herrn wahrhaft mustergiltig für diesen Eclaireurdienst seines Berufes.

Das war der Apostel des armen verwirrten Köpfchens im ersten Stock. Nicht die unsichtbaren Fäden eines romantischen Wunders führten ihn ins Haus, sondern die kalte brandende Sturzwelle des „Geschäftes." —

Sie sind erwartet, Herr Mörner, sagte der Bediente, indem er die Karte des Ankömmlings in Empfang nahm. Er führte ihn durch einen Corridor, in welchem verschiedene Thüren mit der Aufschrift „Comtoir" — „Kassa" — rc. die Adern, Lungen und Herzkammern eines Geld ein- und ausathmenden Organismus bezeichneten, und öffnete ihm zuletzt eine Thür ohne Aufschrift. Das war das Arbeitszimmer des Prinzipals.

Für eine merkantilische Spinne war es ein recht appetitliches Netz. In der Mitte ein solid und elegant gearbeitetes Stehpult, in einem schwungvollen Halbcirkel herum eine Garnitur von prächtigen Mahagoni-Fauteuils, in welchen den Maklern, Agenten, Sensalen und sonstigen Fliegen der Spinne Audienz ertheilt wurde; an den Wänden Repositorien, aber dazwischen auch Gemälde und Statuetten auf Consols. Vor allem gut postirt erblickte man die „Venus aux belles fesses", wie die Franzosen die Venus Kallipygos nennen, und zwar im richtigen Verständniß ihrer Persönlichkeit den Eintretenden mit jener Seite zugekehrt, von welcher sie den Namen trägt. Man wußte nicht, war diese Aufstellung eine satyrische Absicht des Hausherrn, womit er unangenehmen Menschen gleich beim Eintritt das Sinnbild einer gewissen weltverachtenden Redensart vorhalten wollte, oder stand die

Statuette zu seiner eigenen Andacht so da, als ein ernstgemeintes Idol für die Anbetung von Prokter sen., womit er bei seinen trockenen Arbeiten und vertrocknenden Sinnen wenigstens ein erfrischendes Abbild dessen besitzen wollte, was im natürlichen Urbild mehr und mehr ein Conto-Guthaben von Prokter jun. geworden war.

Herr Prokter sen. war ein kleiner Mann mit schlaffen, aber begehrlichen Zügen und kleinen grauen Augen, welche er wie ein Träumender oder Müder halbgeschlossen trug, — aber wehe dem Comtoir-Neuling, welcher wähnte, er sähe nichts! Wie die Katze auf ein naives Mäuschen schoß er auf den Verbrecher los, zeigte ihm den gut versteckten Paul de Kock unter'm Copirbuch und konnte ihn vor'm ganzen Comtoir so ausgesucht schlecht machen, daß der Arme vielleicht auf Monate und Jahre einen lächerlichen Unnamen davontrug.

Als Mörner eintrat, sah Prokter sogleich seine Pendeluhr auf dem Schreibpulte an und murmelte wohlgefällig: „Pünktlich!" Hierauf wendete er sich um und öffnete eine kleine Tapetenthür, welche aus dem Heiligthum in sein Allerheiligstes führte, ein kleines alkovenartiges Cabinet mit stark gedämpftem Lichte. Er präsentirte dem Fremden ein Fauteuil und setzte sich selbst in ein zweites, indem er langsam und andächtig seine Frackschöße zurückschlug, mit der Miene einer feierlichen Behaglichkeit.

„Sie wollen also die Mission nach Odessa übernehmen?" fing er an.

„Ich bin dazu bereit", sagte der Fremde.

„Schön, schön. Um was es sich handelt, wissen Sie wohl im Allgemeinen?"

„Wenn ich Ihren Herrn Sohn recht verstanden habe, um ein Interesse, das sich durchaus nicht anders als durch persönliche Intervention vertreten läßt."

„Das will ich eben nicht sagen", meinte der vorsichtige Kaufmann und betrachtete gleichgiltig seine Nägel. „Aber ich bin des Briefschreibens müde. Allerdings wäre es mir eine Satisfaktion, wenn ich die zwei Spitzbuben unter eine tüchtige Kneipzange bringen könnte."

„Ich bitte um Ihre Erklärungen."

„Die Sache ist diese", begann Herr Prokter. „Ich bin mit dem Hause Sanga, Schulef u. Comp. schon seit Jahren in einer theilweise genauen Verbindung. Das Geschäft beruhte auf der ganz gewöhnlichen Grundlage von Vorschüssen, welche mein Haus dem ihrigen auf Verschiffungen von Weizen zu machen pflegte. Ueberstiegen die Vorschüsse die Grenzen der stipulirten Raten, so folgten den Verschiffungen ohne Unterbrechung der üblichen Regelmäßigkeit in kurzer Zeit andere zur Deckung etwaiger Unterschiede, und es ergab sich nur selten, daß die letzteren weit hinter den ersteren zurückblieben. In ganz neuerer Zeit aber kamen Abweichungen von dieser Regelmäßigkeit vor; kleinere versprochene, selbst versicherte Sendungen blieben aus. Zuletzt erhielten wir den Auftrag, eine bedeutende Summe auf das dem Odessaer Haus zugehörige Schiff Alexander mit voller Ladung versichern zu lassen und neue Tratten kamen zum Vorschein. Die Ladung blieb lange aus, ungewöhnlich lange, Connossemente kamen gar nicht, und zuletzt blieben wir ohne weitere Nachrichten von dem Schiffe selbst. Nun fällt mir zufällig ein Blatt aus Marseille in die Hand, welches den dortigen Hafenverkehr zu berichten pflegt, und — denken Sie sich mein Erstaunen — mein Auge haftet auf folgender Notiz: Russisches Schiff Alexander mit Weizen beladen an die Herren Foulon u. Comp. Ich schreibe sogleich

an das Haus in Marseille und erhalte die Antwort: das Schiff Alexander sei von den Herren Sanga, Schulef u. Comp. abgefertigt worden und für mehr als den Fakturenwerth der Ladung, — hören Sie wohl! — für mehr als den Fakturenwerth der Ladung seien die Empfänger schon seit längerer Zeit unter Accepten. Was sagen Sie zu dem Schurkenstreich? Wir schrieben jetzt Briefe über Briefe nach Odessa, aber wer nicht antwortet, das sind meine sauberen Freunde Sanga und Schulef. Es dauert mich bereits der Streusand, um von dem Papiere gar nicht zu sprechen; genug, ich habe das Schreiben satt. Da warf ich meine Blicke in meinem Comtoir herum, wen ich als Vertreter des Hauses persönlich nach Odessa schickte, denn dazu war ich entschlossen. Inzwischen werde ich nicht recht eins mit meiner Wahl. Die Einen brauch' ich am Platze, die Andern sind mir zu jung, und weil mir in diesen Tagen just die Empfehlung unsers gemeinsamen Freundes zukommt, der Sie mir als einen Mann schildert..."

Herr Mörner verneigte sich abwehrend, und auch Herr Prokter hatte nicht eben Eile, die Waare, welche er kaufte, zu loben. So blieb der Satz in der Luft hängen und ein anderer fing an: „Wenn Sie also zu dem Unternehmen ein Herz haben, so werde ich Ihnen die nöthigen Papiere zurechtlegen und Sie können mit einem Lloyddampfer schon übermorgen abgehen. Nach Tische nehmen wir wohl unsern Schwarzen im Lloydkaffeehause? Sie werden sich dann den Antrag überlegt haben, — ein Mann wie Sie braucht nicht lange zu solchen Entschlüssen. Was Ihr Honorar betrifft, so hoffe ich, soll uns das am wenigsten aufhalten. Ich werfe allerdings mit der Wurst nach der Speckseite; dafür will ich aber die Kerls auch ordentlich zausen, und etwas herausschlagen werden Sie doch! Man muß Alles thun, den Hallunken einzuheizen. Es handelt sich um Geld und moralische Genugthuung. Zwei kostbare Dinge! Ein Theekessel, wer sie im Stiche läßt!"

In der That war das die Stimmung des Herrn Prokter. Er offerirte Mörner'n eine ziemlich liberale Geldvergütung und noch mehr: er versprach ihm eine splendide Tantième von Allem, was er der betrügerischen Firma aus den Zähnen reißen würde. Letzterer Vortheil übte auf einen so warmen und activen Kopf, wie Mörner, einen besonderen Reiz, denn mit einem Selbstvertrauen, welches gerecht war, hoffte er dem kitzlichen Geschäfte erfolgreich gewachsen zu sein. Schon sah er sich wieder im Geiste als Disponent eines kleinen Capitals und Chef einer kleinen ins Große wachsenden Firma.

Es ist uns lieb, daß er sein Unternehmen hoffnungsreich anfängt, denn da unsere Erzählung demselben sich anschließt, so dürfen wir nicht ohne einen gewissen Antheil dafür bleiben. —

IV.

Frau Rosalie, eine muntere Wittwe, die das bescheidene Boardinghaus gepachtet hatte, darin Mörner in Triest abgestiegen, hatte alle Hände ihrer weiblichen Gutherzigkeit voll, sich mit dem alten Herrn zu freuen und ihm Glück zu wünschen. Sie half ihm zierlich und flink sein Felleisen packen und spendete außer der Rechnung eine Flasche Prosecco dazu, worüber Wirthin und Gast fast gehadert hätten. Der pünktliche Kaufmann wollte bezahlen und die freundliche Wittwe nichts annehmen.

„Wenn Ihr glücklich zurückkommt", sagte sie. „Ich bin stolz, einen Schuldner in Odessa zu haben."

„Und ich bin stolz auf meinen Credit bei Euch. Habt Ihr in Odessa etwas zu bestellen? Freunde? Verwandte? Es sind viele Italiener dort."

„Danke, danke. Ich habe nichts zu bestellen, als daß Ihr uns frisch und gesund wieder zurückkommt. Thut mir den Gefallen und pflegt Euch. Apropos, Ihr reist doch nicht allein?"

„Mit Eurem Bild im Herzen, wie wär' ich allein?"

„Oh!" lachte die geschmeichelte Frau, „verlaßt Euch auf diese Gesellschaft nicht. Mein Bild reist in der ganzen Welt herum, wenn ich den Artigkeiten meiner freundlichen Gäste glauben darf. Scherz bei Seite, Signor, Ihr seid rüstig wie ein Jüngling an Jahren; aber es ist nicht Ein Tag wie der andere; man muß Gott nicht versuchen. Odessa soll ein garstiges Land sein. Ihr müßt eine Person um Euch haben. Wer soll Euch pflegen, wenn Euch was zustößt? und selbst gesund thäte Euch ein Bischen Bequemlichkeit wohl. Nehmt einen Burschen zur Bedienung mit."

„Ich dachte selbst schon daran. Aber das Zauberwörtchen, — Oekonomie!"

„Freilich, freilich; weiß ich doch selbst, wie ich mich plagen muß, um ein Paar Hände zu ersparen! Aber unser einer hält's aus und lebt daheim in der gewohnten Nahrung und Luft. Eine Reise aber ist wie ein halber Krieg. Und wenn Ihr irgendwo in einer Fatalität stecken bleibt, kann Euch das ganze Geschäft zu Grunde gehen. Zwei Menschen sind nicht doppelt, sondern gleich zehnfach."

„Wahr, sehr wahr! Ich folge nicht ungern einer praktischen Frau, die Recht hat und es gut meint. Wüßtet Ihr mir einen geeigneten Burschen und der wenig Ansprüche macht?"

„Warum soll ich mich verstellen? Ich könnte den Finger an die Nase legen und den Kopf hin und her schütteln wie ein hochstudirter Doktor, welcher nachdenkt' ob er Fenchel mit Wasser oder Wasser mit Fenchel verschreiben soll. Ich könnte Euch ein halb Dutzend Beppo's und Marco's nennen und dann Jedem ein Aber anhängen und wie die Katz' um den Brei herumgehen. Ich will Euch die Wahrheit sagen. Ich habe einen Burschen im Hause versteckt, der sich mit den italienischen Patrioten und ihren geheimen Gesellschaften eingelassen hat; — was sag' ich, eingelassen hat? Ein Seidenhändler in Venedig bittet ihn, ein Packet an einen hiesigen Schneider mitzunehmen, mit dem er in Conto steht. Nun, was soll in dem Packet gewesen sein? Natürlich Futterseide, Atlas, Giletstoffe; ich wüßte nicht, was sonst. Du gebenedeiteste Jungfrau, Flugschriften waren es, — Brandschriften, wie sie es nennen! Und mein guter Seidenhändler sitzt, und mein lieber Schneider sitzt, und mein Abulis, das junge unschuldige Blut, rettete sich kaum noch vor der Polizei, und hätte ihm eine mitleidige Seele nicht in der letzten Minute noch einen Wink gegeben, so säße er auch. Ich bitt' Euch um Gotteswillen, wie können sich Menschen nur so unglücklich machen! Sollte man nicht denken, ein Schneider hätte andere Dinge einzufädeln, als wie man Kaiser und Könige ums Land bringt, und der Seidenhändler wird auch keine Seide mehr spinnen an dem Orte, wo er jetzt untergebracht ist! Seht, diesen Burschen empfehle ich Euch. Wenn Ihr ihn mitnehmt, — es ist sein Vortheil und Eurer. Ihr könntet nichts Besseres finden. Seine

Kosten wird er fast selbst bestreiten, ein paar Marenghi hat er immer noch übrig. Er verlangt nichts weiter, als aus Triest zu verschwinden, aber freilich mit einer anständigen Gelegenheit und unter Schutz und Geleite. Ich wüßte nicht, was besser zusammenpaßte. Ihr taugt für ihn und er für Euch. Ihr werdet an ihm keine gemeine Bedientenseele haben; — Gott behüte! Das Bürschchen ist aus einem guten Hause und hat Erziehung und Sitten. Sein Vater war ein braver, wohlhabender Kaufmann, der rechtschaffenste Mann von der Welt. Nie ist ein ehrlicherer Bankerott gemacht worden, als wie er fallirte, und härtere Augen als die meinigen haben geweint, daß sich der arme hypochondrische Mann eine Kugel vor den Kopf schoß. Seine Mutter kam ins Irrenhaus darüber und bildet sich ein, sie sei der letzte Mensch auf Erden, und wer sie besuchen wolle, könne nur ein Gespenst oder ein Teufel sein, ihr eigener Sohn nicht ausgenommen. Das Herz möchte Einem brechen! Wie viel Unglück der gute Junge schon in einer Welt gehabt hat, wo ihm noch nicht einmal der erste Flaum gewachsen! Ich glaub' es in Ewigkeit nicht, daß er sich tiefer, als ich Euch gesagt habe, in die Conspiration einließ. Was geht ihn Italien an? Er hat an seinem häuslichen Kummer genug. Ich bitt' Euch, macht ihn nicht viel davon sprechen. Ueberlaßt ihn seiner Tiefsinnigkeit. Wenn Ihr ihn halbwegs schonend behandelt, — und Ihr seid ja der Mann dazu, — so vergilt er Euch's zehnfach; denn das sage ich Euch: kein lieberes Kind hat je eine Mutter geboren! Ihr werdet wie Tobias mit einem Engel reisen, wenn Ihr ihn mitnehmt."

Aber Mörner bedurfte längst keines Wortes mehr. Zwar die politische Affaire hatte sofort seine Stirne getrübt: das kann ein Kaufmann nicht brauchen. Aber den richtigen Ton schlug Frau Rosalie an, als sie den unverschuldeten Bankerott des Vaters und seinen tragischen Tod erzählte. Jetzt klangen die empfindlichsten Saiten seiner Brust. Jetzt sagte er zu und zwar mit gerührtester Theilnahme. Ein Laufbursche des Prokter'schen Geschäftes unterbrach die Conversation. Mörner wurde abberufen und kam erst spät in der Nacht nach Hause.

Den Kopf von seinen Geschäften voll und körperlich müde, freute er sich doch, den jungen Kaufmannssohn kennen zu lernen, welchen Frau Rosalie ihm so lebhaft empfohlen; er schickte noch vor dem Schlafengehen nach ihm. Aber die herbeigerufene Wirthin berichtete ihm fast mit Thränen im Auge, im Laufe des Abends sei ein Mann in Civilkleidung gekommen, der sich angeblich ein Zimmer in ihrem Hause aussuchen gewollt, ein stilles ruhiges Zimmer und wo möglich nach rückwärts. Aber sie habe ihn als einen Agenten der Polizei erkannt, und ihrem Schützling augenblicklich den Wink geben lassen, sich aus dem Staube zu machen. Ihre Geistesgegenwart sei auch dringend nothwendig gewesen, denn während er rückwärts echappirte, sah man vorn in der Straße zwei Gensdarmen auf- und ablungern, welche offenbar commandirt waren, den Fang in Empfang zu nehmen, wenn der verkappte Polizeicommissär ihn erwischt hätte. So sei das Aeußerste freilich vermieden; aber wo der Arme sich nun herumtreibe, das wisse Gott.

Das Kind hatte doch noch Glück im Unglück durch eine Beschützerin wie Sie. Er wird schon Mittel finden von sich hören zu lassen. Mörner sagte es mit Vertrauen und Herzlichkeit und die Wittwe war sichtlich zufrieden mit dieser Auffassung ihrer Geschichte. Das war am zweiten Tage der Negotiation mit Prokter. Des anderen Tages ging der Lloyddampfer ab.

Mörner ließ schon am Morgen sein Gepäck aus dem Hause schaffen und zu Schiffe bringen. Er sagte sein Adieu, denn er hatte noch Gänge, aber keine Ursache mehr, ins Boardinghaus zurückzukehren. Adulis wird am Hafen sein, flüsterte ihm Frau Rosalie mitten im schwärmenden Hausverkehr, worunter leicht ein Verdächtiger sein konnte, zum Abschiede zu. Mit Wink und Händedruck schien Mörner zu antworten: dachte ich es doch, er meldet sich wieder.

Der Tag verging nun in den vielerlei Gängen, Besuchen und Besorgungen, welche Jedermann kennt, der eine Reise gemacht hat, zumal eine Geschäftsreise. Im Fluge war die Stunde der Abfahrt gekommen.

Das aufregende Schauspiel des Hafenlebens beschäftigte einen Mann wie Mörner keinen Augenblick. Die abendlich beleuchtete, von Schiffen und Booten wimmelnde Wasserfläche; der zuckende Luftzug, welcher die zahllosen Wimpel thatlustig durch einander blies; die schmalen Schiffstreppen, welche mit ihrem Gedränge von Ein- und Ausladern kleinen überstürzten Beresina-Brücken glichen; die wogenden Menschen am Ufer, — braune Illyrier, blonde Slovaken, herkulische Dalmatiner, Griechen, Russen, Armenier, Crinolinen und Turbans; die Reisenden, die Abschiednehmenden, die Gaffenden; dazwischen die An- und Ausbieter von Erfrischungen, Melonen, Feigen, Granatäpfeln, oder von Muscheln, Korallen und anderen zu „Souvenirs" geeigneten Seecuriositäten: das Alles war für den alten, in solchen Scenen ergrauten Kaufmann nichts als ein lästiges Geräusch und Gedränge, denn wir sehen ihn, die Hände auf dem Rücken und begleitet von einigen Freunden, ein entlegenes Streifchen des Hafenquais suchen, wo einige Menschen mit der deutlichen Absicht, ungeschoren zu bleiben, bequem auf und ab promeniren. Endlich ertönt die Schiffsglocke, — man bleibt stehen, schüttelt sich die Hände, sagt sich noch Dieses und Jenes, und sagt sich zuletzt Adieu, das verhängnißvolle Wort, welches dem zärtlichsten wie dem trockensten, dem dümmsten wie dem tiefsinnigsten Gespräche ein gleichmäßiges Ende macht.

Als seine Begleiter verschwunden und Mörner im Begriffe war, sich in das Gewühl am Landungsplatz zu drängen, sah er plötzlich einen Menschen neben sich, welcher mit gedämpfter Stimme fragte: Herr Mörner! dieser nickte. Adulis, flüsterte der Andere. — Ah, dann kommen Sie! — Der alte Mann faßte den Jüngling unter den Arm und avancirte beherzt gegen die Landungsbrücke, indem er Blicke nach Häschern umherwarf und mit der Hand an die Geldtasche griff. Aber nichts Außerordentliches zeigte sich in der Handhabung der Freihafen-Polizei. Das Paar war im Schiffe, es wußte nicht, wie.

Das letzte Glockensignal tönte, das Dampfventil keuchte, das Schiff stieß ab und indem es mit langsamem Schaukeltakt auf dem flüssigen Fundament sich bewegte, fing Triest mit seinen Häusern, Ufern, Bäumen und Menschen seltsam zu schwanken an und kaum daß der alte Karst im Hintergrunde noch fest stand. Ueber Miramar ging die Sonne unter. —

V.

Die Seefahrt unserer beiden Reisenden verlief ohne Abenteuer. Die griechischen Inseln, die Dardanellen, der Bosporus, Constantinopel verdienten gewiß mit den Augen eines Jünglings gesehen und mit einer Jünglingsseele

genossen zu werden; aber der Dampfer verweilte allzu kurz in den Häfen, denn er war ja Geschäfts- und nicht Lustreisender. Dagegen versprach Mörner auf dem Rückwege und wenn er glücklich gewesen sei, die Fahrt zu unterbrechen und an den schönsten Punkten zu landen. Wir erwähnen damit das Einzige, was von dieser Reise zu erwähnen ist, nämlich daß Abulis, unser junger Verschwörer, trotz seiner stillen, in sich gekehrten Gemüthsart, oder vielleicht just deshalb, in kürzester Frist das Herz des alten Herrn gewonnen, der ihn wie einen Sohn oder Freund hielt, aber nicht wie einen engagirten Bedienten.

Als das Schiff, gegen eine frische Landbrise lavirend, auf die Höhe von Odessa kam und alle Augen dem Paris des Pontus entgegenblickten, bemerkte man von der Gegend der Stadt her wie aus einem Kamin dicke schwärzliche Rauchwolken qualmen, welche die ganze Avenüe verfinsterten und weit ins Meer hinaustrieben. Odessa brennt! rief Abulis und sah erschrocken um sich. Aber ein französischer Offizier der Ehrenlegion lächelte ihm zu und sagte: Riechen Sie Rauch? Abulis witterte und mußte es zu seiner Verwunderung verneinen. Natürlich! meinte Monsieur Jaquin, was Sie da sehen, das ist der berühmte schwärzliche Steppenstaub von Odessa. Wir haben Landwind und er kommt uns direkt entgegen. — Unter den Neulingen gab es lange Gesichter über diese Naturschönheit.

Dieselben Neulinge verwunderten sich auch, daß das Schiff nicht im graden Strich auf Odessa lossteuerte, sondern seitabschwenkte, wo auf einer langen schmalen Landzunge ein einsames Haus stand, ein unmalerischer viereckiger Kasten. Es ist das Quarantainehaus, erklärte Monsieur Jaquin. Halten wir Quarantaine? fragte bestürzt eine englische Gouvernante inmitten eines Damenparks verschiedener Nationen, worin sich der Franzose mit Vorliebe aufzuhalten pflegte. Olympische Sorglosigkeit der Frauen! rief dieser, und das fragen Sie jetzt? Aber trösten Sie sich. Die Quarantaine, die ihren Namen von vierzig Tagen hat, dürfte uns kaum eine Stunde aufhalten. Man wird uns blos auf verschiedene Gemächer vertheilen, uns einladen, unsere sämmtlichen Kleider abzulegen, diese Kleider durchräuchern und dann . . .

Was, wir müssen uns ausziehen?! schrie Fräulein Kreidel, eine naive Wienerin, zur Belustigung des ganzen Verdecks. Aber Sie dürfen sich wieder anziehen, sagte der Franzose zuvorkommend. Alles lachte. Indeß war den Damen doch übel zu Muthe. Von den frischesten Wangen verschwanden die Rosen und selbst Abulis erblaßte. Der Franzose gefiel sich darin, diese kitzliche Situation noch eine Weile auszugenießen, dann aber erbarmte er sich der allgemeinen Angst und sagte großmüthig: „Uebrigens fürchten sie nichts, meine Schönen. Sehen Sie diese Rubelnote hier? Ich wette mit Ihnen, dieses Papier ist groß genug, unsere ganze Gesellschaft einzuhüllen.“

Und so war es denn auch. Der Quarantaine-Offizier war so artig, die „Verantwortung“, d. h. ein splendides Douceur auf sich zu nehmen und die ganze Gesellschaft mit einem Eid schwören zu lassen, daß sie weder in Constantinopel ans Land gestiegen, noch sonst mit einer Person sich berührt, von welcher vorauszusetzen . . .

„Das wird eine schöne Geschichte!“ moquirte sich ein italienischer Franciskaner.

„Bei unserm Eid, sagt er? Wir sind hier Katholiken, Protestanten, Griechen, Juden, Mahumedaner, — alle Religionen der Welt sind beisammen. Wie wird er uns denn vereidigen?"

Aber auch dafür wußte der gewandte Russe Rath. Unser russischer Gott ist ein Gott für alle Fälle des Lebens, sagte er mit amtsmäßigem Ernst; küssen Sie dieses Andreaskreuz hier und sie haben geschworen.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sah man die orthodoxesten Mündchen Altenglands sich spitzen und mit Ueberhast nach dem Kreuze sich drängen.

„Mein Kreuz der Ehrenlegion gäbe ich drum, wenn ich jetzt hier gekreuzigt wäre!" schwur Monsieur Jaquin im Schwarm der küssenden Schönen.

So ging, wie alle Formalitäten, mit Geld und Scherz diese Quarantaine vorüber. In der nächsten Stunde hatte sich die ganze Schiffsgesellschaft über Odessa zerstreut.

Folgen wir unsern beiden Reisenden, so haben wir nicht lange zu gehen. Auf dem Boulevard de Paris, also dem Meere zunächst, stiegen sie im Hotel de St. Petersbourg an der Ecke des Boulevards und der Rue Richelieu ab. Von ihren Fenstern aus sahen sie die beiden Häfen, den Meeresspiegel und den Uferrand der gegenüber liegenden Steppe des Otschakoff. Im Innern ihrer Wände dagegen sahen sie — nichts, denn die Hotels von Odessa waren damals, auf gut asiatisch, noch unmöblirt. Es blieb den Fremden überlassen, sich Möbel zu miethen und einzurichten. Abdulis wurde sogleich ausgesandt, dieses Geschäft zu besorgen.

Mörner seinerseits begab sich ins Casino del Commercio, als den geeignetsten Platz, wo er das Terrain vorerst studiren konnte. In der That begrüßte ihn gleich beim Eintritt eine bekannte Stimme: „Servus, Herr Mörner!" Es war Herr Kreidel, ein Wiener, den er das letztemal in Antwerpen, das vorletztemal in New-Orleans gesehen und dem er geschäftliche Gefälligkeiten erwiesen hatte. Er war jetzt in Odessa etablirt und befand sich in guten Verhältnissen. Der gute Freund bat ihn, an seinem Tischchen mit zwei Bekannten Platz zu nehmen, ehrlichen Leuten vor denen sie sprechen könnten wie unter vier Augen. Mörner ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern benützte die Gelegenheit, um von einheimischen und wohlwollenden Personen Winke und Meinungen über sein Geschäft zu hören. Der offene Wiener war auch gleich zur Hand damit. „Der letzte Romantiker!" rief er höchst ungenirt aus und blickte mit erstauntem Lächeln auf seine Gefährten. „Wie so?" fragte Mörner betreten. „Sie kommen in dieses Raubnest um Schulden einzukassiren, die nicht einmal Wechselschulden sind? Das ist romantisch. Im Odessa der Wirklichkeit wären Sie der erste auswärtige Gläubiger, der eine solche Zauberei je zu Stande gebracht hätte."

Das klang niederschlagend! Kreidel, welcher den Eindruck merkte, setzte gutmüthig hinzu: Uebrigens gehört dieser Sanga zu den Leuten, mit welchen ich näher verkehren muß; er besucht sogar mein Haus. Wenn Sie wollen, so bitte ich Sie beide morgen zu Tische und da können Sie gleich Ihre frommen Wünsche anbringen."

Bescheiden aber nachdrücklich antwortete Mörner: „Ich danke Ihnen, Herr Kreidel. Ich möchte diesem Herrn doch mehr Ernst zeigen als ein Tischgespräch zuläßt. Aber wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so erzählen Sie Herrn Sanga, woher mein linker Arm etwas steif ist, und daß ich in New-Orleans einen

Hallunken seines Kalibers im Duell erschossen habe. Sagen Sie ihm, daß ich mein altes Leben noch mehr als mein junges für die Ehre des Kaufmannstandes einzusetzen bereit bin."

Damit empfahl sich Herr Mörner und er hörte es noch in seinen eigenen Ohren, wie Kreidel hinter ihm sagte: „Solcher Kaufleute brauchten wir ein Stücker fünfzig in Odessa, dann würde vielleicht noch etwas aus diesem Raubneste."

Als Mörner gedankenvoll und müde nach Hause kam, war er ganz überrascht, wie wohnlich und angenehm er die drei Zimmer schon möblirt fand. Es war kein Aufwand gemacht, der Miethspreis mäßig, fast billig und doch mit Wenigem so viel Comfort, durch Auswahl und Anordnung fast Eleganz hervorgebracht, daß Mörner verwundert, ja mit einer Art Hochachtung auf den bescheidenen Abulis blickte. „Bravo, mein junger Intendant", rief er, „Sie sind ja ein kleiner Zauberer! Kein Frauenzimmer hätte das besser gemacht!" — Abulis erröthete.

Am anderen Morgen begann Mörner sein Geschäft in Odessa. Er ging nach dem Comptoir der Firma Sanga, Schulef & Comp.

Der dirigirende Chef des Hauses, der Italiener Sanga, hatte das verhängnißvolle Aeußere eines „Gezeichneten". Er besaß einen jener schielenden Doppelblicke, welche auf der Spitze der Nase sich kreuzen, und schien sich des abstoßenden Eindrucks, welchen dieser Naturfehler hervorzubringen pflegt, auch deutlich bewußt zu sein. Er befleißigte sich nämlich eines ewig grinsenden, heuchlerischsüßen Lächelns, von dem ihm die täuschende Eitelkeit freilich nicht sagte, daß er damit die Sache nur ärger mache und seine widerliche Erscheinung vollends ruinire. Mörner zuckte fast, als er diesen Mann zum erstenmal sah.

Deßungeachtet machte er ihm seinen geschäftsmäßigen Vortrag mit einer imponirenden Sicherheit und beschloß ihn mit der großen entscheidenden Frage, ob sein Haus, da er die Schuld doch anerkennen müsse, geneigt sei, die Zahlen festzustellen und Vorschläge zur Liquidirung derselben zu machen, wenn man den Betrag erst vereinbart habe.

Sanga hatte den Besuch dieser Nemesis mit einer an Schrecken grenzenden Verlegenheit aufgenommen. Mit schlecht affektirter Fassung antwortete er jetzt, das sei eine gewichtige und keineswegs so leicht abzumachende Sache. Er erwarte so eben Briefe von London, welche auf den Stand seiner disponiblen Fonds von Einfluß sein würden. Er müsse um eine Woche Aufschub bitten. Drei Tage, sagte Mörner, da ja die Londoner Briefe „so eben" erwartet werden.

Aber nach drei Tagen war Sanga „aufs Land" gegangen, und wurde, wie es hieß, erst in zehn Tagen zurück erwartet. Mörner konnte nichts thun, als diese Frist sich gefallen lassen.

In diesen unwillkommenen Mußetagen empfand er ganz den Trost einer Gesellschaft, wie Abulis. Nicht daß ein Mann von seinen Hilfsmitteln verlegen gewesen wäre, seine Zeit anständig auszufüllen. Alle Zeit wird ausgefüllt und von allen Geistern! Aber es war eine verdrießliche, peinliche Zeit und sie hatte ganz den Anschein, es zunächst auch zu bleiben. Da war es ihm doppelt von Werth, ein menschliches Wesen um sich zu haben, für das er sich noch gemüthlicher interessiren konnte, als mit dem bloßen Interesse des Zeitvertreibs.

Zwar ein munterer Gesellschafter war Abulis nicht. Aber — wie hätte ihm

Mörner sein stilles, niedergeschlagenes Wesen übel nehmen sollen? War es doch kein Charakter- und Temperamentsfehler. Die Hand des Schicksals lag auf dem Jüngling! Dem alten Herrn wäre ein turbulenter Brausewind unbequem gewesen, aber auch unbehaglich ein trübsinniger Kopfhänger von angeborener Todtschlechtigkeit. Er wußte es seiner Wirthin Dank, die ihm zwischen beiden in der Mitte just den schicklichsten Reisegefährten zugesellt. Abulis erfreute ihn durch das Bild von Jugend und Schönheit und verstimmte ihn nicht durch seinen Trübsinn, denn es war die Wirkung eines großen tragischen Unglücks, welches Achtung und Theilnahme einflößt. So ließ er den schweigsamen, in sich gekehrten Jüngling gewähren und nur mit leiser, schonender Hand suchte er auf diese Natur belebend und weckend einzuwirken.

Wenn er nach Hause kam, fand er ihn gewöhnlich sitzen und in einem Buche lesen. Milde ermahnte er ihn dann: „Machen Sie sich Bewegung, mein Freund. Sehen Sie sich die Stadt und ihre Verhältnisse an. Ein junger Kaufmannssohn muß die Fremde studiren." — Und da es nicht schien, daß Abulis von freien Stücken ihm nachkommen würde, so nahm ihn Mörner wie ein liebender Vater an die Hand und machte zu Fuß oder zu Wagen nähere und fernere Ausflüge mit ihm.

Einer der letzteren war es, als sie sich eines Tags fast stehenden Fußes entschlossen, in einem Trabakel, welches so eben abstieß, nach der Krim hinüber zu fahren und diese merkwürdige und altberühmte Halbinsel ein wenig in Augenschein zu nehmen.

Sie fanden nun zwar, so wenig wie an Odessa ein Paris, an der Krim ein Italien, obwohl es mit Südtirol und Oberitalien in gleicher Breite liegt. Deßungeachtet durchstreiften sie das Ländchen mit dem Vergnügen, eine grillenhaftneue und eigenthümliche Natur zu sehen.

Sie fanden ein Hochplateau, vom Spiegel des Meeres etwa fünfhundert bis tausend Fuß ansteigend, droben aber flach und nur sporadisch durchsetzt mit Kuppen und Klippen. Diese Fläche war unregelmäßig in Würfeln und Tafeln zerschnitten von den quellenden Flüssen und Regenbächen, welche die Steppe mit Rinnen und Gräben austieften und so als die einzigen Bildner von Thälern auftraten. Die Thäler entstanden hier demnach nicht durch Erhebungen über, sondern durch Einsenkungen in die Erde. Sie waren, ihrer Entstehung gemäß, schmale ravinenartige Furchen, doch fehlten auch breitere und geräumigere Thalsohlen nicht. In diesen Thälern lag dann Italien. Hier fanden die Wanderer den lieblichsten Anbau von Obst- und Weingärten und zwar in südlich strotzender Ueppigkeit. Hier fanden sie in Cypressen-, Oliven-, Wallnuß- und Kastanienwäldchen die größten und reichsten Dörfer, hier jene halborientalischen Feenschlösser Klupka, Marsanda, Livadia, Orianda und wie sie sonst hießen, die üppigen Sommerresidenzen der russischen Lords, welche seit dem Vortritt der großen Katharina und des Fürsten Woronzow die Villeggiatur in der Krim zur Mode erhoben. Stiegen sie aber aus den gesenkten und geschützten Lagen zur Hochfläche hinauf, so hatten sie Italien mit Rußland vertauscht. Sie athmeten dann eine rauhe, von Staub und Stürmen erfüllte Steppenluft, eine Luft, in welcher selbst die Bäume und Blumen Deutschlands nur verkrüppelt fortkamen und aller Pflanzenwuchs einen Hang zum Zwerghaften zeigte. Sie erlebten, daß sie morgens Sommer und abends Winter hatten. Sie erlebten außer diesem Wechsel des Klimas noch andere Launen desselben, z. B. die schroffe Geschiedenheit

zwischen Land und Meer. Sie fanden die seeumgürtete Halbinsel vom Einfluß der Seeluft fast gar nicht berührt; sie sahen unter Blitz und Donner lang ersehnte Gewitter vom Meere heraustreiben und über der lechzenden Steppe still stehen und zerflattern; sie sahen Landgewitter mit brüllendem Ungestüm schwarz und regenreich dem Meere zueilen, aber ins Meer fiel kein Tropfen und keine einzige Welle kräuselte die besonnte ruhige Wasserfläche. —

VI.

Als die Wanderer von diesem Krim-Ausflug nach Odessa zurückkehrten, fühlten sie sich von Asien nach Europa, ja nach der Heimath versetzt. Mit den Bildern der Steppe im Auge, wurden sie gerechter gegen die Stadt und begriffen, mit welchem Selbstgefühl sie sich das „Paris des Pontus" nennen durfte, was sie, mit den Bildern italienischer Architekturen im Auge, fast mitleidig belächelt hatten. Mörner erzählte seinem jungen Freunde von dem Wachsthum der amerikanischen Städte und ließ ihn nach diesem Maßstabe die Geschichte Odessa's würdigen. Das graueste Alterthum dieser Stadt, — belehrte er ihn, — reiche hinauf bis zum Jahre 1789! Damals war es, wo der russische Admiral Ribas, von Taurien den Halbmond vertreibend, diese Küste als eine menschenleere Einöde erblickte. Nichts als ein altes kleines Fort, eine Strandwacht gegen Seeräuber, fand Ribas auf der Baustelle von Odessa. Deßungeachtet schlug er den Platz seiner großen Kaiserin zur beabsichtigten Neugründung eines süd-russischen Ausfuhrhafens vor. Nach vier Jahren war ein Anfang gemacht mit einem Leuchtthurm, einem Bazar, einigen Magazinen und sechszig Häusern. Sechs Jahre später zählte die junge Ansiedlung schon viertausend zweihundert Einwohner, welche in fünfhundert Häusern wohnten und auf zweihundert Fahrzeugen Getreide nach Constantinopel führten. Dieses der Wiege entwachsene Kind übergab Alexander im Jahre 1803 seinem Krim-Gouverneur, dem Herzog von Richelieu zur Erziehung. Mit diesem glücklichen Griff war die Zukunft Odessa's entschieden. Richelieu wurde der Romulus und Washington von Odessa. Er ist sein Schöpfer, sein Vater, sein Ortsgott. Richelieu stellt sich uns dar in dem Charakter eines jener großartigen Idealisten, welche das vorige Jahrhundert so zahlreich hervorgebracht, — das Jahrhundert der Philosophie, der Philanthropie, des Enthusiasmus für Menschenwohl, das Jahrhundert, wo Rumford die Armen speiste und Malesherbes die Jugend krönte, wo ein Kaiser in öffentlichen Inschriften sich einen „Schützer der Menschheit" nannte und ein Müller gegen einen König den Proceß gewann. Es war jener warmherzige schöpferische Idealismus, welcher das Ideal nicht träumt, sondern verwirklicht. Richelieu verwirklichte das seinige. Sein Ideal war es, Wüsten in Gärten zu verwandeln, Einöden zu bevölkern, Armeen zu stampfen aus den Furchen des Pfluges, friedliche Arbeiter-Armeen, welchen er Brod und Sitten gab. Seine edle Persönlichkeit wirkte magnetisch in die weitesten Fernen. Von allen Seiten strömten Menschen herbei und brachten ihre Arme, ihre Kentnisse, ihre Capitalien mit. Die Revolutionen und Kriege jener Zeit entwurzelten unzählige Existenzen in ihren alten Verhältnissen und alle Parteien fanden in des Herzogs weiser und großartiger Liberalität ihre sichere Freistätte. Das Asylrecht, welches Rom und Amerika groß gemacht hat, diente auch ihm, ein obscures Stranddorf in die Reihe der Weltstädte einzuführen. So wuchs Odessa an diesem Einen

Manne empor. Nach einer zwölfjährigen Verwaltung übergab er seinem Nachfolger eine Stadt, welche fünfunddreißigtausend Seelen zählte, welche zweimalhunderttausend an Post- und zwei Millionen an Zollgefällen in den Staatsschatz lieferte, welche fünfundzwanzig Millionen in der Bank und fünfundvierzig Millionen Rubel in der Bilanz ihres Umsatzes hatte. Odessa war die Lunge geworden, durch welche Bessarabien, Volhynien, Podolien, die Ukraine, die Krim und Kaukasine lebten und athmeten.

Dieser Stoff war es, welchen der alte Kaufmann mit seinem jungen Gefährten zum Gespräche wählte, als sie jetzt wieder vor der Statue Richelieu's in dem herrlichen Volksgarten standen. Und mit strömendem Gefühl knüpfte er daran eine Herzensergießung von seinem Lieblingsgegenstande, von der Schönheit und Würde des kaufmännischen Berufes.

„Kaufmannschaft verdirbt den Charakter," antwortete Abulis kurz und trocken. Mörner war wie aus den Wolken gefallen. „Wie verstehen Sie das?" fragte er fast erschrocken. Aber Abulis wußte vielleicht selbst kaum, was er gesagt hatte. Er warf solche Äußerungen wie ein Geistesabwesender, ja wie ein Traumredender hin, gleichsam als lebte er in einer inneren Welt und die äußere thue ihm fast Gewalt an, wenn sie ihn zu einer Rechtfertigung seiner Gefühlsworte dränge. Mörner kannte schon die Weise des Jünglings, aber diesmal war er allzu betreten. „Wie verstehen Sie das?" fragte er noch einmal.

„Die Kaufleute sind geldstolz und weichlich," antwortete Abulis.

Mörner wurde warm. „Geldstolz?" eiferte er; „es giebt vielleicht keinen Stand auf der Welt, dem das Geld weniger Geld ist, als dem Kaufmanne. Unser Geld ist so recht eigentlich nur ein Zeichen, eine Schicksalsmarke, möchte ich sagen. Während ich Geld zu haben glaube, falliren meine Buchschuldner und während ich arm zu sein wähne, trägt mich die Springflut der Conjunktur über Nacht wieder ins Volle. Wir sind so wenig stolz auf angesammeltes Geld, als ein Vollblütiger auf sein Blut. Müßiges Geld kann uns unglücklicher machen als gar keins. Geld! Was ist denn Geld? Der Exponent von Thätigkeiten, multiplicirt mit Zufällen. Wir sind stolz auf unsere unternehmende Thätigkeit, wir sind stolz auf unsere scharfsinnigen Berechnungen des Zufalls; aber der Bodensatz, der sich aus diesem turbulenten Wechselspiel von Zufall und Thätigkeit in unseren Kassen niederschlägt, ich meine das Geld, auf das ist kein echter Kaufmann stolz; er denkt nicht daran. Wir fragen niemals, ob wir reich oder arm sind, sondern ob wir gut oder faul sind. Eben deshalb sind wir auch nicht weichlich. Wie Sie mich da sehen, habe ich mehr Reisen gemacht, als Napoleon, Cäsar und Alexander Märsche. Daß ich mir Wind und Wetter dabei nicht aussuchen konnte, werden Sie mir wohl glauben. Auch Krieger sind wir. Als im Jahre 1812 die Engländer New-Orleans angriffen, waren es wir Kaufleute, die es siegreich vertheidigten. Und das thaten wir ohne die Fanfaronade von Ruhm, Orden und Avancements, woran der Offizier, ohne die Aussicht auf Sold und Beute, woran der Soldat sich begeistert. Im Gegentheile, wir setzen noch zu. Einmal stand ich z. B. das Gewehr im Arm bei meiner Batterie und sah Wollsäcke auf die Schanzen führen, welche mein Magazins-Zeichen trugen. Herr General, sagte ich zu Jackson, man hat mir meine Waarenballen requirirt. Vortrefflich, Herr Mörner, um so besser werden Sie sie vertheidigen,

antwortete er, und schob kaltblütig ein Primchen Kautabak in den Mund. Wir lachten, und meine zerschossene Wolle war meine Kriegsbeute. Kein Mensch nahm Ersatz. Fast Keinem unter uns war New-Orleans ein Vaterland, aber wir machten dem Lande keine Rechnung unsrer Opfer. Das war auch Geldstolz."

„Ah, solche Kaufleute!" rief Abulis und küßte dem alten Herrn mit Feuer die Hand.

Haben Sie deren nicht in Triest? wollte Mörner fragen, aber Abulis war schon fort, — seine stürzenden Thränen zu verbergen. —

VII.

So war die Frist, um welche Mörner hingehalten wurde, abgelaufen und ausgefüllt. Er eilte wieder zu Sanga. Er fand den Italiener vom Lande zwar zurückgekehrt, aber — „meine armen Augen!" seufzte der Schielende, „der Steppenstaub hat sie furchtbar angegriffen. Ich werde noch blind. Ich glaube, ich muß zu einer Consultation nach Paris reisen. Liebster, bester Herr Mörner, entschuldigen Sie mich. Ich weiß, ich hätte an Ihre Befriedigung denken, ich hätte darüber mit Schulef sprechen sollen; ich weiß, ich weiß. Aber wer kann denken, wenn man blind wird? Ich hatte nähere Sorgen. Kommen Sie in drei Tagen wieder. Ich kann nur im Einvernehmen mit Schulef handeln. Der zähe, langweilige Russe! Ich wollte, ich hätte seine Compagnieschaft nie gesehen. In drei Tagen, wenn ich bitten darf."

Mörner ging, aber er ging stehenden Fußes zu Schulef.

Er fand an Herrn Schulef einen ernsten, schon bejahrten National-Russen, der sogar seinen Bart trug und im Gegensatze zum ewig lächelnden Sanga schwer und gewichtig wie ein Patriarch sich gehabte. Als er Mörner'n angehört hatte, antwortete er mit seiner tiefen, langsamen Baßstimme: ich werde mich dieser Sache nach Kräften annehmen, Herr Mörner, sobald mein Compagnon vom Lande hereinkommen wird. — „Er ist es bereits," sagte Mörner und fixirte ihn scharf. — Mit unerschütterlicher Gelassenheit fuhr Schulef fort: „Dann wundere ich mich, daß ich ihn noch nicht gesehen habe. So ist er. Seine italienische Unruhe und Zerstreutheit verursacht alle Augenblicke größere und kleinere Unzuträglichkeiten. Ich wollte, er könnte sich an meine langsame aber solide Ordnung gewöhnen. Die ganze „Alexander"-Geschichte ist sein Fehler. Wahrlich, der Mann ist kein Kaufmann. Machen Sie keinen Gebrauch davon, aber ich könnte daran denken... sachte, sachte. Kommt Zeit, kommt Rath. Haben Sie nur Geduld, Herr Mörner, ich will mit ihm sprechen."

Welch ein Spitzbubenpaar! dachte Mörner. Uebrigens kenne ich jetzt mein Gespann und werde es zu fahren wissen.

Nach drei Tagen kam er nicht zu Sanga, denn er wußte, der Herr würde nicht zu Hause sein; er ließ daher weitere vier Tage vergehen, um ihn sicher zu machen und desto unverhoffter zu überfallen. Am siebenten endlich fuhr er bei Sanga vor, sagte, er habe ihn dringend zu sprechen, denn von Triest seien Ordres gekommen, ungemein günstig für ihren Ausgleich. Leider könne er sich nicht aufhalten, seine Gichtschmerzen plagten ihn fürchterlich, Sanga möge mit ihm fahren und ihm erlauben, sich zu Hause in die Wärme zu begeben, da könnten sie dann in aller Gemächlichkeit conferiren. „Sehr erfreut, sehr erfreut!" lächelte Sanga und

dachte bei sich: den alten Narren kannst du ja schnacken lassen; ohne Schulef bist du ein- für allemal incompetent. Sie fuhren.

In demselben Augenblicke aber hatte Mörner seinen Abulis zu Schulef geschickt und ihm das Nämliche sagen lassen. Das Haus Prokter schlage neuere und günstigere Ausgleichsbedingungen vor, Herr Schulef möge sogleich zu Mörner kommen, welcher leider Zimmerpatient sei, und diese Vorschläge entgegen nehmen. Dem blinden Heiden kannst du den Gefallen schon thun, dachte Schulef; ohne Sanga läßt du dich doch auf nichts ein. Auch er ging mit Abulis.

Mörner war seit einer Viertelstunde mit Sanga zu Hause. Er hatte angefangen vom Geschäfte zu sprechen, und der Italiener immer höchst zuvorkommend gegrinst und geschielt und Alles charmant und vortrefflich gefunden, nur daß er auch mit Schulef sprechen müsse und Schulef leider nach Smyrna gefahren sei.

In diesem Augenblicke that sich die Thüre auf und Abulis mit Schulef trat ein.

Wie zwei Wildkatzen, vom Jäger umgarnt, den unmittelbaren Trieb empfinden, zu kratzen und zu beißen, so machte sich bei den zwei Raubgesellen jetzt die ergrimmte Thiernatur Luft. „Das ist Verrätherei!" kreischte Sanga; „wollen Sie uns die Pistole auf die Brust setzen?" brüllte Schulef.

Obwohl Mörner längst wußte, daß er mit Gaunern zu thun hatte, so war selbst er noch erstaunt, wie sehr sie die Maske abwarfen. Der Kaufmann, in Ehren ergraut, brach los: „Also das ist das, was Ihr mir zu sagen habt, wenn es zwischen uns zu einer Zusammenkunft kommt? Und Ihr nennt Euch Kaufleute? Fort mit Euch! Hinaus! Befleckt mir dieses Zimmer nicht! Beim Handelsgericht sehen wir uns wieder."

Aber der Italiener schlug ein helles Gelächter auf und der Russe höhnte mit einem langgedehnten Ton: beim Handelsgericht! — Damit entfernten sich die beiden Cumpane.

So hatte Mörner immerhin das erste Stadium zum Abschluß gebracht: die Ausflüchte und das Hinhalten. Seine Schuldner hatten ihm Farbe bekannt. Aber er wurde dieses Vortheils nicht froh. Die Gleichgiltigkeit der Compagnons gegen das Handelsgericht, — als Mann von Erfahrung sah er das wohl, — war nicht affectirt, sondern aufrichtig und ernsthaft. Er stutzte. Er erinnerte sich an Kreibel und fing an, immer unruhiger zu werden. Zuletzt beschloß er, den Mann wieder aufzusuchen. Er fuhr bei ihm vor und erzählte ihm den Fall. „Nicht wahr es geht verteufelt schwer in Odessa?" sagte Kreibel mit der Miene des Mannes, der nur das Gewöhnlichste hört. „Ja, ja, Herr Mörner, Sie unternehmen das achte Weltwunder. Was nun das Handelsgericht betrifft, so ist der Präses desselben ein Kosak und ein starker Schuldner von Sanga und Schulef, ich glaube mit zwanzigtausend Silberrubeln. Natürlich hindert das nicht, daß der Spruch doch noch zu Ihren Gunsten ausfallen muß, denn Recht bleibt am Ende auch in Odessa Recht. Fatal ist's nur, daß Sie damit kaum etwas erreicht haben werden. Einen Kaufmann in Odessa zum Falliren, also zur Liquidation zu bringen, ist nur dann möglich, wenn er seine Accepte nicht einlöst, oder wenn er Wechsel auf das Ausland verkauft hätte, diese würden mit Protest und unbezahlt remittirt, während der Trassant den Betrag nicht zurückzahlte. Obliegt er in diesen beiden Fällen seinen Verpflich-

tungen nicht auf der Stelle, so ist er eo ipso fallit. Im Uebrigen bleibt er blos Schuldner, und keine, auch die klarste Buchschuld kann ihn zum Bruche zwingen. Sie werden daher mit der handelsgerichtlichen Anerkennung Ihrer Schuldforderung noch immer keine Liquidation derselben haben. Auch Beschlagnahmen gelten nicht."

Mörner hörte diese trostlose Antwort mit Ernst, aber nicht entmuthigt an. „Gleichviel," sagte er fest. „Ich bin der Mann, der nicht mürbe wird. Ich gehe hin, das achte Weltwunder, wie Sie es nennen, auszuführen." Er dankte, empfahl sich, und reichte seine Klage beim Handelsgericht ein.

Bei dieser Gelegenheit hätte der umsichtige und ewig thätige Mann bald noch ein anderes Geschäft negociirt und zwar — eine Heirathsstiftung. Als er nämlich Kreidels Haus verließ, hatte ihn Kreidels Tochter, — eben jene Wienerin, welche sich so naiv vor der Quarantaine gefürchtet, beim Weggehen zur Rede gestellt: Apropos, Herr Mörner, ich muß mich über Sie beklagen. Ich begrüßte Sie neulich mit Ihrem Privatsekretär vor der Statue des Richelieu im Volksgarten, aber die Herren haben mir nicht gedankt. Sie sprachen von Zoll und Ausfuhr und waren in das langweilige Zeug so blindlings vertieft, daß sie darüber eine Mücke, wie mich, zu ignoriren geruhten. — Mörner griff an den Hals und sagte: „Nur gleich einen Strick her! das ist ja ein todeswürdiges Verbrechen. In der That, mein Fräulein, ich liege zu Ihren Füßen und flehe um Verzeihung — nicht für den Alten, denn der zählt gar nicht, — sondern für den Jungen. Der ist gemeint und von dem war's unverzeihlich; he? — Artig war's nicht von ihm. Erziehen Sie den jungen Herrn etwas besser. — Zu Befehl. Er muß Ihnen die Hand küssen und Sie persönlich um Verzeihung bitten. — Schaden könnte es ihm nicht."

Ah, das klang mehr als scherzhaft! Mörner ging fort und — wußte recht viel! Er überlegte den Fall, der so neu und unvorbereitet heran trat. Adulis war blind für das schöne Geschlecht und da er Mörner'n nichts zu bedenken gab, so hatte dieser überhaupt nicht gedacht. Jetzt aber mußte er's nothwendig und seine Gedankenbilanz war bald gemacht. Er kam nach Hause und erzählte dem Jüngling von seiner Eroberung. „Schon auf dem Schiffe," sagte er dann, „habe ich wohl bemerken gekonnt, daß sich die Blicke des Mädchens mit Ihnen beschäftigten. Aber auf Schiffsverdecken nennt man das Langweile und Zeitvertreib und legt kein weiteres Gewicht darauf. Heute indeß wissen wir's besser. Das Mädchen zeigt uns, so weit ein Mädchen es darf, daß sie eine Neigung hat, welcher sie nachhängen möchte. Ihre Person ist angenehm, ihr Ruf tadellos, ihre Familie gut. Ein junger Mann, denke ich nun, kann diese Neigung annehmen und sie erwibern. Es kommt nur auf Sie an, mein lieber Adulis, daß ich in Kreidels Haus Sie einführe. Und thatsächlich rathe ich Ihnen dazu. Bei mir können Sie doch nicht bleiben, meine Mission wird zu Ende gehen, — und was dann? Ob ich etwas dabei verdiene, ist noch die Frage, und wenn, so fange ich ein Geschäft damit an, das vorerst ein Kram ist, gut genug für einen Alten, aber nicht werth, daß ein Jüngling seine kostbaren Jahre dabei versäumt. Ganz anders die Firma Kreidel. Das ist ein Haus, fertig und unter Dach, da findet die Jugend Raum und Fülle der Thätigkeit. Das ist ein Feld für Sie. Sie praktiziren ein paar Jahr in Kreidels Comtoir, der Vater lernt Sie achten, wie die Tochter Sie lieben gelernt, Sie werden Schwiegersohn, Associé. Ihr Glück ist gemacht. Es sollte mich herzlich freuen, wenn die Aufopferung, wo=

mit Sie einem alten Manne zur Bedienung nach Odessa gefolgt sind, der Grundstein dieses Glückes für Sie geworden wäre. Ich würde dann sagen, gleichviel ob ich hier reussire oder nicht: gesegnet sei mein Eingang in Odessa! Aber nun sagen Sie auch etwas. Wollen Sie bei Kreibels eingeführt sein?"

Abulis war erblaßt, er starrte den Boden an und flüsterte kaum hörbar: „Ich habe an meine Zukunft noch nicht gedacht. Gönnen Sie mir Zeit!" — Damit verschwand er.

Am Abende dieses Tages fand Mörner ein Billet unter seiner Theetasse, welches von der Hand seines jungen Reisegefährten mit folgenden Zeilen beschrieben war:

„Verehrtester Herr! Als ich in einer schwierigen Lage mich Ihnen anbieten ließ, brauchte ich bei meiner Jugend und Unerfahrenheit allerdings fremden Schutz; ich durfte mir dagegen einbilden, daß auch ich nützen könne und die Leistung eine gegenseitige wäre. Dem ist nun nicht so. Ich sehe Sie, wozu ich Ihnen herzlich Glück wünsche, gesund, rüstig, kräftig, fremder Dienste mit nichten bedürftig. Ich bin Ihnen unnütz. Dieses Gefühl drückt mich. Indem ich Ihnen für Ihre freundliche und wahrhaft väterliche Behandlung zu ewigem Danke verflichtet bleibe, bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen mein Adieu sagen zu dürfen. Ich gedenke mit dem Lloyddampfer, welcher heut Abend abgeht, nach Triest wieder zurückzukehren. Ihr gehorsamster Abulis."

Mörner war wie vom Blitz getroffen. In einer bitteren Pille empfing er die Lehre, was es heiße, seine Hand in das Schicksal eines Nebenmenschen zu mischen. Denn daß dieses Billet die umgehende Antwort auf das Heirathsproject war, daran durfte er keinen Augenblick zweifeln. Was war zu thun? „Mit dem Lloyddampfer, der Abends abgeht." Aber es war schon Abend. Abulis konnte schon an Bord sein. Holt er ihn zurück? Und wie überredet er ihn zu bleiben? Ja, will er ihn nur überreden? Eigentlich fühlt er sich innerlich ein wenig beleidigt. Geh, Trotzkopf, ist sein nächstes Gefühl. Sein nächstes, aber nicht sein ganzes. Abulis dauert ihn, indem er ihn interessirt. Dieser Jüngling ist ein Räthsel. Warum stößt er ein Lebens- und Liebesglück von sich, das in anderen Köpfen lichterloh zünden würde? Ist es jugendliche Unreife und Unvernunft? Ist es unheilbare Melancholie? Ist es kindisches Ritterthum und meint er gar schon gebunden zu sein, weil irgendwo ein Schulmädchen ein Augenpaar hat, dem er kindische Treue schwur? Diese Fragen durchjagen rasch seinen Kopf. In solchen Fällen aber denkt sich's tiefer und schneller als mit den Gedanken, mit der — Eingebung. Mörner schellte, denn es frug sich zunächst ob der Junge überhaupt noch im Hause sei; gleichzeitig faltete er das Blatt wieder zu und warf es zu Boden, als könnte es auch ungelesen verstreut worden sein. Das Uebrige überließ er jetzt — wie der Entscheidung eines Loostopfes.

Das Tatarenmädchen, die weibliche Bedienung des Hauses, trat ein. Mörner erschrak. Er fühlte den Schmerz eines Verlustes im Herzen.

„Ist Abulis nicht da?" fragte er mit künstlicher Fassung.

„Sie schicken ihn ja so eben auf den Lloyddampfer. Soll ich ihn zurück rufen?"

„Thun Sie es." — Der kritische Augenblick war also just noch erhascht worden. Abulis kam. Mörner sah sein verstörtes, vielleicht verweintes Gesicht, obwohl

er that als merke und denke er nichts. Er sagte zerstreut: „Mir scheint, Sie sind in einem Ausgange gestört worden. Das thut mir leid. Eis könnte mir ja auch die Antschi bringen."

„Eis? Ich dachte, Sie haben dem Gelati seit einer Kehlkopfkrankheit abgesagt?"

„Ganz recht. Ich rede auch nicht von Gelati, sondern von Eisumschlägen. Mein Kopf rührt sich wieder. Ich weiß nicht, soll eine Kopfgicht werden, oder eine Gehirnentzündung, — vielleicht ist es auch nur eine Schwäche der Augennerven: aber dieses Gefühl kommt mir jetzt öfter. Ich bin eben in den Jahren, wo Einen der Schlag trifft. Glücklicherweise kenne ich das Mittel; bisher hat mir noch immer ein Eisumschlag gut gethan."

Adulis schrie auf. Leidenschaftlich sorgte und bekümmerte er sich um seinen Beschützer. Vor Allem ersah er das Blatt am Boden und steckte es rasch und heimlich zu sich, was Mörner, wie sein ganzes Betragen dieses Augenblicks, luchsäugig beobachtete. Die Probe war gelungen. Mörners Erfolg war vollständig. Er hatte den Jüngling richtig beurtheilt. Er entließ ihn nicht — er hielt ihn nicht, — er legte es in sein eigenes Gemüth, was er thun wollte.

Adulis blieb. Aber kein Wort dieser Krisis wurde mehr genannt, — weder Fräulein Kreidel, noch die Kopfgicht; — es war, als ob man sich beiderseits verstünde. Und still, zart, wortlos wuchs beiderseits Schonung und Anhänglichkeit.

(Schluß folgt.)

Drohbriefe an den Fürsten Bismarck.

Nach den bisher ungedruckten Originalen

mitgetheilt
von
Fedor von Köppen.

Als infolge der vor Kurzem stattgefundenen Verhaftung des Reichstags-Abgeordneten Most ein anonymer Drohbrief an die sächsische Staatsbehörde gerichtet und von dieser eine Belohnung auf die Entdeckung des Briefschreibers ausgesetzt wurde, lasen wir in einigen Blättern die merkwürdige Ansicht ausgesprochen, sie begriffen dieses Verfahren der Behörde nicht; anonyme Briefe gehörten eben nur in den Papierkorb. Wir denken anders darüber. Wie der Einzelne sich gegenüber anonymen Angriffen auf seine Person zu verhalten gedenkt, das mag er mit sich selbst abmachen. Der Staat aber hat höhere Pflichten; er darf sich nicht damit begnügen, das b e g a n g e n e Verbrechen festzustellen und zu bestrafen, sondern er muß auch dem a n g e d r o h t e n Verbrechen in seinen Motiven bis zu seinem Ursprunge nachgehen, um die Ausführung zu verhindern. Es ist freilich richtig, daß Diejenigen, welche auf feige Weise drohen, aus Furcht vor der Strafe selten den ernsten Willen haben, ihre Drohung auszuführen, aber ein gewisser psychologischer Zusammenhang zwischen dem Drohenden und dem Vollzieher der Thatsache, gleichviel wer dies sei, ist doch nicht hinwegzuleugnen. Für den Staat sind daher die anonymen Drohbriefe schon deshalb von Wichtigkeit, weil sie ihm oft die Spuren zu jenen finsteren

Schlupfwinkeln zeigen, wo das Verbrechen eigentlich geboren wird. In den unsäglich schmerzlichen Ereignissen der jüngsten Tage liegt für uns umsomehr die Aufforderung, dem eigentlichen Ursprunge der socialen Verirrungen unserer Zeit nachzugehen und das verruchte, schmutzige Treiben jener Klasse von Menschen aufzudecken, aus welcher Subjecte, wie Hödel, Nobiling u. A. hervorgegangen, — Menschen, die ohne allen sittlichen Halt, aller Ehre bankerott, mit dem Staate, der Gesellschaft und sich selbst zerfallen sind, die aber, wenn ihr unklares, schwammiges Gehirn das Gift gewisser Ideen einsaugt, gefügige oder willenlose Werkzeuge der Socialdemokratie oder anderer staatsfeindlicher Parteien werden können.

Uns ist vor einiger Zeit Einblick in die große Anzahl der im Bureau des auswärtigen Amtes in Berlin aufbewahrten Droh- und Warnungsbriefe gestattet worden, die zu verschiedenen Zeitpunkten und von verschiedenen Orten aus an den deutschen Reichskanzler Fürsten Bismarck gerichtet wurden und wohl nach der oben angedeuteten Richtung gerade in unseren Tagen ein besonderes Interesse haben und uns zum Nachdenken anregen dürften. Viele von diesen Drohbriefen sind offenbar nur der rohe Ausbruch von politischem Haß und gemeiner Gesinnung; dies gilt namentlich von denjenigen, die schon in ihrer Form die niedrige Bildungsstufe der Verfasser verrathen. Andere Droh- und die meisten Warnungsbriefe verfolgen systematisch den Zweck, den Fürsten nervöskrank und mürbe zu machen, oder ihn von einem bestimmten Ziele seiner auswärtigen oder Kirchenpolitik abzubringen. Manche scheinen auch nach Handschrift und Stil von Börsen-Interessenten herzurühren, die à la hausse engagirt waren.

Wie der Kanzler selbst über derartige Manöver mit anonymen Briefen denkt, geht aus seiner ganzen Handlungsweise hervor. Fest überzeugt von der inneren Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache, die er vertritt, würde er selbst dann nicht einen Augenblick von der eingeschlagenen Bahn abweichen, wenn er die Ueberzeugung hätte, daß der Drohung die That auf dem Fuße folgen würde; ihm steht die Sache höher als das Leben. „Durch einen Mord wird nichts in der Politik geändert," so äußerte er einmal bei einem späten Abendbesuche, den er bei seinem früheren Lehrer Professor Bonnell machte.

Wir gestatten uns nun, einige von diesen Briefen hier mitzutheilen, müssen aber von vorn herein diejenigen ausscheiden, welche der neueren Zeit angehören und zur Ermittelung von Spuren führten, die Anhalt für noch weitere Forschungen ergeben. Die hier mitgetheilten Briefe gehören der Zeit an, die zwischen den beiden Attentaten auf den Reichskanzler — in Berlin den 8. Mai 1866 und in Kissingen den 13. Juli 1874 — liegt. Eine besondere Beachtung verdient nach unserer Ansicht auch der Brief aus Ronneburg, insofern er uns zeigt, wie die Welt sich in dem unklaren Geiste eines solchen Menschen gestaltet, der zwar ein kleines Quantum wissenschaftlicher Bildung zur Schau trägt, aber nicht die Fähigkeit besitzt, einen einzigen richtigen Schluß zu ziehen, und insofern wir daraus ersehen, wohin wir gerathen würden, wenn unsere Staatsleiter politische Rathschläge von solchen Leuten annehmen wollten, welche sich anmaßen, die Ausgeburten ihres dumpfen, verworrenen Gehirns als höchste Staatsweisheit zu predigen. Wir haben die Orthographie der Originalbriefe hier beibehalten, bemerken aber, daß dieselbe in diesem Falle nicht den Maßstab für den Bildungsgrad der Verfasser

abgeben kann. In vielen Briefen von sehr guter und ausgeschriebener oder von verstellter Handschrift scheinen die orthographischen, mitunter auch historischen Fehler absichtlich hineingemengt zu sein, um die Anonymität der Verfasser zu wahren. Gewisse unfläthige Schmähworte, mit denen insbesondere der bereits angeführte Brief aus Ronneburg überreich gespickt ist, mußten wir aus Anstandsrücksichten unterdrücken.

Diese Andeutungen mögen genügen, um den verehrten Leser in die Lectüre dieser Schriftstücke einzuführen, nach welcher er das Urtheil über den Standpunkt und die Ziele der anonymen Verfasser sich selbst bilden wird. Wir finden zunächst einige Schreiben, die sich auf das Attentat vom 8. Mai 1866 beziehen, und reihen einige andere in chronologischer Folge daran:

1) Poststempel Berlin, 8. Mai 1866.

Excellenz!

Ein unüberlegter junger Mann hat gestern ein Attentat gegen Ihr Leben gemacht; der Mann hätte überlegter handeln sollen und er hätte sein Ziel nicht verfehlt. — Doch ich als guter Patriot und Preuße will es versuchen, Sie zu warnen, ehe es zu spät wird.

Eine Reihe der besten und edelsten jungen Männer Preußens haben geschworen, Sie zu tödten und einer von ihnen wird doch sein Ziel nicht verfehlen!? Sie mögen sich mit Wachen und Schergen umgeben, es hilft Ihnen nichts. Sie müssen zum Heil und Wohl des Vaterlandes sterben, und sollte es selbst auf die Weise sein, wie der Minister Latour in Wien 1848 geendet hat.

Excellenz! Nur ein Mittel giebt es, Sie zu retten; geben Sie der Welt den Frieden, legen Sie Ihr Amt nieder und meiden Sie das Land, somit wird die Ehre Preußens gerettet und nicht durch Mord und Tödtung befleckt sein.

Excellenz! Spotten Sie nicht über dieses Schreiben, es ist leider bitterer Ernst und kommt aus dem Herzen eines Patrioten, der sein Vaterland liebt und nicht als Schauplatz der grenzenlosesten Umwälzung haben will.

Nochmals, Excellenz, retten Sie Ihr Leben!

---

2) Poststempel Berlin, 18. Mai.

Herr Graf!

Soeben habe ich erfahren, daß man Sie Sonnabend Abend erschießen will. Es sind 10 Mann bereit, Sie zu ermorden, sobald kein Friede wird.

R. v. R.

Sogar Ihre Frau soll mitsterben.

---

3) Poststempel Brighton, 20. Mai.

Brighton, 3 Hampton Place, Pfingsten 1866.

Mein Herr!

Leider sind Sie dieses Mal entgangen. Wissen Sie denn: „Noch giebt es Patrioten, die sich nicht fürchten, Ihrem elenden Dasein ein Ende

zu machen!“ Mein verehrter unvergeßlicher Freund Ferdinand Blind hat mich gelehrt, Sie sicher zu treffen.

Fürchten Sie jetzt

Dolch

und

Gift!!!

Ich treffe sicher! Nehmen Sie Abschied von der Welt! Fluch und Schande werden Ihrem Andenken! Ewigen Haß gegen Alles, was Hohenzollern und Bismarck heißt, das schwöre ich!

Wilhelm Goergs,
ehemaliger Lehrer und Turnwart
in Stolberg bei Aachen.

---

4) Poststempel Lorges, 22. Mai 1866. (Schweiz.)

Herrn Bismarck!

Den — — — —

Sollten Sie nicht alsbald auch Ihr Möglichstes zum sofortigen Zustandebringen des Congresses beitragen; so stehe ich nicht gut, wenn Sie dieser Tage wieder eine unangenehme Carambole mit einem Blindschen Revolver machen werden.

Ein Deutscher, der schon längere Zeit von Hause fort ist,
aber jetzt einrücken muß.

---

5) Poststempel Bremen, 28. Mai 1866.

Bremen, im Mai 1866.

Sr. Excellenz,
Graf v. Bismarck.

Schon vor einiger Zeit hatte ich das Vergnügen, an Ew. Excellenz einige Zeilen zu richten.

Der s. Z. Mordversuch auf Ihr Leben konnte leider nicht — wegen Mangel an Zeit — wiederholt werden. Ich fordere Sie im Namen vieler Bremer nun hiermit auf, Ihre Dienste als k. preuß. Ministerpräsident zu verlassen, im widrigen Falle, — „ich schwöre beim Allmächtigen“ — Sie bestimmt bis zum 15. Juni a. c. nicht mehr am Leben sind.

Sie können sicher glauben, daß dieses Werk (Ihr Tod) nützlich für Preußen, Deutschland, ja Europa in Erfüllung gehen wird.

In dieser meiner Hoffnung zeichnet
ein patriotisch gesinnter
Bremer.

---

6) Poststempel Stuttgart, 29. Mai 1866. (Kalligraphisch mit großer rother Schrift.)

An dem Tage, an welche preußische Truppen die preußische Grenze überschreiten oder gegen ihre deutschen Brüder kämpfen, wird

Bismark

meuchelmörderisch durch einen Menschen umgebracht, welcher nicht

auf das Stahlhemd, sondern auf den Kopf schießen wird und dessen Kugel gewiß nicht fehlt.

Einer, der Gut und Blut für's Vaterland opfert.

---

7) Poststempel Amsterdam, 31. Mai. (Roth und schwarz mit großen Lettern geschrieben.)

Bismarck!

Memento mori.

Ravaillac. Jacques Clément. Balthasar Geeraerts. Boots.
Blind. Orsini.

On veille sur toi, prends garde de ne nous échapper!

(Darunter die Zeichnung von Waffen und eine Jakobinermütze mit der Inschrift: „Freiheit.“)

---

8) Aus Nassau. (Frauenhand.)

S. E. dem Grafen von Bismarck.

Herr Graf!

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass, wenn das Herzogthnm Nassau von Prensseu vernichtet wird, nnd Sie dazn beigetragen haben, ich Sie mit meinem gezogenen Revolver **erschiessen** werde.

Es ist genug, dass Sie die Schändlichkeit gehabt haben, den Krieg im dentschen Vaterlande verursacht zn haben, wenn Sie aber noch dazu, mein geliebtes Nassau vertilgen, so sind Sie des Todes! Merken Sie sich dieses!!!

Wenn Sie mich nöthigen, ein Mörder zn werden (und dadurch Ihr und mein Unglück verursachen), so werde ich mein Werk sicherlich vollenden. Erinnern Sie sich des, was vor ein paar Monaten geschehen ist?

Handeln Sie, bitte, gerecht! Ich werde dann immer
von Ener Excellenz .
der Unterthänigste Diener sein,
Baron B . . . . ., v. S . . . .

Den 18. Juni 1866.

P. S. Halten Sie dieses Schreiben geheim.

S. E. Graf von Bismarck etc.

Bitte, bitte, verschonen Sie den Thron S. H. des Herzogs Adolph. Gott und ich werden Sie dafür segnen. Haben Sie Rücksicht in Ihrer hohen Stellung anf meine Bitten.

Sagen Sie Seiner Majestät, er soll des Blutes gedenken, was jetzt für die blosse Ehrfurcht vergossen wird!!!

Bedenken Sie, dass, wenn meine Bitten nichts helfen, wenigstens mein Revolver helfen wird.

Denken Sie nicht etwa, ich sei nicht bei Sinnen.

---

9) Poststempel Wien, 22. Juni 1866.

Zeichnung: ein Galgen 2c.

Darunter die Worte: das ist das Einzige, welches sich der Junker und Premierminister v. Bismarck erwerben kann.

S. K.

---

10) Poststempel Hamburg, 3. Febr. 1867. (Hübsche Damenhandschrift.)

Warte nur, warte,
Es giebt einen Bonaparte,
Der will sich holen,
Was Preußen **gestohlen.**

Es giebt nur eine Kaiserstadt
Und das ist Wien!
Es giebt nur ein **Räubernest**
Und das ist Berlin!

Eine Preußen verachtende
freie Deutsche.

---

11) Poststempel Ronneburg, 23. Juni 1867. (Gute, sehr ausgeschriebene Handschrift.)

An Bismarck.

Deutschland in den Leidensjahren 1866—67.

Ein Mann, durch den es nur anders, aber nicht besser wird, ist nicht zu achten.

Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben,
Schätze, die Du hier erwirbst, Würden, die Dir Menschen gaben,
Nichts kann Dich im Tod erfreun, diese Güter sind nicht Dein!

Gellert.

(— — — —.)

Der Orden, die Namen, Titel und Würden der Jesuiten sind Dir bekannt und verdienst Du vollkommen, wenn man dieselben im ganzen Umfange auf Dich (— —) anwendet.

Was bewegt Dich (—) dazu, daß Du so lieblos und schonungslos, hartherzig und drückend auf die arme, beklagenswerthe deutsche Nation wirkst, die Du (—) wieder zusammengestohlen hast und im Begriffe stehst noch zusammenzustehlen?

Ehrgeiz, Herrschsucht und Gewinnsucht. —

Denkst Du, es wird Dir gelingen und Dir für voll hinausgehen? erschrickst Du nicht vor dem einstigen Strafgericht? Was sagt Dein Kopfkissen dazu, kannst Du ruhig schlafen? Stehen Dir nicht immer wieder teuflische Ideen und Pläne vor Deinen Augen? ja, der Teufel selbst in Natura?

Und daß Du ein Prahler (— — — —) bist, hast Du wiederum bewiesen damit, weil Du Erstens hast verordnen wollen, daß die Berathungen und Verhandlungen im Parlamente von Seiten der Volksvertreter nicht veröffentlicht werden sollen, und Zweitens das über Mi-

litärhoheit, einheitliche Einführung des Militärwesen und die nöthigen Mittel zur Erhaltung derselben, sowie politische Vertretung im Auslande gar nicht diskutirt werden soll. Das ist wieder ein preußischer und Jesuitenkniff! — Wozu da das Parlament?! Wozu dem Volke wieder unnöthige Geldausgaben aufbürden? Laß doch lieber gleich in die Berliner Muhme setzen,* was Du auf Deinem Herzen hast und was nöthig ist zur Begründung und Erhaltung des zweiten deutschen Bundes!! So gut Du (— — —), den deutschen Bund aufgelöst und zerrissen hast, so gewiß wirst Du einen neuen auf die Dauer nicht zu rechte bringen!! — Dazu ist die deutsche Nation nicht fähig und Du (—) nicht berufen. — — Revolution wird die Frucht Deiner Aussaat und Deiner teuflischen Ideen und Pläne sein! Verwünschungen, Vertreibung und Mißhandlung wird der wohlverdiente Lohn für Dich (— — —) sein. — Und wenn es Dir ja gelingen sollte, noch mehr Länder zusammenzustehlen, die Herzen wirst Du nicht gewinnen, es wird Dir gehen, wie dem großen Kaiser Napoleon I. Es könnte Dir auch überhaupt ergehen, wie Geßler und Beringer und dem nichtswürdigen Albrecht von Habsburg i. J. 1308. — Und Du (—) Verführer, hast Dich nicht gescheut, Deinen bejahrten Herrn und König auf solche Irrwege zu führen (— — — — — — — — — — — — — — — — — —!) Der hochgeehrte Herr F..... hat recht, wenn er sagt, mit und unter solchen Verhältnissen nicht ins Parlament gehen zu wollen, alle sollten es meiden mit Dir, (— —) zu unterhandeln.

Von 100 Menschen 1 Mann zum Militär ausheben, ist unerhört und gar kein Verhältniß in Hinsicht der Größe und der Bevölkerung; 1 Mann von 200 Mann ausheben, ist beinahe noch zu viel, möchte doch aber noch eher angehen! —

Komm nun (— — — —) und laß mit Dir unterhandeln, weil Du auch nur ein sterblicher Mensch bist und keine Stunde vor dem Tode sicher!! — Wenn ihr immer mehr haben wollt, so müßt ihr weisen Männer auch dafür sorgen, daß es denen abverlangt wird, die es geben können und daß auch Geistliche, Lehrer, Beamte und **Offiziere** (beziehentlich Soldaten, „Gemeine nicht") dasselbe Quantum geben, was ein anderer Staatsbürger geben soll und muß! — Daß die vorgenannten steuerfrei sind, ist eine große Ungerechtigkeit!! — Nur der Arme, der soll immer über seine Kräfte geben. Wo soll es jetzt herkommen? bei der Theurung? theure Wohnung, Kleidung, Feurung, Nahrung, wenn einer Frau und 1, 2, 3, 4 Kinder hat und wöchentlich $2\frac{1}{2}$, 3 oder 4 Thlr. verdient? Wenn Ihr mehr haben wollt, so müßt ihr auch dafür sorgen, daß der Lohn des Handwerksmannes, des Handwerksgesellen, des Fabrikarbeiters und des Tagelöhners verhältnißmäßig erhöht wird.

Daß wir das Pfund Salz mit 11 Pf. bezahlen müssen, haben wir euch preußischen Gaunern auch zu verdanken, — wir könnten es für 7 oder 8 Pf. haben, — und die vielen indirekten Steuern, daß sich Gott erbarmen wolle über uns arme Sünder! — !

Ich schreibe diese Zeilen, daß Du sie beherzigen sollst und in der

Zukunft weise, gerecht und mild verfahren sollst. Wem viel vertraut, der hat viel zu verantworten! Wenn aber ein fremdes Volk nach Deutschland käme, das hast Du (—) nicht zu verantworten, und sind 1813 auch ohne Dich (—) hinausgetrieben worden. Es werden auch dann wieder Soldaten genug sein und mehr als nöthig am Kampfe theilnehmen wollen.

Für heute schließt, weil ich schläfrig, verdrießlich und ärgerlich bin

W. J. G. A. W. J. F.

R. J. L. G.

Deutschland in den Leidensjahren 1866—1867.

Der Mann ist nicht zu achten, durch den es nur anders und nicht besser wird.

P. S. Nachdem ich meinen Brief schon beendigt hatte, kam mir der Entwurf für den norddeutschen Bund zu Gesicht und woraus sich ergiebt, daß ihr weiter nichts begehrt, als „Alles", die noch übrigen Throne, Land und Leute der noch bestehenden Bundesstaaten. Ja, es wird und kann Dir gelingen, aber nur dann, wenn Du dem Grundsatze gemäß handelst, welcher lautet:

„Might overcoms right"

was Dir (— —) recht gut zuzutrauen ist.

Aber aus der Geschichte wirst Du gelernt haben, daß Gott und die „Zeit" gerichtet hat und noch ferner **richten** wird!

Merke auch auf das Sprichwort:

„Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben!"

was sich bei der Handlungsweise des Burggrafen Heinrich V. bewiesen und bewährt hat, i. J. 1572. Die Geschichte von Engelbert II., Erzbischof von Cöln, starb 1275, und es gäbe noch viel aufzuzählen. — Die Geschichte von Philipp d. Schönen und Papst Clemens V. sei noch erwähnt zum Beweis, daß Gott und die „Zeit" richtet, beide starben in einem und demselben Jahre, in welchem sie ihre teuflische und grausame That verübt hatten.

„Mit Recht erkannte das Volk hierin ein Gottesgericht" u. s. w.

Und Du (—) willst auch Gott noch spotten und den Anfang Deiner hochmüthigen, teuflischen Verhandlung an einem Sonntag beginnen? — Mir könnten den Tag 10 Thlr. geboten werden, ich möchte mit Dir, Du (—), kein Wort wechseln.

Klingt das nicht viel schöner, wenn Hutten sich über Franz Sickingen gegen Erasmus in Rotterdam folgendermaßen ausdrückt:

„Sickingen ist ein Mann, wie ihn Deutschland seit langer Zeit nicht gehabt, und er verdient, daß Du ihn auch der Nachwelt empfiehlst. Ich hoffe, er wird unserer Nation große Ehre bringen. Alles, was wir an den Helden des Alterthums bewundern, hat er nachzuahmen gestrebt. Er ist weise, beredt und voll Thatkraft; edel und groß ist Alles, was er spricht und thut. „Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!" —

Und wie erquickend und wohlthuend muß es schon hier im Leben

sein, wenn man versichert sein kann, daß einst ein Jeder an der irdischen Ruhestätte mit freudigem Herzen denken und sagen wird:

Ruhe sanft! an Deinem Grabe steht
Versunken jeder Freund in tiefen Schmerz,
Durch Dein Streben hast Du uns erhöht,
Dafür lohn' Dir Gott und unser Herz. —

Durch Deine gegenwärtige Politik wirst Du aber die deutsche Nation nicht glücklich machen. So lange ihr die Armen preßt und Du Dich nicht scheust, Schweiß und Blut vom erpreßten abzuwischen und Dich damit (—), werden Dich die Deutschen einen (—) nennen.

---

12) Poststempel Paris, 6. Juli 1867.

Monsieur le ministre de Prusse à Berlin.

Vous êtes prié de ne pas sortir dimanche, car j'ai appris qu'on veut vous assassiner. Si vous sortez de votre hôtel, tout est prêt pour ne pas vous manquer; faites y bien attention. Je fais parti de ce nombre qui ne partage pas les idées belliqueuses et insolentes de la Prusse. Que la guerre éclate et vous verrez si le patriotisme français est mort, comme le disent les news papes of you country take care to you time is money id is said in England. Je finis ma lettre et je vous déclare que je suis Allemand et de pur sang de Nuremberg.

Jean Kölk. (?)
passage à Paris.

---

13) Poststempel Moskau, 4. Sept. 1872.

Seiner Durchlaucht, dem hohen und mächtigen Prinzen Bismarck in Berlin.

Lieber Bismarck,

Du bist doch ein rechter (—), obwohl Du auch die Einigung Deutschlands hervorgebracht. — Was hast Du davon? — In der Geschichte wirst Du immer nur als ein guter Diener des (— — —) bleiben. Mach' 'ne Republik und stelle Dich als Präsident — dann wirst Du in Ewigkeit nicht alein für Deutschland sondern auch ganz Europa als e. Großer Mann bleiben.

Dein Freund.

---

14) Poststempel Dresden, 9. Okt. 1872.

Durchlaucht!

Euer fürstl. Durchlaucht werden es nicht übel nehmen, wenn Einer aus dem Volke zu Sie spricht, und es Ihnen schriftlich mittheilt, indem derselbe doch nicht bis an Ihren erhabenen Thron gelangen könnte. Nun, Herr Fürst! Der Herr! der Heerschaaren! der König Himmels und der Erde! hat Ihnen eine große Macht gegeben hier auf dieser Welt! Er hat Sie auf die höchste Stufe: der menschlichen Gesellschaft (durch Seine unentliche Gnade) gestellt! aber Herr Fürst!! Sie

mißbrauchen diese Gewald! — — — Sie sind zwar ein Irrgläubiger, der nicht die Wahrheit in sich hat, indem Sie kein Glied des h. katholischen Glaubens sein: Denn das Ast, was vom Stamme abgeschnitten worden ist, hat keinen Saft und Kraft mehr in sich. Und deshalb wird der Herr! der Aller Höchste! auch nicht auf strengste Art verfahren gegen Sie.

Aber das wissen Sie! sehr gut! daß Sie die Wahrheit unterdrücken und verfolgen! Denn Ihnen geht's wie Pontius und Pilatus! Dieser fragte auch den Erlöser (als der Heiland zu demselben sagte, ich bin gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben) ganz hönisch: ach! was ist Wahrheit?

O Fürst! Ihnen geht's sehr traurig! wenn der Herr Sie richten wird! denn der Heiland sagte zu seinen Jüngern: Wer Euch verachtet, der verachtet Mich und wer Mich verachtet, verachtet Dem, der Mich gesand hat. Und auch Sie, Herr Fürst, verfolgen die Diener der Kirche und die Ortensbrüder und sogar die heilige Braut Christi, die h. katholische Kirche selbst! die bereits seit 19zehn Jahrhunderten besteht! die der Erlöser mit seinem heiligen Blute! besiegelte und zu seinen Jüngern sprach: ich verlasse Euch nicht wie Waise, sondern ich bin alle Tage bei Euch bis an das Ende der Welt und die Pforden der Hölle!! werden meine Kirche nicht überwindigen. Und zum h. Apostel Petrus! sagte Er! Du ein Fels! auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen! waide meine Lämmer! waide meine Schafe! bis ich wiederkomme. Nun sehen Sie nicht, Herr Fürst! diesen Felsen in — Rom? Auch sagte der Heiland: die Bauleute haben den Stein verworfen. Er ist aber zum Eckstein geworden und alle, die sich daran stoßen, werden zerschellen. Und so wird's auch Ihnen, Herr Fürst! ergehen und allen Ihren mächtigen Helfershelfern. Der Herr, der Allerhöchste, ist unentlich — gütig und langmüthig! ist aber auch unentlich — gerecht! und läßt sich nicht spotten! bis hierher und nicht weiter! Und das ist gräßlich! in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.

Auch ich war Irrgläubiger! und verfolgte und lästerte die h. katholische Kirche! Der Herr! aber sprach zu mir! O! Menschenkind! warum? verfolgst Du mich? und Er gab mir seine Gnade! daß ich die Wahrheit reden sollte und Zeugniß dafür ablegen kann. Ich juble und preise den Herrn, Tag und Nacht! für diese große Gnade. — Denn Viele sind berufen — aber — wenige auserwählt.

Wie können Sie! da Sie! Lutheraner oder Zwinglianer sein, und doch den wahren Glauben nicht haben! die Braut Christi verfolgen? O! der Herr! wird strenges Gericht mit Sie halten! — Denken Sie an diesen Brief, wenn der Herr kommt!

Die unzähligen Menschen in Jericho lachten und verspotteten das Volk Israels! das Volk Gottes zu damaliger Zeit! als Sie 7 Tage lang um die festen Mauern der Stadt herumgingen und sogar am 7ten Tage 7 Mal und Gott dabei riefen und anbeteten! und das Allerheiligste in

Ihren Händen trugen (durch die Priester), um dadurch die Gnade Gottes zu erflehen — so fielen die Mauern zusammen! und die Juden zogen mit Posaunen und Trompeten und Lobliedern in Jericho ein. So auch jetzt Katholiken in Deutschland. Sie beten und preisen Gott, sie wallfahren und machen Geliebte! um daß der Herr! die Feinde der Kirche zu Schanden mache! O! Herr Fürst! es kommt wie ein Blitz und die katholische Kirche wird jubeln und Gott preisen.

Einer der die Wahrheit und Gerechtigkeit liebt.

Herr Fürst!

O gehen Sie in sich mit Ihrem Kaiser! eh das Gericht Gottes über Euch kommt!

Sehen Sie! nicht die Wahrheit Christi, die Er gelehrt hat in dieser schönen h. katholischen Kirche? die da einig, heilig, allgemein, apostolisch über den ganzen Erdkreis verbreitet ist! Ich dachte, es müßte Ihnen in die Hände fallen. Wo die Mächtigen der Erde! und die Macht der Hölle Jahrhunderte schon an diesem Felsen gewackelt haben und doch nichts ausrichten? Wo tagtäglich in der heiligen Messe der Heiland zugegen ist und seinen himmlischen Vater anfleht für Unsere Sünden und unblutig aufopfert? Wo Er sagte zu Seinen Jüngern? verkündet den Tod Eueres Herrn! bis ich wiederkomme! und vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange! wird Meinem Namen ein heiliges reines Opfer dargebracht werden. O! ich könnte noch viel von der Wahrheit schreiben, das Pappier faßt es nicht.

D. O.

---

15) Poststempel Utrecht, 22. Juni 1873.

Am Herr dem Graf von Bismarck
am Hofe des Kaisers von Deutschland
zu Berlin.

Mainz, den 22. Juni 1873.

Meinherr der Graf!

Gott sprach an seine Schüler: „Er, der meine Diener vervolgt, verfolgt mich.“

Sie verfolgen wohl die katholische Religion, aber sie werde besiegen und Sie, Excellentie, werde gestraft werden für Ihre Ungerechtigkeit. Weh Euch!

Leve der Papst!
Leve die Katholische Religion!

Ein Holländer.

---

16) Ew. Excellenz agiren mit den Liberalen und Logenbrüdern gegen ein Reich, das schon achtzehn Jahrhunderte bestanden hat und bis jetzt noch Niemand hat zerstören können, nämlich gegen die heilige katholische Kirche, die von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, gestiftet ist und bestehen wird bis ans Ende der Welt, der selbst gesagt hat: ich bin der Weg,

die Wahrheit und das Leben und die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, der nicht lügen und betrügen kann, da er Gott von Ewigkeit her ist. Sie scheinen nicht zu wissen, wie es allen denjenigen ergangen ist, die es so gemacht haben wie Sie, nämlich, daß sie Alle eines elenden erbärmlichen Todes gestorben sind. Sie scheinen also mächtiger zu sein, wie alle Ihre Genossen, Sie müssen nicht von einem, sondern von tausend Teufeln besessen sein, sonst könnten Sie so thöricht, unsinnig und gottlos nicht handeln, wie Sie thun. Sie müssen keinen Funken Religion und keinen Funken Gewissen haben, sonst könnten Sie sich nicht unterstehen, die katholische Kirche, das Reich Gottes, gestiftet von Jesus Christus, dem Sohne Gottes und unserm Heilande, gegen den alle Mächte der Hölle nichts vermögen. Sie wollen mit Ihren Genossen die Katholiken und ihre heilige Kirche aus dem deutschen Reiche ausrotten, was Ihnen aber so wenig gelingen wird, wie Ihren Vorgängern. Aus Ihren Handlungen geht deutlich hervor, daß Sie an keinen Gott, Himmel und Hölle glauben, sonst könnten Sie so thöricht nicht handeln. Sie glauben wahrscheinlich, daß mit dem Tode Alles aus ist, und es kein Leben nach dem Tode mehr giebt, und der Mensch mithin nicht mehr ist, als ein unvernünftiges Geschöpf. Ich sehe daher nicht ein, warum der Mensch nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist, mit Vernunft und Verstand begabt, und eine andere Gestalt und Gang hat, wie ein Thier, wie z. B. ein Esel, Bär und dergleichen. Wenn der Mensch keine andere Bestimmung hat, und blos für diese Welt erschaffen ist und mit dem Tode alles aus, so steht er auf derselben Stufe wie ein Ochse, den man schlachten, und dessen Fleisch man essen kann. Wenn Sie also nichts glauben, was Gott geoffenbart und Jesus Christus zu befolgen geboten hat, und den Menschen nach seinen Handlungen belohnen oder bestrafen will, je nachdem derselbe gut oder böse handelt. Ich sehe nicht ein, warum also der Mensch belehrt und unterrichtet wird, wozu Lehr- und Unterrichtsanstalten sind und man jetzt so sorgt, daß er immer besser unterrichtet, klüger und weiser werden soll, wenn er blos für diese Welt und nicht für den Himmel erschaffen ist, und also mit dem Thiere auf gleicher Stufe steht, und man nicht auch aufwachsen will, wie das unvernünftige Vieh. Ich möchte gerne wissen, was Sie eigentlich denken, denn aus Ihren Handlungen kann ich mir keinen Begriff machen. Sie können unsere heilige Religion und die von Jesus Christus gestiftete Kirche so wenig umstoßen und ausrotten, so wenig ein kleines Kind von 5 Jahren eine Kirche wegtragen kann. Wenn Sie so fortfahren, wie Sie jetzt handeln, so werden Sie gleiches Schicksal haben, wie Diejenigen, die gehandelt und gethan haben, wie Sie, Sie werden also auch eines elenden Todes sterben, wie sie. Wenn Sie nun Nichts glauben, was Gott geoffenbart und Jesus Christus zu thun befohlen hat, glauben Sie denn auch, daß Sie auch mal sterben werden, und vielleicht bald sterben können, wie andere Menschen, was Sie doch aus der täglichen Erfahrung wissen müssen und nicht ableugnen können, indem Ihre Vorfahren alle gestorben sind und Niemandem Leben bleiben wird? Wenn nun der ernste Augenblick

hereinbrechen und Sie wie andere Menschen sterben müssen, dann wird Ihr Gewissen, das Sie jetzt betäuben und zum Schweigen bringen, erwachen und Ihnen die bittersten Vorwürfe machen und Ihnen Ihr gottvergessenes Handeln vorhalten und Sie vor den Gewissensbissen weder bei Tage noch des Nachts Ruhe haben und ruhig schlafen können, dann werden Sie Ihren verdienten Lohn bekommen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wer nicht hören will, muß fühlen!

Dixi et salvavi animam meam. Die Schuld und Strafe können und müssen Sie sich dann selber zuschreiben.

Die mitgetheilten Proben mögen vor der Hand genügen, da diejenigen Briefe, — und es sind dies freilich die interessantesten, — welche mit der Gegenwart in unmittelbarem Zusammenhange stehen, sich wie gesagt aus nahe liegenden Gründen der Mittheilung durch die Oeffentlichkeit entziehen. Auch diese anonymen Zuschriften sind bei allen politischen und Waffenerfolgen, die wir gehabt haben, und der gesteigerten Bildung unserer Zeit doch ernste und bedenkliche Zeichen für den Rückgang der Religiosität und Sittlichkeit in vielen Volksschichten, welchem nicht allein mit den vereinten Anstrengungen aller Vaterlands- und Reichsfreunde, gleichviel welcher Partei sie angehören, entgegenzuwirken ist, sondern welchem auch das Gesetz Einhalt thun muß. In welcher Weise dieses Letztere geschehen kann, darüber mögen die Berufenen entscheiden. Eines aber möchten wir als ein nach unserer Ansicht dringendes Erforderniß hervorheben, um den verderblichen Einfluß der staatsgefährlichen Lehren auf unbeschäftigte, verwahrloste junge Leute zu hindern: daß die Erziehung unserer Jugend schärfer überwacht, und daß Schülern, Lehrlingen, überhaupt allen Leuten, die nicht ein gewisses Alter und eine bestimmte Beschäftigung, die ihnen Unterhalt giebt, nachweisen können, der Besuch aller politischen und socialpolitischen Versammlungen verboten werde. Wer heute hier, morgen dort sein Unterkommen sucht, heute an diesem, morgen an jenem Orte den Staub von den Sohlen schüttelt und keinen anderen Grundsatz kennt, als „ubi bene, ibi patria“, der darf an dem vaterländischen Gemeinleben keinen Theil, überhaupt keine politischen Rechte haben. Wer es nicht versteht, für das Allernächste, was ihm obliegt, zu sorgen, um sich redlich durch's Leben zu schlagen und sich einen unbescholtenen Namen zu erhalten, wie möchte der über den Ausbau unserer Staatseinrichtungen ein Urtheil haben oder einen Rath geben können!

Wir stehen noch unter dem tief erschütternden Eindrucke des Ereignisses, das heute wie ein Alp auf uns Allen lastet, erfüllt von tiefer Trauer über jenen Schmachfleck, der unserer gesammten Nation von einem ihrer mißrathensten Söhne angehängt worden ist. Wir stehen ohne Antwort vor dem Räthsel: „Wie war es möglich, daß eine Hand sich gegen das geliebteste und würdigste Haupt der deutschen Nation, gegen das geweihte, ehrfurchtgebietende Haupt unseres greisen Kaisers erheben konnte?“ — Und wir schreiben zu dem Zwecke, um auch unsererseits dazu beizutragen, damit wir uns frei machen von der Mitschuld an dem blutigen Frevel, dessen Zusammenhang mit gewissen Bestrebungen innerhalb unseres Volkes auch aus den oben mitgetheilten Briefen hervorgeht. Es ist unser Aller Aufgabe, mit

vollster Energie gegen diese Bestrebungen anzukämpfen, damit es nicht in der Geschichte einst heißen möge: „Das deutsche Volk hat sich auf der Höhe seines Ruhmes durch ein der Zahl nach kaum beachtungswerthes, schwaches Bruchtheil der Nation die kostbarsten Früchte seiner vieljährigen und blutigen Arbeit verkümmern und entreißen lassen."

Die Religion als Heilmittel der modernen Gesellschaft.

Von
Daniel Schenkel.
Heidelberg.

1.

Wenn ein Organismus erkrankt ist, so fehlt es niemals an mitleidigen Aerzten, welche ihre Medicamente anbieten. Und wenn nun die ganze „moderne Gesellschaft", dieser vielgegliederte Organismus von Individuen, Ständen, Berufsklassen mit seinen Interessen- und Culturkämpfen sich als Patient anmeldet, so darf ein so interessanter Kranker mit Sicherheit auf reichlichen ärztlichen Zuspruch rechnen. Daß unsere moderne Gesellschaft sich nicht im Zustande eines normalen Wohlseins befindet, daß sie insbesondere an hochgradiger nervöser Aufregung leidet, daß eine fieberhafte Unruhe ihr durch alle Glieder zuckt, das werden auch diejenigen nicht leugnen, welche sich nicht so leicht pessimistischen Stimmungen hinzugeben pflegen. Nicht nur das mürrische Alter klagt über die böse, ungemüthliche, verwilderte Zeit; Niemand ist recht zufrieden; allgemein ist das Gefühl verbreitet, daß der Gesellschaftskörper selbst bedeutungsvollen Umwandlungen entgegengehe, und daß das Zeitalter der Umwälzungen, welches gerade vor hundert Jahren seinen Anfang genommen, noch lange nicht seinen Abschluß gefunden habe.

Wir wollen von den gewöhnlichen Quacksalbern, welche zur Heilung der gesellschaftlichen Schäden ihre Geheimmittel anpreisen, Umgang nehmen. Auch die vielen wohlwollenden und verdienstlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der neueren Gesetzgebung, welche einer den Bedürfnissen entsprechenderen Gesellschaftsordnung gewidmet sind, wollen wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Der Schaden sitzt in unserm Patienten so tief, daß ihm mit Gesetzes-Recepten jedenfalls nicht gründlich geholfen werden kann. Es giebt Krankheiten, die nur durch eine ganz veränderte Diät beseitigt werden können. Das haben diejenigen erkannt, welche die Religion für das Heilmittel unserer gesellschaftlichen Gebrechen halten und die Gleichgültigkeit oder die Feindschaft gegen die Religion für die tiefste Ursache der herrschenden Verwirrung und Noth. Das ganze Zeitalter soll auf die richtige religiöse Diät gesetzt, nach der vorausgegangenen Emancipation des menschlichen Geistes von der göttlichen Offenbarung soll derselbe der Autorität der religiösen Institutionen aufs neue unterworfen; er soll wieder religiös disciplinirt werden. Nur wenn die Gesellschaftsordnung unter die durchgängige Zucht des religiösen Geistes gestellt wird, dann ist auch wieder auf vollständige Heilung der gegenwärtig herrschenden und unerträglich gewordenen socialen Uebel zu hoffen.

So reden nicht die, welche bewußt oder unbewußt auf eine neue Religion sinnen, nachdem sie an der Schöpferkraft und Lebensmacht der alten Religionen,

insbesondere auch des Christenthums, verzweifelt haben. Diese sind noch unklar über das, was sie wollen; ob es überhaupt eine Religion sei, worüber sie brüten, und womit sie die herkömmliche Gesellschaftsordnung auf den Kopf zu stellen gedenken. Sie sind einstweilen noch trübe und gefährliche Schwärmer, denen die Polizei auf die Finger sehen muß. Diejenigen, welche unserm Zeitalter das Heilmittel einer erneuerten religiösen Disciplinirung verschreiben wollen, gehören den alten Religionsparteien an, und sie wollen auf unsere Zeit nicht reformatorisch, sondern restauratorisch wirken. Was seit hundert Jahren im Leben der Völker sich ereignet hat, dieser unermeßliche politische, religiöse und sociale Umschwung, gegen welchen bisher jeder Widerstand auf die Dauer sich erfolglos gezeigt hat — — er erscheint diesen Heilkünstlern der Restauration lediglich als eine Episode des menschlichen Wahns und Uebermuthes innerhalb der göttlichen Weltleitung; und wenn sie sich drastisch ausdrücken und gröbere Nerven beeinflussen wollen, dann scheuen sie sich auch nicht, auf „das Werk des Teufels" hinzudeuten, das die hinter uns liegende hundertjährige Entwicklung garstig verunstaltet habe. Die Parole, die von dieser Seite ausgegeben wird, heißt: Umkehr, und vor Allem Umkehr der Wissenschaft, der gesammten Denkweise, der Culturerrungenschaften, der im Geiste individueller Freiheit gegründeten Schöpfungen des Zeitalters, der Universitäten, der Schulen, der Presse; und auf die Frage, wohin soll denn die moderne Gesellschaft umkehren, lautet die Antwort: zur Kirche, unter ihre Satzungen und Ordnungen, unter ihre heilbringende Leitung.

Man sagt „Religion", und man meint die „Kirche"; ganz als ob es sich von selbst verstände, daß die beiden Begriffe sich decken. Man sagt „Christenthum", und man meint das künstliche System der im Laufe der Zeit unter klerikaler und kirchenregimentlicher Autorität aufgestellten „Dogmen und Cultusformen", als ob das Christenthum ein Niederschlag von Dogmatik und Liturgik wäre. Man giebt vor, der Begriffsverwirrung in unsererer Gesellschaft wehren zu wollen, und man verwirrt und vermengt aufs heilloseste Begriffe, die nicht scharf genug auseinandergehalten werden können.

Es ist kein Mangel an Achtung vor der Kirche und ihren Institutionen, wenn man sie der Religion nicht gleich setzt. Die Religion ist eine Geistes- und Lebensmacht, welche das menschliche Dasein mit dem ewigen Urquell aller Dinge in Verbindung setzt; sie verleiht unserm Geiste im wechselnden Strome der Endlichkeit das Bewußtsein, daß er selbst unendlich ist; sie erhebt ihn über die sichtbare Welt und stellt ihn auf eine unsichtbare Höhe, von welcher er die Zeitlichkeit beherrscht, die Wallungen der Gefühle zu dämpfen, die Stürme der Leidenschaften zu beschwichtigen vermag. In jeder Religion ist ein geheimnißvolles Etwas, das die Sinnlichkeit niederhält und das Gemeine in uns bändigt; denn jede Religion verlangt von uns Opfer. Aber nur eine Religion hat die Opferidee von den Verirrungen des Fanatismus befreit und von dem Beiwerk einer dumpfen Symbolik gereinigt; nur das Christenthum hat das reine Opfer eines demüthigen Geistes und eines liebenden Herzens religiös geweiht und die Liebe zur absoluten Geistes- und Lebensmacht erhoben. Und auch in der Form des Glaubens ist das Christenthum Glaube an die Liebe, an ihre göttliche Herrlichkeit, an ihre erlösenden und das Menschenleben heiligenden Kräfte. „Wenn einer allen Glauben hätte", sagt

der Apostel, welchem das Christenthum die Ausbreitung über die Culturländer der alten Welt verdankt, „wenn er mit seinem Glauben Berge zu versetzen vermöchte und hätte keine Liebe, so wäre er nichts.“ Er kannte schon zu seiner Zeit die „gläubigen“ Redner mit Menschen- und mit Engelszungen, die gemachte Begeisterung und die Geheimnißkrämerei mit heiligen Dingen, das hohle Pathos flunkernder Rhetorik, das er dem tönenden Erze und einer klingenden Schelle vergleicht, das verzehrende Feuer eines brennenden geistlichen Eifers mit Unverstand — und mit Unwillen wendet er sich von allem erkünstelten und aufgespreizten Frommthun ab, und fordert — langmüthige, neidlose, demüthige, von Hoffart, Bitterkeit, Aufgeblasenheit freie, das Unrecht hassende, der Wahrheit sich freuende Liebe. Das ist Religion, das ist die christliche Religion.

Eine Religion, welche in unserer modernen Gesellschaft es dahin brächte, die Liebe zur absoluten Geistes- und Lebensmacht in ihr zu erheben, könnte uns sicherlich die nützlichsten Dienste leisten, wir könnten sie als Heilkraut auf manchen alten Schaden, manche tiefe Wunde legen. Die Selbstliebe ist ein nothwendiger Bestandtheil der Liebe; aber der Egoismus, die ausschließliche Liebe zu dem eigenen Ich, die Selbstbereicherung auf Kosten aller anderen Mitlebenden, die Ausnutzung derselben mit allen verfügbaren Mitteln, das schlechteste nicht ausgenommen, wenn es nur nicht dem Arme des Strafrichters verfällt — das ist die Verwilderung, die Zersetzung der Gesellschaft. Der Egoismus sitzt tief in der Menschennatur; das Thier ist im Menschen als Potenz, und seine schlummernden Triebe können jederzeit unter günstigen Umständen hervorbrechen und Schrecken verbreiten. Man kann den Egoismus durch Verstandesdressur zähmen; aber der raffinirte Selbstsüchtling ist der gefährlichste Feind der Gesellschaft. Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, daß mit Unterricht und Aufklärung den Verheerungen, die der Egoismus in der Gesellschaft anrichtet, für immer gewehrt werden könne. Der Egoismus ist die mächtigste Leidenschaft im Menschen; wenn er einmal entfesselt ist, so zwingt er auch den Verstand, die kluge Berechnung in seinen Dienst, und unwillkürlich staunen wir über den heillosen Scharfsinn, welchen große Verbrecher während ihrer grauenhaften Laufbahn entwickeln.

Gegen die thierische Potenz, den Egoismus im Menschen und in der Gesellschaft, muß die Heilkraft gefunden werden. Man darf weder das Individuum noch die Gesellschaft der entfesselten Macht des Egoismus überlassen; schon die Selbstliebe drängt hier zur Nothwehr. Die Gesellschaft hat in der Staatsordnung gegen Angriffe und Uebergriffe des Egoismus einen Schutzdamm; sie zwingt den Einzelnen, der ihren Organismus stört oder gar zu zerstören sucht, unter ihr Gesetz, die Macht des Gesammtwillens, durch Strafandrohung und Strafvollzug. Allein was ist das für ein gesellschaftlicher Zustand, der sein Fortbestehen unaufhörlich durch gewaltsame Mittel, durch Unterdrückung der persönlichen Freiheit, durch Freiheitsentziehung und durch Anwendung der Todesstrafe erzwingen muß! Der Socialdemokrat Schweizer hat in seinem Buche über die Religion, in welchem er schon vor Jahren die Abschaffung der Religion empfohlen hat, nicht verschwiegen, daß in dem von ihm geträumten Socialistenstaate für jedes niedergerissene Gotteshaus ein neues Zuchthaus erbaut werden müßte. Diejenigen, welche den Atheismus jetzt von den Dächern predigen und für Massenaustritte aus der „Kirche“ Propaganda

machen, haben sich vielleicht doch noch nicht klar genug gemacht, daß mit der Vertreibung der Religion unvermeidlich die rohe Gewalt Besitz von der modernen Gesellschaft nehmen würde, daß es zur Bändigung des individuellen Egoismus dann kein anderes Mittel mehr gäbe, als die gewaltsame Entfesselung des Egoismus der Gesammtheit.

Die Religion ist als Heilmittel der Schäden, welche der Egoismus in der Gesellschaft anrichtet, unentbehrlich. Wenn die Menschen den Glauben an die absolute Geistes- und Lebensmacht der Liebe völlig verloren haben, dann beginnen die wilden und unersättlichen Triebe und Leidenschaften des Egoismus ihr sociales Zerstörungswerk. Hier ist nun der Punkt, an welchem die Frage nach der Religion, als einem Heilmittel der modernen Gesellschaft, brennend wird. Es wäre nicht zu verantworten, wenn wir den Rückgang der Religion, als einer die moderne Gesellschaft mitbestimmenden Macht, irgendwie verschleiern wollten. Zwar bilden Diejenigen, welche die Religion auf die Aussterbeliste gesetzt haben, immer noch eine verschwindende Minderheit. Nicht der Religionshaß, sondern die religiöse Gleichgültigkeit giebt unserm Zeitalter das eigenthümliche Gepräge. Es liegt etwas Wahres in dem bittern Ausspruche von D. F. Strauß, daß das religiöse Gebiet dem Gebiet der Rothhäute in Amerika gleiche, das von deren weißhäutigen Nachbarn immer mehr eingeengt werde; und wenn er selbst auf die Frage: „haben wir noch Religon?" schließlich nur zu antworten weiß: „ja oder nein, je nachdem man es verstehen will", so ist er mit dieser nichtssagenden Antwort nur der Dolmetscher des religiösen Zeitindifferentismus geworden.

In Folge dieses Indifferentismus sind die Schranken gefallen, welche dem Umsichgreifen des Egoismus früher im Wege gestanden haben. Verwundern wir uns nicht über die Gründerwuth, den rücksichtslosen Interessenkampf, die Ausbeutungslust derer, welche die Macht haben, die Entfesselung des „Krieges aller gegen alle", die maßlose Genussesgier, die mit der Kraft zu erwerben in keinem Verhältnisse steht, die zunehmende Entwerthung der idealen Güter, die absolute Bevorzugung alles dessen, was man greifen, ausnutzen, essen, trinken, in ein Genuß- und Verbrauchsmittel verwandeln kann — verwundern wir uns darüber im Mindesten nicht. Nachdem der religiöse Indifferentismus in allen Klassen und Schichten der Gesellschaft dem Egoismus die Wege geebnet hat, nachdem der Glaube an den göttlichen Werth der Liebe und an deren weltgeschichtliche Offenbarung im Christenthum auf Nullpunkt gesunken ist, nachdem nicht nur die Altäre in den Gotteshäusern verlassen sind, sondern auch das ewige Licht auf dem Altar vieler Herzen erloschen ist, — so müssen die unheimlichen Vulkane sich über die Gesellschaft entleeren, deren unterirdisches Feuer so lange von den religiösen Mächten in Verschluß gehalten worden ist.

Wir sagen: von den religiösen Mächten, und insbesondere von der Macht der christlichen Liebe. Und das führt uns auf die Beantwortung der Frage: ob denn nicht doch die Kirchen berufen sind, die moderne Gesellschaft in ihre Kur zu nehmen? Noch weiter, ob die von denselben bereits in's Werk gesetzten Kurmethoden nicht doch die richtigen [und zweckentsprechenden sind? Daß die Kirche nicht die Religion, die christliche Kirche nicht das Christenthum ist, bedarf nicht erst des Beweises. Allerdings ist der Religion ein Gefäß unentbehrlich, in welchem ihr

Inhalt aufbewahrt, durch welches er in der Gesellschaft verbreitet wird. Ist der Inhalt göttlich, so ist jedoch immerhin das Gefäß menschlich, und wie viele sehr menschliche Ingredienzien dem Christenthum von den Kirchen beigemischt worden sind, dafür legt die Kirchengeschichte auf jedem Blatte Zeugniß ab. Ja, schon die bloße Thatsache, daß nicht nur eine Kirche vorhanden ist, daß sehr mannigfaltige und von einander verschiedene christliche Gemeinschaftskörper existiren, zeigt uns deutlich, wie sehr wir uns vor dem Irrthum zu hüten haben, als ob die Wahrheit der christlichen Religion ohne weiteres aus den kirchlichen Dogmen, Institutionen und Cultusformen geschöpft werden könnte. Es wäre freilich sehr bequem, wenn sich die religiöse Wahrheit überlieferungsmäßig fixiren und durch eine mit übernatürlicher Autorität bekleidete Kaste unter Schloß und Riegel aufbewahren ließe. Jahrhunderte lang ist die Kirche, als eine solche übernatürliche Bewahrungsanstalt fixirter christlicher Wahrheit, zugleich als übernatürliche Heilanstalt der menschlichen Gesellschaft verehrt worden, und daß sie sich ihre Kuren mit theurem Gelde bezahlen ließ, das lehrt uns die Geschichte vom Ablaß. Aber die Reformation hat den Schleier zerrissen, der die Werkstätten der Geheimmittel verdeckte; der große Kurort Rom, zu dem die Patienten in hellen Haufen pilgerten, hat seinen guten Ruf seit langer Zeit verloren, und wenn die Protestanten ähnliche Kuranstalten in verkleinertem Maßstabe und mit schwächlichen Mitteln einzurichten versucht haben und noch immer versuchen, so haben sie mit der Kirche die christliche Religion selbst in Mißcredit gebracht, und auch so scharfsinnige Männer, wie D. F. Strauß und E. v. Hartmann, verleitet, das Christenthum mit der Kirche zu verwechseln und jenem die „Selbstzersetzung" zuzuschreiben, die sich lediglich in dieser findet.

Wären die „Kirchen" erfüllt vom Glauben an die absolute Macht der im Christenthum der Welt erschlossenen Liebe, dann wären sie unzweifelhaft die rechten Heilanstalten gegen den Egoismus, der unsere moderne Gesellschaft mit seinem ätzenden Gifte zersetzt. So weit die Kirchen wirkliche Träger der christlichen Religion sind, so weit haben sie auch den Beruf, ihre Rettungsboote auf das von Leidenschaften aufgewühlte Meer unseres Zeitlebens hinauszusenden. Allein wie steht es bei ihnen mit der Flagge, mit welcher sie ausgerüstet sein müssen, wenn ihr Hülfsanerbieten etwas Besseres sein soll als windige Wortmacherei? Segeln sie unter der Flagge des Glaubens an die absolute Macht der Liebe, oder sind sie selbst theilweise verkappte Fahnenträger des Zeitgeistes, geheime Instrumente des Egoismus, den sie im Princip verdammen? Eine zureichende Ursache muß vorhanden sein, weshalb sich das Zeitalter, auf den Höhen wie in den Niederungen der Gesellschaft, so vielfach und so entschieden von der Kirche abgewendet hat. Aus der bloßen Verstocktheit des menschlichen Herzens läßt sich die epidemisch gewordene Gleichgültigkeit gegen die Kirche nicht erklären. Wie, wenn das Salz selbst hin und wieder dumm geworden wäre und seine würzige Kraft verloren hätte? Der Egoismus hat die Kirche des Mittelalters untergraben; die Reformation ist in ihrem innersten Wesen die Rückkehr eines Theils der Christenheit zum Glauben an die Gotteskraft der Liebe gewesen. Die Abneigung, die gegenwärtig Tausende gegen die Kirche erfüllt, die stumpfe Gleichgültigkeit, womit viele Tausende an allen kirchlichen Erscheinungen und Unternehmungen vorübergehen, sie haben ihren tieferen Grund in der Voraussetzung, daß die Kirche, wenn auch

nicht durchweg, so doch vielfach einem egoistischen Zuge folge, daß ihren Organen weniger an der Wohlfahrt der Gesellschaft, als an ihrer eigenen Machtstellung, ihren Standesinteressen, ihrem materiellen Vortheile, der Wiederherstellung einer privilegirten Autorität, gelegen sei. Ein tiefes Mißtrauen gegen die Kirche hat die weitesten, namentlich die gebildeten Kreise ergriffen, und schon die Thatsache, daß dasselbe vorhanden ist, sollte die Vertreter und Führer der kirchlichen Parteien zur ernstlichsten Selbstbesinnung anregen, um die Ursachen dieses Mißtrauens zu erforschen. Der grobe Egoismus, der unverhüllt auf seine Befriedigung ausgeht, ist nicht am meisten zu fürchten; der feine Egoismus, der seine arglistigen Absichten in den Schafspelz der frommen Denkungsart versteckt, ist der schlimmste Feind der Gesellschaft. Will die Kirche sich aufs neue das Vertrauen ihres Patienten erwerben, so hat sie sich vorerst von jedem Verdachte zu reinigen, daß sie an derselben Krankheit leide, zu deren Heilung sie der modernen Gesellschaft ihre Dienste anbietet. Sie muß zuerst beweisen, daß es ihr um die Religion und nicht um das Dogma, um das Christenthum und nicht um die Hierarchie, um die geistige und sittliche Förderung der Gemeinden und nicht um deren Beherrschung, um den Glauben an die absolute Macht der Liebe und nicht um den Glauben an die absolute Autorität ihrer Institutionen zu thun ist. An ihren Früchten, hat der Meister gesagt, werdet ihr sie erkennen. Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte, ein schlechter Baum keine guten Früchte bringen. Prüfen wir also die Früchte und beurtheilen darnach den Baum; legen wir die Werke auf die Wagschalen und wägen wir darnach den Glauben. Gleiche Wage und gleiches Gewicht gegenüber der römischen und gegenüber der protestantischen Kirche! Sehen wir uns ihre neuesten Thaten an, dann mögen wir entscheiden, inwiefern dieselben zu Heilmitteln unserer von den Gefahren des Egoismus bedrohten modernen Gesellschaft werden können, und inwiefern nicht.

2.

Wir lassen der römischen Kirche, wie billig, den Vorrang. Sie genießt den Ehrenvorzug des Alters, und sie zählt ihre Bekenner nach vielen Millionen. Wir unterscheiden sie zugleich von der katholischen Religion und lehnen von vornherein die Mißdeutung ab, als ob unser Urtheil über die römische Kirche ein Urtheil über die katholische Religion sein sollte.

Daß die römische Kirche sich im Besitze nicht nur des Heilmittels, sondern des Universalheilmittels für die moderne Gesellschaft glaubt, das ist uns soeben wieder von zuständigster Seite kund gethan worden. Nach der vor Kurzem (den 25. April d. J.) erlassenen Encyklika des Papstes Leo XIII., dieser geistlichen Thronrede an die „gesammte katholische Welt", liegt die Ursache aller so entsetzlichen Uebel der modernen Gesellschaft lediglich „in der Geringschätzung und Verwerfung der heiligen und erhabenen Autorität der Kirche", dieses Hortes und Schutzes jeglicher legitimen Autorität. Wäre diese Autorität niemals vernachlässigt oder verschmäht worden, dann wären alle die Uebel, von denen das Menschengeschlecht gegenwärtig in ausgedehntestem Umfange bedrängt wird, gar niemals zum Ausbruche gelangt; und würden Fürsten und Völker sich unter „die oberste Gewalt des römischen Papstes" und unter „die göttliche Verfassung der katholischen

(d. h. römischen) Kirche" wieder beugen, dann wäre das ausgiebige Heilmittel für die moderne Gesellschaft gefunden. Unterwerfung unter die Autorität des römischen, durch die vatikanische Synode als unfehlbar proclamirten Papstes und unter die von ihm ausfließende Gewalt: das ist, nach dem klaren Wortlaut der päpstlichen „Encyklika", der einzige untrügliche Weg zur Heilung aller Zeitschäden.

Wir haben es hier sicherlich mit keiner bloß rhetorischen Kundgebung, sondern mit einer sehr ernstlich gemeinten Meinungsäußerung zu thun, die besonders an die Adresse der „weltlichen Fürstengewalt" gerichtet ist, welcher zu Gemüthe geführt werden soll, daß sie durch Vernachlässigung der „heilsamen Autorität" der Kirche „ihren erhabenen und heiligen Schmuck verloren habe", den sie vordem „als ein Geschenk der Religion" getragen hatte. Man sollte denken, nach so unmißverständlichen Andeutungen sollte es nicht schwer sein, zu einem klaren Urtheil über Geist und Tendenz des Receptes zu gelangen, welches durch die „Encyklika" der modernen Gesellschaft verschrieben wird. Die italienische Presse ist auch mit ihrer Sprache fest und scharf herausgegangen. Unsere tonangebenden deutschen Zeitungen hielten es meist für angemessener, die Flötenregister aufzuziehen und zu Friedenshymnen sich begeistern zu lassen. Mit unverkennbarer Absichtlichkeit war durch fortlaufende Sensationsartikelchen mit offiziösem Anhauche die friedfertige Gesinnung des neuen Papstes verkündet worden, und daß bereits Unterhandlungen in Rom eingeleitet seien, um dem bösen „Culturkampf" ein rasches Ende zu bereiten. Es war nur eine Kleinigkeit in diesen Mittheilungen verschwiegen, ob die deutsche Regierung oder ob die römische Kirchengewalt sich nachgiebig zeigen werde, ob man von Berlin nach Canossa, oder ob man von Rom nach Berlin zu gehen entschlossen sei. Einstweilen kam es ja nur darauf an, mit „Wandrers Nachtlied"

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'"

die vom Culturkampf erregten Gemüther sanft einzulullen und den Culturkämpfern mit erhobenem Finger zuzuwinken:

„Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Oder, um uns eines der treffenden Bilder des deutschen Reichskanzlers zu bedienen, es kam nur darauf an, die „Versumpfung" des Streites abzuwarten, in welchem allerdings nichts Geringeres auf dem Spiele steht, als die Entscheidung über die Frage, ob die deutsche Fürsten- und Staatsgewalt ihren „erhabenen Schmuck", ihre Majestät künftig als ein „Geschenk der Kirche" zu tragen habe, oder ob ihre Würde, Macht und Hoheit aus ihrer selbsteigenen Machtvollkommenheit fließen solle.

Ich kann es mir nur aus der Geringschätzung, mit welcher die kirchlichen Angelegenheiten seit Jahren behandelt worden sind, einigermaßen erklären, daß die deutsche Presse in einer Reihe namhafter Blätter die „Encyklika" als eine Friedenstaube mit dem Oelzweige im Schnabel begrüßt hat. Es fehlte doch auch sonst nicht an mehrfachen Zeichen nach der Thronbesteigung des neuen Papstes, welche einigermaßen wetterkundige Auguren auf die richtige Spur hätten leiten können. War es denn etwa bloßer Zufall, daß die Etablirung der römischen Hierarchie in Schottland, in welcher die schottischen Reformirten ein Attentat auf ihre Geistes-

freiheit erblicken, unmittelbar nach dem Regierungsantritte Leo's XIII. erfolgte, und daß Rom seine propagandistischen Absichten in England, begünstigt vom Hochschlafe des anglikanischen Kirchenthums und den Träumereien eines kindischen Ritualismus, gerade jetzt vollends entlarvte? Die Nachricht, daß einem Prinzen des königlichen Hauses in Italien bei Anlaß der österlichen Beichte gemäß hoher Weisung die Absolution verweigert wurde, auf so lange, als er in der königlichen Armee befehlige, ja, daß ihm sogar der beichtväterliche Rath ertheilt wurde, das Weichbild der Stadt Rom zu verlassen, ist niemals widerrufen worden. Mittlerweile arbeitet unter dem neuen Papste die Congregation des Index mit verdoppelter Anstrengung, ohne Zweifel, um die Behauptung der „Encyklika" zu illustriren, daß der päpstliche Stuhl „die freundliche Fackel sei, durch welche die Civilisation der christlichen Zeiten hervorleuchte". Gewiß — eine „Fackel", die sich aber jederzeit aufs Verbrennen besser, als aufs Erleuchten verstanden hat, und die selbst ein unschuldiges Buch Minghetti's soeben der Vernichtung weihte, weil es unter der Autorität eines berühmten Namens religionslose Grundsätze verbreite und „so dem Einflusse der Kirche Abbruch thun könnte". Unter Pius IX. lebte der Exjesuit Pater Curci unangefochten, obwohl er anstößige Meinungen in Betreff der zeitlichen Herrschaft des heiligen Stuhls durch den Druck verbreitet hatte. Kaum hat Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen, so wird Pater Curci nach Rom citirt und zu einer Unterwürfigkeitserklärung genöthigt, welche uns einen ganz deutlichen Begriff von dem Heilverfahren giebt, welches das Papstthum zur Zeit gegenüber der modernen Gesellschaft einzuschlagen entschlossen ist. Der unglückliche Curci nimmt nicht nur Alles zurück, was die päpstliche Heiligkeit und Unfehlbarkeit in seinen Schriften oder Handlungen tadelnswerth finden könnte, er erklärt sich auch zum „gelehrigsten Gehorsam gegen den Statthalter Jesu Christi" bereit, ja, er giebt „sich vollkommen in des Papstes Hände", der eigenhändig die Unterwerfungsformel zuerst geändert hatte, welche Curci nachher unterzeichnete.

Das Christenthum ist, wie wir gezeigt haben, die Religion des Glaubens an die absolute Macht der Liebe. Der Glaube ist, seinem Wesen nach, persönliche Selbstgewißheit und Freiheit, und nichts ist einleuchtender, als daß der modernen Gesellschaft von den Verheerungen, welche der Egoismus in ihrem Schooße angerichtet hat, nur geholfen werden kann durch Umstimmung und Umwandlung der Individuen im innersten Punkte ihres Gewissens. Der Egoismus verwirrt das Gewissensurtheil; dieses muß wieder geschärft werden, und der in den Dienst der Selbstsucht verstrickte Verstand muß sich dem höchsten Gewissensgesetze: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut auch ihr ihnen," freiwillig wieder unterwerfen lernen. Aller wahre Glaube an die Besserung und Vervollkommnung der Gesellschaftszustände ist zugleich Glaube an die sittliche Freiheit und Selbstbestimmungsfähigkeit der Individuen, und bei allen ihren Schwächen und Mängeln können wir es der Reformation nicht genug danken, daß sie das Gewissen, vorab des deutschen Volkes, befreit, und in ihm das Bewußtsein seiner sittlichen Würde und Selbständigkeit wieder geweckt hat, das unter dem Sirenengesange der römischen Casuisten und Ablaßkrämer eingeschlafen war.

Was wird uns nun aber durch das Beispiel des Pater Curci documentirt? Das neue Papstthum kennt wie das alte kein anderes Heilmittel für die beklagten

Gesellschaftsgebrechen als Gewissensunterwerfung, Gewissensunterdrückung. Die „Kirche" kennt keine Berechtigung der religiösen Individualität. Immer erhebt das heilige und ewige Gewissenstribunal im Menschengeiste seine Stimme aufs neue wieder, und immer wird sie wieder aufs neue erstickt durch das Machtwort des Papstthums: Unterwerfung. Auch Bischof Ketteler hat einen Nothschrei des Gewissens ausgestoßen, als er die vatikanische Formel unterzeichnen sollte; auch der Bischof Hefele von Rottenburg hat Gewissensbisse empfunden, als ihm zugemuthet wurde, in schreienden Widerspruch mit allen seinen bisherigen Ueberzeugungen und Veröffentlichungen zu treten; und welche Gewissenskämpfe mag Pater Curci ausgestanden haben, bevor er die verhängnißvolle Feder ergriff, die sein moralisches Todesurtheil unterzeichnen sollte. Aber sie haben sich unterworfen, Einer wie der Andere, und wie schon Viele, und wie noch Viele künftig es thun werden. Dieses, wir leugnen es nicht, großartige, mit Maschinenhochdruck wirkende Institut der Gewissensunterwerfung schließt die Wunden; aber sie heilen nicht, sie brennen im Verborgenen, sie eitern fort, und wer will die unausbleibliche Folge, die allmähliche Blutvergiftung des Gesellschaftskörpers, unter solchen Umständen hindern?

Die „Kirche", die römisch-päpstliche Kirche, soll, nach der „Encyklika", die ausschließliche Brunnenstube sämmtlicher Heilkräfte für die moderne Gesellschaft sein. Nicht nur kein Wort der Anerkennung für das Christenthum, das außerhalb der römischen Grenzmarken auch in der Welt ist, sondern gegen dasselbe lediglich Worte heftiger Aggression. Weil die orientalischen Völker die „sanften Bande, durch welche sie mit dem apostolischen Stuhl verbunden waren, zerrissen haben", darum haben sie „den Glanz ihres ursprünglichen Adels, die Zierde der Wissenschaften und Künste, die Würde ihrer Herrschaft" verloren. Der nüchterne Historiker weiß, daß die Gebrechen, an welchen die orientalische Kirche gegenwärtig noch leidet, schon vor dem eilften Jahrhundert, also vor der Trennung derselben von dem römischen Stuhle, sich ausgebildet hatten, und daß es namentlich die Verderbnisse in der abendländischen Kirche, das päpstliche Verbot der rechtmäßigen Priesterehe und die Fälschung des nicänischen Symbols, waren, wodurch die Trennung mitherbeigeführt wurde.

Insonderheit die Stellung, welche die preußische Regierung und das deutsche Reich in der letzten Zeit gegen das römische Kirchenthum zu nehmen sich genöthigt sahen, wird in der „Encyklika" in einer Weise zum Gegenstande der Aggression gemacht, daß wir über die Gutmüthigkeit der Zeitungsreferenten nur staunen können, welche von der Milde und dem Wohlwollen, womit das fragliche Aktenstück abgefaßt sei, nicht Rühmliches genug zu sagen wissen. Als ob nicht mit Fingern auf „die Feinde der öffentlichen Ordnung" hingewiesen wäre, „welche, um die Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern, ihre hartnäckigen Angriffe gegen die Kirche Gottes richten, in schmählichen Verleumdungen Eifersucht und Haß auf sie herabrufen, ihrer Autorität täglich neue Wunden schlagen und die oberste Gewalt des römischen Papstes, dieses Hüters und Anwalts der ewigen und unveränderlichen Ideen der Gerechtigkeit, umzustürzen suchen!" Wer etwa noch zweifeln wollte, gegen wen in der „Encyklika" die verwegene Anklage „der Feindschaft gegen die öffentliche Ordnung, der Erschütterung der Grundlagen der Gesellschaft und der hartnäckigen Angriffe gegen die Kirche Gottes" geschleudert werde, dessen Zweifel müssen

sich lösen bei der Wahrnehmung, daß die Urheber „der in den meisten Ländern zum Umsturz der göttlichen Verfassung der römischen Kirche erlassenen Gesetze" unumwunden als solche Feinde der Ordnung, Verwüster der Gesellschaft und Attentäter gegen die Kirche Gottes bezeichnet werden. „Die Verachtung der bischöflichen Macht, die der Ausübung des geistlichen Amtes entgegengestellten Hindernisse, die Zerstreuung der religiösen Orden, die Einziehung der Kirchen- und Armengüter, die Entziehung der wohlthätigen Stiftungen aus der Leitung der Kirche", mit einem Worte die sog. Maigesetze werden in Ausdrücken, wie sie aus dem Munde der Centrumspartei nicht herausfordernder ertönen könnten, in der „Encyklika" als Versuche zur Zerstörung der göttlichen Verfassung der römischen Kirche gebrandmarkt.

Wer möchte nicht wünschen, daß die Staatsgewalt in Deutschland mit allen Religionsgemeinschaften, auch mit der katholischen Kirche, in Frieden leben könnte. Aber zum Frieden gehören immer zwei Parteien. Und ein fauler nichtnutziger Friede ist schlimmer als der schlimmste Streit. Einen solchen Frieden mit dem römischen Papstthum auf Kosten der Ehre und Selbständigkeit des Staates zu schließen, dazu scheinen gegenwärtig diejenigen keine kleine Lust zu haben, welche sich nur im Bunde mit der römischen Hierarchie stark genug glauben, das freie Wort zu unterdrücken und den protestantischen Geist zu knebeln. „Ein Abgesandter Leo's XIII.", meint eine der Centrumspartei nicht fern stehende lutherische Kirchen-Zeitung, „fände bei billigem Angebot jetzt rege Nachfrage". Hat denn die deutsche Regierung die katholische Religion irgendwie angetastet? Möchte doch nur der Liebeshauch der Religion die Segel des Schiffes Petri schwellen, mit Freuden würde die Fahrt seines neuen Steuermannes begrüßt werden. Aber ist denn die „Verfassung der Kirche", ihre hierarchische Organisation, ist die Papstgewalt Religion? Die „Encyklika" erklärt die Verfassung der römischen Kirche für eine „göttliche" Institution, als ob Gott selbst oder Christus sie vom Himmel herab gegeben hätten. Die Verfassungen und Gesetze der Staaten, die Macht und Gewalt der Fürsten sind auf dem Standpunkt der „Encyklika" lediglich hinfällige menschliche Einrichtungen, welche der göttlichen Autorität der Kirche unterworfen sind. Selbst im Mittelalter haben kräftige Fürsten und selbstbewußte Staaten dieser theokratischen Anmaßung erfolgreichen Widerstand geleistet; die Reformation hat sie in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit aufgedeckt; der moderne Staat kann in der Erneuerung der theokratischen Ansprüche nur eine Auflehnung gegen seine Würde und Selbständigkeit, gegen sein ewiges geheiligtes Recht erblicken, und es ist seine heilige Pflicht, dieses Recht zu schützen.

Mag an einigen Bestimmungen der Maigesetze die Kritik diesen oder jenen Punkt anders wünschen, darauf kommt es gar nicht an; eine solche Kritik hat auch die „Encyklika" an denselben gar nicht geübt. In dem schwebenden Streite ist das Princip Alles. Der Staat allein hat der Kirche gegenüber zu bestimmen, was seines Rechtes ist und was die Pflicht gegen die Staatsangehörigen von ihm erfordert. Der Staat kennt keine „göttliche" Verfassung der Kirche; er weiß aus der Geschichte, wie menschlich dieselbe zu Stande gekommen ist. So lange das Papstthum darauf beharrt, seine theokratischen Ansprüche dem Staate aufzudrängen, so lange es das moderne Staatsprincip nicht nur theoretisch verwirft, sondern that-

sächlich zu untergraben sucht, so lange es die Regierungen, welche ihr gutes Recht durch die Gesetzgebung wahren, als Feinde der katholischen Religion und als Zerstörer der Gesellschaftsordnung den Völkern denuncirt: — so lange ist es nicht nur unwürdig, sondern lächerlich, die Staatsgewalt zur Nachgiebigkeit gegen den römischen Stuhl zu ermahnen, und Preußen oder Deutschland die Rolle anzusinnen, welche Pater Curci so eben abgespielt hat.

Wir sind überzeugt, daß nur die Heilkräfte der Religion die Wunden wieder schließen können, welche der Egoismus unserer Gesellschaftsordnung geschlagen hat; die Encyklika dagegen drückt die Ueberzeugung aus, daß „das öffentliche Wohl und das Heil der ganzen Menschheit" die Wiedereinsetzung der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhls dringend verlange. „Weltliche Herrschaft" — das ist also das Heilmittel, welches die römische Kirche für die moderne Gesellschaftsordnung in Bereitschaft hält. Der Statthalter scheint das Wort des Meisters vergessen zu haben: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Kein weltliches Reich, sondern seinen heiligen Geist hat Christus der Kirche zurückgelassen; schlimm genug, wenn man von der römischen Kirche sagen müßte, sie hätte beides durch eigene Schuld verloren. Die „Encyklika" strotzt von Protesten gegen den Verlust der weltlichen Papstherrschaft, als ob mit ihr dem Stuhle Petri das Fundament unter den Füßen weggezogen wäre. Daß dem Romanismus mit dem Verluste des Geistes Christi, des Geistes der Toleranz und der Liebe, die Krone vom Haupte gefallen, das Oel der Heilkraft für die Gesellschaftsordnung aus den Gliedern geflossen ist, davon hat derselbe keine Ahnung. Man kann es in diesem merkwürdigen Hirtenbriefe mit Händen greifen: das Princip des römischen Kirchenthums ist ein politisches geworden, und der theokratische Staat ringt mit dem politischen Staate noch einmal, vielleicht zum letztenmal, um die Weltherrschaft.

Diesen Kampf, den Pius IX. mit aller Gluth eines edeln, mit theokratischen Ideen übersättigten Geistes aufgenommen, ist Leo XIII. — das ist der ernste nicht mißzuverstehende Sinn seiner „Encyklika" — fortzusetzen und wo möglich durchzuführen fest entschlossen. Er wird in Worten und Mitteln wählerischer sein, als sein Vorgänger, in der Sache und im Wesen mindestens so ausdauernd und unerschütterlich. Nicht die Heilung der modernen Gesellschaft, sondern die Herrschaft über die moderne Gesellschaft ist der lockende Kampfpreis, für welchen die Hierarchie gegen die Staatsgewalt in die Schranken tritt. Wir sind der „Encyklika" dankbar für die Offenheit, womit sie die Zukunftspläne des vatikanischen Systems enthüllt hat. Wer die Schule und die Familie beherrscht, der beherrscht die Gesellschaft. Auf vollständigste Besitzergreifung der Schule, von der untersten Volksschule bis zu den Universitäten, ist zunächst das Streben der Hierarchie gerichtet. O, „über die zügellose schlimme Freiheit der Lehre in Schrift und Wort", o, daß man allen frischen und tapferen Forschern den Mund schließen, daß man alle Lehrer der Jugend, alle Vertreter der Wissenschaft so stumm und so unterwürfig zu den Füßen des heiligen Stuhles legen könnte, wie die fünfhundert Säulenmänner des vatikanischen Concils, wie den Bischof von Rottenburg und wie den Pater Curci! Der „Kirche", der römisch-vatikanischen, gebührt, der „Encyklika" zufolge, „das Recht auf den Unterricht und die Erziehung der Jugend". Vom religiösen Unterricht ist nicht die Rede. Die Schule überhaupt, das gesammte Unterrichtswesen soll der

„Kirche" ausgeliefert, dem Staate abgenommen werden: die ganze Jugend soll durchtränkt werden von dem heiligen Oele der vatikanischen Decrete. Die Bewunderer der gemäßigten Ansprüche der „Encyklika" scheinen zufriedengestellt, wenn Rom nur nicht mehr will. Sie sehen vielleicht mit gespannter Erwartung der neuen „Philosophie" entgegen, welche das päpstliche Rundschreiben uns in Aussicht stellt, der Restauration der Philosophie des heiligen Augustinus und des Thomas von Aquino, „von der das richtige Verständniß der übrigen Wissenschaften zum großen Theile abhängt". Der Triumphwagen der vatikanischen Kirche, von den großen Scholastikern des Mittelalters gezogen, würde dann unsern Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, alle Denker, die mit ihren Lehren „die Geister verwirren und die Sitten verderben", zu Staub zermalmen, es würde nur gelehrt werden, was der unfehlbare Hort aller Seelen nach vatikanischem Recepte zu lehren erlaubt, und jung und alt wäre nunmehr „vor der Ansteckung durch das Gift der Irrthümer" bewahrt.

So träumt sich der Einsiedler im Vatikan die Zukunft der modernen Gesellschaft, nach Anleitung seiner „Encyklika". Nur begnügt er sich noch nicht mit der ganzen Schule; die Familie soll gleichfalls der Kirche gehören, und „ihre Würde kann nur durch die Gesetze wiederhergestellt werden, welche der göttliche Stifter selbst für die Kirche angeordnet hat". Also Christus Urheber einer Ehe- und Familiengesetzgebung! Christus Stifter des „Sacraments" der Ehe! Die vatikanische Theologie wagt den „ehrwürdigen Brüdern" Erstaunliches zu bieten. Das Erstaunlichste ist freilich, daß die Staatsgesetze, welche die bürgerliche Eheschließung regeln, als „gottlose Gesetze" gebrandmarkt werden, und daß die von Staatsbeamten geschlossene Ehe in der „Encyklika" als „gesetzliches Concubinat" beschimpft wird. Das ist die milde und wohlwollende Sprache, deren sich das päpstliche Rundschreiben gegenüber den Staatsregierungen bedient.

In diesem Tone spricht die „Encyklika" von den rechtsgültigen Gesetzen des preußischen Staates und des deutschen Reiches in demselben Augenblick, in welchem allem Anscheine nach inspirirte Federn von eingeleiteten friedlichen Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zu erzählen wissen, die doch auf den Grundlagen der „Encyklika" für Deutschland zu keinem anderen Ziele führen könnten, als zu einer demüthigen Pilgerfahrt nach Canossa.

Nicht nur hat Leo XIII. das Rundschreiben seines Vorgängers mit dem berüchtigten Syllabus in keiner Weise zurückgenommen, er hat vielmehr dasselbe in seiner „Encyklika" aufs förmlichste und feierlichste bestätigt. „Den Spuren unserer Vorgänger folgend", erklärt er, „wollen wir von diesem apostolischen Stuhle der Wahrheit herab hiermit die Verurtheilungen sämmtlich bestätigen." Man hat dem deutschen Volke eine Zeit lang Sand in die Augen zu streuen gesucht, und es wäre vielleicht gelungen, dasselbe seiner Sehkraft zu berauben, wenn das päpstliche Rundschreiben nicht so geeignet wäre, auch die blödesten Augen zu öffnen. Fortgesetzter Kampf gegen das Gesetzgebungsrecht des Staates, so weit dasselbe die Kirche, und im Weiteren auch die Schule, die Familie, die Eheschließung betrifft: das ist das Losungswort der päpstlichen „Encyklika" vom 25. April d. J. Herrschaft des Papstthums über die moderne Gesellschaft, das ist das Heilmittel, welches die römische Kirche gegenwärtig in

Bereitschaft hält und anpreist, um den schweren Gebrechen und Schäden dieser Gesellschaft zu steuern. Unterwerfung der Gesetzgebung des Staates unter das „göttliche" Verfassungsgesetz der „Kirche", das ist das „billige Angebot", auf welches hin Rom gegenwärtig mit Deutschland Frieden zu schließen bereit ist.

3.

Welche Aufgabe hätte in diesem entscheidungsvollen Augenblicke der deutsche Protestantismus zu lösen! Durch die Reformation hat Deutschland vor allen übrigen Staaten, selbst England nicht ausgenommen, einen unermeßlichen Vorsprung gewonnen. Es hat die Fesseln der Hierarchie abgeschüttelt; alle Bedingungen zu einer geistesfreien und gemüthsinnigen Volkskirche sind im Deutschen Reiche vorhanden, wogegen England in dem Netzwerke seiner bischöflichen Verfassung hängen geblieben ist und dem Fischer auf dem Stuhle Petri leider reichliche Fischzüge liefert. Und doch — welch ein unerquickliches Bild gewährt uns gegenwärtig der deutsche Protestantismus! Wie ohnmächtig und rathlos steht er den großen Problemen der modernen Gesellschaft gegenüber! Partikularistisch zerklüftet, dogmatisch zerrissen, kirchenpolitisch zersplittert, würde er sich nur dann zu einer leitenden und gebietenden geistigen Macht in der modernen Gesellschaft erheben können, wenn er in dem hervorragendsten Staate Deutschlands eine feste Stütze und einen sicheren Schutz für die freie und volle Entwicklung seiner Prinzipien fände. Allein durch ein verhängnißvolles Geschick ist seit einem halben Jahrhundert gerade die evangelische Kirche Preußens, im Widerspruche mit ihrer ganzen Vergangenheit und ihrem innersten Berufe, in die Strömung eines reaktionären und restaurativen Bekenntnißformalismus hineingetrieben worden, als hätte sie die Reformationsfeier im Jahre 1817 nur abgehalten, um die reformatorischen Principien lahm zu legen und die Vereinigung der bisher getrennten zwei evangelischen Hauptconfessionen nur abgeschlossen, um der lutherischen Confession Veranlassung zu geben, die Spitzen und Schärfen ihrer Bekenntnißtheologie zu erneuerter Geltung zu bringen. Was man „positive Union" nennt, ist doch nur die verschleiert wieder importirte Confession. Wir klagen damit nicht an; wir beklagen nur, daß Preußen, das um die politische Wiedergeburt und Einigung Deutschlands sich unermeßliche Verdienste erworben hat, seinen Beruf, die deutschen evangelischen Landeskirchen um die Fahne der Glaubenseinheit und Geistesfreiheit zu sammeln, bisher nicht begriffen hat, und daß die Meinung weit verbreitet ist, der bedauerliche gegenwärtige Zustand des deutschen Protestantismus, der jeden Vaterlandsfreund mit Wehmuth und Sorge erfüllt, weil Jeder weiß, was der Protestantismus dem Vaterlande leisten kann, sei hauptsächlich durch den kirchlichen Rückschritt in Preußen verschuldet. Rückschritt —, das mildeste Wort, das wir wählen konnten; denn wo Gedanken und Gefühle im vertraulichen Verkehr ausgetauscht werden, da fließen ganz andere Bezeichnungen aus Mund oder Feder. Vor fünfzig Jahren strömte die theologische studirende Jugend aus ganz Deutschland und anderen Ländern nach Berlin, um Schleiermacher zu hören, und aus seinem beredten und geweihten Munde flossen Worte des Lebens, die eine tiefgehende Wiedergeburt der theologischen Wissenschaft und der überlieferten kirchlichen Einrichtungen ankündigten. Er hatte ja die große Wahrheit entdeckt, daß die Religion weder orthodoxe noch rationalistische Dogmatik, sondern

eine ewige, im Innersten des Menschengeistes gewurzelte Lebensmacht sei. Weil er das religiöse Leben schöpferisch in der eigenen Brust trug und überzeugt war, daß ein Diener der Kirche nur dann erfolgreich wirken könne, wenn das Christenthum in ihm lebe, darum gab er auch die Formeln der Dogmatik zur Umwandlung in christliches Leben frei. Und als die ersten Versuchsstationen der jungen Dogmenfanatiker in Berlin errichtet, als die ersten Denunciationsproben gegen rationalistische verdiente theologische Lehrer in Scene gesetzt wurden, da schrieb der bereits gealterte, aber noch immer geistesfrische Mann die denkwürdigen Worte: „Mir genügt nun nicht, nur irgendwie zu erklären, wie bereitwillig ich meinerseits bin, die würdigen Männer, die man Rationalisten nennt, in unserer Kirchengemeinschaft zu behalten, sondern ich möchte auch gern zeigen, daß sie mit ihrem guten Rechte darin sein und bleiben können."

Daß das Christenthum lang genug als erstarrte Schlacke im Dogma vergraben gewesen sei, daß es seine Auferstehung unter den Völkern nur als Lebensmacht feiern könne, das haben noch im Anfange dieses Jahrhunderts die besten unter den nationalen Dichtern und Denkern verkündigt. Es kam jedoch anders, als sie hofften. Das deutsche Volk sehnte sich nach Religion, und man gab ihm — die Confession, es verlangte nach der alten Wahrheit in einer neuen, dem Culturumschwunge der Gegenwart zusagenden Ausdrucksweise, und man bot ihm dafür die alte Theologie mit Allem, was von jeher an ihr hing, mit ihren dem Volksgemüthe unverständlichen Formeln, mit der dogmatischen Spitzfindigkeit, der polemischen Zanksucht, dem pastoralen Streiteifer, dem rechtgläubigen Zelotismus, der klerikalen Engherzigkeit, welche die besseren Elemente der Nation schon im siebzehnten Jahrhundert nicht zu ertragen vermochten. Die Zeit ging vorwärts, die Kirche mit ihren Dienern rückwärts. Viele, die sich nach dem ehrwürdigen Namen Schleiermachers nannten, verleugneten ungescheut seinen Geist. Nur ein kleines Häuflein blieb dem Meister treu, und in diesem Augenblick scheint denen, welche die Umkehr des Protestantismus von den Principien der Gewissenstreue und Geistesfreiheit zur Gewissensbevormundung und zum Buchstabendienste seit Jahren geflissentlich betrieben haben, der günstige Zeitpunkt gekommen, in welchem der letzte Rest der echten Jünger des großen Meisters vernichtet, oder doch stumm gemacht werden kann. Die letzten Vorgänge lassen gar keine Zweifel darüber aufkommen, daß es auf Lahmlegung der freien Geistesbewegung in der deutschen protestantischen Kirche abgesehen ist, daß die Kanzel jedem Geistlichen verschlossen werden soll, der auch nur annähernd rationalistisch lehrt, der überhaupt so lehrt, wie Schleiermacher gelehrt hat, der die „Gottheit Christi" nicht bekenntnißmäßig in sein Credo aufnimmt. Daß Schleiermacher sich zur „Gottheit Christi" im kirchlichen Sinne niemals bekannt hat, das weiß jeder, der nur eine oberflächliche Kenntniß von seinem System besitzt. So hoch er von Christus als dem sündlosen und vollkommenen Urbilde der Menschheit gedacht, so entschieden hat er doch nur ein „Sein Gottes" in seiner Person angenommen, so unmißverständlich hat er erklärt, daß was durch das Sein Gottes in Christo werde, „alles vollkommen menschlich sei", so gleichgültig hat er sich in Betreff der „übernatürlichen" Entstehung Jesu geäußert. Und die „Thatsachen" der Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft Christi hat er gar nicht zu den eigentlichen Bestandtheilen der Lehre von der Person Jesu gerechnet.

An die Stelle der Wunder hat er die geschichtliche Kunde von den geistigen Wirkungen Christi gesetzt, die kirchliche Dreieinigkeitslehre aber, als in unserm religiösen Selbstbewußtsein gar nicht enthalten, am Schlusse seiner Glaubenslehre in einen Anhang verwiesen, mit der Erklärung, daß ihr, nachdem sie bei der Feststellung der evangelischen Kirche keine neue Bearbeitung erfahren habe, noch eine auf ihre ersten Anfänge zurückgehende Umgestaltung bevorstehe.

Auch Schleiermacher hoffte von der Religion, und insbesondere von dem evangelischen Christenthum, daß es als ein die faulen und ungesunden Bestandtheile ausscheidender Sauerteig die moderne Gesellschaft durchdringen werde. Aber Bedenken erweckte ihm schon vor mehr als einem halben Jahrhundert der Umstand, daß „die Ueberfrommen so entsetzlich hinter dem Buchstaben her waren", und am Ende des Jahres 1826 lief in Berlin das Gerücht herum, daß man an maßgebender Stelle die evangelische Kirche durch ein neues Bekenntniß zu stärken beabsichtige. Mit dem „neuen" meinte man übrigens lediglich das alte. Damals theilte Schleiermacher seine wuchtigen Hiebe aus gegen die, welche „drinnen eine gebietende Kirchenlehre aufstellen wollten, die allen draußen als ein wesenloses Gespenst erscheine"; damals that er die ahnungsvollen Aussprüche von den „düstern Larven, die auskriechen wollten, von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb der Verschanzungen eines alten Buchstaben für satanisch erklären". Er meinte, diese könnten doch nicht auserſehen sein „zu Hütern des heiligen Grabes".

Es ist gerade das Gegentheil von dem geschehen, was der große Lehrer der evangelischen Kirche vor fünfzig Jahren hoffte und erwartete; es ist gerade das eingetroffen, was er um jeden Preis vermieden haben wollte. Und was ihm das Schmerzlichste gewesen wäre — es liegt als ein offener Schaden vor Jedermanns Augen —: die heranwachsende theologische Jugend, welche die bessere Zukunft in unserm Gesellschaftskörper herbeiführen sollte, hat den frischen Flügelschlag des Geistes, den edeln Mannesmuth, ohne welchen keine erfolgreiche Wirksamkeit denkbar, großentheils eingebüßt. „Nur die freigebildete Ueberzeugung kann wieder Ueberzeugung hervorbringen": es wäre an der Zeit, dieses goldene Wort Schleiermachers über die Thüren unserer theologischen Hörsäle, vielleicht auch an die Eingangspforten der Sitzungssäle unserer Consistorien zu schreiben. Sie ist ja gekommen die Zeit, in welcher man eine „gebietende Kirchenlehre" theils wieder aufgestellt hat, theils wieder aufzustellen im besten Zuge ist. Daß sie „allen draußen als ein wesenloses Gespenst erscheint", das wissen die am allersichersten, die drinnen sich gegen die mächtigen Strömungen der Culturwelt und der Wissenschaft verschanzen. In erschreckenden Verhältnissen hat die Zahl der Theologiestudirenden seit den letzten zwanzig Jahren abgenommen, und es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, wie viele derselben, das Pfarrhaus ausgenommen, aus den gebildeten Ständen, demjenigen Theile des Volkes hervorgegangen sind, welches den festen Stamm und Kern der Gesellschaft bildet. Es giebt theologische Fakultäten in Deutschland, in welchen es den wenigen der freieren Richtung angehörigen Lehrern nicht oder kaum möglich ist, Zuhörer zu finden, weil die in den Prüfungen „gebietende Kirchenlehre" drinnen zum Gespenst geworden ist, das mit hoch emporgehobenem Finger Jeden bedroht, der verdächtig ist, auf den Irrpfaden

der modernen Kritik gewandelt zu haben. Und wenn die Söhne entschlossen wären, mit dem Gespenste einen Gang zu wagen .... aber die Väter, die Mütter, die Vormünder, die Pastoren am Geburtsorte .... auf der einen Seite die lachende Aussicht auf rasche Beförderung bei guter Gesinnung, auf der anderen Seite der Fall Sydow, der Fall Hoßbach, der Fall Diekmann, der Fall Kalthof, der Fall Hanne, der Fall Schramm, die Fälle in Hannover, die Bescheide des Oberkirchenrathes an den Prediger Hoßbach und an den Gemeindekirchenrath von St. Jacobi: wer will die schwachen Herzen verdammen, welche der mit Hochdruck auf sie einarbeitenden Pression keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen vermögen.

Noch vor vierzig Jahren hatten die Schüler Schleiermachers vom rechten Flügel, die Fahnenträger der sogenannten vermittelnden Theologie, ein Stichwort ausgegeben, das der Gesellschaft das Heilmittel der „Religion" zu verheißen schien. Das Christenthum — sagten sie — ist von der Orthodoxie zur Lehre gestempelt worden und darum hat ihm der Erfolg gemangelt; wir begreifen dasselbe als ein durch die Person Christi geoffenbartes Leben, und als die höchste Lebenskraft wird es auch die umfassendsten Wirkungen zur Folge haben. Aber die Urheber des Stichwortes waren die ersten, welche die Fahnenflucht ergriffen und zum Cultus der heiligen Formeln zurückkehrten, als die bekenntnißtreue Strömung immer gewaltiger anschwoll, und als es unerläßlich erschien, um mit seinem Lebensschifflein in eine bequeme und sichere Bucht einzulaufen, dasselbe mit dem neuen Lehrgute zu befrachten. Nein! das Christenthum ist nicht der lebendige Pulsschlag unseres Volkslebens geworden; es hat durch das Geäder unserer modernen Gesellschaft den edeln Saft einer idealen, das Herz über gemeine Gewinnsucht und egoistische Beschränktheit erhebenden Gesinnung nicht zu treiben vermocht. Es ist verdeckt und verdunkelt geblieben unter dem Fachwerk wieder hervorgeholter dogmatischer Formeln und kirchlicher Formen. Von dem restaurirten Kirchenthum und seiner Dogmatik hat sich das Herz unseres Volkes abgewendet, es hat in der künstlich aus dem sechszehnten und dem siebzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übergeführten Lehre das Leben der Religion nicht gefunden, und falschen Propheten ist es nunmehr ein Leichtes geworden, einen beträchtlichen Theil unseres Volkes zu bereden, daß die dogmatische Schale der religiöse Kern sei, daß das in Formeln erstarrte Christenthum, ein überwundener Standpunkt der Vergangenheit, für die Gegenwart werthlos geworden sei, und daß, wenn die Religion doch einmal nicht zu entbehren sei, die Bausteine zu einem neuen, der Zukunft angehörigen Tempel zusammengetragen werden müßten, welcher dem ausschließlichen Cultus des irdischen Glückes zu widmen wäre. Der unter allen geistesfrischen Theologen vor einem Menschenalter noch als unzweifelhaft geltende Satz: „das Christenthum ist seinem Wesen nach religiöses Leben", hat sich unbesehen in den der Theologie des siebzehenten Jahrhunderts angehörigen Satz verwandelt: „das Christenthum ist wesentlich Lehre". Die „Hüter des heiligen Grabes" werden widersprechen, und der Widerspruch macht ihrem Herzen Ehre. Wo in einer Brust noch ein Funke des protestantischen Gewissens lebt, da muß dieses Gewissen gegen jenen Satz Protest erheben. Aber widersprechende Worte helfen nichts; die Thatsachen entscheiden. Die unter mächtigen Schutzwehren immer üppiger herangediehene confessionelle Theologie fordert durchgängige unbedingte Herrschaft der „reinen Lehre"

und Reinigung der theologischen Fakultäten und der kirchlichen Aemter von dem Gifte der modernen, insbesondere der kritischen Wissenschaft. Diese Forderung ist zwar noch nicht gewährt; aber immer trotziger, immer maßloser erheben Diejenigen, welche sie stellen, ihre Stimme. Immer zaghafter, immer kleinlauter wird der Widerspruch und der Widerstand seitens derer, welche an maßgebender Stelle sich erinnern müssen, das Beste, was sie in Theologie und Philosophie besitzen, von Schleiermacher und Kant gelernt zu haben. Noch immer hat der Trotz auf die Dauer die Schwäche besiegt. Mit aufrichtiger Theilnahme haben wir die persönlich so ehrenwerthen Männer, welchen die Ueberwachung und Ermäßigung der Brandenburger Consistorialpolitik bisher anvertraut war, auf ihrer dornenvollen Bahn begleitet. Was muß es sie gekostet haben, zu einem Bescheide ihre Zustimmung zu geben, wie er dem Prediger Hoßbach und dem Gemeindekirchenrath von St. Jacobi zu Theil geworden ist. Welche Aufgabe, den Nachweis zu liefern, daß ein Berliner Prediger in der St. Andreaskirche zu lehren befugt ist, wozu ihm die Befugniß nicht zustehen soll in der St. Jacobikirche! Es wäre unverantwortlich, sich darüber zu beklagen, daß die Lösung dieser Aufgabe so gänzlich mißlungen ist.

Nein, noch sind wir nicht an jenem Punkte angelangt, den ein Mecklenburger Pastoralverein vor einiger Zeit den christlichen Regierungen Deutschlands zur Heilung aller gesellschaftlichen Schäden als höchstes zu erstrebendes Ziel vor Augen gestellt hat: „der Ketzerbegriff muß wieder hergestellt werden". Noch sind die „Ketzer" im Reichsstrafgesetzbuche nicht mit den ihnen „von Rechtswegen" gebührenden Strafen bedacht. Noch ist auch von den scharfsichtigsten Wächtern des „reinen" Lehrbekenntnisses die Grenzlinie nicht aufgefunden, wo innerhalb der protestantischen Kirchengemeinschaft die Rechtgläubigkeit aufhört und die Ketzerei anfängt. Noch müssen „die drinnen" selbst „zuläßige Abweichungen von der überlieferten kirchlichen Lehre" einräumen, und noch keiner hat es „denen draußen" zu präcisiren verstanden, in welchen Fällen die Abweichungen unzuläßig zu werden beginnen. Das sechszehnte Jahrhundert hat, als der Strom des evangelischen Glaubens im Bette der Lehrgerechtigkeit zu versanden sich angeschickt hatte, den einzig correcten Weg eingeschlagen, der eine herrschende Lehrkirche zum Ziele führen kann. Eine neue, jede unzuläßige Lehrabweichung aufs präciseste kennzeichnende Lehrformel: dieses Heilmittel ist zunächst für unsere kirchlichen, dann auch für unsere gesellschaftlichen Zustände ganz unentbehrlich geworden, wenn mit dem Satze: „das Christenthum ist wesentlich Lehre", aufrichtiger Ernst gemacht werden will. Diejenigen, welche ihre Zukunft und die ganze Kraft ihres Lebens dem Dienste der Kirche widmen wollen, müssen nothwendig schon vor dem Eintritte in diesen Dienst, ja ehebevor sie sich überhaupt dazu vorbereiten, aufs genaueste wissen, welche Schranken durch denselben ihrem Gewissen, ihrer wissenschaftlichen und moralischen Ueberzeugung, der Freiheit ihrer geistigen Bewegung gezogen werden. Die gegenwärtig in Betreff der Grenzen der Lehrfreiheit herrschende Willkür und Verwirrung hat innerhalb der evangelischen Kirche bereits Zustände herbeigeführt, im Vergleiche mit welchen das Verfahren der römischen Kirche, das in der Regel ohne Verweis und Absetzung mit „löblicher Unterwürfigkeit" abschließt, als ein verhältnißmäßig beneidenswerthes erscheinen könnte.

Eine neue Lehrformel, ein ausgiebiger Ketzerkatalog als Culturerrungen-

schaft des neunzehnten Jahrhunderts, mit den glorreichen Namen „Schleiermacher" und „Baur" an der Spitze — denn warum sollen die Gebeine der Meister noch weiter grünen, wenn man die Schüler einsargt —, ein präcises Verzeichniß der theologischen und philosophischen Lehrer, deren Vorlesungen ohne Berufsgefahr künftighin noch besucht werden dürfen, in jeder Universitätsstadt eine lehrgerechte Ueberwachungscommission in Betreff verderblicher theologischer und philosophischer Literatur — das wären Institutionen, welche weit mehr Licht über die gegenwärtige kirchliche und gesellschaftliche Situation verbreiten würden, als das Verbot incorrecter Lehre zu St. Jacobi nebst Gestattung derselben zu St. Andreas. Auch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts hat das Heilmittel der Lehrbedrückung treffliche Dienste geleistet. Die neue Lehrformel bewirkte damals, was ohne dieselbe niemals zu Stande gekommen wäre — das Erwachen der im Hochschlaf des Indifferentismus versunkenen Gemüther, den Aufschwung der Philosophie, die religiöse Wiedergeburt in innig verbundenen Kreisen, die ersten Regungen der gegen den Stachel der Verfolgung kühn ausschlagenden biblischen Forschung. Es ist nicht unmöglich, daß es unter den gegenwärtigen Umständen den auf kirchliche Lehrherrschaft hinstrebenden pastoralen Parteien gelingt, die Wahlen in die bevorstehende Generalsynode ganz nach Wunsch zu lenken, und für die Geistlichen eine Verpflichtungsformel zur Geltung zu bringen, welche die Schleiermacher'sche und Baur'sche Theologie von Lehrstuhl und Kanzel ausschließt. Dann aber wird auch der Anfang des Endes da sein. Was der deutsche Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert nicht ertragen hat, das wird er gewißlich noch viel weniger im neunzehnten ertragen. Was ihn im sechszehnten Jahrhundert nur darauf geführt hat, sich wieder auf sein Princip zu besinnen, sich auf's neue mit dem Gewissen zu waffnen, aus den unmittelbaren Quellen zu schöpfen, der Wahrheit zu Gunsten der Tradition nichts zu vergeben — das wird noch weit mehr im neunzehnten Jahrhundert eine dringende Veranlassung für ihn werden, der gefährdeten Gesellschaft seine Hülfe nicht länger zu entziehen und ihr, statt des ertödtenden restaurirten Buchstabens, die Kräfte des religiösen und sittlichen Lebens einzuflößen, die auch gegenwärtig vorhanden, aber leider außer Thätigkeit gesetzt sind.

Ja, die moderne Gesellschaft bedarf der Religion, und sie bedarf auch der Kirche oder der Kirchen, soweit diese keine egoistischen, hierarchischen oder klerikalen Zwecke verfolgen, sondern in aufrichtigem Glauben an die absolute Macht der göttlichen Liebe, als dem Dienste der Liebe geweihte Gefäße der Religion, die gemeinen Triebe in der Menschenbrust niederkämpfen, die Sehnsucht nach dem Ewigen wecken und auf jene unvergänglichen idealen Güter hinweisen, deren Besitz im harten Kampfe des Lebens mit der rauhen Wirklichkeit für die Wunden und Narben, die wir davontragen, allein uns zu entschädigen vermag. Der Protestantismus insbesondere hat einen idealen Charakter; er hat die sinnlich symbolische Hülle der römischen Kirche großentheils abgestreift; es liegt in seinem Wesen, das Christenthum geistig zu verklären und sittlich auszuwirken. Unsere materialistische Zeitrichtung verschmäht geistige Güter und lächelt über sittliche Anstrengungen. Bodenlose Gewinn- und Genußsucht wetteifern mit wüster Verwirrung in allen sittlichen Begriffen. In einer solchen Zeit hat das Christenthum nicht seine dogmatischen Schwächen, sondern seine sittliche Kraft zu entfalten. Denjenigen, die in der Be-

friedigung der Sinnenlust ihr Lebensglück suchen, muß es die Freuden aufzeigen, welche wir aus der Beherrschung unserer sinnlichen Triebe und aus der Erhebung über den flüchtigen Genuß zu einem dauernden, Geist und Gemüth befriedigenden Wirken schöpfen. Es muß in der verwilderten, von den Leidenschaften der Habsucht und Ehrsucht aufgestachelten Gemüthern wieder die Gefühle der Genügsamkeit, der Ergebung, der Zufriedenheit auch mit beschränkten Verhältnissen wecken. Die Gewaltthätigen, welche auf Umsturz der Grundpfeiler aller Gesellschafts- und Staatsordnung, des Eigenthums, der Ehe, der Familiengemeinschaft sinnen, muß es belehren, daß die entfesselte Gewalt die Gesellschaft nur zerstören, eine neue Ordnung der Dinge niemals schaffen kann, daß nur die Gerechtigkeit die nicht zu leugnenden Mängel und Unzuträglichkeiten unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände auf dem Wege friedlicher Umgestaltung allmählich zu beseitigen vermag. Es ist nicht wahr, daß das Christenthum die Armen und Nothleidenden auf das Jenseits vertröste und im Elend des Diesseits verkommen lasse. Eine Religion, welche auf dem Glauben an die absolute Liebe beruht, fordert von jedem Engherzigen und Hartherzigen gerade im Diesseits Opfer; das Christenthum verurtheilt den Egoismus, es verwirft das Unrecht, in welcher Gestalt dasselbe sich zeige, es straft die Reichen, die ihr Herz ans Gold hängen und herzlos an dem Nothleidenden vorübergehen, es ermuthigt und tröstet die Armen, damit sie sich mit Geduld und Vertrauen waffnen, es öffnet in den Herzen, die ihm ergeben sind, unversiegliche Quellen der Hülfsbereitschaft und des Wohlthuns.

Aber darüber täusche man sich nicht. Das Christenthum ist kein gesellschaftliches Heilmittel nach der Schablone socialistischer Doctrinäre, und das neue Testament kennt auch keinen christlichen und conservativen Staatssocialismus. Der unselige Irrthum, wonach das Christenthum ein Lehrcodex sein soll, hat zu dem noch verhängnißvolleren Irrthum Veranlassung gegeben, daß sich aus ihm ein Statut zu einer socialen Gesellschaftsordnung entwerfen lasse. Schon die Thatsache, daß der Stifter des Christenthums eine solche Ordnung nicht zu begründen versucht, sondern sich darauf beschränkt hat, das unsichtbare Gottesreich, die ewigen religiösen und sittlichen Ideen der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe, der Opferwilligkeit in das Innere der Gemüther zu pflanzen, sollte hinreichen, um vor übereilten und gefährlichen Experimenten mit socialchristlichen Kurmitteln zurückzuhalten. Auch wir wollen dem Muthe der Männer unsere Anerkennung nicht versagen, welche dem leidenschaftlichen Ansturm der socialistischen Leidenschaften in Massenversammlungen die Stirn geboten und die grimmigen und höhnischen Angriffe gegen ihre Person und die von ihnen vertretene Sache stundenlang ausgehalten haben. Aber der Sache des Christenthums haben sie nichts genützt; sie haben sie bloßgestellt ohne Beruf und ohne Noth; sie haben die Gegner gereizt, nicht gewonnen; und wenn es ihnen auch gelungen ist, einige tausend Unterschriften von Männern oder Frauen aus der arbeitenden Klasse für ihr Programm zusammenzubringen und eine Beifallserklärung aus dem Munde des Führers der Centrumspartei zu erhaschen, woher nehmen sie die Gewähr, daß in dem Innern der Unterschreiber die religiöse und sittliche Erneuerung vor sich gegangen ist, ohne welche die Unterschrift ein heuchlerischer Selbstbetrug oder eine schnöde Täuschung Anderer bleibt? Können denn einsichtige und ernste Männer sich wirklich der Illusion hingeben, daß mit einer

handschriftlichen Zustimmungserklärung zu den Sätzen des Apostolicums oder zu anderen Formeln des kirchlichen Bekenntnisses die Bekehrung zum Christenthum vollzogen sei? Den Herr-Herrsagern ist ihr Würdigkeitszeugniß aus geweihtem Munde schon längst ausgestellt.

Die Diener der christlichen Kirche haben in dieser gesellschaftlich verwirrten Zeit den hochwichtigen Beruf, die religiösen und sittlichen Grundsätze des Christenthums auf dem ihnen zugewiesenen Arbeitsfelde zur Geltung zu bringen; aber sie sollen sich nicht dem Staate als Gesellschaftsretter aufdrängen, sie dürfen die ewigen Zwecke des Christenthums nicht mit den zeitlichen Interessen vermischen. Wenn die Organe der römischen Kirche sich solcher Ausschreitungen schuldig machen, so ist die römische Kirche eben „von dieser Welt"; die evangelische Kirche darf aber das Wort ihres Herrn bei ihren Unternehmungen niemals außer Acht lassen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Die Lösung der socialen Frage muß im Innern der Menschen durch erneuerte religiöse und sittliche, auf Ueberwindung des Egoismus gerichtete Gesinnung vorbereitet werden; hier liegt für die Diener der Kirchen ein unermeßliches Feld der Wirksamkeit, auf welchem freilich keine heroischen Bravourstücke aufzuführen, keine mit stürmischen Bravos begrüßte rhetorischen Triumphe davon zu tragen sind. Dagegen hat die staatliche Gesetzgebung allein die gesellschaftlichen Verhältnisse, soweit sie Capital und Arbeit, Arbeit und Lohn, Arbeitsgeber und Arbeitsnehmer, eine billigere Vertheilung des Eigenthums und des Antheils am Erwerbe, Erbschaftsrecht ꝛc. betreffen, mit umsichtigster Prüfung der bisherigen socialgeschichtlichen Entwicklung und der thatsächlichen wirthschaftlichen Zustände allmählich zu ordnen. Das Eingreifen kirchlicher Organe auf diesem Gebiete, auch durch bloße Parteigründung, ist unbefugt, vermehrt die Verwirrung, lähmt den Einfluß der Kirche auf ihrem eigenthümlichen Lebensgebiete, der Religion, und setzt sie noch mehr als bisher dem bereits so weit verbreiteten Mißtrauen aus, daß sie herrschen wolle, anstatt zu dienen. Ja, das Christenthum selbst läuft Gefahr, durch den christlichen und angeblich conservativen Staatssocialismus seines ewigen Inhaltes entkleidet und zu einem Recepte von sehr zweifelhafter Wirkung für Herstellung der „Solidarität der irdischen Interessen" degradirt zu werden. Das soeben in zweiter Auflage erschienene Buch des Pastor R. Todt über den „radicalen deutschen Socialismus und die christliche Gesellschaft", in welchem das Vaterunser als das Mustergebet der „solidarischen Interessen" gefeiert wird, zeigt uns die Verirrungen des „christlichen" Staatssocialismus in einer wahrhaft erschreckenden Gestalt. Es entlarvt auch insbesondere die hinter den Bestrebungen dieser socialistischen Partei lauernde Herrschsucht mit der unmißverständlichen Andeutung, daß „wenn die Geistlichkeit dieser Richtung folge, sie einen überwiegenden Einfluß auf die weltlichen Institutionen der Völker behaupten werde." Der „christliche" Staatssocialismus erklärt damit unumwunden: „Unser Reich ist von dieser Welt." Wenn er gar, wie dies unlängst in einer „christlich-socialen" Arbeiterversammlung unter geistlicher Oberleitung geschehen ist, die abgenöthigte Enteignung der städtischen Hauseigenthümer zu Gunsten einer socialistischen Wohnungsgenossenschaft in das Programm seiner Vorträge aufnimmt, dann hat er sich auf die schiefe Ebene eines Communismus begeben, der uns unter der Maske des Christenthums aufs Widerlichste angrinst.

Dieser Ausblick in die Zukunft ist wahrhaftig nicht erfreulich. Aber der Schleier muß gelüftet werden; die Zeit ist zu ernst und zu gefahrvoll, als daß wir uns in optimistischen Illusionen wiegen dürften. Aus erhabenem Munde ist in Folge eines ruchlosen Verbrechens, das uns in einen Abgrund sittlicher Verwilderung blicken läßt, das Wort gesprochen worden: „Die Religion muß uns helfen.“ Wir stimmen aus vollstem Herzen in dieses Wort ein. Die Religion kann uns aber nur dann helfen, wenn sie sich nicht auf die Irrwege der Hierarchie und des Dogmatismus verirrt, wenn sie auf ihrem eigenen Gebiete bleibt und mit den ihr eigenthümlichen geistigen Kräften, insbesondere im Glauben und mit der Liebe arbeitet, wenn sie weder den Staat beherrschen, noch die Gewissen bevormunden will. Leider scheinen die Diener der Religion in ihrer Mehrzahl gegenwärtig anderer Meinung zu sein. Und so muß es sich denn zeigen, was das deutsche Volk in seinen berufensten und urtheilsfähigsten Vertretern zu der gegenwärtigen so bedeutungsvollen kirchlichen und gesellschaftlichen Krisis sagt. Wenn die Gebildeten nicht den Panzer des Indifferentismus abwerfen, wenn sie die unendliche Tragweite der religiösen Frage nicht zu begreifen und zu studiren sich entschließen, wenn sie um ihre religiösen Angelegenheiten nicht ernstlich sich zu bekümmern anfangen, so wird die Kirche immer mehr ein Monopol der Priester und der Pastoren werden, und das Ende der modernen Gesellschaft wird — eine atheistische Cultur und — eine pfäffische Religion sein.

Das deutsche Land als Mitbildner des deutschen Volks.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Dreierlei Ursachen sind es, welche die Natur der Völker erwirken: die Abstammung, die Eigenart des bewohnten Landes und die geschichtlichen Aenderungen, deren Einfluß sich sowohl auf das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen als auf ihr Verhältniß zu dem Wohnraum geltend macht.

Schwer fällt es bei irgend einem Volk, den Wirkungskreis jeder dieser drei Gattungen von Ursachen zu umgrenzen, denn auf dem Wege der Anerbung wirken sie alle drei vereint wie ein tausendfältig nachhallendes Echo ferner Vergangenheit. Und wo träfe man nur eine Familie, geschweige denn eine Nation, deren Stammbaum für eine längere Reihe von Jahrhunderten sicher zu ermitteln wäre? Seitdem wir eine ungefähre Ahnung von den ungeheueren vorgeschichtlichen Zeitfernen erworben haben, schwindet vollends die Hoffnung, jemals das Chaos von Mischungen der einzelnen Horden bei deren ewigem Wanderleben und steter Lust zu gegenseitiger Unterjochung bis auf den Ursprung unseres Geschlechtes durchschauen zu können. Aber in jenen Horden der grauen Urzeit lebten die Vorfahren auch der höchstgestiegenen Kulturvölker unserer Tage; wer möchte sich also vermessen selbst für diese, deren Annalen uns vollständiger vorliegen, die Summe der örtlichen und geschichtlichen Einwirkungen zu ergründen, aus deren wechselvollem Zusammenspiel ihr Wesen hervorging?

Um so werthvoller erscheint die Erforschung der in der Tageshelle der Jetztzeit ununterbrochen und allgegenwärtig das Völkerdasein bedingenden Ursachen, d. h. der geographischen; in ihr verflechten sich innig zwei uralte, nun wieder zu verjüngtem Leben erwachte Wissenszweige: die Völker- und die Erdkunde. Humboldt und Ritter haben bewußtvoll das Band zwischen beiden geschlungen, Peschel hat uns gelehrt, die Freiheit des menschlichen Thuns voll anzuerkennen und nur desto tiefer die ewig waltende Naturbedingtheit des menschlichen Seins forschend zu bewundern.

Es sei versucht, eine so jugendfrische Lehre an dieser Stelle am Beispiel unseres deutschen Volks zu prüfen; natürlich nur in wenigen Einzelzügen, da die Zeit noch unendlich fern liegt, in der man den Gegenstand im Ganzen mit Erfolg zu behandeln vermöchte.

Gerade die Deutschen haben wie kaum irgend welche andere Nation den Wandel von Leib und Seele unter drei sehr verschiedenartigen Himmelsstrichen bewährt, ja sie haben im Verlauf von nicht ganz anderthalb Jahrtausenden zwei neue Nationalitäten auf neuen geographischen Grundlagen ohne sehr wesentliche Blutmischung erzeugt, ganz nach Moritz Wagner's Migrationsgesetz: die englische und die der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Großbritanniens Bewohner stehen uns so fremd gegenüber, wie die Schweden oder Norweger, und doch sollten wir sie genealogisch nicht gleich den Skandinaviern blos in den weiteren Verwandtschaftskreis germanischer Nationalität einreihen, sondern in diesen Nachkommen der übers Meer gezogenen Angeln, Sachsen und Friesen Deutsche sehen, welche in der neuen oceanischen Heimat mehr und mehr abänderten. Noch erstaunlicher vollzog sich die Abweichung zum Yankee-Typus. Würde wohl ein Anthropolog in diesen Nordamerikanern die nächsten Blutsverwandten unserer Niedersachsen und Friesen entdecken, wenn uns die Geschichte nichts meldete von dem Auszug englischer Kolonisten an den Hudson und Delaware, woraus der Grundstock der jüngsten aller germanischen Nationen, wir dürfen sagen, einer Enkelnation der deutschen erwuchs. Dieser hochschüssige sehnige Körperbau mit dem unverhältnißmäßig langen Hals, dieses Frühreifen und Frühaltern, dieses nervös hastige Treiben des Neuengländers erinnert aufs deutlichste an das Naturell des rothen Mannes, der jene Gegenden vor den weißen Gesichtern innehatte; auf die beiden grundverschiedenen Rassen wirkten eben dieselben geographischen Factoren; vor allem ein im grellsten Gegensatz zum britischen in jähem Wechsel von Hitze und Kälte, furchtbaren Gewitterentladungen und nervenspannender Dürre sich gefallendes Klima, — so nahm der neue Wein Geschmack vom alten Schlauche an.

Die berühmte Messung von mehr denn einer Million nordamerikanischer Bürger, welche beim großen Secessionskrieg die Waffen trugen, hat sogar das überraschende Ergebniß zu Tage gefördert, daß örtliche Einflüsse irgend welcher Art schon in der ersten Generation die Größenverhältnisse innerhalb der Unionsgrenzen merklich bedingen: diejenigen nämlich, welche in den westlichen Staaten die Wachsthumsjahre verlebt hatten, erwiesen sich durchschnittlich größer als die übrigen. Man wird dabei gewiß an die beträchtliche Höhenlage dieser Weststaaten im Gegensatz zu den weiten Ebenen der Mitte wie des Ostens der Union zu denken haben, welche auf Verminderung des Luftdrucks, Verstärkung von Zu- und Ausstrahlung der Sonnenwärme den unmittelbarsten Einfluß übt.

Indem wir nun unsere Betrachtung auf unser mitteleuropäisches Vaterland beschränken, begegnet uns zunächst eine der letzterwähnten auffällig ähnliche Erscheinung: dicht an und auf den Alpen scheint das Mittelmaß des Körpers unserer Volksgenossen am größten zu sein, gerade wie sich unter den Slowenen Krains, die in der Umgebung der herrlichen Triglav-Gruppe wohnenden Gorenzen, d. h. Gebirgsleute, durch ihre Größe auszeichnen vor den Dolenzen, d. h. ihren Nachbarn abwärts der Save, auf dem nicht mehr alpenhaften Berg- und Niederland von Ostkrain. In der Schweiz wie in den österreichischen Alpen ist fast durchweg ein größerer Volksschlag heimisch, so stark auch die körperlichen Verschiedenheiten der einzelnen Thalschaften hervortreten. Die österreichische Militärstatistik zählt in den deutschen Gebietstheilen nirgends so wenig Gestellte unter dem Mittelmaß und nirgends so viele von überragender Größe auf als in den Alpen; besonders in Salzburgs Hochthälern wachsen die Riesen deutscher Zunge. Der bayerischen Heeresstatistik verdanken wir einen noch mehr detaillirenden und darum noch schätzbareren Aufschluß in dieser Hinsicht. Man möchte freilich dabei fast zu dem Wunsche sich versteigen, daß die allgemeine Wehrpflicht auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt werde; indessen, da große Brüder große Schwestern zu haben pflegen, würde bei der Messung eines Armeecorps bairischer Amazonen höchst wahrscheinlich dasselbe gefunden werden, was von den dortigen Männern gilt: sie erreichen am häufigsten das Vollmaß und übertreffen am häufigsten das Maximalmaß an und in den höheren Gebirgen. Im Bezirk Tölz an der oberen Isar und am Walchen-See ist ungefähr jeder vierte Mann 6 Fuß hoch oder höher; zählt man die Gestellten der ganzen Kreise Oberbaiern und Schwaben zusammen, so kommt eine so beträchtliche Größe auf den 10. Mann, ebenso am bairischen Wald und an der Rhön, von wo sich die Münchener Cürassiere zu rekrutiren pflegten. Die unmittelbare Ursache hiervon wird man weder in der geognostischen Beschaffenheit noch in der starken Erhebung der genannten Gebirge erkennen dürfen, weil merkwürdiger Weise die Wirkung, wenn auch in allmählich abgeschwächtem Grade, sich noch in geraumer Entfernung vom Gebirgsfuße äußert. So sind die Oberpfälzer fern ab von den Granit- und Glimmerschieferhöhen des bairischen Waldes auf dem Flachland der Jura- und Kreideformation noch bis an die Vils größer, als die westlicher wohnenden, und auf der schwäbisch-bairischen Hochebene hebt sich bereits die Körperhöhe der Menschen, ehe man nur die Alpen aufblauen sieht; das Hügelland der Molasse um Kempten liefert schon 15 pCt. jener Riesen, die angrenzenden Hochalpen des kalkigen Algäu nur 1 pCt. mehr. Es handelt sich demnach um eine auf drei verschiedenartige Stämme — Baiern, Schwaben, Hessen, — ausgedehnte Fern- wie Nahewirkung, die um so beträchtlicher ist, je höher das Gebirge. Wir werden daher entschieden auf die Witterungseigenthümlichkeit gewiesen, auf die heftigen Wechsel zumal von Kälte und Wärme, welche die über jeder stärkeren Bodenerhebung so viel dünnere Luft nicht nur örtlich hervorbringt, sondern auch der Umgebung mittheilt durch das Aufschlürfen der Luftschicht über der letzteren in den Frühstunden nach den sich schneller erwärmenden Höhen, das Herabsenken der im Gebirge früher und heftiger erkaltenden Luft gegen Abend ins Vorland, was bei uns nirgends in so großartiger Regelmäßigkeit zu beobachten ist, als auf der Münchener Hochfläche, weil sie die geräumigste Ebene vor unserem einzigen firn-

und gletscherbedeckten Gebirge darstellt. Somit erklärt es sich, warum die Körpergröße von den Alpen her weit in diese Ebene herabsteigt, nicht aber solche körperliche Vorzüge ihr dahin folgen, welche allein durch das Leben im Hochgebirge entwickelt und immer vollkommener von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wurden, wie die wunderbare Schärfe der Sinne, namentlich des Auges, dem hier schon unwillkürlich die Uebung im Fernsehen sich aufdrängt, ohne dessen treue Hülfe der Aelpler aber auch mannigfachster Gefahr schutzlos ausgesetzt wäre, ferner die gewaltige Muskulatur der Waden, die nach dem Gesetz der Fortbildung der Organe durch deren Gebrauch in Deutschland nur in den Alpen derartig befördert werden kann, weil deren Bewohner, gemäß der steilen Böschung der Gebirgshänge und der vorwiegend gerade auf diese hinführenden Gewinnung des Lebensbedarfs in jedem Sommerhalbjahr mehr zu steigen haben, als mancher Berliner während seiner ganzen irdischen Pilgerschaft im Gesichtskreis seines Kreuzberges und seines Rathhausthurms.

Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß die alpenfernste Niederung Mitteleuropas, also die norddeutsche, die Heimstätte des Zwerghaften und körperlich Schwachen wäre. Schon deshalb ist sie das durchaus nicht, weil in unserer Zeit das städtische Leben sich auf die den Verkehr so wesentlich erleichternden Tiefebenen sammelt und dasselbe — abgesehen von der tragischen Vermehrung des Siechthums, namentlich der Lungenschwindsucht, durch die gesundheitsgefährliche Arbeit in den Fabriken — neben einer neutralen, dabei höchst räthselhaften Wirkung eine eben so leicht erklärliche als heilsame ausübt: die Stadtbewohner bekommen allmählich dunklere Augen- und Haarfärbung als die umgebende Landbevölkerung, unterscheiden sich aber von dieser noch weit mehr durch eine durchschnittlich bessere, besonders fleischreichere Nahrung, und daher ist, einem verbreiteten Vorurtheil schnurstracks zuwider, der Städter gewöhnlich um etwas größer, als sein Nachbar vom Dorfe, denn das Maß des Auswachsens spiegelt in der Regel das Maß der körperlichen Vollendung überhaupt ab. Für Stadt und Land ist aber vermuthlich in der weiten Ebene unseres Nordens noch ein geologisches Moment der Grund zur Ausbildung hoher Gestalten, wie sie uns von Westfalen bis Ostpreußen wahrlich nicht selten erfreuen; der Boden dieser Ebene ist die sandige Hinterlassenschaft eines erst durch jüngste Landhebung in seine gegenwärtigen Küstenlinien zurückgedrängten, des sogenannten diluvialen Meeres, und eben der leichtere Sandboden scheint eine noch unerklärte Kraft auf die Streckung des menschlichen Leibes zu äußern. Dies leuchtet uns am meisten an unseren Nordseeküsten ein, wo der Diluvialsand der „Geest" bedeckt ist mit der vom Meer angespülten thonigen, so äußerst fruchtbaren „Marsch": da sieht man dicht neben dem hochgewachsenen Geestmann den breitschultrigen, untersetzten Marschbauer wohnen, — ein Gegensatz, der gewöhnlich auf die niedersächsische Abkunft des einen, die friesische des anderen zurückgeführt wird, jedoch wohl nicht mit vollem Recht, da die nicht von der allergeringsten Bodenschwellung bezeichnete Grenze zwischen Geest und Marsch mehrfachen geschichtlichen Spuren zufolge gewiß nicht die ursprüngliche Siedelungsgrenze beider Stämme gewesen ist.

Zwei bodenständige, unzutreffend sogenannte endemische Krankheiten beweisen recht ernsthaft unsere nie völlig zu lösende Abhängigkeit von Luft, Wasser und Erdreich unserer Heimat.

Die eine ist die Malaria in der Form des Wechselfiebers. Dasselbe wüthet Jahr aus Jahr ein in der norddeutschen Tiefebene und trägt in deren Westen sogar zur steten Vermehrung der sonst unter so gleichmäßig mildem Klima dort nur geringen Sterblichkeit bei. Es führt den sehr bezeichnenden geographischen Namen Marschfieber, weil es auf dem schweren Kleiboden unserer Nordseemarschen von Schleswig-Holstein bis nach den Niederlanden sein geschlossenstes Herrschaftsgebiet besitzt. Verfolgt man seine Verbreitung binnenwärts, so verschmälern sich die Malaria-Striche und schmiegen sich dabei vornehmlich an die Flüsse, wo diese bei verlangsamtem Laufe ihr Thal mit meist thonreichen Sinkstoffen erfüllt haben und solche ihren heutigen Wasserspiegel überhöhende Gelände bei Hochwasser noch jetzt gern überschwemmen, immer durchfeuchten. Für die Naturgeschichte des Malaria-Miasmas ist es von Bedeutung, daß in ganz Mittel-Europa das Wechselfieber nur in den Niederungen haust, wo stagnirende Grundwasser durch Abfluß hemmende Bodenverhältnisse der steigenden Sonnenwärme ausgesetzt sind. Das Wechselfieber kommt und verläßt uns mit den Schwalben, grassirt am heftigsten in den heißesten Monaten und sucht die wasserreichen und des Gefälles fast völlig entbehrenden Umgebungen der Rhein-, Maas- und Scheldemündungen besonders heim, ist zwar noch weit die Ostsee entlang, weit in die märkische und schlesische Niederung zu treffen, auch auf dem Schwemmland des Rheins wie der Donau bis gegen den Alpensaum hin, weicht aber z. B. den hurtig abwässernden Hochflächen des böhmischen Gebirgszwingers aus und findet sich überhaupt im gebirgigen Deutschland nur vereinzelt, etwa vergleichbar dem Auftreten der Malaria in den Oasen mitten in der völlig malariafreien Sahara, wo die Oasenbewohner doch ganz naturgemäß am Fieber leiden, eben weil das Dasein der Oasen selbst geknüpft ist an das Hervortreten des in der umgebenden Wüste tief sickernden Grundwassers an die Oberfläche. Wie die Dattelpalme verlangt unser Wechselfieber zu seinem Gedeihen, daß Wasser gleichsam seinen Fuß bespüle, Sonnenhitze ihm zu Häupten brenne. Wir Norddeutschen sind uns zu wenig bewußt, daß, als die Ascanier und nach ihnen die Hohenzollern Ansiedler in die einst weit über die Flußufer hinaus versumpfte ostelbische Niederung zogen, vor allen Fläminger, die von ihren Maas- und Scheldegegenden die Kunst der Eindeichung mitbrachten, durch solche herakleische Entsumpfungsarbeit nicht nur gute Wiesen, prangende Saatfelder im Elbe-, Oder- und Weichselland da geschaffen wurden, wo vordem nichts wie Röhricht und Sauergras stand, nur Storch und Reiher, Krebs und Frosch ihr Wesen trieben, — sondern damit ein noch weit edleres Gut gewonnen wurde: die menschliche Gesundheit. Ein modernes Abbild dieser doppelseitig segensreichen Großthaten hält uns die Schweiz, wenn auch in viel kleinerem Maßstab, vor Augen: zwischen Walen- und Züricher See versumpften noch zu Anfang unseres Jahrhunderts alljährlich von neuem die Wildwasser der Linth, dieser ungestümen Tochter des Tödi, das vollkommen söhlige Land, daß dort nur arme, fiebergeplagte Menschen elend ihr Leben fristen konnten; da führte der wackre Züricher Konrad Escher das schöne Werk der Linthcorrection aus, welches ihm und seiner Familie den wohlverdienten Adelsnamen „Escher von der Linth“ stiftete, — seitdem bestellen gesunde, wohlhabende Leute ein durch hohe Dämme gegen Ueberfluthung geschütztes fruchtbares Land, welches die Malaria-Geißel für immer los ist.

Ein zweites wunderbar bodenständiges Leiden, Kropf und Cretinismus, zerklüftet unser Vaterland noch viel schärfer im fast genauen Anschluß an die Grenze zwischen Nieder- und Oberdeutschland, jedoch in umgekehrtem Sinne: die Niederdeutschen sind auffallend von ihm verschont, die Bewohner der Gebirgsthäler weit und breit ihm unterworfen; die äußersten Gegensätze der deutschen Bodenplastik, Niederlande und Hochalpen, bilden zugleich den negativen und positiven Pol dieser allermerkwürdigsten Krankheitserscheinung, welche uns Leib und Seele des Menschen, Wohnraum und Bewohner in tiefster, räthselvoller Abhängigkeit von einander zeigt. Nicht jeder Dickhals ist Cretin, indessen der Cretinismus tritt sehr gewöhnlich mit dem Kropfleiden in der nämlichen Gegend und wie eine Art Steigerung desselben auf, so daß Cretins in der Regel auch kröpfig sind. Der Cretin ist ein von früher Kindheit an traurig entarteter Mensch; gewöhnlich bleibt er klein, mitunter wird er kaum über meterhoch, im Salzburgischen sieht man jedoch auch großgewachsene; die Knochenbildung ist meist abnorm, die Beine krumm und so schwach, daß sie in einem stoßweißen Bärengang den Körper nur unsicher tragen; der Kopf pflegt unförmlich zu sein, zu groß oder zu klein, dabei schwach und struppig behaart, das Gesicht fahlfarben mit großem, geifernden Mund, ohne jeden geistigen Ausdruck, bisweilen von papageiähnlichem Profil; der völligen Stumpfheit der äußeren Sinne entspricht ein gänzlich unentwickelter Verstand und bis auf einen gelegentlich kurz aufflackernden Zorn die Abwesenheit jeder Leidenschaft; hochgradige Cretins, die gerade nicht immer Kröpfe tragen, bleiben hinsichtlich ihres Verstandes, ihres kaum ein paar Laute lallenden Sprachvermögens wie neugeborene Kinder und werden doch leider dabei oft in Folge von sogar großer Widerstandskraft gegen Krankheitseinflüsse recht alt. Wenn es nun schon beim römischen Dichter Juvenal heißt: „Wer wundert sich über Dickhals in den Alpen“, vor der Völkerwanderung aber noch keine Deutschen, sondern Räter und Kelten neben hereingezogenen Römern das Alpengebirge bewohnten, andererseits die erhabensten Hochgebirge ebenfalls in Asien und Südamerika Brutstätten von Kropf und Cretinismus sind, so liegt hier der weitaus interessanteste Fall von gleichartiger Wirkung geographischer Ursachen auf die allerverschiedensten Völker vor. Die Physiologie vermag sich noch wenig Rechenschaft zu geben über den Zusammenhang der Verschwellung der Schilddrüse unseres Halses mit unserer Gehirnausbildung und somit unserer Verstandesthätigkeit, zur Bekämpfung des entsetzlichen Uebels sollten aber unsere Aerzte dessen Verursachung durch ein viel umfassenderes und gründlicheres Studium seiner örtlichen Verbreitung zu erforschen suchen.

Hier muß es genügen, auf Folgendes hinzuweisen. Die Gebirge wirken offenbar nicht durch ihre Höhe schädlich, denn oberhalb 1000 Meter, der allerdings mehrfach überschrittenen Saussure'schen Höhengrenze des Cretinismus in den Alpen, wird letzterer dort entschieden nur noch selten wahrgenommen, in niedrigeren Gebirgen hört er schon weit tiefer auf, im Schwarzwald z. B. ungefähr bei 700 Meter, und außerdem steigt er bis zu ganz geringen Seehöhen hinab. Als wesentlich förderſames Moment haben wir vielmehr die schluchtige Steilwandigkeit der Gebirgsthäler zu betrachten, welche die feuchte Luft stocken läßt, Nebel bildet und lange in sich hält, vornehmlich aber den an der Thalwand emporgebauten Siedelungen das Sonnenlicht verkümmert; wo die freibewegte Gebirgsluft weht, ver-

schwindet die traurige Entartung, im Alpengebirg also weit höher als im außeralpinen Bergland; im engen Serpentinenlauf des Moselthals ist Kropf und Cretinismus ähnlich wie in den anderen tief ins rheinische Schiefergebirge eingeschnittenen Thälern recht häufig und der anmuthige Schmuck manches traulichen Moselörtchens, der beschattende Obsthain, aus dem es kaum hervorlugt, scheint oft die Plage nur zu verschlimmern, während man oben auf dem Hunsrück nichts von all der Romantik, kaum aber auch eine Spur von jenem schweren Leiden gewahrt. Nächst der Luftfeuchtigkeit und dem Lichtmangel spielen aber jedenfalls gewisse chemische Beimengungen des Bodens, folglich auch des Trinkwassers und der täglichen Nahrungsmittel eine große Rolle. Gips- und Magnesiagehalt der Quellen oder Brunnen wird hauptsächlich dabei beschuldigt, und in der That sieht man unter unseren Mainfranken und Neckarschwaben auf dem an beiden Stoffen reichen Keuper zahlreiche Kröpfige und Idioten, diese zeigen sich gleichfalls, wenn man den alten „Gipsgau" des Steigerwaldes längst im Rücken hat, unter dem Obwalten eines ähnlichen Chemismus auf dem Muschelkalk bei Würzburg, verschwinden jedoch plötzlich auf dem Buntsandstein des Spessart; wenn dagegen die Fortsetzung desselben Buntsandsteinzuges ins Schwarzwaldgebiet vielmehr eine Zunahme der Krankheitsform im Vergleich zu dem angrenzenden schwäbischen Muschelkalk aufweist, so liegt darin ein schlagender Beweis, daß die Reliefgestalt einer sonst unschädlichen Bodenart schon als solche den bösesten Einfluß zu üben vermag. Die größte Aufmerksamkeit scheint endlich der für die Heilkunde so werthvolle Umstand zu verdienen, daß Jodgehalt von Luft und Wasser wahrscheinlich all die beschriebenen Unheilsursachen aufzuheben, Jodabwesenheit umgekehrt sie alle zu verstärken, vielleicht zu ersetzen vermag. Nicht allein unsere deutschen Küsten, sondern auch diejenigen von Frankreich, ja des im Innern von Kropfleiden und Cretinismus so arg geplagten Brasiliens sind wie sämmtliche übrigen bis jetzt darauf untersuchten Gestadeländer völlig immun, selbst das mit seinen Fjordengassen und seinem den Centralalpen so nahe verwandten Gneißgesteln in der Hinsicht bedrohlich aussehende Norwegen. Die Ursache solchen Glücks kann neben dem steten Luftwechsel wohl nur in dem Jod des Meeres und der Seeluft erkannt werden. Im Zusammenhalt hiermit verdient es laut betont zu werden, daß, während die jodreiche Kreuznacher Umgebung ebenso wie die von Keuper unterteufte Erfurter Stadtflur mit ihrem charakteristischen Bau der Brunnenkresse, dem bekannten jodbedürftigen Wasserkraut, auffallend frei ist von Cretinismus, dagegen an einem Hauptheerd des westdeutschen Kropf-Idiotismus, nämlich in der schönen, beckenförmig offenen Koblenzer Umgebung, wo die Dorfschaften Urbar, Metternich, Niederwörth von Alters her so furchtbar darunter zu leiden haben, ausgezeichnete Chemiker Luft wie Wasser jodfrei befunden haben, desgleichen Fully gegenüber Martigny, der im cretinreichen Wallis wohl am meisten von dem Uebel heimgesuchte Ort, nicht den mindesten Jodgehalt in seinem Trinkwasser entdecken ließ.

Doch der Lichtglanz fortschreitender Cultur scheint bereits mächtig die düstern Schatten des physisch-psychischen Unheils gebannt zu haben durch bessere Kinderpflege, Schulerziehung, gesunderes Wohnen in nicht mehr so dumpfigen, lichtarmen Stuben, vor deren kleinen Lukenfenstern womöglich der Düngerhaufen sich thürmte, namentlich aber auch durch Verminderung des Heirathens im engsten dörflichen

oder patricischen Familienkreise, durch frische Blutmischung in Folge regeren Verkehrs. Sehr bezeichnend schelten wir noch den Ungeschickten „deppisch" oder „Tollpatsch", den Abgeschmackten „läppisch", — alles Ausdrücke, welche unsere Vorfahren ursprünglich nur auf die ihnen also sicher vielfach bekannten Cretins angewandt haben werden, wie noch heute in den deutschen Alpen Lappe, Deppe, Tollpatsch gleich Fex oder Drutsch das romanische Wort Cretin ersetzt. Manche unserer Gebirge, die wie der Harz früher in einzelnen Thälern beständig Kropf-Idioten erzogen, zeigen jetzt an den nämlichen Oertlichkeiten fast nur noch Dickhalsige und Kröpfige; die erwähnte Rheininsel Niederwörth, abwärts von Koblenz, welche Ende der fünfziger Jahre unter 800 Dorfbewohnern 238 Kropfleibende und volle 7 pCt. cretinisch Blödsinnige zählte, führte, als ich sie vor wenigen Jahren besuchte, in ihrer aufwachsenden Kinderschaar keine eigentlichen Idioten mehr, alle noch lebenden Cretins und Cretinen stammten aus der Zeit, in welcher das Ineinanderheirathen ganz weniger Geschlechter dort noch die Regel war und zweifellos die physisch gegebene Anlage zum Cretinismus zur blühendsten Entwicklung brachte. Niederwörth, in seiner matrimonialen Abgeschlossenheit durch ein erst in unserem Jahrhundert aufgehobenes Nonnenkloster, dem die Insel einst gehörte, beeinflußt, besteht noch gegenwärtig überwiegend aus vier Familien, so daß man sich die Noth des Landbriefboten denken kann, da noch obendrein gewisse Heiligennamen als Vornamen überaus beliebt sind; man hat daher Uebersichts halber die vielen Peter Stein, Josef Michel u. s. w. wirklich daselbst numeriren müssen. Angeerbt ist auch der jetzt erwachsenden Generation Niederwörths trotz des segensvollen Einheirathens Fremder in die Gemeinde eine eigenthümliche Schwerfälligkeit des Geistes im deutlichen Gegensatz zu den Nachbarn auf den umfangenden Rheinufern, wo mannigfaltigere Geschlechternamen schon ältere Blutmischung verrathen.

Noch einmal wird uns die Theilung unseres Vaterlandes in Ober- und Unterland bedeutsam, insofern sie theilweise harmonirt mit der Scheidung unserer Sprache in Ober- und Niederdeutsch. Niederdeutsche Mundarten erklingen bis etwa 30 Meilen von der Seeküste landeinwärts, dann erst beginnen die oberdeutschen. Die Provinz Preußen ist in Folge der sehr verschiedenen Herkunft ihrer deutschen Ansiedler dialektisch etwas gemischt; Pommern, Mecklenburg, die Mark empfingen bei der Germanisirung des ostelbischen Slavenlandes mit den niedersächsischen Einzüglern deren plattdeutsche, Sachsen und Schlesien mit oberdeutschen, namentlich thüringisch-hessischen Einwanderern deren oberdeutsche Zunge. So weit ist alles rein geschichtlich zu deuten; indessen kann es unmöglich blinder Zufall sein, daß beim erobernden Vordringen der Alemannen seit dem 4., der Baiern im 6. Jahrhundert gegen die Alpen hin sich eben jener seltsame Umschwung im Sprachbau vollzog, welchen man die Lautverschiebung genannt hat und welcher seitdem die Deutschen, wie Luther es ausdrückt, in „Ober- und Niederländer" zerspaltet. Unberührt sind von dieser Neuerung nur die in der nördlichen Ebene verharrenden deutschen Stämme geblieben. Die Niedersachsen reden (auch wo sie ins westfälische Bergland und seit Vernichtung des altthüringischen Reiches tiefer in den Harz reichen) eine der englischen und den skandinavischen Sprachen hinsichtlich des Consonantismus verwandtere Mundart; sie sagen beispielsweise tid und breken wie der Engländer tide und to break, der Schwede tid und bräcka. Was veranlaßte nun

Alemannen und Bajovaren beim Eindringen in die südlicheren Gebirge ihr tid in zit, ihr brekan in brechan, ihr slâpan in slâfan zu wandeln, kurz zuvörderst alle Tenues zu aspiriren? Ließe sich die Vermuthung neuerer Sprachforscher erhärten, daß dem die Neigung der Bergbewohner zur Aspiration, besonders bei Gaumenlauten zu Grunde läge, so hätten wir einen klassischen Fall des Einflusses veränderter Landesnatur auf unser Volk vor uns. Und fürwahr nirgends vernimmt man in deutschen Landen so araberhafte Gurgeltöne als in den schwäbischen Bergen, vor allem in der Schweiz, wo zu St. Gallen ein Hauptmittelpunkt des in dem ältesten Oberdeutsch, nämlich in Altschwäbisch verfaßten Schriftenthums gelegen war. So ein echt schweizerisches „i chumma" — dem Bürger des physisch zum Elsaß gehörigen Basel noch fremd — steht dabei unserem „ich komme" gerade so gegenüber wie das graubündnerische „Chur" und „chasa" dem italienischen curia und casa. Am beherzigenswerthesten jedoch bleibt es, daß dieselben Franken, welche um Main und Rhein bis zur Düsseldorfer Gegend die oberdeutsche Lautverschiebung wie Hessen und Thüringer annahmen, in der ferneren Tiefebene am Niederrhein, wo wir sie zuletzt Holländer nennen, dagegen genau so wie die umwohnenden Fläminger, Friesen, Sachsen auf der alten Lautstufe verharrten, sammt letzteren übrigens auch die vom österreichischen Deutschland in den Schlußjahrhunderten des Mittelalters ausgegangene Diphthongisirung langer Vocale abwehrten, der zufolge wir im Kreise oberdeutscher Zunge Hus in Haus verwandelten, Zit in Zeit u. ä.

Viel klarer ist die Naturumgebung als Lenkerin der sprachlichen Vergleichsbeziehungen zu ersehen. Darüber ließen sich lustige Sammlungen anlegen. Ohne Zweifel geologisch sogar bedingt ist es, wenn man in der Schweiz von einem, der mit seiner Tischrede gar nicht das Ziel finden will, neckisch sagt: „er kann nit landen" — denn hätte sich die Schweiz zur Eiszeit nicht ihre herrlichen Seen bewahrt, so wäre das Wort tief im Binnenland kaum möglich. Und wenn das kleine Halligmädchen, da es den Tisch zur Uebung decken soll, die Mutter fragt, ob die Gabel gen Ost oder West vom Teller gehöre, so folgt sie nur dem dort zu Land allverbreiteten Brauch statt mit rechts und links sich nach den Himmelsgegenden zu orientiren, so natürlich für die tafelebenen kleinen Halliginseln vor Schleswigs Westküste, auf denen kein Baum das überall kreisrunde Gesichtsfeld unterbricht, von der Windrichtung aber so viel abhängt, sogar die Erhaltung des deichlos dem Meere preisgegebenen Landes.

In der Einrichtung des Wohnhauses, in der Wahl der Kleidung, der Genußmittel, ja des Lebensberufs zeigt sich trotz der hierbei weit freieren Entscheidung des Einzelnen auch in Deutschland Luft und Boden der Heimat, wenn man das Ganze ins Auge faßt, von so tonangebender Bedeutung, daß wenige Hinweise in dieser Richtung genügen werden.

Das Alpenhaus ist als Holzbau eine vortrefflich gewählte Waffe des Hochgebirglers im Kampf gegen die Unbilden der Witterung. Das Holz stumpft als schlechter Wärmeleiter die Temperatur-Extreme der Außenluft im Hausinnern ab, geht sparsam um mit der im langen Winter, oft noch in die bessere Jahreszeit hinein durch die Feuerung erzeugten Wärme und ist so leicht durchdringbar für den Luftzug, daß der strömendste Regen keine dauernde Feuchtigkeit im Wohnraum

hervorbringt. Das weit ausladende Holzdach hält den Regen ab von den offenen Galerien, den alterthümlich sogenannten Lauben, wo man Wäsche oder durchnäßte Kleidung bestens trocknen kann; der Giebel wird dabei natürlich ganz stumpfwinklig, indessen das flachere Dach mag, wenn es von den Gewittergüssen, der Schneelast des Winters zu arg mitgenommen wurde, in seinem Bretterwerk leicht bei der Waldesfülle erneut werden und läßt die wuchtigen Felsbrocken nicht rutschen, deren man wieder benöthigt ist zur Abwehr der Entdachung durch die sausende Windsbraut, welcher die breit vorragende Dachkante günstige Handhabe bietet. Im außeralpinen Deutschland finden sich hölzerne Häuser nur auf Gebirgshöhen, die mit den Alpen Klimaverwandtschaft haben, bis auf das Riesengebirge hin mit seinen Bauden. Erst in der Ackerbauregion begegnen wir dem Strohdach, welches mit Ziegel- oder Schieferdach wechselt, je nachdem die Grauwackenschiefer in der Nähe anstehen oder nicht. Im mittelgebirgigen Deutschland baut man mitunter selbst die Dörfer statt im gewöhnlichen Fachwerk ganz massiv aus Bruchstein; wo an der Altmühl die Juraformation die berühmten dünnen lichtgelblichen Kalkplatten liefert, fügt man aus ihnen sogar die Bedachung, die, um das Abschurren zu verhüten, selbstverständlich sehr flach ist. An unserer Nordseeküste, in dem andauernd feuchten Klima, baut man die Häuser weder aus Holz noch aus Bruchstein; nicht, weil hier der gen Nordwest geminderte Waldreichthum Deutschlands seinen Nullpunkt erreicht und Steine dem ganzen Marschboden fehlen, sondern weil der Backstein wie das billigste so auch das gesündeste Baumaterial daselbst ausmacht. Die rothen Thonsteine des unbeworfenen friesischen und niederländischen Hauses sind nicht der Fäulniß unterworfen, der das nicht mit Oelfarbe bestrichene Holz unter diesem grauen, höchstens hellblauen Wasserhimmel schnell erliegt, und lassen die dort seemäßig windige Luft zu steter Austrocknung der Gemächer ununterbrochen ein- und ausziehen; Bruchsteinmauern würden bei der Nässe gesundheitswidrig undurchlässig werden. Das Friesenhaus besitzt ferner, wie kein anderes deutsches Haus, naturnothwendig und darum seit unvordenklichen Zeiten die „Regenback“, d. h. eine Cisternenvorrichtung zum Auffangen der Niederschläge, weil Marschland nie Quellen sprudeln läßt. Ein beneidenswerther Vorzug ist aber allen nordwestdeutschen Wohnhäusern eigen, je mehr oceanische Nebelluft sie einhüllt: die rühmlichste Reinlichkeit. Schon von Bremen ab bemerkt man im Scheuern, im Putzen der Fenster und Thürklinken eine beträchtliche Steigerung, die in Holland mit drei wöchentlichen Scheuerfesttagen, ewigem Abwaschen und Abfegen selbst der Außenwände des Hauses sammt den zierlich grün und weiß gefirnißten Fensterrahmen und Läden zur gelinden Manie wird — ein offenbares Produkt des siegreichen Kampfes gegen die feindliche Natur, die gerade durch ihre farblosen Nebel die Sehnsucht nach künstlicher Farbenreinheit, durch ihre gehässige Vertrübung blinkender Flächen den Sinn für Sauberkeit großzog. Es ist also kein Zufall, daß die deutsche Hausfrau eben in unserem feuchtesten Küstenstrich der schönste Gegensatz wurde zur griechischen, italienischen und spanischen mit ihrem oft so schmutzigen Hausrath unter dem lichtprangenden Himmel des Südens.

Die Temperatur des Jahres, mehr noch des Winters, stuft sich bei uns viel mehr gen Osten ab, als gen Norden. In Ostpreußen braucht man die meiste Ofenheizung, weil man sich gegen ein schon russisches Festlandklima zu wehren hat,

im rheinischen Westen beginnt schon französische Kaminheizung. Gerade aber, wo der milde Anhauch des Weltmeers den Umwohnern der Nordsee Schnee und Eis kaum im Januar beschEert, das Vieh bis in den November nicht von der grünen Weide wegkommt, macht sich ein unerwartetes Bedürfniß nach Einhüllen des Leibes in Wollstoffe bemerklich. Das beruht nicht auf Verzärtelung, denn es äußert sich hierin nur das Gesetz, daß bereits mäßig kühle, dabei jedoch feuchte Luft deshalb uns frieren macht, weil Wasser ein viel kräftigerer Wärmeableiter ist, als Luft. Darum also fühlt sich die Niederländerin selbst in der kirchlichen Andacht gestört, wenn sie nicht die Fußbank mit dem Kohlenbecken-Einsatz, ihr liebes Stoofje, unter sich hat, und darum sind Wollzeuge zumal unseren Matrosen so unentbehrlich, weil deren Faser reichlicher als Pflanzenfaser oder Seide Luft birgt, welche die vom Körper empfangene Wärme conservirt, und weil sie dabei viel weniger Wasser zieht als andere Stoffe, mithin die wärmende Luft minder sich rauben läßt. Aus dem nämlichen Grunde hat sich von Jütland tief in den deutschen Nordwesten bis nach Flandern und über die Moorländereien gen Süden bis auf die torfige Rhön der Holzschuh eingebürgert, sehr nachtheilig zwar für die Grazie des Ganges, aber unübertrefflich schützend gegen die Erkältung der Füße. In den Alpen könnten die hannöverischen Holzschuhmacher nichts verdienen; da muß biegsames Sohlenleder das Klettern ermöglichen helfen, da sieht man das schottisch nackte Knie noch beim Tiroler, dem die neuere Mode lange Beinkleider zu tragen nicht frommt, weil sie beim Bergsteigen widerwärtiges Spannen auf dem Knie bewirkt. Und wo der trockene Sand des ostelbischen Diluviums, des verwitternden Buntsandsteins oder Keupersandsteins den Fuß weder näßt, noch mit Steinschärfen belästigt, da wohnen von Pommern bis in den Spessart und nach dem Rednitzland unsere Barfüßler.

Wo feuchte Luft weht, neigt der Mensch besonders zur Anwendung von Mitteln, seine Geschmacksnerven stark zu reizen durch Kauen beißender Stoffe. Das Tabakkauen unserer Küstenbewohner an Nord- und Ostsee, namentlich aber der Fischer und Schiffer, entspricht neben dem unablässigen Rauchen der Holländer gewiß dem im malaiischen Archipel so allgemeinen Kauen der Betelnuß nebst gebranntem Kalk. Die Vorliebe zu starkem Getränk, sei es alkoholischer Art oder Thee oder Kaffee, ist ebenfalls an unseren Küsten offenbar naturbedingt, theils wegen der steten Wärmeverluste des Blutes an die naßkalte Umgebung, theils wohl auch aus dem gesteigerten Bedürfniß nach Nervenanregung. Von Belgien bis nach den dänischen Inseln zieht sich der Gürtel eines Mokka's über Dorf und Stadt, mit dem der bräunlich aussehende Blümchentrank der Erzgebirgler fast blos den Namen gemein hat. Missen mag freilich einen anregenden Trunk der Deutsche des Binnenlandes auch nicht; im gesegneten Südwesten wächst unserem Volk die Begeisterung am Rebstock; wo die Sonne nicht genug Licht und Wärme zum Aussüßen der Traube spendet, labt man sich am Gebräu oder, wie ostwärts des Elbstroms, wo der Großgrundbesitz auf dem eroberten Slavenboden mit neuer Kunst Kartoffel-Latifundien verwerthen lernte, am Branntwein. Wie dämonisch sieht man da das Gewölk unseres Himmels, die Thalfurchung und Terrassirung unseres vaterländischen Bodens walten über dem Naturell der Deutschen, so grundverschieden im fröhlichen Weinland, im phlegmatischeren Bierland und dem breiten Osten unserer Tiefebene,

wo glücklicher Weise der edlere Gerstensaft den Fuselduft zu verscheuchen beginnt, mit dem die verrätherisch billige Erquickung so manche Arbeitskraft gelähmt, so manches Familienglück in der Hütte des Armen untergraben hat.

Die Stimmung des Gemüths wurzelt nebst Sitte und Gewohnheitsrecht natürlich vor allem in der Berufsarbeit. Das Hirtenleben im Gebirge, der Ackerbau in der offenen Landschaft, der Seehandel an der Küste, die Großindustrie auf den die europäische Menschheit seit Anwendung der Dampfmaschinen chinesisch verdichtenden Steinkohlenfeldern oder auf den Gebirgshöhen mit wohlfeiler Wassertriebkraft und althergebrachtem hausgewerblichen, anspruchslosen Fleiß der Bewohner, oder endlich auf dem Boden großstädtischen Verkehrs — wer möchte bezweifeln, daß dies alles ein Volk in seinem ganzen Wesen zu beherrschen und selbst eine sonst gleichartige Masse nach der Verschiedenheit der Berufszweige in eben so viele verschiedene Wesensformen hineinzubilden vermag, wie unter der Hand des Gußkünstlers derselbe Stoff das mannigfachste Gepräge annimmt. Bei der seltenen Vielseitigkeit seiner geographischen Mitgift mußte aber Deutschland mehr als alle übrigen Länder Europa's gerade in dieser Hinsicht seine Bewohnerschaft vermannigfaltigen. Wir haben unsere Liverpool und London in Rotterdam, Amsterdam, Bremen und Hamburg, unsere Manchester und Sheffield am Nordsaum unseres rheinischen Schiefergebirges, im Elsaß, in Sachsen und in Schlesien; Norwegens Fischer- und Säterleben wohnt bei uns getheilt an den nördlichen Küsten und auf den freundlichen Almen des nur uns in solcher Stattlichkeit beschiedenen Hochgebirges; mit den Obst-, Gemüse- und Weingärtnern Wälschlands dürfen sich die in unserem Süden und Westen schon messen, Rußlands Weide- und Ernte-Erträgnissen kommt im Reigen der europäischen Länder keins so nahe als unser Vaterland.

Einheit aber in der Mannigfaltigkeit ist auch umgeprägt von unserem Land auf unser Volk. Wir wollen auch hier nicht nutzlos wägen, wie viel die wesentlich gleiche Abkunft, die bis an die Schwelle der Neuzeit durchaus gemeinsame Geschichte dazu beitrug, daß unser Volk sich deutsch, d. h. zusammengehörig fühlte und deutsch blieb. Unser letzter Gedanke verweile nur noch einen Augenblick bei jener dem Wechsel nicht so wie Blutmischung und geschichtliches Verhängniß unterworfenen, in welchem Grade auch immer mit beiden zusammenwirkenden Einung durch das Land.

Sanft und doch allgewaltig lebt und webt dieses deutschen Landes Art in dem Innersten unseres Selbst; noch jeder wohl hat das empfunden, wenn er vom deutschen Boden mußte scheiden. Der Heimat stets geschautes Bild spiegelt sich noch in den scheinbar frei'sten Schöpfungen, in denen der Kunst. Oder wäre es Zufall, daß der hellste Klang der deutschen Dichtung aus unserem Bergland kam, daß Friesland nimmer sang und die Fülle deutscher Lieder da ertönt, wo's Echo hallt? Die Troubadours konnten nicht gleich unseren Minnesängern von Lenzeswonne singen, denn im Lande der Oliven kennt man unsern Frühling nicht. Wir aber haben stets den wechselvollen Schritt der Horen mitgefühlt; uns hat noch immer nach dem grauen Winter das junge Grün von Flur und Wald das Herz mit neuem Muth gefüllt, uns stählt ein nicht zu strenger Wetterwechsel Nerv und Muskel, uns weist der Schneesturm an den häuslichen Heerd; da wird schon dem Kind die deutsche Art gelehrt, daß es zu arbeiten gelte, um zu leben, denn unser

Land trägt keine Brodfrucht an den Bäumen, wohl aber guten Lohn der Mühe, Schande der Trägheit. Es sind dieselben Menschen wohnhaft von den Adlerhorsten der Alpen bis „wo am Belt die Möwe zieht“. Schildere sie uns Reuter, wie sie auf Mecklenburgs nahrhaftem Boden leben, oder Rosegger aus der schönen grünen Steiermark — wir fühlen uns ihnen wohlverwandt als Söhnen deutscher Erde. Erst hinter Brügge, hinter Memel erlischt das deutsche Heerdfeuer trauter Häuslichkeit. Wohl walten andre Fürsten, andre Staatsgesetze über diesem deutschen Frieden da und dort, doch wollte ein neuer Cäsar an die Niederlande feindlich rühren oder fremde Gewalt arglistige Pläne schmieden auf die alte Lösung der Schweiz, die neue und doch auch naturgemäße Oesterreichs aus unserm Reichsverband, dann würd' es rufen von dem Fels zum Meere:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!“

Wolf Graf Baudissin.

Rückblicke auf sein Leben

von

Emil Naumann.

Dresden.

Wieder ist einer jener Veteranen der deutschen Literatur dahingegangen, die noch Zeugen der großen Zeit waren; einer jener wenigen Mitlebenden, die mit Bewußtsein Schillers Tod beklagten, Goethe als rüstigen Mann kannten und Jung-Deutschland blühen und fallen sahen! — Am 4. April starb zu Dresden Wolf Graf Baudissin, hoch verehrt von Allen, die jemals in Beziehung zu ihm traten. — Seine literarischen Verdienste zu würdigen, haben sich berufene Federn gefunden; wir verweisen in dieser Beziehung auf die deutsche Rundschau (Hermann Hettner), die Gegenwart (Paul Lindau) und die Hamburger Nachrichten (Rob. Waldmüller). Lassen Sie mich, der ich Baudissin seit meiner Kindheit kannte, Ihnen ein Bild des Menschen geben; ein Bild eines durchaus vollendeten, harmonisch in sich abgeschlossenen Daseins, wie es nach innen und außen hin selten schöner gelebt wurde. Freilich waren alle Vorbedingungen hierzu gegeben. Auf den Höhen des Lebens aufgewachsen, sorgfältig gebildet und erzogen, blieb ihm die Sorge und Noth des Tages erspart! Aber wie Vielen wird dies zu Theil, und wie Wenige wissen „die Reihe guter Tage“ würdig zu tragen, edel auszufüllen.

Wolf Baudissin wurde am 30. Januar 1789 zu Kopenhagen geboren und verlebte seine ersten Jugendjahre abwechselnd dort oder auf Rantzau in Holstein, dem Gute seines, in dänischen Kriegsdiensten stehenden Vaters. Derselbe wurde im Jahre 1801 dänischer Gesandter in Berlin, woselbst Wolf schon im 13. Jahre die Vorlesungen A. W. Schlegels mit Nutzen besuchte. Seine Erziehung leitete Kohlrausch, sein Lehrer im Französischen war Ancillon. Er bezog 1805 die Universität Kiel und 1806 Göttingen, später noch Heidelberg. Dem Wunsche des Vaters folgend, schlug er die diplomatische Laufbahn ein und ging demzufolge zuerst auf drei Jahre nach Stockholm, von wo er 1813 abberufen wurde, um an

einer Gesandtschaft an Napoleon Theil zu nehmen. Seine Sympathien für Deutschland hinderten ihn, dem Befehle nachzukommen, und die Folge war eine halbjährige Inhaftirung in Friedrichsort. Jedoch schon das nächste Jahr sah ihn wieder in Thätigkeit. Er ging mit Graf Bernstorf ins österreichische Hauptquartier und nach Paris. Von der Theilnahme am Wiener Congreß hielt ihn der Tod seines Vaters ab, der als Gouverneur von Kopenhagen starb. — Wolf trat das Majorat an und übernahm mit demselben neben den Rechten auch die Pflichten eines Familien-Oberhauptes, und zwar im weitesten Sinne des Wortes. Er vermählte sich damals mit seiner Cousine, einer Gräfin Julie Baudissin, mit der er während der Jahre 1820 bis 1823 reiste und in Italien lebte. Erst im Jahre 1827 wählte er Dresden zum dauernden Aufenthalte, und hier war es auch, wo er die Gattin verlor. Eine Reise nach Griechenland und Constantinopel sollte ihm wohl über die Oede und Traurigkeit jener Zeit mit hinweghelfen. Seine zweite, beinahe vierzigjährige Ehe wurde ebenfalls in Dresden geschlossen, und er verlebte mit seiner Gattin Sophie, geb. Kaskel, die Jahre seitdem theils hier, theils in Rantzau und in Wachwitz, einem Dörfchen an der Elbe, wohin eine reizende Besitzung ihn alljährlich im Frühling lockte. — Während mehr als einem Menschenalter nur ein einzigesmal von der Gattin getrennt (und auch dann nur auf wenige Stunden), von ihrer sorgsamsten Liebe gehegt und gepflegt, schien es, als ob Alter und Tod ihn vergessen hätten. — Da zeigten sich im vergangenen Sommer die ersten Beschwerden, die er in liebenswürdigster Weise ertrug und nach und nach schwand er dahin wie ein schöner Sommertag zur Neige geht; die Sonne ist untergegangen, aber noch lange nachher zeigen rosige Wolken die Stätte an, wo sie dem menschlichen Auge entschwand. — „Der Tod hat ihn fortgeküßt", sagte ein ihm nahe stehender Freund!

Das sind die äußeren Umrisse seines Lebens; sehen wir nun, wie er dasselbe, indem er es durch reiches Können, ernstes Wollen und edles Thun ausfüllte, zu einem wahrhaft idealen Dasein gestaltete. — Sorgfältige Leitung, vor Allem aber eigene, vielfache Begabung öffneten ihm schon früh die Augen für alles Schöne, sei es in der Natur, sei es in der Kunst. — Seine Geburt und Stellung im Leben brachten ihn mit „den Besten seiner Zeit" in Berührung; aber daß aus diesen Begegnungen und Berührungen dauernde Freundschaften wurden, daß in den Jahren seiner Jugend die Menschen mit Liebe, in denen seines Alters mit Verehrung an ihm hingen, das war die Folge seines liebenswürdigen, milden, und jedem Unreinen abholden Charakters! Schon zeitig entwickelte sich in dem bezaubernden Knaben (es existirt im Familienbesitz ein Bild aus jenen Tagen von wahrhaft idealer Schönheit) der Sinn für Melodik und Rhythmik; ein Sinn, der ihn früh zur Musik, früh auch zur Wiedergabe klassischer Dichterwerke anderer Nationen in metrischer Uebersetzung trieb! So spielte er Sebastian Bach schon in seinem zehnten Jahre mit Eifer und einer für den Knaben seltenen Vollendung, und schloß im Jahre 1804 eine Uebersetzung von Shakespeare's Lear ab, die nicht nur seinen Eltern, sondern auch A. W. Schlegel die größte Freude bereitete. Er hatte sich, wie man sieht, frühzeitig die beiden Schutzheiligen seines Lebens gewählt: Bach und Shakespeare, die ihn durch mehr denn zwei Menschenalter treu begleiten und deren Cultus er in keinem Moment untreu werden sollte. — Wenn er dem von

ihm bewunderten Großmeister der Fuge nur im stillen engen Kreise seine Huldigungen darbrachte, so verstand er ihn darum nicht minder, folgte seinen Schöpfungen nicht weniger liebevoll und eingehend, als denen „Meister Williams“. — Ich glaube, daß ich vor Allen dazu berufen bin dies auszusprechen, wenn ich an jene unvergeßlichen Tage und Wochen in Bad Creuznach denke, wo er dem heranwachsenden Knaben auf Spaziergängen und am Flügel das Verständniß für den großen Tonmeister und dessen „wohltemperirtes Clavier“ öffnete. Und wie ich ihm mein Handexemplar dieses Evangeliums des Clavierspiels verdanke, so war er es (wenn ich von Gottfried Kinkels Gattin Johanna absehe) allein, der damals die Liebe und Verehrung, den ersten Keim zur wahren Würdigung des alten Cantors von St. Thomas zu Leipzig in mein Herz senkte, wofür ich ihm noch über das Grab hinaus meinen Dank nachrufe. — Wie er den Meister der Töne in seinen Jugendbriefen nie anders als den „heiligen Sebastian“ nannte, wie er ein bedeutendes Geldgeschenk seiner Mutter dazu bestimmte, ein Paar seiner Lieblingswerke desselben in einer neuen Auflage herauszugeben, so wuchs mit den Jahren auch die Gabe, in den wunderbaren formalen Aufbau und in die unvergleichliche polyphone Technik der Arbeiten Bachs einzudringen, dessen Werke, die er ihrer Mehrzahl nach gründlich kannte, er auch nach diesen Seiten hin mit feinstem Verständniß zu beurtheilen wußte. — Aus jener innigen Theilnahme an dem einen unserer musikalischen Heroen entwickelte sich aber nun selbstredend die an den anderen Tondichtern unserer deutschen Genie-Epoche. — Er kannte, liebte und beurtheilte die Werke Händels, Glucks, Haydns, Mozarts und Beethovens nicht wie ein Dilettant, sondern fast wie ein Musiker. Wesentlich trug dazu in früheren Jahren wohl die eigene emsige Ausübung der Tonkunst bei (Baudissin war ein gediegener Clavierspieler), sowie der Aufenthalt in den großen Hauptstädten und das vielmalige Hören der Meisterwerke von den besten vorhandenen Kräften. — In späterer Zeit aber, als er selbst nicht mehr ausübend wirkte, erhielt sich seine warme Theilnahme an der Tonkunst durch den innigen Verkehr mit seiner ungewöhnlich musikalisch begabten Gattin, die, selbst eine feine und brillante Clavierspielerin, es liebte, ihm im Verein mit executirenden Künstlern ersten Ranges, wie Fürstenau, Grützmacher und Lauterbach, von Zeit zu Zeit treffliche Clavier- und Kammermusik vorzuführen, und zwar nicht nur Schöpfungen unserer Classiker, sondern zugleich Werke jüngerer Talente, von Chopin, Mendelssohn und Schumann an, bis auf Brahms und St. Saëns. Und wie Baudissins liebevolles und vorurtheilsloses Gemüth sich in jeder Lebenslage documentirte, so auch hier. Nicht mit der Geringschätzung gegen die Bestrebungen der Gegenwart, die den Altclassiker kennzeichnet, hing er an den Werken seiner großen Alten, auch den neueren Meistern brachte er ein offenes Auge und ein offenes Ohr entgegen und würdigte ihre Gaben nach Verdienst. — Nur von der neuromantischen Schule wandte er sich einigermaßen ab. Dem edlen reinen Sinn des Meisters der Form mag der formlose und häufig trübe Inhalt so mancher Producte jener Kunstrichtung wiederstrebt haben, und so verschloß er sich dagegen, indem er sie einfach nicht hörte, wodurch ihm, neben dem Unschönen, freilich auch manches Bemerkenswerthe und Bedeutende entging. Welch ein Lebensbedürfniß ihm die Musik gewesen, ja, wie sie, neben der Poesie, ihm Lebensluft war, zeigt

wohl am besten, daß es der größten Ueberredungskunst bedurfte, ihn, den fast Neunzigjährigen, noch im vergangenen Winter vom Besuche des „Fidelio" abzuhalten, sowie eine Aeußerung, die er in der letzten von ihm besuchten Trio-Soirée that, in welcher er, als man ihn nach seinem Befinden fragte, antwortete: „Ich fühle mich wie im Paradiese". — Das letzte Vocalwerk, das er hörte, war der Herakles von Händel, der am 2. Januar dieses Jahres unter meiner Direction in Dresden zur Aufführung gelangte, und tief beziehungsvoll wird es mir bleiben, daß Georg Henschel gerade die herrliche Arie sang: „Mein Name wird für alle Zeiten hell im Glanz der Ehren stehen", als er den Concertsaal verlassen mußte.

So entwickelte sich in ihm die Musik, aber neben und mit ihr die Poesie, von der er ganz durchdrungen war. Baudissin war nicht, was man ein, in einer ungewöhnlich stark hervortretenden Art produktives Talent nennen könnte, sondern vielmehr, wie Goethe einmal so schön sagt: „eine im besten Sinne anempfindende Natur." — Nicht das, was er selbst schuf, sondern dasjenige, was er uns von den großen Dichtern fremder Nationen als Uebersetzer zugänglich machte, sichert ihm einen ehrenvollen und dauernden Platz in der deutschen Literatur. — Er hat uns in seinen Mannesjahren dreizehn Stücke von Shakespeare (in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung), er hat uns als Greis den ganzen Molière in deutscher Sprache wiedergegeben, ja man darf wohl sagen, wiedergeschaffen. — Mag man über die Art seiner Uebersetzung Shakespeares streiten, mag man den Jambus vertheidigen oder verdammen, in den er die Molière'schen Alexandriner verwandelte: es bleiben die Arbeiten eines Dichters. Sie unterscheiden sich von vielen anderen, wie sich ein guter Kupferstich nach einem Meisterwerke von einer Photographie unterscheidet; und wie die Morghen'schen Stiche der Stanzen, der Longhi'sche Stich des Sposalizio, der Müller'sche der Sixtina, selbständige Kunstwerke sind, so Baudissins Uebersetzungen, die auch das mit den genannten Blättern gemein haben, daß sie zur Verbreitung des Verständnisses großer Meister nicht zum kleinsten Theil mitgewirkt haben. Wunderbar mag es scheinen, daß es erst in den letzten Jahren im großen Publikum bekannt wurde, daß Baudissin in Gemeinschaft mit Tieck und dessen Tochter Dorothea die Shakespeare-Uebersetzung vollendete. — Baudissin war zufrieden, daß Tieck im letzten Bande derselben ihn als Mitarbeiter nannte und verzichtete, in seiner selbstlosen Weise, auf jeden äußern Lohn und Ruhm. — In der Poesie ging es ihm, wie in der Musik: um den Hauptheiligen gruppirten sich Geistesgenossen und wurden mit gleicher Liebe und gleichem Verständniß verehrt. Ein angeborenes Talent für Sprachen, ein eiserner Fleiß und ein wunderbares Gedächtniß ließen ihn alte und neue Sprachen mit gleicher Leichtigkeit beherrschen und sich zu eigen machen. Rechnet man dazu eben jene anempfindende Natur, der es gegeben ist, die Gefühle und Gedanken des Dichters bis in die feinsten Regungen der Seele, die zartesten Nüancen des Ausdrucks hinein zu verfolgen, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß ihm Homer und die Griechen, Virgil, Horaz und Terenz ebenso in Fleisch und Blut übergegangen waren, wie Italiens Dichter der Früh- und Spät-Renaissance und wie hauptsächlich unsere eigenen großen Schriftsteller und Poeten. Wenn man ihn über Goethe sprechen hörte, meinte man, seine ganze Zeit müsse dem Studium dieses einen gewidmet sein, bis er sich mit demselben Verständniß, der-

selben Kenntniß und gleichem Geschmack über einen andern Dichter äußerte! Und wie in der Musik, waren es nicht die Alten allein, denen er Liebe und volles Verstehen entgegenbrachte; wie manche unserer Modernen haben sich einer eingehenden Kenntniß ihrer Werke seinerseits zu rühmen gehabt. Auerbach, Roquette, Geibel, Heyse, Freitag, Lindau, Duboc erfreuten sich seiner persönlichen Freundschaft, und er verfolgte ihre Werke mit regstem Interesse. Er war überdies einer jener seltenen Freunde, die unsere Sachen nicht nur lesen, sondern kaufen! — Und dann vor Allem Eines! Nie habe ich ihn jemals über einen Mitlebenden eine schonungslose Kritik aussprechen hören. Er stand über den Parteien und urtheilte sine ira et studio. Kleinem Neide und selbstgefälliger Eitelkeit war seine innerlich vornehme Natur gleich unzugänglich, und gerade dies machte ihn zu einem so objectiven und unbefangenen Beurtheiler neuer Schöpfungen. Kannte er doch selbst zu wohl die Schwierigkeiten, unter denen ein Kunstwerk entsteht, um es so ohne weiteres über Bord zu werfen! — Von den Mitlebenden aber ist ihm vor Allen Einer zu größtem Danke verpflichtet, der Franzose Francois Coppée, von dem er einige dramatische Kleinigkeiten in meisterhafte deutsche Verse übertrug und sie so der deutschen Bühne zugänglich machte. Das letzte kleine Schauspiel Coppée's: „Der Geigenmacher von Cremona", hält sich, sowohl in Berlin als Dresden, dauernd auf dem Repertoire, ein Vorzug, den es zum großen Theile der Baudissin'schen Uebersetzung, der Uebersetzung eines Mannes von 87 Jahren verdankt.

Es ist nöthig hier noch zu erwähnen, daß Baudissin auch zu den bildenden Künsten in dem Verhältniß eines gründlichen und einsichtsvollen Kenners stand. Architektur, Plastik und Malerei interessirten ihn in gleicher Weise und ich glaube, daß, außer Dresdens schöner Natur und der Anwesenheit Tieck's, auch die Dresdener Galerie ihn mit dazu bestimmte, sich in Elbflorenz ganz niederzulassen. Aber auch hiermit waren die weiten Kreise seiner Antheilnahme noch nicht erschöpft. Neben Musik, Poesie und bildender Kunst war es vor allen Dingen die Politik, die ihn beschäftigte und der er mit regstem Interesse folgte. Obgleich durch sein Majorat dänischer Unterthan, war er von deutschester Gesinnung und hat manches äußere und innere Opfer derselben dargebracht. — Wie er sich im Jahre 1813 einer im antideutschen Sinne angeordneten Sendung an Napoleon entzog und dafür auf der Festung büßte, so hatte seine deutsche Richtung im ersten holsteinischen Krieg eine zeitweilige Confiscation der Einnahmen seiner Güter zur Folge, um so mehr, da sein Bruder, der treffliche, von einer dänischen Kugel bei Kolding schwerverwundete General Otto Baudissin, zu den höheren Befehlshabern der schleswig-holsteinischen Armee gehörte. Unter den schwierigsten Verhältnissen und mit feinstem Tact blieb er seiner Gesinnung auch im Jahre 1866 treu, trotz seines nahen langjährigen Verhältnisses zum König Johann von Sachsen, dessen geistvoller und von tiefer Gelehrsamkeit zeugender Dante-Uebersetzung er nicht fernstand. Der Aufrichtung des deutschen Reiches, den Erfolgen Bismarcks zollte er den regsten Antheil und das wärmste Interesse und tief beglückte ihn die endliche Erfüllung aller der Hoffnungen, die schon in den Jahren 1814 und 15 des Jünglings Brust bewegten. — Der Culturkampf beschäftigte ihn lebhaft, ebenso wie die socialdemokratische Frage. In dem letzten Kriege stand er, obwohl nationalliberal, gleich den meisten seiner Gesinnungsgenossen, die im Panslavismus nicht

Deutschlands künftigen Alliirten zu erblicken vermögen, auf der Seite der Türkei. Ein Mann, dessen reger Sinn in dieser Weise an Allem, was seine Zeit bewegte, Antheil nahm, dem die Mittel zu einer schönen Geselligkeit zu Gebote standen, mußte für das geistige Leben Dresdens selbstverständlich ein Mittelpunkt werden, und so sehen wir denn auch in seinem Hause die Koryphäen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft verkehren: ebensowohl diejenigen, deren dauernder Aufenthalt Dresden war, als solche, die es nur zeitweilig aufsuchten. Jedem aber, dem das Glück zu Theil ward, in kleinem Kreise, in heiterem Gespräch oder bei guter Musik, dort einige Stunden zuzubringen, wird der Eindruck geblieben sein, daß er sich in einer Sphäre höchster Bildung und befruchtenden Interesses bewegt und erquickt habe.

Sehen wir nun auf dies reiche, schöne, in weite Kreise hinein befruchtend wirkende Leben zurück, so erscheint es wohl nicht ungerechtfertigt, wenn wir dasselbe oben als ein in seltener Weise harmonisch in sich abgeschlossenes bezeichneten. Dürfen wir auch nicht den Schleier lüften, den er selbst voll Bescheidenheit und Edelmuth über so manches Werk rührenden Wohlthuns gebreitet hatte, so sei es uns wenigstens gestattet im Allgemeinen anzudeuten, daß auch diese Seite seines Wesens nicht hinter den anderen schönen Vorzügen seines Charakters zurücktrat, und daß er manche Thräne getrocknet, manchen heimlichen Wunsch befriedigt und erfüllt hat! — So können wir Alle, die ihm nahe standen, nur Gott danken, daß er die Dauer seines Erdenlebens bis auf das längste Maß ausdehnte und ihm bis zu dessen äußersten Momente das Glück geistiger Frische und Empfänglichkeit gewährte. Er konnte in der letzten Zeit nicht mehr selbst lesen. Es theilten sich daher seine Gattin, deren treffliche Schwester und eine treue Freundin in das Amt, ihm das Neueste und das Alte vorzulesen. Jede von ihnen aber hatte ein bestimmtes Buch und las zu einer anderen Tageszeit. — Als ihn nun Jemand verwundert fragte: Verwirrt Sie dies nicht? antwortete er lächelnd: „Mein Gedächtniß gleicht einem Kutscher, der vierspännig fährt und doch alle Pferde auseinanderhält". — Wohl ist es ein Liebling der Götter, dem ein derartiges Glück im 89. Jahre gewährt wird, und wohl ist es werth ein solches Leben kennen zu lernen und ihm ein Denkmal in unser Aller Gedächtniß zu setzen. Ist doch nirgendwo das Dichterwort zutreffender, als bei Baudissin:

Denn hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Rundschau über das nationale Leben.

Zur inneren politischen Lage.

Von
F. v. Schulte.
Bonn.

Das junge deutsche Reich hat kaum einen Augenblick von der Bedeutung und Schwierigkeit, wie den gegenwärtigen (4. Juni) gehabt. Eben sind drei Wochen verflossen, daß wir Zeugen wurden des scheußlichsten Mordversuches auf das Leben eines Monarchen, der durch seine Persönlichkeit, sein Alter, seine Verdienste um das Vaterland, wie wenige Regenten vor ihm, den vollsten Anspruch auf die Dankbarkeit der ganzen Nation hat; es mußte jeden Deutschen mit tiefem Schmerz erfüllen, daß sein Vaterland solche Scheusale birgt. Außer Zweifel war, daß die Umsturzideen, welche vor Allem systematisch von den Organen der Socialdemokraten in die Masse geworfen werden, Geist und Gemüth des Verbrechers verwirrt haben. Der Bundesrath legt vor den Entwurf eines Gesetzes zur Abwehr socialdemokratischer Ausschreitungen. Mit Ausschluß der Socialdemokraten erklären in den Verhandlungen des 23. und 24. Mai sich alle, die konservativen und liberalen Parteien und auch das Centrum mit Entschiedenheit gegen die Bestrebungen der Socialdemokraten; der Gesetzentwurf selbst wird gleichwohl aber mit 243 Stimmen gegen 60 abgelehnt; nur die Conservativen und zwei Nationalliberale stimmen dafür, sechs enthalten sich der Abstimmung. Noch war der Jubel über die glückliche Errettung des allverehrten Kaisers nicht überall verhallt, noch fuhr man fort, Gott den Dank ob dessen feierlich darzubringen, da traf am 31. Mai unsere junge Marine in dem Untergang des „Großen Kurfürsten", eines unserer großen Panzerschiffe, und mit ihm in dem Tode Hunderter seiner Mannschaft einer jener furchtbaren Schläge, deren Größe wegen des Verlustes an Menschen und Vermögen nicht leicht zu vergessen sind. Und noch hatte man sich von dem Schrecken nicht erholt, als am 2. Juni die Kunde von dem neuerlichen Mordversuche gegen das Leben des kaiserlichen Heldengreises und dessen Verwundung die Herzen aller Deutschen mit unsäglichem Schmerz erfüllte. Wären diese Ereignisse allein geeignet, die Situation trübe zu gestalten, so tritt Anderes hinzu. Mit eigenthümlichen Hoffnungen traten namentlich die liberalen Parteien in die eben ausgelaufene Reichstagssession ein. Wurde auch das, was in Varzin bei dem wiederholten Auf-

enthalte des Herrn von Bennigsen gesprochen, verhandelt, vielleicht in Aussicht gestellt oder als solches angenommen wurde, niemals klar und präcis zur Kunde aller gebracht, die Hoffnung auf der einen, der Schmerz auf der anderen Seite, zwei oder gar drei „Führer der Nationalliberalen" würden Ministerposten in Preußen und als deren Anhängsel, oder, wenn man will, als Motiv, hervorragende Stellen in der Reichsregierung einnehmen, gab dem Beginn der Session ihre absonderliche Färbung. Da kommt die Tabaksteuervorlage, die Erklärung des Fürsten Bismarck zu Gunsten des Monopols, die gleiche von Seiten des damaligen preußischen Finanzministers Camphausen, Erörterungen beider, das Fortspiel im preußischen Abgeordnetenhause: Vorlage des Gesetzentwurfs über den neuen Posten eines Vicepräsidenten des Staatsministeriums, eines eigenen Eisenbahnministers, und die Scheidung der Domänen und Forsten aus dem Ressort des Finanzministers unter gleichzeitiger Zutheilung an den Ackerbauminister. Der preußische Finanzminister, der Handelsminister, der seit Monaten auf Urlaub befindliche Minister des Innern treten ab und werden durch neue ersetzt; von den Gesetzesvorlagen geht nur die über die Vicepräsidentschaft durch. Es war mittlerweile der anfängliche rosige Hoffnungsschimmer einer Atmosphäre gewichen, die so ziemlich der in den Hundstagen einem recht starken Gewitter vorausgehenden gleicht. Eine neue Vorlage über die Stellvertretung des Reichskanzlers wirkt wohl abkühlend aber nicht bessernd, die anderweite über Vornahme einer Enquete bezüglich der Tabaksfabrikation wird dergestalt modificirt angenommen, daß der Zweck, welcher allgemein als Motiv der Vorlage angesehen wurde, nämlich die Beschaffung des zur Vorbereitung und Begründung des Gesetzes über Einführung des Tabakmonopols erforderlichen Materials kaum mehr erreicht werden wird; mit unzweideutigen Worten weist die nationalliberale Fraction das Monopol von sich, ein Gleiches geschieht von anderer Seite. Als sei des Zündstoffs noch nicht genug, mußte die eclatante Zurückweisung des Gesetzentwurfs über die Socialdemokraten erfolgen. Und bei diesen Dingen bleibt's nicht. Niemand kann verkennen, daß eine schwere wirthschaftliche Noth auf Deutschland drückt; die Ansichten und Absichten über das, was fromme, gehen schroff auseinander. Wer Schutz für nöthig hält und wünscht, glaubt nach losen Andeutungen des leitenden Staatsmannes und anderer seine Zeit gekommen und sieht schon die wirthschaftliche Umkehr nahen; das ist aber genug, um die Freihändler aus Princip aus Rand und Band zu bringen, mindestens das Gespenst einer wirthschaftlichen Reaction zu sehen. Ihm aber geht voraus oder folgt nach das der politischen Reaction. Die Gedanken an Reichstags- und Landtags-Auflösung, Octroyrung u. dergl. schwirrten durch die Luft. Um den Wirrwarr voll zu machen, gesellte sich noch ein Element als gährendes hinzu, welches leider so häufig statt des Wandelns im Lichte, wie es sollte, im Trüben fischt. Der scheinbare Anlauf, welchen der neue Pontifex Leo XIII. nahm, sich von dem Schimpfen, Fluchen, Poltern und Lästern seines Vorgängers zu emancipiren, seiner Kirche den ihr so nöthigen Frieden zu sichern durch vernünftige Fügung in die Thatsache, daß sich Papst und römische Klerisei im neunzehnten Jahrhundert und in einer Welt befinden, die keine „geistlichen Staaten" mehr kennt, ließ die Hoffnung entstehen, es werde damit der „Culturkampf" beendigt. Daran knüpften sich sofort eigenthümliche Erscheinungen. Es gab Leute, welche die Einen, die gemäßigten oder

„staatsmännischen" Ultramontanen, denen die Kaplansgeisel doch nachgerade zu scharf ins Fleisch schneidet, schon in treuem Bunde Hand in Hand gehen sahen mit der Reaction, eingedenk alter Zeiten, wo in Preußen der Oberpräsident und römische Bischof auf die Wahlen in einträchtigem Geiste einwirkten und Herr Jörg der begeisterte Anhänger Bismarcks war; Andere freuten sich schon über den Zerfall einer Partei, aus der mit der „Knechtung der Kirche" das Band entfallen müsse, welches rothe Kapläne, frondirende Welfen, mißvergnügte Geheimräthe, fromm gewordene Kavallerieoffiziere, pensionirte Krämer, Grafen und Freiherren u. dergl. m. zu einer Gesellschaft verbindet, welche in der Opposition gegen die Staatsgewalt das einzige positive Band besitzt. Die Sturmböcke der Partei selbst wiesen jede Aussöhnung zurück, so lange der preußische Staat nicht winselnd zu den Füßen des Unfehlbaren liege, was praktisch darauf hinauslaufen müßte, daß wieder wie vor 1872 der „geistliche Herr" sein allgewaltiges Regiment von „Unter den Linden Nr. 4, Berlin W." bis in die Dorfschule hinein erstrecke. Alle diese Befürchtungen wie Hoffnungen scheinen verfrüht; die extreme Partei scheint den „Stellvertreter Gottes" wieder auf den richtigen Weg gebracht zu haben, zum Theil schon seine Encyklika, mehr noch seine Reden an die „Pilger", namentlich an die Deutschen, die Belobungsdecrete an die katholischen Universitäten u. s. w. beweisen, daß ein anderer Leib unter die Papstmütze gekommen ist, der alte Geist aber in diesen eingekehrt ist. Der Vulkan, auf dem der preußische Cultusminister steht, empfängt seine Hauptnahrung von einer anderen Seite. Vorerst wird man wohl den Brand noch löschen.

Je unerfreulicher diese Lage ist, desto mehr wird sich das Bestreben lohnen, zu deren Klärung beizutragen. Zwei Punkten wollen wir heute eine nähere Betrachtung widmen, den Maßregeln gegen die Socialdemokratie und der Steuerfrage, weil von der glücklichen Lösung der in Betracht kommenden Fragen das einträchtige Zusammengehen von Reichstag und Bundesrath oder Reichskanzler abhängt. Wir haben uns schon im November 1877 (Jahrg. II. H. 2. S. 137 ff.) der „Deutschen Revue" rückhaltslos für Beseitigung der Matricularbeiträge aus politischen und anderen Gründen erklärt. In der Debatte über die Vorlage wegen der Besteuerung des Tabaks haben alle nationalliberalen Redner diesen Gedanken, der schon 1869, 1872 und 1875 von derselben Seite zum Ausdruck kam, im wesentlichen angenommen; man ging noch weiter. Herr v. Bennigsen sprach sich am 5. März (Stenogr. Ber. S. 334) wörtlich dahin aus: „Die Steuervorlage muß so große Summen bringen nach meiner und meiner Freunde Auffassung, daß damit wirklich Erleichterungen möglich sind für die Einzelstaaten. Sie müssen die Matricularbeiträge entweder ganz beseitigen oder zum großen Theil, im weiteren Verlaufe sogar die Möglichkeit gewähren, an einzelne Staaten noch Summen abzuführen, was ich durchaus nicht für eine extravagante Ausnahme halte." Während aber die Herren v. Stauffenberg (Ber. S. 128 fg.) und Dr. Lasker (das. S. 159) als Bedingung jeder Steuerreform durch das Reich forderten, daß „das Steuerbewilligungsrecht im Reiche und in allen Einzelstaaten gewahrt sei", hat Herr v. Bennigsen (das. S. 335) sich damit begnügt zu fordern, „daß die großen Mehreinnahmen, welche aus den indirecten Steuern durch neue Reichsgesetze gewonnen werden sollen, mit den sich ergebenden Erleichterungen, welche sie an den

Matricularbeiträgen oder durch directe Zuführungen von Summen aus dem Reich den Einzelstaaten gewähren, — daß diese Mehreinnahmen resp. die Minderausgaben zu denjenigen Erleichterungen durch Uebertragung von Steuern an die Communen oder durch jährliche Erleichterungen in den Personalsteuern benutzt werden, welche die Landesvertretung in den einzelnen Ländern für nöthig erachtet." Wir haben nur einen praktischen Weg, das gewollte Ziel: Erleichterung der Einzelstaaten und Stellung des Reichs hinsichtlich seiner Einnahmen auf eigne Füße, zu erreichen, nämlich die Vermehrung der indirecten Abgaben. Ein solcher ist in der unzweifelhaft zulässigen bedeutenden Erhöhung der Tabaksteuer, einer mäßigen Erhöhung der Zuckersteuer und in der Uebertragung weiterer Stempelsteuern auf das Reich gegeben. Will man aber Erhöhung der Reichseinnahmen, so muß man die Beseitigung der Matricularbeiträge anstreben. So lange man das nicht will, kann man jedem Versuche, höhere Einnahmen zu schaffen, den Mangel eines Bedürfnisses entgegen setzen. Will man aber jene Beseitigung, so tritt die weitere constitutionelle einzelstaatliche Frage ganz in den Hintergrund. Denn wenn Preußen in Folge erhöhter Reichseinnahmen zwanzig Millionen Mark an Matricularbeiträgen weniger, oder wenn es gar keine zu entrichten hätte, so ist die Bestimmung über die Verwendung der ersparten Gelder Sache der Landesvertretung. Daß für eine solche Bestimmmng die Rechte der Landesvertretung gewahrt werden, ist ganz selbstverständlich. Vom politischen Gesichtspunkte aus wäre es aber ein gewaltiger Fehler, die Erhöhung der Reichseinnahmen davon abhängig zu machen, daß Garantieen für die Wahrung der Rechte der Landesvertretungen gegeben werden. Wer soll diese geben? Der Reichskanzler und die anderen preußischen Minister, welche Mitglieder des Bundesraths sind, haben weder im Bundesrathe noch im Reichstage Recht oder Pflicht, specifisch preußische Fragen zu lösen. Wer kann sie fordern? Weder der Reichstag, noch die Mitglieder der preußischen Landesvertretung, welche zugleich Mitglieder des Reichstags sind. Was man zu fordern befugt ist, besteht darin, daß der Reichskanzler sich persönlich anheischig mache, Alles zu thun, um die Rechte der Landesvertretung zu sichern. Mehr kann man nicht verlangen, der Reichstag ist nicht der Ort, preußische Schmerzen zu lindern. Wenn man also Herabminderung der Matricularbeiträge will, darf man nicht im selben Athemzuge diese von Dingen abhängig machen, welche das Reich nicht berühren. Und noch weniger scheint es mir vom politischen Gesichtspunkte aus geboten oder richtig zu sein, wenn man sagt: ich bewillige nur neue Reichseinnahmen, wenn diese sehr viel einbringen, vielleicht sogar gestatten, an die Einzelstaaten Summen abzuführen. Wie soll man politisch überhaupt motiviren, daß das Reich mehr Einnahmen beziehe als es nöthig hat, daß das Reich die Reichsbürger besteuere, um die Einzelstaaten zu beschenken. Eine vernünftige Staatsfinanzpolitik geht nicht darauf aus, überfließende Kassen zu haben; die Zeit, wo man den preußischen Finanzminister bejubelte, wenn er, auf die Tasche klopfend, sagen konnte: meine Herren, ich habe zwanzig Millionen Ueberschuß, wird hoffentlich nicht wiederkehren, nachdem sich gezeigt hat, wohin es führt, wenn man in Hast Staatsanlehen zurückzahlt und dadurch die Gewinnsucht anlockt. Was der Staat an Steuern seiner Bürger nicht nöthig hat, das können diese selbst sehr gut verwenden; wer Geld erspart, kann es selbst anlegen, der Staat braucht es ihm

nicht abzunehmen. Meines Erachtens ist jede Reichsfinanzpolitik, die auf ein Anderes abzielt, als auf die Beseitigung der Matricularbeiträge, respective, da die Ausgaben schon steigen werden, auf Beschaffung der nöthigen Einnahmen, oder darauf, von den Einzelstaaten Ausgaben auf das Reich zu übernehmen, sobald letzteres dauernde Ueberschüsse hat, eine politisch verfehlte. Wer aber das hier vorgesteckte Ziel will, der braucht nicht zu warten, bis ein Ideal vorgelegt wird. Um die Matricularbeiträge zu beseitigen, bedarf es schon fruchtbringender indirekter Steuern.

Darf man sich bei genauer Erwägung der Hoffnung überlassen, eine unbefangene Prüfung werde in Zukunft Steuervorlagen nicht aus fernliegenden Motiven ablehnen machen, so kann auch der zweite Punkt zu einem gedeihlichen Abschlusse kommen, sobald man aufhört, mit bloßen selbstgeschaffenen Argumenten der Theorie zu fechten. Das immer wiederkehrende Argument, welches der neuesten Gesetzesvorlage entgegengestellt wurde, war, daß man Maßregeln auf dem Boden des gemeinen Rechts, kein Gesetz, ab irato, aus Veranlassung eines einzelnen Falles, wolle, daß die Vorlage nichts nütze, weil, wenn auch die socialdemokratische Tagespresse lahm gelegt werde, „tausende von Flugschriften" nicht zu verhindern seien u. dgl. m. Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, ob es nicht möglich gewesen wäre, der Vorlage eine Gestalt zu geben, welche ihre Annahme auch den bedenklichsten Theoretikern gestattet hätte. Aus den Zusagen, welche insbesondere Herr von Bennigsen und Herr Dr. Lasker gemacht haben, wird die Regierung ohne Zweifel den Anlaß zu einer neuen Vorlage hernehmen. Wie wir deren Bewilligung für nothwendig halten, scheint uns auch das gemeine Recht der Ergänzung zu bedürfen. Man kann kaum ein Blatt gewisser Richtungen zur Hand nehmen, ohne darin die Rechtfertigung oder Anpreisung strafbarer Handlungen zu finden. Dagegen giebt es kein gesetzliches Mittel. Der §. 108 des Entwurfs eines Deutschen Strafgesetzbuchs ist gestrichen; wer strafbare Handlungen durch öffentliche Rechtfertigung anpreist, der ist nicht strafbar. So konnte dann in der socialdemokratischen Presse die Pariser Commune, der politische Mord, in der ultramontanen der Widerstand gegen die Staatsgesetze als höchstes Verdienst gepriesen werden und jene Verwilderung eintreten, welche wir vor Augen sehen. Es ist zu erwarten, daß die, welche die Regierung auf das gemeine Recht verwiesen haben, auch bereit sein werden, dasselbe mit der nöthigen Abwehr zu versehen. Indessen scheint uns überhaupt nichts übler angebracht zu sein, als ein Idealismus, der von dem Edelmuthe der Masse die Correctur für mangelhafte Gesetze erwartet. Wer grundsätzlich die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft angreift, stellt sich außerhalb des Bodens des gemeinen Rechts und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er besonderen Gesetzen unterworfen wird. Die Aufgabe der Gesetzgebung kann niemals sein, theoretisch vollkommene oder ausgezeichnete Producte für die Erprobung im Leben zu machen, sondern klare, greifbare, genügende Vorschriften für ein erwiesenes Bedürfniß zu schaffen. Das Volk hat ein Recht zu verlangen, es ist ein Bedürfniß, daß den Wühlereien, der Predigt des Verbrechens, der systematischen Ausrottung der Achtung vor dem Gesetze und der Obrigkeit endlich Einhalt gethan werde durch gesetzliche Mittel. Schafft man solche und unterstellt die Prüfung von deren richtigen Anwendung dem richterlichen Urtheile, so hat man dem Einwurfe des „Polizei

staats" vorgebeugt. Wenn man sich in England mit Recht nicht scheut, einen agrarischen Mord zur Veranlassung zu nehmen, die Habeas-corpus-Acte zu suspendiren, so werden wir in Deutschland wahrlich keine Bedenken haben dürfen, einer planmäßigen Unterwühlung der Gesellschaftsgrundlagen entgegen zu treten. Wir werden in einem nächsten Artikel das Vereins- und Versammlungswesen besprechen und zu zeigen versuchen, daß und in welcher Weise es einer gesetzlichen Regelung desselben bedarf, um einerseits den berechtigten Fortschritt frei zu lassen, andererseits dem Umsturze vorzubeugen.

Kirchenstaatsrechtliche Streitfragen.

Von
Philipp Zorn.
Königsberg i. Pr.

Vor einiger Zeit wurde in dieser Zeitschrift*) Anlaß genommen, bei Gelegenheit des Erscheinens von Thudichum's Deutschem Kirchenrecht einige wichtige Punkte der Theorie und Praxis des neueren Kirchenstaatsrechts kritisch zu erörtern und insbesondere die zwar sehr wohlgemeinten, aber recht sehr gefährlichen territorialistischen Irrthümer festzustellen, in welche jener Autor, der mit der Geschichte des Kirchenrechts offenbar nicht ausreichend vertraut ist, verfällt. Speciell bedenklich wird jener Irrweg für den Verfasser bei Erörterung des Princips der Gewissensfreiheit und bei Darlegung des protestantischen Kirchenrechts. Es möge verstattet sein, auf diese Fragen noch in Kürze zurückzukommen. Auf Grund der Gewissensfreiheit müssen schwere Bedenken erhoben werden gegen mehrfache Verwendung dieses Princips bei Thudichum. Garantirt der Staat die Gewissensfreiheit, so erklärt er seinerseits principiell, daß die kirchlichen Verhältnisse, soweit sie Glauben und Gewissen angehen und nicht irgendwie gegen Staatsinteressen sich richten, für ihn irrelevant, daß sie „frei" sind. Demnach aber kann es unmöglich als in der Aufgabe des Staates liegend anerkannt werden, dem Mitgliede eines Religionsvereins, Geistlichen oder Laien, Schutz zu gewähren gegen die von Seite der kirchlichen Obern geforderte Anerkennung eines Staatsinteressen gar nicht berührenden Dogmas. Absolute Gewissensfreiheit einerseits und der Begriff Kirche, ja der Begriff eines jeden Vereines andererseits sind begrifflich unvereinbare Widersprüche. Wer in einen Verein eintritt, unterwirft sich damit den Statuten des Vereins; wer einer Kirche angehören will, muß die Glaubenssätze derselben annehmen; will er letzteres nicht, so muß er aus der Kirche austreten, bez. sich den Ausschluß gefallen lassen; die staatliche Garantie der Gewissensfreiheit aber kann doch nur den Sinn haben, daß der Staat dafür sorgen muß, daß jener Austritt die bürgerliche Sphäre des Austretenden nicht berührt, bez. daß der Ausschluß nicht aus Gründen oder in einer Form erfolgt, die die öffentliche Ordnung verletzen. Im Uebrigen aber hat sich der Staat nicht in das innere Glaubensleben eines Religionsvereines zu mischen; gegen die seitens eines solchen von seinen Mitgliedern geforderte Anerkennung eines Dogmas kann staatlicher Schutz

*) Heft 3, Seite 298 ff. des II. Jahrganges.

nur eintreten, wo das betreffende Dogma in die Sphäre des Staates übergreift. Zum Executor kirchlicher Censuren aber soll der Staat sich in gar keinem Falle hergeben: diesen hochwichtigen Punkt betont Thudichum gar nicht.

Weiter meint der Verfasser, die neuere Reichs- und Landesgesetzgebung verwirkliche den Grundsatz der Gleichheit der Pflichten und Rechte unabhängig vom religiösen Bekenntniß „mit voller Folgerichtigkeit" nach allen Richtungen und die einzige wahre Ausnahme davon sei „das Privileg einiger tausend Personen, anstatt förmlichen Eides ein bloßes Handgelübde an Eidesstatt ablеisten zu dürfen." Wir können dies nicht als richtig zugeben. Jener Grundsatz ist vielmehr zur Zeit noch in einer Reihe der wichtigsten Beziehungen nicht durchgeführt: so im Schulrecht, im kirchlichen Finanzrecht, im Eidesrecht und in vielen anderen Beziehungen. Hinsichtlich des Schulrechtes wurden bereits oben in dem Eingangs allegirten Artikel einige Bemerkungen gemacht. Was das kirchliche Finanzrecht betrifft, so ist klar — wir sehen dabei von den Säcularisationen und deren Bedeutung für die vorwürfige Frage vollkommen ab —, daß die Consequenz jenes Grundsatzes zu völliger Ausscheidung des kirchlichen Budgets vom Staatsbudget führen müßte. Da der Staat allenthalben nur einzelne Religionsvereine aus dem Staatsbudget subventionirt, so liegt zweifellos eine Beeinträchtigung derjenigen vor, welche nicht Mitglieder der subventionirten Religionsvereine sind und doch durch ihre Staatssteuern zu jener Subvention beitragen müssen. In der Schweiz hat man sich auch an diese schwierigste Frage des heutigen Staatskirchenrechts bereits gewagt; Art. 49 Abs. 6 der Bundesverf. von 1874 bestimmt nämlich: „Niemand ist gehalten, Steuern zu bezahlen, welche speciell für eigentliche Cultuszwecke einer Religionsgenossenschaft, der er nicht angehört, auferlegt werden." Zur Ausführung dieses Grundsatzes wurde der Bundesversammlung vor einiger Zeit ein Gesetzentwurf vorgelegt, der im Uebrigen zwar das in der Verfassung sanctionirte Princip specialisirte, aber in Art. 2 bestimmte: „wird ein Theil der Staatseinkünfte für Cultuszwecke einer oder mehrerer Religionsgenossenschaften verwendet, so kann hieraus für diejenigen, welche keiner derselben angehören, ein Anspruch auf theilweise Befreiung von den Staatssteuern nicht abgeleitet werden." Mit Recht fand man einerseits hierin eine Verletzung des Grundprincips; mit Recht aber machte man andererseits auch geltend, daß die historisch gewordenen und zur Zeit noch festgewurzelten Verhältnisse jetzt schon eine consequente Durchführung jenes Princips kaum als möglich erscheinen lassen. Man nahm daraufhin vom Erlaß des beantragten Gesetzes „zur Zeit" überhaupt Abstand.*)

Was ferner die Eidesleistung betrifft, so ist es Gewissenszwang, eine Person, die den Glauben an den persönlichen Gott zu verwerfen erklärt, in der Eidesformel zur Anrufung des persönlichen Gottes zu zwingen und im Weigerungsfalle zu strafen. Die Stabungsformel „so wahr mir Gott helfe" kann beibehalten werden, aber nur in fakultativer Weise, d. i. so, daß demjenigen, der sie aus Gründen des Gewissens verwirft, ein einfaches Gelöbniß mit Eideswirkung verstattet ist. Die schweizerische Gesetzgebung und Praxis hat dies auch vollkommen

*) Man vergl. zur näheren Orientirung hierüber Gareis u. Zorn, Staat und Kirche i. d. Schweiz I, Seite 48—52.

anerkannt und cantonale Bestrafungen wegen Eidesweigerung wurden jedesmal von Bundeswegen als die Gewissensfreiheit verletzend aufgehoben.*) Also gerade das Gegentheil ist richtig von dem, was Thudichum hierüber vorbringt.

Thudichum sagt weiter an einer Stelle: „es muß sich unfehlbar die Ueberzeugung mehr und mehr Bahn brechen, daß eine solche Verfassung (wie die der evangelischen Kirche) auch der römisch-katholischen Kirche von Staatswegen vorgeschrieben werden darf und muß.“ Und in diesem Sinne meint er, die neuere Gesetzgebung der schweizerischen Cantone Bern und Aargau böte einen Einblick in die „Zukunftsgesetzgebung freier Staaten“. Hätte der Verfasser die kirchenstaatsrechtlichen Bestimmungen der Bundesverfassung von 1874 für diese „Zukunftsgesetzgebung freier Staaten“ exemplificirt, so könnten wir dem vollständig beistimmen; auf die Gesetzgebung der beiden Cantone Bern und Aargau aber paßt dieses Lob nicht. Aargau hat überhaupt keine neu geordnete kirchenstaatsrechtliche Gesetzgebung, befindet sich vielmehr in dieser Frage von allen schweizerischen Cantonen in der größten Confusion.**) Bern hat durch das Kirchengesetz von 1874 eine neue Ordnung getroffen, die zweifellos einen großen Fortschritt repräsentirt und die organisatorischen Vorschriften dieses Gesetzes beziehen sich allerdings auch auf die „katholische“ Kirche; aber gerade die römische Richtung dieser Kirche hat jenes Gesetz nicht angenommen und sich lieber unter Ausscheidung aus allen staatsrechtlichen Privilegien als freier religiöser Privatverein constituirt, während die altkatholische („christkatholische Kirche“) das Gesetz annahm und damit an Stelle der römischen in alle Privilegien der „katholischen“ eintrat. Ebenso ging die Sache in Genf.***) Eine gefährlichere Lehre, als die, daß der Staat der römisch-katholischen Kirche von sich aus eine vollständige Organisation geben könne und müsse, könnte man gewiß aus dem „Culturkampfe“ nicht ziehen: dies widerspräche den heutigen Staatsprincipien und wäre ein gänzlich aussichtsloses Unternehmen, wie gerade die beiden schweizerischen Cantone Bern und Genf beweisen. Wollte der Verfasser sich mit dem Gange der neueren kirchenstaatsrechtlichen Entwicklung in diesen Cantonen etwas vertraut machen, so würde er sich gewiß hüten, das undurchführbare Experiment einer vollständigen Organisation der römisch-katholischen Kirche anzupreisen. Die schweizerische Bundesverfassung hingegen, welche principiell alle Religionsgesellschaften als Privatvereine auffaßt und nur hinsichtlich der römisch-katholischen Kirche besondere gesetzliche Vorsichtsmaßregeln statuirt, darf mit Recht als ein Beispiel für die „Zukunftsgesetzgebung freier Staaten“ in kirchenstaatsrechtlicher Hinsicht gerühmt werden.

Ferner mögen noch einige Bemerkungen hinsichtlich der Darstellung des

*) Vergl. a. a. O. Seite 38, bes. Note 2 u. 3.

**) Die Belege hierfür findet man bei Gareis u. Zorn, a. a. O. I, § 30. Nebenbei ist auch das von Thudichum wiederholt als in Geltung stehend, cit. schweiz. Ges. über die gemischten Ehen v. 3. Dec. 1850 längst aufgehoben durch Art. 54 der B.-V. v. 1874, bez. Art. 62 des Ges. über Civilstand und Ehe von 1876. S. Gareis u. Zorn, a. a. O. S. 128 N. 1.

***) Auch hier verweise ich bezüglich der hochinteressanten kirchenstaatsrechtlichen Bewegungen in Bern und Genf auf das mehrfach alleg. Werk von Gareis und Zorn I, §§ 20 und 36.

bayrischen Kirchenstaatsrechtes verstattet sein. Wenn der Verfasser meint, in dem seitens der Curie an Bayern gerichteten Protest gegen das Reichscivilehegesetz liege der Anfang der Aufkündigung des Concordates, so wird er sich wohl täuschen; die Curie wird sich hüten, das Concordat und seine Vortheile preiszugeben und damit insbesondere die niemals aufgegebene Hoffnung zerstören, das Concordat demnächst zu voller Durchführung bringen zu können. Jene Bemerkung des Verfassers bezeugt wirklich eine recht naive Unkenntniß der bayrischen Zustände.

Ungenügend erscheinen uns ferner die Bemerkungen des Verfassers hinsichtlich des protestantischen Staatskirchenrechtes in Bayern. Da die betreffenden Punkte von allgemeiner Wichtigkeit sind, so mag eine eingehendere Erörterung derselben verstattet sein. Bezüglich des landesherrlichen Kirchenregimentes wird auf alte Verordnungen verwiesen, ohne daß der Versuch gemacht würde, den genauen Sinn derselben festzustellen. Die byzantinischen Neigungen des Verfassers kommen gerade hier recht bedenklich zum Vorschein. Gewiß liegt uns nichts ferner, als für das dermalige Kirchenregiment in Bayern und seine bureaukratische Trägheit auch nur ein Wort der Vertheidigung anbringen zu wollen; aber der Cultusminister Dr. v. Lutz beurtheilte doch den Zustand der protestantischen Kirche Bayerns um vieles billiger und den Forderungen des heutigen Staatsrechtes entsprechender, wie Professor Thudichum, als er in der bayrischen Abgeordnetenkammer das Verlangen nach größerer Selbständigkeit derselben für vollberechtigt erklärte. Es ist nach Ausweis der stenographischen Berichte ganz unrichtig, daß der Minister erklärt habe, „er werde dem Könige nicht rathen, irgendwelche Schritte in dieser Hinsicht zu thun", wie der Verfasser Seite 337 behauptet; gerade das Gegentheil erklärte der Minister und durch den Allerhöchsten Bescheid auf die Beschlüsse der Generalsynode von 1873 wurde demgemäß das Oberconsistorium zur Einreichung von Reformvorschlägen aufgefordert; der Cultusminister erklärte nur und zwar mit vollem Recht den von der Generalsynode in dieser Frage eingeschlagenen Weg als verwerflich und für den Staat nicht annehmbar. Von einer größeren Mitwirkung der Gemeinden bei der Kirchenverwaltung, wie Thudichum behauptet, sprach der Minister, soviel aus den stenographischen Berichten ersichtlich, kein Wort. Daß das landesherrliche Kirchenregiment sammt seiner Consequenz, dem Consistorialkirchenthum, in seinem dermaligen Zustand in Bayern nicht erhalten werden kann und darf, sowohl aus Gründen des Staatsrechtes als aus Gründen einer berechtigten Forderung kirchlicher Autonomie, das bezweifelt in Bayern kein halbwegs Sachverständiger.

Eingehend polemisirt Thudichum gegen die Aufstellungen des Rechtsgutachtens über die Anerkennung des Bischofs Dr. Reinkens in Bayern. Er ist auf dieses Rechtsgutachten sehr schlecht zu sprechen, nach seiner Ansicht hätte die Regierung sowohl dem altkatholischen Religionsverein Corporationsrechte als auch dem altkatholischen Bischofe die Anerkennung durch Königliche Verordnung ertheilen können. Die von Thudichum wiederholt vorgebrachte Behauptung, daß durch das Reichsgesetz v. 3. Juli 1869 die Zulässigkeit der landesrechtlichen Forderung eines Gesetzes für Neugründung von Religionsvereinen als aufgehoben zu erachten sei, findet in dem Wortlaut des alleg. Gesetzes gar keine Begründung. Das Rechtsgutachten behauptet nun, zur rechtlichen Neuconstituirung eines mit

Corporationsrechten ausgestatteten Religionsvereines in Bayern sei ein Verfassungsgesetz nothwendig und steht damit in Einklang mit der bisherigen gesetzlichen Praxis; der Verfasser sagt, es genüge königliche Genehmigung und führt dafür den § 32 des Religionsedictes an. Wir halten die erstere Interpretation für die richtige und die im Rechtsgutachten dafür beigebrachten Gründe für durchschlagend; aber selbst wenn Thudichum recht hätte, so wäre für die Altkatholiken damit wenig gewonnen gewesen. Die bayerische Regierung hatte nach dem Vaticanum die rechtliche Möglichkeit, zu erklären: diejenige katholische Kirche, auf welche sich das bisher geltende Recht bezog, existirt nicht mehr. Wir geben zu, daß die Regierung dies rechtlich hätte thun können. Keineswegs aber wäre daraus die Folgerung statthaft gewesen: diejenige katholische Kirche, auf welche sich das bisher in Kraft gestandene Recht künftig allein bezieht, bilden die Altkatholiken. Vielmehr hätte man dann sagen müssen: es besteht die bisherige katholische Kirche gar nicht mehr, sondern dieselbe hat sich gespalten in zwei neue Zweige; das ganze frühere Recht der katholischen Kirche in Bayern ist dahingefallen und es muß eine vollkommene Neuregelung vorgenommen werden. Das wäre consequent und rechtlich möglich gewesen, aber es war factisch unmöglich, denn weder der negative noch der positive Theil dieser Procedur hätte ohne Mitwirkung der Landesvertretung erfolgen können.

Oder die Regierung mußte den Weg einschlagen, beide Richtungen als gleichberechtigte Bestandtheile der katholischen Kirche anzuerkennen. Das führte zu der Consequenz, auch für die Altkatholiken das geltende Recht als in Kraft stehend zu betrachten. Daß dieser Weg Fatalitäten in seinem Gefolge haben mußte, wie z. B. Anerkennung der Jurisdiction der römischen Bischöfe über die Altkatholiken, das war freilich vorauszusehen. Die Regierung aber, welche Realpolitik treiben und den factischen Zuständen im Lande Rechnung tragen mußte, konnte allein auf diesem Wege den Altkatholiken einigen Schutz gewähren und zögerte darum nicht, ihn einzuschlagen. Sie hat auch die Altkatholiken geschützt, wo und wie es ihr möglich war, aber ihren Bischof als bayerischen Bischof anzuerkennen, das erlaubte auf Grund der von der Regierung eingenommenen Rechtsposition Artikel II. des Concordates, der zweifellos in Kraft stand, nicht.

Was Thudichum in dieser Beziehung vorbringt, ist ganz und gar nicht concludent. Er meint, die Regierung hätte den erstbezeichneten Weg einschlagen müssen; so wenigstens verstehen wir die Ausführung auf S. 351, wo jedoch der Verfasser sich nicht darüber äußert, ob er die Altkatholiken als den legitimen Rechtsnachfolger der vor 1870 bestandenen katholischen Kirche betrachtet; sicherlich hätte die Regierung auch lieber jenen Weg eingeschlagen, aber man sollte einer Staatsregierung nicht Vorwürfe machen, wenn sie etwas nach der Sachlage Unmögliches nicht gethan hat. Selbst um tabula rasa zu machen durch Außerkraftsetzung der bezüglichen Verfassungsgesetze, hätte die Regierung die Mitwirkung der Kammern nöthig gehabt; gesetzt, sie hätte dieselbe erhalten, was aber nicht der Fall gewesen wäre, was dann? Die Regierung eines constitutionellen Staates aber darf doch wohl bei ihren Maßnahmen auch das „respice finem“ im Auge behalten. Der Gelehrte im Studirzimmer kann allerdings lustig Consequenzen ziehen, unbekümmert um die factisch ihrer Verwirklichung entgegenstehenden Hindernisse.

Zum Schluß noch ein paar Worte über den allgemeinen Theil des Thudichumschen „Systemes". Wir haben oben bereits bemerkt, daß die zur Zeit herrschende rein historische Methode den heutigen gesetzlichen Zuständen nicht gerecht wird; schon das Aufsuchen einer mehr das praktisch geltende Recht als die Rechtsgeschichte berücksichtigenden Methode ist nach Lage der Dinge ein Verdienst. Daß jedoch die von Thudichum befolgte Methode selbst verdienstlich oder nur brauchbar wäre, läßt sich nicht behaupten. Der Hauptstoff und auch der Hauptwerth des vorliegenden ersten Bandes liegt im dritten Unterabschnitt des vierten Abschnittes; derselbe — S. 180—440, also fast zwei Drittel des ganzen Bandes umfassend — behandelt die Gesetzgebung der Einzelstaaten nach einer einleitenden, sehr dankenswerthen statistischen Nachweisung in wohlgeordneter und übersichtlicher Weise; die übrigen Abschnitte enthalten principielle Erörterungen, durchflochten mit Ausführungen über specielle einschlägige Rechtssätze. Die Kategorien jedoch, unter welchen diese principiellen Erörterungen gegeben werden, lassen die erforderliche Klarheit und Schärfe durchaus vermissen; wir fragen uns vergeblich: welcher in der Sache liegende Grund läßt sich entdecken für eine Unterscheidung der drei ersten Abschnitte? Gehören die „Gewissens- und Religionsfreiheit" (Abschn. II.) und die „Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen und bürgerlichen Rechte und Pflichten vom Religionsbekenntniß" (Abschn. III.) nicht zuerst und zumeist unter die „allgemeinen Grundsätze des deutschen Staatsverfassungsrechtes in Bezug auf Religionsangelegenheiten" (Abschn. I.)? Was für ein Unterschied besteht zwischen diesen „allgemeinen Grundsätzen des deutschen Staatsverfassungsrechtes in Bezug auf Religionsangelegenheiten" — Abschn. I. — und der „allgemeinen Uebersicht der wichtigsten von der neueren deutschen Gesetzgebung befolgten und nothwendig zu befolgenden Grundsätze" — Abschn. IV. Unterabschn. I. —?

Klar und einfach wäre das System gewesen, hätte der Verfasser in einem ersten allgemeinen Theile die principiellen Ausführungen, in einem zweiten speciellen Theile die Darstellung des positiven Rechtsstoffes gegeben. In Bezug auf erstere müssen wir dem Buche einen großen Mangel an Klarheit und Schärfe vorwerfen: was wir heute in der Wissenschaft und in der Praxis des Kirchenrechts am nothwendigsten brauchen, nämlich scharfe Präcisirung der leitenden principiellen Gesichtspunkte, das hat durch das Thudichum'sche Buch keine Förderung erfahren; in dieser Beziehung repräsentirt das Buch vielmehr einen beklagenswerthen Rückfall in die territorialistischen Sätze einer längst überwundenen Periode der Wissenschaft; politisch aber würde eine gesetzgeberische Praxis im Sinne Thudichums nur als ein unermeßlicher Rückschritt, als ein Abfall von den freiheitlichen Principien, auf welchen die moderne Staatsentwicklung ruht, bezeichnet werden können. Der zweite Theil dagegen muß auch dann dankbar begrüßt werden, wenn man bei der dermalen herrschenden lebhaften Bewegung in den kirchenrechtlichen Institutionen sich der Befürchtung nicht entschlagen kann, es werde ein großer Theil des zur Verarbeitung gebrachten Materials in Kürze antiquirt sein. Vielleicht wäre es vortheilhafter gewesen, der Verfasser hätte eine weiter vorgeschrittene Klärung in der dermaligen Gährung abgewartet; wohin wir blicken, bieten die kirchenstaatsrechtlichen Zustände das Bild einer mehr oder weniger bedeutenden Unfertigkeit;

wohin insbesondere die begonnene Bewegung innerhalb der evangelischen Kirche führen wird, ist noch gar nicht abzusehen.

Alles aber, was zur Klärung beizutragen vermag, ist immerhin dankbar zu begrüßen, und ganz besonders gilt dies von einer systematischen Darstellung des positiv vorhandenen Rechtsstoffes. Darum sei das vorliegende Werk, das in jedem Falle Anregung zum Nachdenken bietet, allen, denen daran liegt, sich ein klares, auf wissenschaftlicher Basis begründetes Urtheil über das Verhältniß von Staat und Kirche zu bilden, zu kritischer Würdigung warm empfohlen.

Zur diplomatischen Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870*).

Von
H. Breßlau.
Berlin.

Daß die Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 keine ganz ungetrübten waren, ist eine Thatsache, die längst bekannt ist. Schon das Zurückbleiben eines bedeutenden Theils der nationalen Kriegsmacht, des sechsten Armeecorps, in Schlesien zur Bewachung der Grenzen ließ darauf schließen, daß die oberste Leitung unserer Politik sich über die Gelüste nach Revanche, die man in Wien empfand, keinen Illusionen hingab; wiederholt ist es betont worden, wie sehr die deutschfreundliche Haltung Rußlands in jenen verhängnißvollen Monaten, die der Kriegserklärung Frankreichs vorangingen, dazu beigetragen hat, diesen Gelüsten Vorsicht zu gebieten; und seit der Aufsehen erregenden Polemik zwischen dem Herzog von Grammont und dem Grafen von Beust in den Jahren 1872 und 1873 wußten wir, daß schon seit 1868 zwischen Oesterreich und Frankreich Verhandlungen stattgefunden hatten, deren Zweck ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen Preußen und den Norddeutschen Bund und die gänzliche oder theilweise Vernichtung der durch den Krieg von 1866 erreichten Resultate war. Indessen die ganze Größe der Gefahr, die damals von Süden und Osten gedroht hatte, ließ sich nach dem, was bekannt geworden war, in keiner Weise übersehen; der Schleier des Geheimnisses, der über jenen Zettelungen geschwebt hatte, war kaum gelüftet, nicht gehoben worden, und unsere Kenntniß von denselben blieb überaus dürftig und lückenhaft. Erst im Anfange dieses Jahres haben die in einer französischen Zeitschrift gegebenen, durch Gründe innerer Politik hervorgerufenen Enthüllungen des Prinzen Napoleon in Verbindung mit den Erwiderungen des Herzogs von Grammont und des früheren italienischen Unterrichtsministers Bonghi mehr Licht über diese Vorgänge verbreitet und gestatten den Ver-

*) Im Anschluß an die Abhandlungen des Prinzen Napoleon in der „Revue des deux mondes" vom 1. April 1878, des Herzogs von Grammont in der „Revue de France" vom 15. April 1878, des italienischen Exministers Ruggiero Bonghi in der „Nuova Antologia" vom 1. Mai 1878. Der Aufsatz des Herzogs von Grammont ist uns nur in den von den größeren französischen und deutschen Zeitungen veröffentlichten Auszügen zugänglich gewesen, da keine der Bibliotheken Berlins die „Revue de France" besitzt. Bei der Ausführlichkeit dieser Auszüge dürfte indessen dadurch unserer Darstellung kein wesentlicher Nachtheil erwachsen sein.

such einer zusammenhängenden Darstellung. Freilich wird dieselbe sich nicht vermessen können, Alles klar zu stellen, was man zu wissen verlangen möchte. Alle drei Berichterstatter, denen wir folgen müssen, waren in der Lage, über diese Verhältnisse unterrichtet zu sein; der Prinz Napoleon hat, wie er versichert, bei den Verhandlungen selbst eine hervorragende Rolle gespielt; der Herzog von Grammont war bis zum 15. Mai 1870 Botschafter in Wien, sodann Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris; Bonghi war zwar 1870 noch einfacher Professor der Geschichte, trat aber, nicht zu lange nachher, in das italienische Ministerium ein und hatte somit alle Gelegenheit, sich aus den Acten der Archive über die, seinem Eintritt vorhergegangenen Negociationen zu informiren. Allein abgesehen davon, daß jeder unserer drei Gewährsmänner aus leicht erkennbaren politischen Rücksichten vieles zu verschweigen, anderes gefärbt darzustellen veranlaßt worden ist, so haben ihre Berichte auch sonst vielfache Mängel, die ihren Werth als historische Quellen erheblich beeinträchtigen. Der Prinz Napoleon erzählt offenbar zumeist aus dem Gedächtniß, ohne sich auf schriftliche Aufzeichnungen zu stützen; daß aber seine Erinnerung über so verwickelte Vorgänge nach einem Zeitraume von acht Jahren keine ungetrübte mehr sein konnte, liegt auf der Hand. Der Herzog von Grammont ist nicht nur in der Chronologie sehr unbestimmt, sondern hat auch offenbar die durcheinanderlaufenden und sich kreuzenden Fäden mehrerer gleichzeitig neben einander hergehenden Unterhandlungen mehrfach in Verwirrung gebracht; ob mit, ob ohne Absicht, muß dahin gestellt bleiben. Herr Bonghi endlich läßt sich in einzelnen Punkten, wo wir ihn durch seine eigenen Angaben controlliren können, so auffallende Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten zu Schulden kommen, daß man gegen die historiographische Befähigung des italienischen Geschichtsprofessors sehr mißtrauisch werden muß. Kommt nun hinzu, daß die drei Berichte sich in mehreren wichtigen Punkten auf das Entschiedenste widersprechen und daß es uns nicht immer möglich ist, uns über diese Widersprüche ein ganz sicheres und selbständiges Urtheil zu bilden, so begreift man leicht, daß auch jetzt noch Vieles dunkel und unklar bleibt und daß die nachfolgenden Erörterungen vielleicht vielseitiger Berichtigung bei etwaigem Bekanntwerden neuen Materials bedürfen.

Schon im Jahre 1868 — zu welchem Zeitpunkt in diesem Jahre erfahren wir nicht — begannen zwischen den Höfen von Paris, Wien und Florenz Verhandlungen über eine Allianz, die, dem Namen nach defensiv, doch geeignet sein sollte sich in ein Aggressiv-Bündniß umzuwandeln, dessen Spitze sich gegen Preußen wendete. Wenn wir den Angaben des Prinzen Napoleon glauben dürfen, so gingen die ersten Eröffnungen in dieser Beziehung vom König Victor Emanuel aus, der ein solches Bündniß lebhaft wünschte; sie wurden durchaus geheim gehalten und in privater und vertraulicher Form durch directe Briefe oder officiöse Agenten geführt; von französischer Seite waren neben dem Prinzen vorzugsweise Rouher und der Marquis von Lavalette, der Minister des Auswärtigen, davon unterrichtet; in Oesterreich wußte neben dem Botschafter Fürsten Metternich Graf Beust darum, in Italien war das Ministerium nicht eingeweiht. Was Bonghi gegen diese Darstellung einwendet, fällt in keiner Weise ins Gewicht; wenn er bestreitet, daß die Initiative zu den Verhandlungen von Italien ausgegangen sei,

so hat dieser Widerspruch gar keinen Werth, da er selbst ausdrücklich gesteht, über die ganzen Verhandlungen erst von dem Augenblicke an etwas zu wissen, als das italienische Ministerium davon in Kenntniß gesetzt wurde; er beschränkt sich darauf zu versichern, was Niemand bestritten hat, daß es sich vorher nur um einen privaten Meinungsaustausch der Souveräne gehandelt habe. Im Juni 1869 erst nahm derselbe eine bestimmtere Gestalt an, indem der Kaiser von Frankreich dem Könige Victor Emanuel in einem officiellen Schreiben den Entwurf zu dem abzuschließenden Vertrage einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien überreichte, den dieser nunmehr nach den in Italien herrschenden constitutionellen Grundsätzen seinem Ministerium zur Begutachtung vorlegte. So lange Zeit sich jener nicht offizielle Meinungsaustausch der drei Herrscher hingezogen hatte, so kurz nur war die Dauer der jetzt eröffneten eigentlichen Verhandlungen; im Juni angeknüpft, sind sie noch in demselben Monat wieder abgebrochen worden. Daß ein Grund ihres Scheiterns die römische Frage war, wird allseitig zugegeben. Rom war, wie man sich erinnert, nach der Katastrophe von Mentana 1869 durch die französischen Truppen unter Nichtbeachtung der Bestimmungen der Septemberconvention wieder besetzt worden; wie der Prinz Napoleon angiebt, hätte das italienische Ministerium zur Bedingung des abzuschließenden Vertrages eine Regelung dieser Angelegenheit, auf der Basis der Räumung Roms durch die Franzosen, verlangt, mit dem Vorbehalt, daß die Italiener eintretenden Falls die Stadt besetzen könnten. Frankreich, durch das bekannte jamais des leitenden Ministers Rouher gebunden, hätte diese Bedingung abgelehnt, es habe der italienischen Regierung erklärt, daß unter den obwaltenden Umständen die Unterhandlungen suspendirt werden müßten, daß man sich vorbehalte, darauf zurückzukommen, wenn die Aussicht auf ein Gelingen größer als gegenwärtig sei, d. h. wie der Prinz hinzufügt, vielleicht nach dem Tode des Papstes Pius IX. Grammont, der übrigens über diese Vorgänge nur indirect durch den Grafen Beust unterrichtet sein will — was große Wahrscheinlichkeit hat, da die Verhandlungen nicht in Wien geführt wurden — stimmt dieser Darstellung zu; er bestätigt, daß die Negociationen gescheitert seien, daß Napoleon sich geweigert habe, „Rom seinen Feinden zu überliefern“, ein Entschluß, den er freilich im Gegensatz zu dem Prinzen durchaus zu billigen erklärt. Auch Herr Bonghi berichtet, daß Italien hinsichtlich Roms Forderungen gestellt habe, welche man in Frankreich verwarf, nur habe die italienische Regierung nicht bloß die Räumung Roms, sondern auch die ausdrückliche Anerkennung des Princips der Nicht-Intervention in Italien verlangt. Dann aber bestreitet er, daß das die einzige Bedingung des italienischen Ministeriums, und daß die römische Frage der einzige, oder auch nur der hauptsächliche Grund des Scheiterns der Verhandlungen gewesen sei. Ihm zufolge hätte man in Florenz weiter gefordert, daß Italien in Folge des abzuschließenden Vertrages zu keiner Action jenseits der Alpen verpflichtet sein solle, deren Zweck es wäre, die Resultate des Krieges von 1866 wieder aufzuheben oder die Einigung Deutschlands zu hindern. Wir haben, soweit sich erkennen läßt, keinen Grund, dieser ganz positiven Angabe Bonghi's zu mißtrauen. Es ist klar, daß, welcher Art auch immer die persönlichen Neigungen des Königs Victor Emanuel gewesen sein mögen, ein constitutionelles Ministerium in Italien auf keine Verbindung eingehen konnte, die

darauf abzielte, in Deutschland jene Principien zu bekämpfen, auf Grund deren das Gebäude der italienischen Monarchie errichtet war; es war nicht sowohl das Gefühl politischer Dankbarkeit für die mit preußischer Hilfe erfolgte Erwerbung Venetiens, als vielmehr das richtig verstandene eigene Staatsinteresse, welches der italienischen Regierung eine solche Handlungsweise vorschreiben mußte. Es ist andererseits leicht erkennbar, warum der Prinz Napoleon von dieser zweiten Forderung Italiens schweigt; die Tendenz seiner ganzen Darstellung geht offenbar darauf hinaus, die klerikalen Neigungen der kaiserlichen Regierung vorzugsweise für das Unglück Frankreichs verantwortlich zu machen. Giebt man das aber zu, so wird man auch weiter schwerlich in Abrede stellen können, was Bonghi behauptet, daß diese zweite Bedingung mehr noch als jene erste das Scheitern des Vertrages herbeigeführt habe. Ueber die römische Frage wäre vielleicht doch noch bei einigem guten Willen eine Verständigung möglich gewesen; mit jener zweiten Klausel, welche Italien vorschlug, hatte die Tripelallianz weder für Herrn von Beust noch für den Kaiser Napoleon irgend welchen Werth; wenn Deutschland ausgeschlossen war, gab es keinen Feind, der eine Verbindung der drei Mächte nöthig gemacht hätte.

So blieb von den Verhandlungen von 1868 und 1869 nichts übrig, als ein Austausch von persönlichen Handschreiben der drei Souveräne, in welchen dieselben sich gegenseitig ihrer Freundschaft und ihres Wohlwollens versicherten, eine Art allgemeiner Entente, die nichts Bindendes hatte, und, wie die Ereignisse zeigten, von sehr geringem praktischen Werthe war. Deutschland aber hat allen Grund, der praktischen Klugheit der Staatsmänner, welche in jenen verhängnißschweren Tagen die Geschicke Italiens leiteten, dankbar zu sein.

Wenn es möglich ist, bei einer kritischen Vergleichung der vorliegenden Angabe über die erste, 1869 beendete Phase der österreichisch-französisch-italienischen Unterhandlungen noch zu einem einigermaßen sicheren Ergebniß zu gelangen, so wird die Aufgabe viel schwieriger, wenn wir uns zu den Vorgängen vom Juli 1870 wenden. Daß Italien — oder sagen wir vorsichtiger, das italienische Ministerium — den Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen damals nicht wünschte, wird uns glaubwürdig versichert; man hatte von Florenz aus dem Kaiser Napoleon gerathen, sich mit dem Verzicht des Prinzen von Hohenzollern auf die spanische Krone zufrieden zu geben; man hatte Oesterreich zu gleichem Verhalten zu veranlassen gesucht. Und dieser Rath ist in Wien befolgt worden; so oft Herr von Beust auch vorher die Chancen eines mit Frankreich gemeinschaftlich zu unternehmenden Krieges erörtert hatte, so war doch auch ihm dieser spanische Conflict zu schnell gekommen; vor der Mitte des September konnte Oesterreich seine Rüstungen nicht vollenden, und Beust mochte die „affenartige Geschwindigkeit“ der Preußen noch gut genug im Gedächtniß haben, um zu wissen, daß, wenn ein Krieg einmal unvermeidlich sei, man in Berlin nicht so lange warten würde, bis die Gegner fertig wären. Seine Depesche vom 13. Juli gab in Paris die gleichen Rathschläge, die man von Italien erhalten hatte. Gleichzeitig aber war der alte Vertraute des österreichischen Ministers, Graf Vitzthum, nach Paris gekommen, und in seiner Anwesenheit begannen aufs neue geheime Ver-

handlungen, an denen für Italien der Graf Vimercati — wir erfahren nicht, ob von dem Ministerium oder dem König beauftragt — Theil nahm.

Von nun an werden die Angaben unserer Berichterstatter überaus widerspruchsvoll. Ich stelle, von minder wichtigen Abweichungen absehend, die Grundzüge der drei Erzählungen zusammen. Nach dem Bericht des Prinzen Napoleon schlug der französische Kaiser in der zweiten Hälfte des Juli die Unterzeichnung eines Vertrages in drei Artikeln vor, durch welchen die bewaffnete Action der drei Mächte verabredet wurde. Diesem Project fügte man in Italien, von Oesterreich unterstützt, einen vierten Artikel hinzu, der Frankreich verpflichtete, den Papst zur Annahme eines modus vivendi zu nöthigen. Nach vielfachen Verhandlungen über diesen hinzugefügten Artikel, bei denen neben Vimercati noch ein anderer nicht officieller Agent Italiens, General Türr, eine Rolle spielte, lehnte der Kaiser zu Anfang des August in Metz jede Nachgiebigkeit in der römischen Frage ab; am 3. August reiste Vimercati von Metz ab, um in Florenz über die Modifikationen dieses vierten Artikels, die Napoleon verlangte, zu berichten; ehe er dort anlangte, hatten die Schlachten von Wörth und Spicheren die ganze Situation verändert.

Nach dem Herzog von Grammont war in jenen vertraulichen Unterredungen zu Paris, nachdem vorher schon die Räumung Roms durch die Franzosen und das Wiederaufleben der Septemberconvention bestimmt war, verabredet worden, die 1869 gescheiterte Tripelallianz wieder aufzunehmen und zu unterzeichnen. Dann sollten Oesterreich und Italien an Preußen die Forderung richten, in Deutschland den territorialen Besitzstand und den status quo des Prager Friedens aufrecht zu erhalten, im vorauszusehenden Fall der Weigerung den Krieg erklären und mit einer bestimmten Truppenzahl die Feindseligkeiten zu eröffnen. Hierüber sei nun in Wien und Florenz weiter verhandelt und dabei auch eine Lösung der römischen Frage aufs Tapet gebracht worden. Am 1. August sei Graf Vimercati in Paris wieder eingetroffen und nach wenigen Stunden nach Metz weiter gereist mit einem Vertrage in vier Artikeln, welcher eine bewaffnete Neutralität Oesterreichs und Italiens, also keine Tripelallianz mehr, verabredete, die sich in einem gegebenen Zeitpunkt und unter gegebenen Bedingungen in eine wirkliche Cooperation verwandeln sollte. Im vierten Artikel dieses Vertrages habe Oesterreich versprochen, Italien in der römischen Frage zu unterstützen und günstigere Bedingungen als die der Septemberconvention zu erwirken. Napoleon habe die Streichung dieses vierten Artikels und einen kürzeren Zeitraum für die Theilnahme Oesterreichs und Italiens verlangt, mit diesen Forderungen sei Vimercati nach Florenz wieder abgereist, wohin sich gleichzeitig Vitzthum von Wien aus begeben habe. Auch in diesem letzten Stadium sei der König von Italien noch eifrig bemüht gewesen, einen Abschluß zu Stande zu bringen — in Folge der während dieser Verzögerungen eingetretenen Kriegsereignisse seien dann die Unterhandlungen ins Stocken gerathen.

Hören wir endlich den Bericht des Herrn Bonghi. Nach ihm richtete am 16. Juli Napoleon an den König von Italien ein Schreiben, in welchem nicht ein Vertrag in drei Artikeln, sondern dieselbe Tripelallianz wieder vorgeschlagen wurde, die man 1869 beabsichtigt hatte; Oesterreich und Italien sollten dann zwischen Preußen und Frankreich auf der Basis des status quo in Deutschland und der vertragsmäßigen Ausschließung der Häuser Hohenzollern und Bonaparte

vom spanischen Thron eine Vermittlung eintreten lassen. Am 18. Juli telegraphirte die italienische Regierung, die eine Theilnahme am Kriege, wie sie ein solcher Vertrag nach sich ziehen mußte, zu vermeiden wünschte, an Oesterreich, eine Vermittlung sei nur in Verbindung mit England möglich. Inzwischen erfolgte am 20. und 21. Juli ein Austausch von Erklärungen zwischen Frankreich und Italien, durch welchen die Räumung Roms und das Wiederinkrafttreten der Septemberconvention verabredet wurde; aber Italien betrachtete diese letzten Verhandlungen als völlig unabhängig von denen über einen Allianztractat; am 25. Juli gab der italienische Ministerpräsident in der Kammer die Erklärung ab, daß die Verabredungen über die Räumung Roms keine Verpflichtungen über die Haltung Italiens, das seine Neutralität erklärt hatte, gegenüber dem Conflict zwischen Frankreich und Preußen involvirten. Darauf kam Graf Beust auf den Gedanken, die Offensivallianz zwischen Frankreich, Italien und Oesterreich durch ein Defensivbündniß der beiden letzteren Mächte zu ersetzen. Am 1. August überreichte Graf Vitzthum in Florenz einen von Beust verfaßten Vertragsentwurf nicht in drei oder vier, sondern in sieben Artikeln, von denen der letzte sich auf Rom bezog. Derselbe verpflichtete den Kaiser von Oesterreich, „seine guten Dienste bei Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen einzulegen, um nicht allein die sofortige Räumung des Kirchenstaates durch die französischen Truppen, sondern auch zu erwirken, daß diese Räumung unter Bedingungen erfolge, welche den Wünschen und Interessen Italiens entsprächen und geeignet wären, den inneren Frieden des Königreichs zu sichern." In Italien war man wenig geneigt, auf einen solchen Vertrag einzugehen; man beantwortete ihn mit Gegenvorschlägen, die einer Verwerfung gleichkamen; man hatte eine ganz andere Richtung der Politik im Auge. Schon am 29. Juli war der Deputirte Minghetti, der bis 1869 Mitglied des italienischen Cabinets gewesen war, von dem Minister des Auswärtigen, Visconti Venosta, ersucht worden, nach London zu gehen, um mit England eine gemeinsame Haltung zu verabreden. Am 5. August in England angekommen, schloß Minghetti am 8. mit Lord Granville ein schriftliches Uebereinkommen ab, nach welchem England und Italien sich zur Neutralität in dem ausgebrochenen Kriege verabredeten, die keine von beiden Mächten ohne den Versuch einer Verständigung mit der anderen aufgeben solle; Oesterreich und Rußland wurde der Beitritt zu einem Abkommen offen gehalten.

Man erkennt aus dieser Darstellung leicht, wie, trotz mannigfacher Berührungspunkte zwischen den drei resumirten Berichten, daneben doch sehr auffallende Widersprüche zwischen denselben bestehen. Nicht ohne schwere Bedenken machen wir einen Versuch zur Lösung derselben; wir machen ihn mit allen Vorbehalten und wünschen ihn nur als eine Hypothese betrachtet zu sehen, die uns freilich viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint.

Irren wir nicht ganz, so ist wiederum im Juli 1870, wie bis zum Juni 1869 zwischen derjenigen Politik zu unterscheiden, welche König Victor Emanuel persönlich durch officiöse Agenten zu machen versuchte, und derjenigen, von welcher officiell das italienische Ministerium sich leiten ließ. Vorzugsweise von jener ersteren erzählen der Prinz Napoleon und der Herzog von Grammont, nur über diese letztere berichtet Bonghi, der, da er nie zu den Vertrauten seines

Königs gehörte, nur von dieser unterrichtet gewesen sein kann. Es wird nach den detaillirten Angaben unserer beiden französischen Gewährsmänner kaum bezweifelt werden können, daß Victor Emanuel sich soweit von den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Frankreich und der Anhänglichkeit an dessen Herrscher leiten ließ, um eine Unterstützung desselben durch italienische Streitkräfte in dem schweren Kriege, der ausgebrochen war, aufs eifrigste zu wünschen. Er mochte sich der Hoffnung hingeben, sein Ministerium, ohne dessen Zustimmung zu handeln die italienische Verfassung ihm nicht gestattete, für seine Politik zu gewinnen, wenn er ihm den Nachweis führen könne, daß um den Preis eines Bündnisses gegen Deutschland, und nur um diesen, Frankreich zu jenen Concessionen in der römischen Frage bereit sei, die man von Seiten Italiens so dringend erwünschte. Daher erklärt sich, daß man in Wien und Florenz so großes Gewicht auf jenen vierten Artikel des ursprünglichen Vertragsentwurfes legte, an dessen, von dem Prinzen und von Grammont behaupteter Existenz wir darum nicht zu zweifeln brauchen, weil Bonghi ihn nicht kennt, weil er, offenbar nur in jenen officiösen Besprechungen erörtert, gar nicht zur officiellen Cognition der italienischen Minister gelangt ist. Darum waren, sobald die Unnachgiebigkeit des Kaisers in der römischen Frage feststand, diese Verhandlungen über eine Tripelallianz ganz aussichtslos, und so erklärt sich die auffallende Schwenkung des vorher so kriegslustigen Beust, sein nichtssagender Vorschlag einer Verbindung zwischen Oesterreich und Italien, nichtssagend in der Form wenigstens, wie dieser Vorschlag in sieben Artikeln formulirt dem italienischen Cabinet vorgelegt wurde. Darum endlich hat bis zu einem gewissen Punkte der Prinz Napoleon Recht, wenn er für das Scheitern der Verhandlungen vom Juli wiederum die klerikalen Einflüsse verantwortlich macht, die den Kaiser zu seiner Starrheit hinsichtlich Roms bewogen. Aber er hat nur bis zu einem gewissen Punkte Recht. Denn die Haltung des italienischen Ministeriums, 1870 wie 1869, soweit sich erkennen läßt, durchaus correct und vom national-deutschen, wie vom allgemein europäischen Standpunkte aus gleich anerkennenswerth, läßt es doch als überaus zweifelhaft erscheinen, ob selbst die umfassendsten Zugeständnisse in der römischen Frage das Ministerium und das Parlament hätten bewegen können, auf eine Theilnahme am Kriege gegen Deutschland einzugehen; die Richtung der italienischen Politik wenigstens, die sich in jenem Uebereinkommen mit England ausspricht, läßt die gegentheilige Annahme als viel wahrscheinlicher erscheinen.

Von dem letzten Nachspiel dieser Verhandlungen, der von vornherein aussichtslosen Reise des Prinzen Napoleon nach Italien, erzählt derselbe nur ganz kurz. Mit persönlichen Instructionen des Kaisers und einem militärischen Befehl des Marschalls Mac Mahon, der wohl für die Besatzung Roms bestimmt war, von Châlons abgereist, kam er am 20. August in Florenz an. Er sollte die bewaffnete Hülfe Oesterreichs und Italiens erbitten und dem letzteren dagegen völlig freie Hand hinsichtlich Roms anbieten. Aber dies Zugeständniß kam zu spät; Italien verlangte, Oesterreich zu befragen, dies zögerte mit der Antwort; so gingen einige Tage verloren. Inzwischen trafen die weiteren Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein, die es unmöglich machten, eine bewaffnete Intervention Italiens oder Oesterreichs zu verlangen. Davon, daß die von Bonghi mitgetheilten Verabredungen Italiens mit England eine solche Intervention schon an und für sich ausschlossen,

schreibt der Prinz kein Wort; so weit man sehen kann, hat er von ihnen überall keine Kenntniß gehabt. Daß aber Rom, wenn die kriegerischen Ereignisse sich in derselben Weise weiter entwickelten, wie sie begonnen hatten, auch ohne jedes Zugeständniß von Seiten Frankreichs den Italienern zufallen müsse, konnte er sich nicht verhehlen. Und so hat auch der Erfolg zuletzt derjenigen politischen Richtung Recht gegeben, welche das italienische Ministerium, im Gegensatz zu den persönlichen Wünschen und Neigungen seines heißblütigen und mehr von dem Gefühl als von dem Verstande geleiteten Königs zu der seinigen gemacht hatte.

Ueber die Entstehung des Rheinthales unterhalb Bingen und des Elbthales unterhalb Bodenbach.

Von

H. R. Credner.
Halle a. S.

Der außerordentlich mannigfaltige und tiefgreifende Einfluß, welchen die Thalbildungen auf die Erscheinungsweise der Erdoberfläche ausüben, hat schon früh die Frage nach deren Entstehungsart, als ein lösungswerthes Problem in den Vordergrund geographischer und geologischer Forschungen gedrängt. Sind es doch die Thäler in ihren verschiedenartigen Entwicklungsformen, welche den Gebirgen, die als rohe Gesteinsmassen aus der Hand der im Innern wirkenden Kräfte hervorgegangen sind, die Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Linien, ihre abwechslungsreiche, vielgestaltige Gliederung, kurz die Schönheit und Großartigkeit ihrer Erscheinung verleihen. Sind sie es doch, die den Verkehrs- und Handelswegen über die Höhen der Gebirge als Ausgangspunkte dienen, deren fruchtbarer Alluvialboden und geschützte Lage den Ackerbau und mit ihm die Ansiedlung der Menschen tief in die unwirthlichsten Hochgebirge hineinreichen lassen. Auch in unserem mitteldeutschen Gebirgslande läßt sich ein derartiger Einfluß der Thalbildung nicht verkennen; er tritt uns am deutlichsten in den beiden Querthälern des Rheinstromes und der Elbe entgegen. Inmitten der monotonen und einförmigen Plateaus des rheinischen Schiefergebirges und des sächsischen Elbsandsteingebirges entstanden beide Thäler, hier das Rheinthal mit seinen anmuthigen, rebenumkränzten und burggekrönten Gehängen, dort das Elbthal mit den wildzerrissenen grotesken Felsformen und den tiefeingeschnittenen, fast senkrecht abstürzenden Schluchten der sächsischen Schweiz. Gleichzeitig öffneten sich in jenen Thälern durch die steilabfallenden und deshalb verkehrshemmenden Gebirgsmassen hindurch wichtige Handelswege zwischen dem Norden und dem Süden unseres Vaterlandes.

Wie aber entstanden diese mehrere hundert Meter in die Felsmassen eingeschnittenen Thalschluchten? Waren es die Flüsse, welche sie jetzt in vielfachen Windungen durchströmen, die in langsamer aber unausgesetzt wirkender Thätigkeit die Thäler in die festen Gesteinschichten einfurchten, oder waren schon Spalten in den Plateaus vorhanden, ehe noch die Flüsse ihren Lauf durch dieselben nahmen? Sind die Thäler also jünger oder älter als die sie jetzt durchströmenden Flüsse; sind es Erosions- oder Spaltenthäler?

Beide Ströme, der Rhein wie die Elbe, durchfließen vor ihrem Eintritt in

die engen Thalschluchten bei Bingen und bei Bodenbach geräumige Becken, deren Meereshöhe eine weit geringere ist, als die der Plateaus, die sie in jenen Schluchten durchbrechen. Der Rheinspiegel bei Bingen liegt 78 Meter über dem Meere, die Höhen des Taunus und des Hunsrück aber, durch welche sich der Fluß unterhalb Bingen hindurch windet, besitzen eine mittlere Erhebung von weit über 300 Metern. Das muldenförmige Becken Nordböhmens erreicht nur eine Meereshöhe von durchschnittlich 190 Metern, die dasselbe abschließende und von der Elbe durchbrochene Gebirgsmauer, also das Erzgebirge und das sächsische Quadersandsteingebirge, ist dagegen fast überall mehr als 380 Meter hoch. Wenn sich nun der Rhein und die Elbe ihren Weg durch die sich ihnen in steiler Erhebung entgegenstellenden Gebirgsriegel selbst gebahnt haben, so mußten sie dereinst über dieselben hinwegfließen, die Gewässer mußten sich also zunächst hinter jenen Gebirgswällen zu ausgedehnten Süßwasserseen ansammeln, bis endlich ein Ueberströmen über die vorgelagerten Plateaus erfolgte und die allmähliche Austiefung des Flußbettes in dieselben, und dadurch die Ableitung jener Seen vor sich gehen konnte. Nun sucht man aber im Rheinbecken oberhalb Bingen sowohl, wie in der nordböhmischen Einsenkung vergebens nach den Spuren so hochreichender Binnenseen, und man hat deshalb annehmen zu müssen geglaubt, daß die Thalspalten bereits in dem rheinischen Schiefergebirge und in dem Elbsandsteingebirge vorhanden gewesen sein müßten, als der Rhein und die Elbe ihren Lauf nach der norddeutschen Niederung nahmen. So richtig indessen diese Schlußfolgerung sein würde, wenn die Bildung jener Thäler ausschließlich in der gegenwärtigen Periode der Erdgeschichte, also unter den gegenwärtig bestehenden Reliefverhältnissen jener Gegenden stattgefunden hätte, so wenig zutreffend erweist sie sich der Thatsache gegenüber, daß die Durchbrechung jener Gebirgsschranken durch die Elbe und den Rhein bereits in weit hinter uns liegender geologischer Vergangenheit begonnen hat, in Zeiten, in denen, wie wir sehen werden, die Höhenverhältnisse der von den Thälern durchschnittenen Plateaus wesentlich andere waren als gegenwärtig, in denen also auch die Bildung jener Thäler unter anderen Bedingungen erfolgte, als sie gegenwärtig jene Gegenden bieten.

Man pflegte bis vor Kurzem der Entstehung der heute vom Rhein durchflossenen Einsenkung zwischen dem Schwarzwald und dem Wasgau ein außerordentlich hohes geologisches Alter zuzuschreiben. Schon vor Beginn des jurassischen Zeitalters, so meinte man, hatten sich jene Gebirge über den Meeresspiegel gehoben und zwischen beiden befand sich in der Jurazeit an Stelle der heutigen Rheinebene ein langgestreckter schmaler Meeresgolf, welcher sich weit nach Norden bis an den Taunus hinzog und im Süden über die Schweiz hinweg mit dem südeuropäischen Jurameere in Zusammenhang stand. In diesem Golfe sollten die jurassischen Ablagerungen zur Bildung gelangt sein, welche sich in der Rheinebene am Fuße der Steilabstürze des Schwarzwaldes und des Wasgau finden. Neuere geologische Untersuchungen machen es indessen höchst wahrscheinlich, daß die Erhebung jener Gebirge erst in nachjurassischen Zeiten erfolgte, und daß die große Einsenkung zwischen beiden erst in der Tertiärzeit entstanden ist. Jene jurassischen Ablagerungen der Rheinebene repräsentiren dieser Anschauung zufolge keineswegs Bildungen, die an Ort und Stelle, wo sie sich gegenwärtig finden, in einem Arm des Jurameeres entstanden sind; sie sind vielmehr nur die Reste und Bruchstücke eines gewaltigen

Schichtencomplexes, welcher, gleichzeitig mit dem Schwarzwald und dem Wasgau über den Meeresspiegel erhoben, beide Gebirge mit einander verband, in der Tertiärzeit aber durch eine Verwerfung der von Klüften durchsetzten Schichten in das Niveau der jetzigen Rheinebene hinabsank, während zu beiden Seiten die genannten Gebirgszüge erhalten blieben.

In die so entstandene gewaltige Einsenkung drangen die Fluthen des Tertiärmeeres ein und bildeten einen schmalen, aber weit nach Norden in das damalige Festland hineinragenden, vielfach verzweigten Meeresgolf. Die Verbreitung der in diesem tertiären Meeresbecken zur Ablagerung gelangten Sedimentschichten des sog. Mainzer Beckens läßt die Ausdehnung desselben annähernd feststellen. Seine Gewässer bedeckten das ganze Gebiet zwischen dem Schwarzwald, dem Odenwald, dem Spessart, der Rhön, dem Vogelsberg und dem Taunus auf der einen, und dem Wasgau, der Hart und dem Hundsrück auf der anderen Seite.

Ein reiche Fauna bevölkerte jenes tertiäre Meeresbecken. Nur wenige Gegenden unserer Heimath haben eine größere Ausbeute an fossilen Thierresten geliefert, als das Tertiärgebiet des Mainzer Beckens, der trocken gelegte Boden jenes einstigen Meeres.

Die Uebereinanderfolge verschiedener Faunen in den einzelnen Etagen dieser theils sandigen, theils thonigen, theils kalkigen Ablagerungen läßt deutlich eine allmähliche Wandlung in dem Charakter der Thierwelt erkennen, welche jenes Tertiärbecken nach einander beherbergte. Während nämlich die untersten, also ältesten Schichten eine fossile Meeresfauna umschließen, treten an deren Stelle in den mittleren Schichten die Reste von Brakwasserthieren; auch diese fehlen endlich in den obersten, jüngsten Etagen. Diese Umgestaltung der ursprünglichen Meeresfauna beweist eine allmähliche Veränderung in der Beschaffenheit der Gewässer, sie läßt auf eine tiefgreifende Metamorphose schließen, welche jenes frühere Meeresbecken im Laufe der Zeiten erfahren hat.

Ursprünglich eine Bucht des Tertiärmeeres, war dasselbe in der ersten Zeit seines Bestehens mit Salzwasser erfüllt. Bald aber erfolgte durch eine ungleichmäßige Hebung des Festlandes, durch welche der Meeresboden am Ausgange der Bucht über den Wasserspiegel erhoben und trocken gelegt wurde, die Umwandlung des Meerbusens in einen Binnensee. Die zahlreichen Zuflüsse dieses Sees, in welchen u. A. der Main bei Aschaffenburg, die Lahn in der Gegend von Staufenberg mündete und der Neckar und die Murg die Gewässer des Schwarzwaldes führten, bewirkten eine allmähliche Aussüßung der Gewässer: der einst salzige See verwandelt sich in ein Brakwasser- und endlich in ein Süßwasser-Becken. Diese Umwandlung in der Beschaffenheit des Wassers konnte indessen nur unter der Bedingung vor sich gehen, daß sich während dieses Aussüßungsprozesses ein Abfluß des Sees bildete, durch welchen die salzigen Gewässer allmählich abgeleitet wurden, um durch das Süßwasser der Zuflüsse des Binnensees ersetzt zu werden. Dieser Abfluß nun ist das heutige Rheinthal unterhalb Bingen. Daß dieses aber durch langsame Einfurchung des Flußbettes und nicht durch die gewaltsame und plötzliche Aufreißung einer Spalte entstanden ist, dafür sprechen die zahlreichen Spuren von einst höher gelegenen Flußbetten, welche an den Gehängen des Rheinthales zwischen Bingen und Coblenz in Gestalt von Schuttmassen zurückgeblieben sind. Man findet

dort in Höhen bis zu 190 Meter über der gegenwärtigen Thalsohle terrassenartige Plateaus, bedeckt mit ähnlichen Geschieben und Flußkieseln, wie sie der Rhein noch jetzt mit sich führt; Sandmassen, durchaus identisch mit den Ablagerungen im jetzigen Flußbette, beobachtet man in einem Niveau, das über 120 Meter über dem letzteren liegt.

Der Abfluß jenes tertiären Binnensees, also der heutige Rhein, muß mithin dereinst seinen Lauf über die Höhen des rheinischen Schiefergebirges hinweg genommen haben, um sich dann allmählich sein Bett in die festen Grauwacken- und Schieferbänke einzutiefen. Indessen ein solches Ueberfließen des Sees über den Kamm des Taunus und Hunsrück hätte nicht stattfinden können, wenn diese Gebirge schon in jenen Zeiten bis zu der Höhe emporgehoben gewesen wären, welche sie heute einnehmen. Die vertikale Verbreitung der Ablagerungen jenes Sees, die Meereshöhen, in denen sie sich unter normalen Verhältnissen finden, weisen darauf hin, daß eine so bedeutende Anschwellung der Gewässer nicht erfolgt ist. Nun liefern uns aber die Geologen den Beweis, daß die den tertiären Binnensee gegen Norden abschließenden Gebirgszüge damals noch keineswegs ihre heutige Höhe besaßen, daß sie vielmehr erst in nachtertiärer, ja nachdiluvialer Zeit durch säculare Hebung mehr und mehr emporgerückt sind, bis sie endlich ihre gegenwärtige Höhenlage erreichten. Der Binnensee brauchte also, um nach Norden abfließen zu können, garnicht so beträchtlich anzuschwellen. Daß dieser Abfluß in der That stattgefunden hat, daß die Gewässer des Sees über jene Gebirgsrücken hinweggeströmt sind, das beweisen Schollen tertiärer Ablagerungen, welche sich an geschützten Stellen auf der Höhe derselben befinden. Ursprünglich unter den Gewässern jenes Sees entstanden, sind diese isolirten Tertiärvorkommen mitsammt den Gebirgsmassen des Taunus und des Hunsrück allmählich bis zu ihrer gegenwärtigen Meereshöhe von über 400 Meter erhoben worden. Gleichzeitig mit dieser Hebung der Gebirgsmauer nahm die Tieferlegung des Rheinthales ihren Fortgang, unablässig arbeitete der Fluß nagend und ausfeilend daran, sein Bett in das Gestein einzufurchen, der Spiegel des Sees sank mehr und mehr, ein Theil der Rheinebene nach dem anderen tauchte über ihn hervor, bis endlich die Thalsohle tief genug gelegt war, daß auch der letzte Rest des einstigen Binnensees abfließen konnte.

Unter ganz analogen Verhältnissen scheint der Durchbruch der Elbe durch das sächsische Quadersandsteingebirge hindurch erfolgt zu sein. Noch in der Kreideperiode stand das nördliche Böhmen in offener Verbindung mit dem die norddeutsche Niederung bedeckenden Meere. Die Gegend der heutigen sächsischen Schweiz war von den Gewässern eines Golfes des Kreidemeeres überfluthet, welcher das ganze nördliche Böhmen von Dresden bis Zwittau, bis Prag und Saaz hin umfaßte. Erst am Schlusse der Kreidezeit hoben sich diese Gebiete über den Meeresspiegel, hoben sich besonders die Sandsteinmassen im Gebiete der sächsischen Schweiz, um als ein ebenflächiges, monotones Plateau Böhmen gegen Norden abzuschließen. Dadurch wurde die bis dahin bestehende Lücke in der Gebirgsmauer ausgefüllt, welche dieses, vorwaltend aus krystallinischen Urgesteinen aufgebaute, älteste Festlandsgebilde des europäischen Continentes umschließt und es zu dem am selbständigsten abgegrenzten Theile Central-Europas macht. Wie heute, so strömten auch in den nun folgenden tertiären Zeiten in Folge des nach Norden abgedachten, terrassen-

förmigen Baues des Landes aus ganz Böhmen die Gewässer in die nördliche Einsenkung zusammen und benagten hier den Fuß des Erzgebirges und des Quadersandsteingebirges, um sich vereint einen Ausweg durch dasselbe hindurch nach Norden zu bahnen. Denn ebensowenig wie bei Bingen fanden die Gewässer bei Bodenbach eine Spalte in dem sich ihr entgegenstellenden Gebirgsriegel vor. Sie stauten sich vielmehr hinter demselben auf und bildeten einen ausgedehnten Süßwassersee, auf dessen Grunde die Tertiärablagerungen des nördlichen Böhmens zur Bildung gelangten. Eine geologische Karte zeigt uns ein umfangreiches Tertiärbecken, welches sich am Fuße des Erzgebirges entlang zieht und sich von Falkenau bei Eger bis nach Kamnitz östlich der Elbe, also von den Elbogener durch den Saazer bis in den Leitmeritzer Kreis ausdehnt. Das Vorhandensein dieses Süßwassersees berechtigt zu der Folgerung, daß der Abschluß Böhmens gegen Norden ein vollständiger war, und daß eine Spalte in dem Gebirgswall nicht vorhanden gewesen ist, durch welche die Gewässer abfließen konnten ohne einen See zu bilden.

Nun finden sich aber wie im Rheinthale so auch im Elbthale vielfache Beweise, daß der Strom dereinst in einem beträchtlich höheren Niveau floß als gegenwärtig, daß mithin auch die Elbe sich selbst ihr Bett in die Sandsteinmassen eingegraben haben muß. In der Gegend von Dresden nämlich beachtete man zahlreiche Schotter- und Kiesablagerungen, deren Bestandtheile ihre Heimath zum größten Theil im Oberlauf der Elbe oder deren Zuflüssen haben. Man fand dort hauptsächlich Basalte und Phonolithe, Grauwacken und Kieselschiefer, welche aus Böhmen stammen und nur durch die Elbe an ihren gegenwärtigen Fundort transportirt sein können. Derartige Ablagerungen hat man bis zu einer Höhe von 90 Meter über dem gegenwärtigen Spiegel der Elbe bei Dresden nachgewiesen; um diesen Betrag also muß sich seitdem das Flußbett vertieft haben. Daß aber in der That einst die Elbe über die Höhen des Sandsteinplateaus hinweggeflossen ist und sich erst allmählich ihre Thalschlucht in dasselbe eingewühlt hat, das bemerkt man am deutlichsten, wenn man von einem erhöhten Punkte, etwa von der Bastei aus, das Plateau überschaut. Dann erkennt man, wie Bernh. v. Cotta berichtet, mit einem Blicke ein altes auf der Höhe des Gebirges eingeschnittenes, „colossales Elbthal, welches fast ohne Krümmungen das Sandsteingebiet durchzieht, und auf dessen Boden man das jetzige stark gewundene Elbthal erkennt wie ein stark gewundenes Flußbett in einem breiten Thale".

Ein solches Ueberströmen der Gewässer über das Quadersandsteingebirge konnte nur stattfinden, wenn die Höhenverhältnisse jener Gegenden wesentlich andere waren als gegenwärtig. Die Emporhebung des Erzgebirges bis zu seiner heutigen Höhe ist nicht das Resultat eines einzigen Hebungsactes. Aus den Lagerungsverhältnissen der am Aufbau des Gebirges theilnehmenden Formationsglieder geht vielmehr hervor, daß die Entstehung desselben ganz allmählich und seit den ältesten geologischen Zeiträumen vor sich gegangen ist und sich bis in die jüngsten Perioden der Erdgeschichte fortgesetzt hat. So weist die in einem Winkel von 20—30 Grad aufgerichtete Stellung der urspfrüglich horizontal gelagerten Schichten des Tertiärs am Südfuße des Erzgebirges darauf hin, daß noch nach der Tertiärperiode ein Empordrängen des Gebirges stattgefunden hat.

Niveauveränderungen der beträchtlichsten Art aber hat jene ganze Gegend

gleichzeitig mit dem gesammten nördlichen Deutschland und Europa noch während und nach der Diluvialzeit erlitten. Man hat die obere Grenze der in dem Diluvialmeere durch schmelzende Eisberge zur Ablagerung gelangten, aus dem Norden unseres Erdtheils, namentlich aus Skandinavien stammenden erratischen Geschiebe in der Lausitz und am Erzgebirge in einer Höhe von 410 Metern über dem jetzigen Meeresspiegel beobachtet. Bis zu diesem Niveau also war das östliche Deutschland in Folge einer Senkung des Landes von den Gewässern des Diluvialmeeres überfluthet. Dieselben nordischen Geschiebe finden sich auch in den Kies- und Lehmablagerungen des nördlichen Böhmens, namentlich im Thale des Polzen und seiner Zuflüsse. Das Diluvialmeer muß demnach in Form einer Bucht bis nach Nordböhmen hineingereicht haben, deren Zusammenhang mit dem offnen Meere über das Sandsteinplateau der sächsischen Schweiz stattfand. Auch auf diesem haben sich nordische Geschiebe bis zu einer Meereshöhe von 370 Metern gefunden.

Allmählich erhob sich indessen am Schlusse der Diluvialzeit das ganze Gebiet wieder über den Meeresspiegel, die Gewässer wichen zurück, das Land gewann nach und nach seine heutige Configuration. Mit dem allmählichen Rückzuge des Meeres von dem Sandsteinplateau der sächsischen Schweiz begann, so dürfen wir vermuthen, die Austiefung des eigentlichen Elbthales. Es entstand zunächst auf der Höhe des Plateaus jenes flachmuldenförmige „alte Elbthal", auf dessen Grunde sich dann der Fluß sein Bett tiefer und tiefer einschnitt, während sich gleichzeitig die beiderseitigen Uferhöhen mehr und mehr über das Niveau des Quartärmeeres erhoben. Mit dem Hauptflusse zugleich vertieften die Zuflüsse desselben ihre Thäler in die von Klüften durchsetzten, leicht zerstörbaren Sandsteinmassen, bis endlich das Schluchten-Labyrinth entstanden war, welches heute die Felsmassen der sächsischen Schweiz durchzieht.

Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache.

I.

Lazarus und Steinthal, Geiger und Noiré.

Von

M. Carriere.

München.

Die Sprache ist kein fertiges, ruhendes Ding, sondern sie wird fortwährend erzeugt, sie ist die stets wiederholte Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu gestalten. Die Sprache ist nicht sowohl ein Mittel um Gedanken mitzutheilen, sie ist das bildende Organ des Gedankens, der erst im Wort zur klaren Bestimmtheit kommt; sie ist nicht vor dem Denken, noch dieses vor ihr. Der Mensch umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, in denen er die Eindrücke der Dinge auf die Seele ausdrückt, um die Gegenstände in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Die Sprache bricht aus der innersten Natur des Menschen hervor, und er kommt durch sie zum entwickelsten Selbst- und Weltbewußtsein; schon Herder nannte nicht nur die Sprache eine Schöpfung des Menschen, sondern auch den Menschen ein Geschöpf der Sprache. Was aber der Geist einmal hervorgebracht hat, das wirkt in ihm fort, das behält er und arbeitet damit weiter, und so entsteht das bleibende

Gebilde von Wörtern, Wortformen und Verbindungen, das von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, darin ein Geschlecht dem andern sein Wissen überliefert; indem das Kind sich nicht seine eigene Sprache macht, sondern durch seine Sprachfähigkeit und Thätigkeit die seines Volkes sich aneignet, lebt es in der Gemeinsamkeit der Menschheit; denn das Wort gehört von Anfang an dem Redenden wie dem Hörenden, es will verstanden sein. Das führt uns zur Einheit der menschlichen Natur. Es ist dieselbe Vernunft, es sind dieselben Sinneseindrücke in allen; Keiner entwickelt sich für sich allein zur selbstbewußten Geistigkeit, sondern nur in der Gemeinsamkeit, und die Sprache ist ihr Werk. Jedes Sprechen ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen und Vorgestellten an die gemeinsame Natur der Menschheit. Der Verstehende nimmt nicht äußerlich auf, er wird angeregt, die Gedanken des Sprechenden in sich zu entwickeln, mitzudenken.

In diesen Sätzen hat Wilhelm von Humboldt den Grund zur Sprachwissenschaft gelegt, auf welchem die Gegenwart weiter baut. Jakob Grimm, Franz Bopp, Max Müller faßten vornehmlich die geschichtliche Entwicklung der Sprache ins Auge, Steinthal und Lazarus suchten den Zusammenhang von Geist und Sprache näher darzulegen; heute handelt es sich vornehmlich um die Frage nach dem Ursprung der Sprache. Der Mensch, der aus der Thierheit hervorging, wie kam er zur Sprache? Sie unterscheidet ihn vom Thier, und Noiré giebt seiner Schrift vom Ursprung der Sprache den Satz Lazar Geigers zum Motto: „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor der Sprache war der Mensch vernunftlos." Das ist dann eine der Verkehrungen, in denen unsere Zeit sich gefällt. Die Einheit des Selbstbewußtseins, das Erste für uns, ohne die niemals von Dingen für uns die Rede wäre, will man lieber als Geschenk von Milliarden selbstloser Atome empfangen und durch eine Veränderung der Lage derselben erklären; das Vernunftlose soll Vernunft hervorbringen. — Wir haben keine fertigen Gedanken und suchen dann nach einem Mittel, sie zu äußern, sondern unser Denken entwickelt sich mit dem Sprechen, die Vorstellung formt sich mit dem Wort, unsere Vernunftanlage ist das Ursprüngliche, sie kommt zu bewußter Vernünftigkeit, indem sie in der Sprachbildung sich bethätigt, sich nicht blos ein Organ zur Mittheilung an andere, sondern auch zum eigenen Denken erzeugt. Nicht diejenigen Thiere sind vernünftig geworden, die zufällig zur Sprache kamen, sondern diejenigen Wesen haben die Sprache hervorgebracht, welche dazu fähig, weil vernunftbegabt waren. Sprache ohne Vernunft ist ein Unding, denn das Wort ist eben seinem Begriff nach der Laut als Träger des Gedankens. Wir denken in Worten, aber ohne die Gedanken ist das Wort ein leerer Schall. In der Sprache und durch sie entwickelt sich die Vernunft, die ursprüngliche Anlage unseres Wesens, der Seelenkeim zu selbstbewußter und weltbewußter Geistigkeit.

Auch ohne Sprache sind wir im Gefühl unserer eigenen Zuständlichkeit inne, ist es uns wohl oder weh, und haben wir zufolge der Einwirkungen der materiellen Welt außer uns auf unsere Sinne die Empfindungen des Lichts und der Farbe, des Schalls, der Schwere, der Wärme, des Geruchs, Geschmacks; und aus diesen mannigfaltigen Affektionen verschiedener Sinne entwirft die Einbildungskraft die Anschauungen oder Bilder der Dinge. Nicht minder regen sich Begierden und Triebe, und folgen ihnen die leiblichen Bewegungen; endlich lösen wir die Ein-

drücke der Außenwelt gar häufig durch Gegenwirkungen aus, die wir Reflexbewegungen nennen; die Reizung sensitiver Nerven überträgt sich auf motorische. Das alles ist uns mit den Thieren gemein. Gleich vielen von ihnen geben wir unsere Stimmung im Schrei des Schmerzes wie im Wohlgefühl der Lust durch die Stimme kund. Doch daß diese Interjectionen nur ein kleines Element der Sprache bilden können bei der Allgemeinheit der Gefühle selbst, das ist einleuchtend, und Max Müller hat die Ableitung der Sprache aus solchen Lauten als Pah- und Pfuitheorie ebenso verspottet, wie die Bauwautheorie, die die Wörter auf die Nachahmung des Hundegebells oder Schafgeblöks begründen will; wiewohl das griechische bus doch das buhende Thier bezeichnet, der Kukuk von seinem Ruf seinen Namen hat und in Schnarchen, Knarren, Pfeifen solche Wörter bei allen Völkern vorkommen. Die meisten Eindrücke der Außenwelt gewinnen wir durch das Gesicht, und indem wir darnach die Anschauungen bilden, gilt es für sie ein Tonbild zu schaffen, das dem Ohr einen ähnlichen Eindruck gewährt, wie sie dem Auge; in Wörtern wie Blitz, zackig, dumpf, Welle ist dies bei einigem Lautsinne klar. Die Mundbewegung wie der Laut bei Quelle entspricht dem Bild der Sache; ebenso plu dem von Innen sich Entfaltenden, das durch einen Hauch in flu = das Fließende übergeht; W ist bewegender Hauch in Wind und wehen. Endlich ist ein weiterer Schritt nöthig: das Reingeistige wird durch Naturanalogien angedeutet, wie wir Aufklärung vom Licht ableiten und selbst im Begreifen das Betasten und Zusammenfassen der Dinge haben. Renan hat mit Recht bemerkt: die Verbindung von Sinn und Laut ist niemals naturnothwendig — sonst wäre sie überall gleich —, noch willkürlich und absichtlich, aber sie ist stets motivirt, nie grundlos.

Hier haben nun Steinthal und Lazarus die Anfänge der Sprache in eine Reihe mit den Reflexbewegungen gesetzt. Ganz unwillkürlich wie wir unser Gefühl in Geberden, Mienen, Lauten kund geben, und von hier aus andere verstehen, wenn wir ähnliche Bewegungen und Töne bei ihnen wahrnehmen, — so wirken die Eindrücke der Außenwelt auf uns und andere, und wir reagiren unwillkürlich gegen dieselben durch Bewegungen, die wir machen, durch Laute, die wir ausstoßen; wir geben darin den Ausdruck ihres Eindrucks, und wenn dies gelungen ist, wenn andere ihren Eindruck darin bezeichnet finden, so wiederholen sie den artikulirten Laut, und es verschmilzt mit dem Bild die Sache; und die treffend befundenen Laute werden erhalten, während andere ungenügendere verklingen. Wir bilden die Sprache in der Gemeinsamkeit, wie die Bienen ihre Zellen bauen; weil gleiche Antriebe auf alle wirken, so ist bei der wesengleichen Natur der Menschen der beim Eindruck der Sache hervorgestoßene ausdrucksvolle Laut verständlich; Eindruck und Ausdruck haften an einander und werden mit einander erinnert. „Die Anschauung der Seele reflektirt in einer Bewegung des Organismus, welche den Laut bildet, und dieser macht selbst einen Eindruck auf die Seele, und mit der Anschauung des Lautes associirt sich die Dinganschauung und die reflectirte Bewegung, so daß auf die innere Lautanschauung in der Seele auch die äußere Lauterzeugung im Organismus erfolgt." (Lazarus.) Der Laut und die Anschauung der Sache sind mit einander erzeugt, der Laut bedeutet die Sache, die Anschauung wird Inhalt des Lautes.

Zum rechten Wort gehört, daß in der Anschauung das Wesen die Sache

erfaßt, daß im Laut der entsprechende Ausdruck gefunden wird; das wird immer ein Einzelner thun, aber dieser ist dann das Auge und der Mund seiner Genossen, der Führer, der ihnen das vorthut, wozu sie sich selber getrieben fühlen. Das ist der Sinn für Casparis wunderliche Behauptung, daß die Verwirrung der allseitig gebrauchten verschiedenen Töne geschlichtet werde, indem die Häuptlinge ihren Lauten eine Autorität geben, so daß sie nachgeahmt werden. Das geschieht nicht auf Befehl, sondern weil das Rechte gefunden scheint, und wer immer das trifft, der ist der Tonangeber.

Es ist selbstverständlich, daß die Urmenschen nicht das Ferne und Entlegene, sondern das sie unmittelbar Berührende und direkt Angehende zu bezeichnen suchten; außer Sonne und Mond, Blitz und Donner, Sturm und Regen waren es Thiere und die eigene Thätigkeit mit ihren Mitteln und Erfolgen, was zum sprachlichen Ausdruck reizte; durch sein Schaffen, sagen wir mit Lazarus, lernt der Mensch sehen; in einer steigenden Wechselwirkung lernt er die Dinge gestalten, wie er sie auffaßt, aber auch auffassen, wie er sie gestaltet. Lazar Geiger wollte den Reichthum der Sprache aus den Anfängen des thierähnlichen Lebens ableiten, „ein mehr eigenwilliger als origineller Denker", wie Steinthal ihn nennt, der die demselben von Noiré und Andern gezollte maßlose Bewunderung durch eine scharfeindringende Kritik (Ursprung der Sprache, S. 146—299) bekämpft. Geräthe und Werkzeuge, sagt Geiger, werden nach der Bereitung und dem Gebrauch benannt; jedes Wort aber, das eine mit einem Werkzeug auszuführende Thätigkeit bezeichnet, bedeutet vorher eine ähnliche Thätigkeit, die nur der natürlichen Organe des Menschen bedarf. So bedeutet mahlen ursprünglich mit den Fingern zerreiben, mit den Zähnen zermalmen; im Mahlen des Korns und im Malen des Bildes ist die Grundbedeutung: mit den Fingern reiben oder streichen; eine noch frühere Stufe soll uns zweckloses Wühlen und Manschen im Koth zeigen. Ja, Geiger meint das Urwort und seinen Gegenstand gefunden zu haben: „Der Sprachschrei erfolgt ursprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krankhafter Zuckung oder gewaltiger wirbelnder Bewegung befindlichen thierischen oder menschlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füßen oder Händen, der Verzerrung eines menschlichen oder thierischen Gesichtes macht." Das Wühlen eines Thieres im Moder soll ein andermal das erste Sprachobjekt gewesen sein. Geiger will seine Lehre auf Erfahrung gründen, aber ist diese wunderliche Annahme eine beobachtete Thatsache? Thiere sollen nach ihm wohl in Furcht und Begierde Laute ausstoßen, aber die Sprache soll Objekte um ihrer selbst willen bezeichnen. Nachahmend macht der Mensch mit, was er sieht und hört, und darnach faßt Noiré die Geigersche Theorie in den Satz zusammen: „Nachahmend sympathische Gesichtsverzerrung, begleitet von einem Laut, also eine Art von Mitgrinsen im Verein mit einem Mitgrunzen, war das älteste Sprachobjekt, welches zur Darstellung kam, woraus denn nachmals die ganze Sprache durch Differenzirung von Lauten und Begriffen sich entwickelt hat", — im Kopf von Geiger und im Mund seiner Anbeter, aber daß es in der Wirklichkeit so gewesen, das hat Niemand nachgewiesen. Es ist erstaunlich, wie leichtgläubig gerade die Leute sind, die sich auf ihren religiösen Unglauben etwas zu gute thun und lieber vom Koth als von Gott stammen. Daß Geiger seine eigenen Grundsätze nicht festhält, hat Steinthal dargethan. Daß das grie-

chische Wort für schreiben (γράφειν) einritzen bedeutet, ist allgemein anerkannt; man kann mit Geiger sagen: die thierische Thätigkeit des Kratzens war der äußerliche Ausgangspunkt, von wo der Mensch zur Schrift gelangte; aber die innere Triebkraft, die ihn dazu führte, sein Geist wird dabei zu betonen sein; denn ohne solche wird die Kunst der Plastik aus dem Wühlen im Schlamm auch nicht zu erklären sein, sonst müßten die Säue den Phidias und Praxiteles übertreffen. Geiger läßt den Zufall einen Gegenstand mit einem Laute verbinden, und meint, daß dieser Sprachlaut vollkommen befähigt sei, Begriffsbildung, Denkthätigkeit und Selbstbewußtsein zu erzeugen. Da wird ein vernunftloses Gebilde des Zufalls zu einem selbständig schöpferischen Wesen hinaufgeschwindelt, und das wahrhaft Reale, unser denkendes Selbst, zu dessen Geschöpf gemacht. So macht man neumodisch das Zweite zum Ersten. Wenn dann Geiger ganz richtig wieder den Sprachlaut einen Stützpunkt der Vernunftentwicklung nennt, so fragt Steinthal mit Recht: Ist denn Stützpunkt und genügende Ursache dasselbe? Ist denn der Stab Ursache des Gehens? Erzeugt denn der Pfahl die ihn umrankende Weinrebe mit der Traube? Auch entwickelt der Laut sich nicht, sondern zu der ersten Geberde und dem ersten Laut treten neue Geberden mit neuen Lauten hinzu. Wenn Geiger dann ein andermal das Zusammenpressen der Lippen die ursprünglichste sprachschaffende Geberde nennt und mu als ihren Laut bezeichnet, so ist nach ihm das Mu die Mutter der Vernunft! Und das wäre kein Unsinn? Aber ist denn Mu ein Grinsen? Damit hing ja Grunzen viel näher zusammen. „Das Prinzip, wonach Natur und Vernunft sich entwickeln, ist Differenzirung und der durch sie in Wirksamkeit tretende und immer mächtiger anwachsende Zufall; die Zeit ist es, welche den Organismus schuf, indem in ihrem Verlauf an das bereits Verbundene das eine früher, das andere später herantrat." So gedankenlos, wie Geiger hier redet, kann es nur der, welchem, wie ihm, den Gedanken Nachwirkungen der Aetherwellen, Abbilder von Bildern auf unserer Netzhaut sind. Die Zeit soll den Organismus schaffen? Ist denn die Zeit ein Wesen und eine Kraft, oder die von uns angeschaute Form des Nacheinanders im werdenden Leben und in seiner Entwicklung? Und schafft denn die Zeit, wenn in ihrem Verlauf das eine Atom sich an das andere fügt? Da sind ja doch die Atome das Wirkende! Und wird denn der Organismus aus äußerlichen Bestandstücken zusammengesetzt, oder entwickelt er sich, Stoff sich aneignend, aus dem Keim, von innen heraus?

Ist es Geiger nicht gelungen, den Unsinn, daß der Sprachlaut die Vernunft und den Geist erzeugt, uns zu beweisen, so hat auch Noiré das nicht vermocht, ja nicht einmal unternommen. Doch hat er eins der in der Sprachentwicklung nothwendigen Momente hervorgehoben, nur leider übertrieben und zum ausschließlichen gemacht. Ich meine die Gemeinsamkeit. Der Mensch entwickelt sich nur in ihr, und die Sprache ist das Werk gemeinsamer Arbeit. Das haben wir längst gewußt. Noiré sagt emphatisch: „Es war die auf einen gemeinsamen Zweck gerichtete gemeinsame Thätigkeit, es war die urälteste Arbeit unserer Stammeltern, aus welcher Sprache und Vernunftleben hervorquollen. (Ist denn auf einen Zweck gerichtete Thätigkeit, frage ich, nicht bereits eine vernünftige?) Zum siegfreudigen Angriff begeistert auch heute noch der aus der Männerbrust frei und machtvoll entströmende Laut, wie vordem die homerischen Kämpfer. Gilt es, ein gefahrvolles Unternehmen, das gemeinsam aus-

geführt werden soll, die Rettung eines strandenden Schiffes, den Widerstand gegen entfesselte Elemente, oder fühlt eine versammelte Menge gemeinsam ihr zugefügte Schmach, welche gemeinsam abgewehrt werden soll, — nun, wer es einmal erlebt, der weiß, wie die Begeisterung des Gemeingefühls, der gemeinsamen Thätigkeit in solchen zündenden Momenten die Brust fast zersprengt, bis sie in gemeinsamem Laut sich Luft macht." So sei der Sprachlaut in seiner Entstehung der die gemeinsame Thätigkeit begleitende Ausdruck des erhöhten Gemeingefühls. Es wird erinnert, wiederholt, die verstandene Bezeichnung für die gemeinsame Arbeit. Das wird bei solcher der Fall gewesen sein. Aber das schließt gar nicht aus, daß auch der gemeinsame Eindruck des Blitzes, der Sonne einen Einzelnen zu einem Ausdruck veranlaßt, der, von den Andern gehört, als treffend empfunden und beibehalten wird. „Das ist geradezu eine Unmöglichkeit!" wirft Noiré ein. Und warum? „Die Sprache, deren Wesentlichstes überall darin gefunden wird, daß sie das Individuelle meidet und haßt, kann unmöglich aus individuellen Aeußerungen hervorgegangen sein." Die Sprache haßt etwas? Ist sie eine Persönlichkeit? Was Noiré sagen will, das hat schon Platon erkannt, die Sprache bezeichnet nicht die einzelnen Dinge, sondern die Gattungsbegriffe; das Wort Eiche gilt für alle Eichen, die besondere müssen wir aufzeigen; Laufen gilt für Pferde und Hunde, heut und morgen. Warum kann das Wort als Vorstellungsausdruck nicht von einem Einzelnen ausgegangen sein? Besteht denn die Gemeinsamkeit nicht aus den Einzelnen? Fast scheint Noiré sie für ein Wesen für sich zu nehmen. Der erste Bezeichnende steht in der Gemeinsamkeit, und wird verstanden, weil der gleiche Antrieb auf alle wirkt und die gleiche menschliche Natur in allen lebendig ist. Für Sonne und Mond, für Speise und Trank soll nach Noiré absolut jede Möglichkeit gemeinsamer Auffassung gefehlt haben! Steht denn die Sonne nicht am Himmel, und sieht sie nicht jeder und empfindet die Wirkung ihrer Strahlen eben so gut wie er das strandende Schiff sieht und die Anstrengung seiner Muskeln beim Ziehen des Rettungsseiles spürt? Sieht denn nicht jeder die Baumfrucht und fühlt nicht einer wie der andere, daß sie ihn sättigt? Nicht dadurch, daß viele ihn aussprechen, wird ein Laut Bezeichnung des allgemeinen Begriffs, sondern dadurch, daß jeder Denkende als Einzelner sich vom Besondern zum Allgemeinen erhebt und das Wort zum Ausdruck des Gedankens macht. Wie dies geschieht, das hat weder Geiger noch Noiré untersucht; das soll in einem zweiten Artikel im Anschluß an Lazarus (Das Leben der Seele; zweiter Band: Geist und Sprache) und Steinthal (Sprachwissenschaft) näher betrachtet werden. Der besondere Laut, den viele zugleich ausstoßen, ist damit noch kein Ausdruck des Allgemeinen, das hat Noiré ganz übersehen. Er hat zwar richtig bemerkt: „Verba, Zeitwörter, Thätigkeitswörter sind der nothwendigste Bestand aller Sprachen", aber nicht weil die Sprache aus der menschlichen Thätigkeit hervorging und sie begleitete, sondern weil die Dinge außer uns durch ihr Wirken auf uns empfunden werden, weil Leben und Werden uns überall begegnen. „Menschliche Thätigkeit ist der Begriffsinhalt aller Urwurzeln — so behauptet Geiger, ohne es zu beweisen; aber er hat recht, wenn er fortfährt: „Wie konnte man eine Thätigkeit eines fremden unbekannten Wesens ausdrücken, wofern man sie nicht — damals wie heute — durch die eigene Thätigkeit erst verständlichte?" Gewiß. Wir verstehen die Welt von uns aus. Aber dies ist nicht wahr, daß die Dinge erst in den Gesichtskreis

unserer Sprachanschauung treten, insofern sie mit unserer Thätigkeit in Berührung kommen, von ihr Wirkung erleiden; sie treten auch in unsern Gesichtskreis, insofern sie Wirkungen auf uns üben und unsere Empfindungen uns zum Ausdruck drängen. Stets ist es ein Gesammteindruck des Dinges mit seinen mannigfachen Eigenschaften, mit seinem Thun oder Leiden, was im Laute zum Ausdruck kommt; das Urwort ist nicht Verbum oder Substantivum, sondern ein noch unentwickelter Keim eines Satzes; unser Denken unterscheidet und verbindet die Sache mit ihren Eigenschaften, ihrem Wirken, das Urtheil verknüpft Subjekt und Prädikat, so wird der Keim zum entfalteten Organismus. Das geschieht durch die geistige Thätigkeit, welche dem Menschen und nicht dem Thier eignet.

G. Jäger, der im Sinne Darwins die Wurzeln des Menschlichen in der Thierwelt sucht, sagt dabei ganz vortrefflich: „Der Abstand zwischen der Thier- und Menschensprache ist genau so groß, wie der Abstand zwischen Thier- und Menschenseele." Er schlägt dabei die Brücke zwischen beiden, und seine Bemerkungen stimmen im Wesentlichen nicht mit den Neuerungen von Geiger und Noiré, sondern mit meinen obigen Erörterungen überein. Das erste und allgemeinste Element der Thiersprache ist ein Empfindungslaut, ein Schrei des Schmerzes oder der Angst, oder ein Gesang, der das Wohlgefühl der Liebes- und Lebenslust ausdrückt; und dann wird das eine zum Warnruf, das andere zum Lockruf, zum Verständigungsmittel mit andern. Das entspricht den Interjectionen der Menschen. Man lockt aber einen Gegenstand mit dem Laut, den dieser selbst von sich giebt; Jäger nennt dies Ahmlaut und knüpft daran unsere schallnachahmenden Bezeichnungen. Der Pfau hat zwei Laute, einen tiefen und hohen; die Indogermanen nennen ihn nach dem ersten, die Chinesen nach dem zweiten, Tai. Sodann finden wir Thiere mit ausgebildeter Geberdensprache, wie namentlich die Affen. Dem Empfindungslaut entspricht die Empfindungsgeberde, dem Lock- und Bezeichnungston entspricht die Bewegung des Körpers nach dem Gegenstande, das Deuten. So kann das Thier sich mit Anwesenden und über Anwesendes verständigen. Tritt das Bedürfniß ein, auch Abwesendes zu bezeichnen, so wird das Deuten zum Zeichnen eines Luftbildes, der Ton zum Lautbild. Ton und Geberde wirken beim Naturmenschen stets zusammen. Die ersten Töne des Kindes sind Empfindungslaute, erst nach Wochen macht der Säugling von seiner Stimme als Verständigungsmittel Gebrauch, um Nahrung zu verlangen. Ein Theil der Wurzeln, sagt Jäger mit uns, besteht aus Empfindungslauten, ein anderer aus Schallnachahmungen, ein dritter (der größte) entstand dadurch, daß man die Eindrücke der anderen Sinne (namentlich des Gesichts) in Gehöreindrücke übersetzte (durch articulirte Laute symbolisirte). Aber all das wird erst zur menschlichen Sprache dadurch, daß Begriffe im Laut sich ausprägen, Urtheile in der Verbindung der Worte sich aussprechen: die menschliche Sprache ist eine Schöpfung des Menschen nach den Bildungsgesetzen seiner idealen Natur.

Der todte Punkt in der Zoologie.

Von
G. Jaeger.
Stuttgart.

Seit wir durch die physikalischen Beobachtungen, welche Helmholtz, Du-Bois-Reymond, Pflüger und Andere, und durch die chemischen Versuche, welche J. Ranke über den Erregungsvorgang in Muskeln und Nerven angestellt haben, Aeußerungsweise und Grund der thierischen und Kraftentbindung kennen, seit ich in einer soeben erschienenen Schrift*) die Ponderabilität der Lebenskräfte nachgewiesen, dürfen wir, wenn auch noch manches zur allgemeinen Aufhellung übrig bleibt, die allgemeinen Lebenserscheinungen als naturwissenschaftlich erklärt ansehen. Nicht das Gleiche können wir von den spezifischen Lebenserscheinungen sagen. Besehen wir uns das näher.

Das Wachsthum der belebten Wesen durch Intussusception, d. h. durch Aufnahme neuer Theile zwischen die alten anstatt durch Auflagerung von außen, ist erklärt; nicht erklärt ist, warum dieses Wachsthum stets in ganz bestimmtem spezifisch, generisch, typisch u. s. w. verschiedenem Rythmus und verschiedener Richtung erfolgt: kurz, wir kennen die vis formativa nicht.

Warum das Thier Sinnesreize mit Bewegungen beantwortet, wissen wir; allein wir wissen nicht, warum die Thiere gleiche Reize in specifisch verschiedener Weise beantworten, warum ein Thier von dem gleichen Sinnesreiz abgestoßen wird, der ein anderes anzieht. Kurz, wir wissen, wodurch es überhaupt lebt, aber nicht, warum es nach einer ganz spezifischen Methode lebt.

Wir wissen, warum und wie ein Thier überhaupt frißt, aber wir wissen nicht, warum es stets nur ganz bestimmte Nahrung genießt und andere zurückweist. Wir kennen also das Wesen des Ernährungstriebs, aber, was uns unbekannt geblieben, ist der Ernährungsinstinkt.

Wir wissen — obwohl gerade hier noch eher eine Lücke in unserem Wissen ist — warum das Thier sich überhaupt fortpflanzt und bei Getrenntgeschlechtlichkeit sich begattet, aber wir wissen nicht, warum dies stets in spezifisch eigenartiger Weise erfolgt, warum sich stets nur Männchen und Weibchen gleicher Art begatten, bei spezifischer Differenz dagegen sich meiden. Kurz, wir verstehen den Fortpflanzungstrieb und seine Mechanik, allein der Fortpflanzungsinstinkt ist uns ein Räthsel.

Um es anders zu sagen: wir kennen so ziemlich die Mechanik des lebenden Körpers, und zwar sowohl die grobe als die feine. Wir wissen, mit welchen Kräften derselbe arbeitet, wir wissen auch, daß etwas in ihm steckt, was ihn treibt, aber warum das immer nur in einer ganz bestimmten Richtung treibt, das wissen wir nicht. Wir kennen die Lokomotive, aber der Lokomotivführer hat sich bis jetzt unserer Nachsuche zu entziehen gewußt, wir haben nur einen Namen für ihn und dieser lautet „Seele".

Wir stellen uns den Thierkörper wie eine Maschine vor, und eine solche ist

*) Seuchenfestigkeit und Constitutionskraft und ihre Beziehung zum specifischen Gewicht des Lebenden. Leipzig 1878.

er auch: das Leben wickelt sich in ihm ganz ähnlich ab, wie in einer von Menschenhand gemachten und in Gang gesetzten Maschine. Wir können eine künstliche Maschine, so lange sie im Gang ist, lebendig heißen, so gut wir dieses Wort von einem Thierkörper gebrauchen, ja wir können — und thun es auch — ganz allgemein von „lebendiger" Kraft sprechen und die Lebenskräfte — auf diesen Nachweis darf die Experimentalphysiologie mit Recht stolz sein — sind keine anderen als die, welche auch unsere künstlichen Maschinen und die anorganische Natur bewegen. Aber zwischen einem industriellen Mechanismus und einem organischen Mechanismus, also einem Thier- und Pflanzenkörper besteht doch ein kolossaler Unterschied: der letztere ist beseelt, der erstere nicht.

Was ist die Seele? Diese Frage muß jetzt ernstlicher als bisher aufgenommen werden, denn hier liegt der todte Punkt der ganzen Zoologie, Physiologie, Biologie und Morphologie, kurz der gesammten Lehre vom Leben.

Häckel hat die Frage bekanntlich aufgegriffen und sich mit Bestimmtheit dahin ausgesprochen, es sei nicht blos das Thier als Ganzes beseelt, sondern die Seele stecke in jeder Zelle, in jedem Ei, ja, er sagt: sie stecke in jedem Protoplasmaelement, für das er den Ausdruck Plastidule gebraucht, er spricht deshalb von einer Plastidulseele.

Er bezeichnet uns nun diese Seele als Bewegung, und zwar als eine Bewegung von eigenartigem Rhythmus. Wie nachher gezeigt wird, unterschreibe ich das vollkommen. Das kann uns aber nicht befriedigen, denn Häckel sagt uns nicht, was sich bewegt und warum dieses „Was" sich spezifisch bewegt. Auch darum kann es uns nicht befriedigen: Jede Bewegung in einem Protoplasma heißen wir Leben, nun kennen wir bei sehr vielen niederen Thieren, namentlich deren Eiern, einen Zustand latenten Lebens, in welchem keinerlei Bewegung stattfindet. Wenn die Seele nur abstrakte Bewegung ist, so ist sie in diesem Zustand fort, wo kommt sie wieder her? Kurz die Seele muß ein Ding sein, das sich zeitweilig bewegt, aber auch die Fähigkeit hat, zu ruhen.

Weiter: Wir Naturforscher können uns schlechterdings keine Bewegung ohne materielles Substrat vorstellen, denn da, wo der Chemiker kein Substrat mehr nachweisen kann, setzt der Physiker seinen Aether als das sich Bewegende und hält an ihm mit Hartnäckigkeit fest. Deshalb können auch wir Zoologen unmöglich mit der Aussage zufrieden sein: „Die Seele sei eine eigenartige Bewegung." Wir verlangen die Materie der Seele, den Seelenstoff kennen zu lernen und dieser Stoff muß nicht blos im Gesammtkörper, nicht blos in der Zelle und im Ei, sondern noch im letzten Protoplasmaelement, der Häckel'schen Plastidule stecken, es muß ein integrirender Mischungsbestandtheil des Protoplasmas sein.

Ich glaube das erlösende Wort in der Seelenfrage aussprechen, d. h. sagen zu können, welcher Mischungsbestandtheil des Protoplasmas die Seele ist. Ich kenne das Wagniß einer solchen Behauptung wohl, der Streit um die Seele wird noch heftiger entbrennen, als der um die Descendenztheorie, aber das kann nichts helfen: Ohne Kampf giebt es auch in der Wissenschaft keinen Fortschritt und wir sind auf einem Punkt angelangt, wo jedes weitere Vordringen auf die heftigste Opposition stößt.

Zweierlei ist es, was uns bei ernstem Suchen nach der Seelenmaterie dieselbe sofort finden läßt.

Betrachten wir die Seelenäußerungen, wie sie uns in den Verrichtungen des Selbsterhaltungs- und des Fortpflanzungstriebes bei einem Thiere entgegen treten, so ist das Maßgebendste die spezifische Natur derselben. Das Leben ist eine allgemeine Erscheinung, die Seelenthätigkeiten tragen durchaus den Charakter der Specifität, die eines Hundes sind anders als die der Katze u. s. w. Demnach hat jedes Thier eine spezifische Seele. Wenn nun die Seele ein greifbarer Stoff ist, so sind sofort alle Protoplasmabestandtheile ausgeschlossen, welche bei allen Thieren vorkommen und es bleiben nur die Stoffe, welche ganz spezifischer Natur sind, als allein verdächtig zurück. Dahin gehört nur eine einzige Stoffgruppe, nämlich die Stoffe, welche uns im Ausdünstungsgeruch und Fleischgeschmack eines Thieres (und einer Pflanze) entgegen treten, denn diese allein sind vollkommen spezifischer Natur.

Ich habe mich über die Thatsache von der Specifität dieser Stoffe bereits an vier Orten im Druck geäußert: in meinen zoologischen Briefen, in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie (Bd. 27), in dem Journal „Kosmos“ (Bd. I.) und im zweiten Bande meiner allgemeinen Zoologie. Ich will hier deshalb nur das Allernothwendigste wiederholen.

Im Großen und Ganzen hat die Wissenschaft und die Laienwelt nur der Thatsache ihre Aufmerksamkeit geschenkt, daß die Pflanzen, namentlich deren Blüthen einen ganz spezifischen Ausdünstungsgeruch haben und daß dasselbe für den Geschmack gilt. Manche Pflanzen duften und schmecken zwar sehr ähnlich, aber in jedem einzelnen solchen Falle lernt ein Mensch mit halbwegs entwickeltem Geschmack- und Geruchssinn sehr schnell, sie zu unterscheiden, und so weit der Chemiker die Düfte der Pflanzen isolirt und geprüft hat, findet auch er stets Unterschiede, trotzdem seine Prüfungsmittel unendlich plumper sind als unsere Sinne.

Dagegen ist Wissenschaft und Laienwelt ziemlich gleichgültig an der Thatsache vorübergegangen, daß für die Thiere genau dasselbe gilt, daß sie ebenso entschiedene und ebenso spezifisch verschiedene Düfte und Fleischgeschmäcke haben, wie die Pflanzen. Hiervon kann sich an unseren Hausthieren und Speisethieren jeder jeden Augenblick unmittelbar überzeugen.

In jedem zoologischen Garten kann man sich Gewißheit darüber verschaffen, daß der Hirsch anders duftet als das Reh, das Schaf anders als die Ziege, die eine Papageienart anders als die andere. Man prüfe das ganze Thierreich durch, man wird finden, daß nicht nur jede Thierart überhaupt einen Ausdünstungsgeruch hat, sondern auch, daß es nicht zwei Arten giebt, deren Ausdünstungsgerüche nicht bei einiger Uebung von einander unterschieden werden könnten; können ja doch selbst so nahe stehende Thiere wie Rabenkrähe und Nebelkrähe noch am todten Balg von der so wenig geübten Nase eines Menschen unterschieden werden. Ja, die Sache geht noch weiter: Es ist Thatsache, daß ein Hund mit seiner fein geübten Nase sogar das einzelne menschliche Individuum mit Sicherheit von jedem andern am Geruch unterscheiden kann, was mit der Thatsache harmonirt, daß kaum zwei ganz gleich geartete Menschenseelen gefunden werden können.

Die zweite für meine Behauptung wichtige Thatsache ist, daß für die Richtung der Seelenthätigkeiten auf beiden Gebieten, auf dem der Selbsterhaltung und

dem der Fortpflanzung eben diese spezifischen chemischen Stoffe ausschlaggebend sind.

Welches Futter ein Thier zu seiner Nahrung wählt, hängt von dessen spezifischem Duft und Geschmack ab. Es ist notorisch, daß ein Thier das gar nicht zu erlernen braucht: das Räupchen findet sofort nach dem Verlassen des Eies unfehlbar aus verschiedenen ihm vorliegenden Pflanzen die heraus, welche seine natürliche Nahrung ist, und zwar bei Nacht so gut wie bei Tag. Es wird also hierbei nur von seinem chemischen Sinn geleitet.

Wenn man einer neugebornen Katze das Bild eines Hundes zeigt, so läßt sie das, auch wenn sie schon sehen kann, ganz gleichgültig, hält man ihr dagegen eine Hand vor die Nase, welche zuvor einen Hund gestreichelt hat, so empört sich ihre Seele, sie verzieht das Gesicht und faucht: sie haßt ihren Feind instinktmäßig, d. h. weil er stinkt. Das umgekehrte Experiment kann man bei der Katze mit der Maus machen: ihr Bild läßt sie gleichgültig, ihr Ausdünstungsgeruch erregt sofort ihre Begierde, weil er ihr instinktmäßig angenehm ist. Das ist das Resultat der chemischen Wechselbeziehung zwischen Katzenseelenstoff und Mausseelenstoff, die von jeder Erfahrung völlig unabhängig ist.

Die Erzählung, der griechische Maler Apelles habe Trauben so täuschend gemalt, daß die Vögel danach geflogen seien, ist eine Fabel; selbst diese exquisiten „Augenthiere" lassen sich bei der Nahrungswahl von dem Geruchsinn leiten und der Gesichtssinn kommt insofern hinterdrein, als er erst an der Hand des Geruchsinns seine Entwicklung und Erziehung erfährt. Ich glaube das für alle Augenthiere sagen zu dürfen.

Das Gleiche gilt nun für das andere Gebiet der Seelenthätigkeiten, die Fortpflanzung. Dem Zusammenfinden der Geschlechter dienen allerdings verschiedene Veranstaltungen, allein ob sich die Thiere annehmen, das ist „Geschmackssache", oder besser gesagt „Geruchsache". Erst das Beriechen entscheidet endgültig über die Zusammengehörigkeit vom Säugethier an bis hinab zum Wurm, ja ich möchte sagen bis zu den sich conjugirenden Infusorien hinunter, ja noch weiter: bei der Befruchtung außerhalb Mutterleib hängt die Vereinigung von Samenfaden und Ei von dem Samenduft (Aura seminalis) beziehungsweise der Aura ovalis ab: es ist regiert von der chemischen Beziehung zwischen Eiseele und Spermaseele.

Habe ich soeben gezeigt, warum wir die angezogenen flüchtigen Stoffe für das „Treibende" beim Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb halten dürfen, so spricht Folgendes dafür, daß sie auch das Agens beim Bildungs- und Formungstrieb, kurz der Träger der vires formativae, also die materiae formativae sind:

Ich habe in meinen früheren Veröffentlichungen nachgewiesen, daß bei den Thieren ein inniger Zusammenhang zwischen der Qualität ihres Ausdünstungsgeruchs und ihrem morphologischen Bau, oder allgemeiner gesagt, ihrer systematischen Stellung besteht, und zwar so:

Trotzdem, daß jede Thierart ihren ganz eigenartigen Duft besitzt, zeigen die Düfte zweier Thiere um so mehr Uebereinstimmendes, je näher ihre systematische Zusammengehörigkeit ist, und um so mehr Differenz, je ferner sie sich im System stehen, d. h. die Speziesdüfte gruppiren sich zu Gattungsdüften, die Gattungsdüfte

zu Ordnungs- und Familiendüften, diese zu Klassendüften. Ich will einige Beispiele anführen:

a) Für Gattungsdüfte: wir unterscheiden leicht den Ausdünstungsgeruch eines Esels von dem eines Pferdes, aber beide haben so viel Gemeinsames, daß wir von einem Einhuferduft sprechen können. Rind und Büffel duften auffallend verschieden aber doch ähnlich. Hund, Fuchs, Wolf, Schakal duften verschieden, und doch werden wir bei einiger Uebung ihre Düfte nie mit denen einer Katzenart zusammen zu bringen geneigt sein; die Katzen duften alle einander ähnlich, aber wesentlich anders als die Hunde.

b) Beispiele für Ordnungsdüfte sind: der Raubthierduft, der Affenduft, der Wiederkäuerduft, Nagethierduft 2c., die in den Stallungen der zoologischen Gärten leicht zu studiren sind. Ob in einem Stall ein Rind, eine Antilope, eine Ziege oder ein Schaf lebt, nie wird man bei seinem Duft an ein Raubthier, einen Affen oder ein Nagethier denken können.

c) Unter den Klassendüften fallen uns die Fischdüfte durch ihre große Uebereinstimmung auf, aber bei genauer Prüfung wird man dasselbe auch bei den Amphibien, den Reptilien, Vögeln und Säugethieren finden. Man rieche nur einmal Singvogelkäfige, Entenställe, Hühnerställe, Papageienhäuser, Raubvogelkäfige, Taubenschläge u. s. w.: es bleibt bei aller Verschiedenheit etwas Gemeinsames, was keinen Gedanken an ein Säugethier, einen Fisch oder ein Amphibium aufkommen läßt.

Bei den wirbellosen Thieren ist freilich die Prüfung schwerer, aber der Krebsduft, Schmetterlingsduft, Wanzenduft 2c. sind Beispiele, von denen man sich leicht überzeugen kann. So stehe ich denn nicht an zu behaupten, die Düfte sind auch die formenden Stoffe — die spezifische Seele ist es, die sich auch ihren spezifisch geformten Leib baut, sie ist der Entwicklungsarchitekt.

Betrachten wir nun die Duftstoffe an und für sich und legen uns die Frage vor, ob das, was wir von ihrer Natur wissen, sie zu der ihnen hier zugetheilten Rolle befähigt. Hier glaube ich Folgendes anführen zu dürfen:

Das Charakteristische ist ihre große Flüchtigkeit, was wir nur so erklären können, daß ihre Atombewegungen äußerst lebhaft sind und sie so über große Triebkräfte verfügen. Das macht sie unstreitig geschickt, das „treibende" Element im Körper zu bilden. Wir wissen auch von der physiologischen Wirkung der Düfte, daß sie alle in kleinsten Mengen energisch erregend, reizend wirken.

Das Wichtigste scheint mir die merkwürdige Specifität ihrer Wirkung auf den Geruchssinn zu sein. Hier tritt uns aber sofort die ganze Dürftigkeit unseres Wissens entgegen. Was der Schall und das Licht ist, wodurch sich ein Ton vom andern, eine Farbe von der andern unterscheidet, das wissen wir: es sind regelmäßige Schwingungen in verschiedener Schwingungszahl. Wir können auch leiblich erklären, wie es kommt, daß wir mit unseren Sinneswerkzeugen Töne und Farben unterscheiden, aber was ist ein Geruch und wie kommt es, daß wir verschiedene Gerüche unterscheiden können?

Daß die Erregung unserer Riechorgane durch den Riechstoff keine einfache chemische Reaktion ist, geht schon daraus hervor, daß wir nichts riechen, wenn sich die mit dem Riechstoff beladene Luft nicht in unserer Nase bewegt. Ich schließe

daraus und aus der großen Flüchtigkeit der Stoffe, daß es sich beim Riechen um die Wahrnehmung eigenartiger feinster Bewegungen handelt, ähnlich wie beim Hören und Sehen, aber die Bewegungen sind andersartig. Das Charakteristische für Töne und Farben ist, daß sie eine Scala bilden (hohe und niedere Töne, stark und schwachbrechbare Farben), daß sie in ziffermäßigen Relationen (Octaven, Terzen &c.) stehen und sich blos quantitativ unterscheiben. Das ist alles bei den Düften nicht der Fall. Wir kennen keine Scala für Düfte, die Unterschiede sind hier nur qualitativ.

Ich glaube an einem Bilde am besten zeigen zu können, wie ich mir die Duftbewegnngen vorstelle. Die Gerüche gleichen verschiedenen Tonmelodien, zwischen denen wir ja auch keine quantitativen, sondern nur qualitative Differenzen unterscheiden und bei denen eine ähnliche wirre, bunte und regellose Mannigfaltigkeit möglich ist.

Wir können uns nun eine Melodie verkörpern: dies ist in den Spieluhren geschehen, wo auf einer Walze in verschiedenen Distanzen nach Länge und Umfang Stifte vorstehen, die in einer ganz beliebig wählbaren, jede Unregelmäßigkeit wie jede Regelmäßigkeit zulassenden Zeitfolge die verschiedenen Töne hervorbringen, sobald die Walze rotirt.

Die Physik lehrt uns nun, daß die Moleküle eines wägbaren Stoffes zweierlei Sorten von Bewegungen ausführen: 1) Bewegungen im Raum von einem Ort zum andern: diese erfolgen mit einer regelmäßigen Pendelung oder Rotirung und machen sich uns fühlbar als Schall, Licht und Wärme, 2) Rotationen um die eigene Axe, wie die Walze in einer Spieluhr, und diese erkläre ich für das Object des Geruch- und Geschmacksinns, und zwar darum:

Die Moleküle einer chemischen Verbindung bestehen aus einer Mehrzahl von Elementatomen von oft äußerster Complication in Zahl und Stellung. Denken wir uns jetzt das Molekül eines Duftstoffes als rotirende Walze einer Spieluhr und die Atome als die Stifte derselben, d. h. als die Punkte, von denen die Reizstöße auf die Riechnerven ausgehen, so erhalten wir ähnlich wie bei Schall- und Lichtwellen eine Reihenfolge von Anstößen; aber während bei einem Ton und einem Lichtstrahl diese Anstöße in ganz genau denselben Zeitabschnitten sich wiederholen und jeder folgende Stoß qualitativ derselbe ist, wie der vorhergehende, können, ja müssen die Atomstöße bei den Düften der Zeit nach durchaus unregelmäßig erfolgen, und da die Atome verschiedenartig sind (bei den Duftstoffen Kohlenstoff- und Wasserstoffatome, oder diese plus Sauerstoff- oder gar noch plus Stickstoffatome), so setzt sich die Reihenfolge auch noch aus qualitativ verschiedenartigen Anstößen zusammen (Kohlenstoffstößen, Wasserstoffstößen &c.), so daß die Aehnlichkeit mit der Leistung einer Uhrenwalze noch größer wird. Ein Duft ist wie eine Musik, nicht wie ein Ton.

Es ist hier nicht Raum und Ort, näher zu erörtern, warum durch diese Vorstellung die Physiologie des Geruchsinns (und beim Geschmacksinn ist es höchst wahrscheinlich ähnlich) um vieles verständlicher wird, es ist nur anzugeben, daß hierdurch auch die Seelenfrage entschieden gewinnt. Die Eigenartigkeit der in den thierischen Trieben zur Aeußerung kommenden Bewegungsrichtungen, sowohl bei den biologischen Thätigkeiten als bei dem Aufbau des Leibes während der Ent-

wicklung, stimmt gut zu der Eigenartigkeit der Bewegungen der Riechstoffe, und das bestärkt den Verdacht, sie seien die Seelenstoffe. Freilich ist es noch sehr weit bis zur Erklärung der Leibesform eines Thieres aus den specifischen Bewegungen seiner Seelenstoffe, aber es beginnt durch meine Vorstellung von der Natur der Seele und ihrer Bewegungen sich etwas Habhaftes aus dem metaphysischen und metachemischen Nebel heraus zu schälen, in dessen Verfolgung man meiner Ansicht nach das Seelenräthsel und das morphogenetische Räthsel zur Lösung wird bringen können.

Das will ich noch hinzufügen. Die Seelenstoffe können der chemischen Untersuchung zufolge in das Molekül des Eiweißes eintreten und durch Behandlung mit Säuren aus ihnen ausgelöst werden. Das Eiweißmolekül ist also das Beseelte*), aber noch nicht Lebendige. Letzteres ist erst das aus verschiedenen Eiweißkörpern (sauren und alkalischen) aufgebaute und deshalb mit electromotorischen Kräften versehene Protoplasma-Element. Bei der Erregung des Protoplasmas wird Eiweiß zersetzt; hierbei wird der Seelenstoff frei und wirkt jetzt treibend auf die Maschine des Körpers. Wenn ein Thier ein anderes frißt, verdaut und assimilirt, so findet hierbei eine Auswechselung der Seelen statt: bei der Verdauung wird das Eiweiß des Beutethiers entseelt, bei der Assimilation neu und andersartig beseelt. Endlich versteht sich von selbst, daß ich auch die Düfte der Pflanzen für die Seelen derselben und mithin die Pflanzen ebenfalls für beseelt erklären will.

Das sind meine Gedanken über die Seele, die jedenfalls vor andern den Vorzug haben, daß sie uns auf die Bahnen der exacten chemisch-physiologischen Forschung verweisen. Ob außer der von mir bezeichneten materiellen Seele noch etwas Immaterielles in Thier- und Pflanzenkörpern steckt, wird durch meine Aussprüche durchaus nicht präjudicirt. Wer nach dem Grundsatz „tres faciunt collegium" den Organismus aus drei Theilen, Körper, Seele und Geist, aufbaut, opfert durch das Zugeständniß, daß die beiden ersten Theile materiell, also sterblich sind, nichts von seinem religiösen Glauben, dem ich nicht im entferntesten nahe treten will.

Die Lungenschwindsucht und ihre Verhütung.

Von
J. Seitz.
München.

Unter allen Krankheiten ist die Lungenschwindsucht die dem Menschengeschlecht verderblichste. Sie hat den größten Einfluß auf die Sterblichkeit. Die Sterblichkeit an ihr verhält sich zur Gesammtsterblichkeit wie 3 : 22, d. h. $1/7$ aller Todesfälle ist durch Lungenschwindsucht bedingt. Sie fordert in jedem Lebensalter, von der Geburt an bis ins höchste Greisenalter (dem 95. Jahre und darüber) ihre Opfer. Gering ist ihr Einfluß auf die Gesammtsterblichkeit in der ersten

*) Ich acceptire deshalb den Namen Plastidulseele nicht, sondern sage Eiweißseele, denn sie ist die elementare Seele.

Kindheit, steigt aber beträchtlich vom 10. bis zum 25. Lebensjahre, in welch letzterem die Phthisis 45 pCt., d. i. fast die Hälfte aller Todesfälle bewirkt. Auch in der Sterblichkeit der nächsten zwei Jahrzehnte, im Alter zwischen 25 und 45 Jahren, treffen noch $1/3$ bis $2/5$ der Gestorbenen auf Lungenschwindsucht. Erst in der Altersklasse vom 55. bis 65. Jahre mindern sich ihre Opfer. Ihre Zahl sinkt von da an beständig bis zu den äußersten Grenzen des Lebens, so daß z. B. in der Altersklasse von 75 bis 85 Jahren nur noch $1/200$ aller Todesfälle ihr erliegt. Statistische Berechnungen ergeben, daß das weibliche Geschlecht ein größeres Contingent zur Phthise stellt, als das männliche.

Keine Race oder Nationalität wird von ihr verschont. Man begegnet ihr unter allen der kaukasischen Race angehörigen Nationen Europas, Asiens und Afrikas, unter den Negern, den mongolischen Völkern des östlichen Asiens, den Eingebornen Australiens und der Südseeinseln und den Indianerstämmen Nord- und Südamerikas. Doch machen sich in Gegenden, in denen eine gemischte Bevölkerung lebt, unter den einzelnen Theilen derselben Unterschiede in der Geneigtheit zur Erkrankung an Schwindsucht bemerklich. So erkranken in Indien, soviel man aus den militärärztlichen Berichten ersehen kann, vorzugsweise die eingewanderten Europäer, seltener die eingeborenen Muselmänner und Hindus an Phthisis. Große Geneigtheit zur Erkrankung an Schwindsucht beobachtet man unter Negern, die aus ihrer Heimat im inneren Afrika nach höheren Breitegraden gebracht worden sind, so schon nach Aegypten und Algerien und noch mehr in Europa. Gehen ja auch die aus heißen Klimaten in unsere Menagerien versetzten Thiere meist an Tuberkulose zu Grunde. Diese Thatsachen weisen darauf hin, daß klimatische Verhältnisse von Einfluß auf die Häufigkeit des Vorkommens der Lungenschwindsucht sind.

Was die einzelnen Factoren des Klimas: Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Höhenlage über dem Meere betrifft, so geht aus den vorliegenden Berichten aus allen Theilen der Erde hervor, daß die Temperatur an sich keinen bemerkenswerthen Einfluß auf die Entwicklung oder Verbreitung der Schwindsucht äußert. Nach der Zusammenstellung der geographischen Verbreitung der Krankheit in dem Handbuch der historisch-geographischen Pathologie von Dr. August Hirsch, Erlangen 1864, 2. Bd. S. 55, erfreuen sich gerade viele der nördlichst gelegenen Punkte Europas: Island, die Faröer, die Finn- und Lappmarken Skandinaviens einer auffallenden Immunität von derselben. Dagegen scheint in mehreren Gegenden und in einzelnen Orten in Süddeutschland, so in Würzburg, Nürnberg, Ulm rc. die Schwindsucht in größerer Ausdehnung vorzukommen. Unter den näher am Aequator gelegenen Ländern sollen Nubien und Oberägypten sich einer ähnlichen Immunität von Phthisis erfreuen wie die obengenannten nördlich gelegenen. Dagegen kömmt sie auf den ostafrikanischen Inseln, besonders auf Mauritius und Isle de Bourbon häufig, in enormer Verbreitung aber in einzelnen Theilen Indiens vor.

Der Luftfeuchtigkeit wurde von vielen Beobachtern ein Einfluß auf die Häufigkeit der Lungenschwindsucht zuerkannt, ja sie wurde als das wichtigste atmosphärische Moment für ihre Entstehung, wie für die des Katarrhs und der Bronchitis bezeichnet. Es wurde dagegen hervorgehoben, daß Landstriche, welche sich eines

seltenen Vorkommens der genannten Krankheit erfreuen, meist auffallende Trockenheit der Luft oder bei mittlerer Stärke von Luftfeuchtigkeit eine gleichmäßige Temperatur zeigen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß auf allen kleinen gebirgigen Eilanden innerhalb der Tropen, wie überhaupt in tropisch gelegenen Gegenden, wo die schmale Küstenebene in einer schnellen und starken Elevation gegen das Binnenland aufsteigt, die Frequenz der Schwindsucht auf der Küste größer ist als im Innern, so auf vielen Inseln des indischen Archipels, in Peru und Central-Amerika. Englische, nordamerikanische und französische Aerzte haben übereinstimmend auf das Zusammenvorkommen häufiger Tuberculosen mit hochgradiger Luftfeuchtigkeit großes Gewicht gelegt. So hat auch H. Lombard in seinem 1877 in Paris erschienenen Traité de Climatologie médicale im II. Bande, S. 396 und 418, das häufige Vorkommen der Lungenschwindsucht an den westlichen Küsten von England und Schottland mit der dort beobachteten größeren Luftfeuchtigkeit im Vergleich zu den mehr östlich gelegenen Landstrichen in Zusammenhang gebracht. Im Gegensatz zu dieser Annahme steht die auf S. 273 besprochene Thatsache, daß trotz der Feuchtigkeit und der häufigen Nebel in Holland in den größeren Städten wie auf dem Lande die Phthisis viel seltener beobachtet wird als in Brüssel und Paris. Lombard hält es für fraglich, ob diese Immunität der holländischen Städte den Nebeln und dem feuchten Klima oder den über einen großen Theil des Landes verbreitet herrschenden Malariafiebern zuzuschreiben sei. Man hatte nach dem Vorgang des Engländers Wells, des Franzosen Boudin und unseres deutschen berühmten Klinikers Schönlein eine Zeit lang geglaubt, daß Malariafieber und Schwindsucht in einem räumlichen Antagonismus zu einander ständen, so daß Malariafieber als endemische Krankheit einer bestimmten Landschaft das Vorkommen der Schwindsucht daselbst ausschließt. Es dauerte nicht lange, so wurden aus verschiedenen Städten in Belgien, Holland, der Schweiz, Frankreich, aus Algier und Westafrika zahlreiche statistische Belege für das Zusammenvorkommen zahlreicher Erkrankungen an Wechselfieber und Lungenschwindsucht veröffentlicht. Wie in anderen medicinischen Fragen hat auch in der in letzter Zeit viel discutirten, des antagonistischen Verhältnisses der Malariakrankheiten zur Tuberculose, die Verallgemeinerung vereinzelter Thatsachen zu irrigen Schlüssen geführt.

Von Einfluß auf die Häufigkeit der Tuberculose erweist sich die Höhenlage der Wohnorte über dem Meere. Sie nimmt in den gebirgigen Gegenden und Hochebenen überall auf beiden Hemisphären ab. So wurde die Seltenheit der Krankheit auf hochgelegenen Gegenden, im Harz, im Erzgebirge, in den Alpen, in Europa und in gleicher Weise auf den Hochebnen der Cordilleren in Amerika und auf den Hochplateaus in Armenien, Persien und Ostindien beobachtet. Auf Reisen, die wir in den hochgelegenen Thälern des Lechs und des Inns in Tyrol und der Schweiz unternommen haben, überall wurde diese Thatsache von den dort seit lange prakticirenden Aerzten constatirt. Die dort vereinzelt vorkommenden Fälle betreffen Leute, die aus ihrer Heimat des Erwerbs wegen in den tiefer gelegnen größern Hauptstädten der benachbarten Länder längere Zeit sich aufgehalten haben und später in der Heimat Genesung von der in der Tiefe acquirirten Krankheit suchten. Die in den oben angeführten Schriften von Hirsch und Lombard ausführlich besprochene Thatsache von der Abnahme der Lungenschwindsucht mit

zunehmender Höhe der bewohnten Orte haben neuerdings die Beobachtungen der Schweizer Aerzte über die Verbreitung der Krankheit in diesem Lande bestätigt. Dieselben finden sich in dem Bericht der von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft über die Verbreitung der Lungenschwindsucht in der Schweiz niedergesetzten Commission erstattet von ihrem Actuar Bezirksarzt Emil Müller, Winterthur 1876. Die Commission war in Folge einer von uns bei der Wanderversammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft im August 1863 zu Samaden im Engadin angeregten Discussion über das Auftreten der Lungenschwindsucht in verschiedner absoluter Höhe gewählt worden. Als das Ergebniß der nach einem bestimmten Programm während 5 Jahren (1865—1870) von 200 Aerzten an 126 Stationen fortgesetzten Beobachtungen der Sterblichkeit an Lungenschwindsucht stellt sich heraus, daß in der Schweiz die Krankheit in den höchst bewohnten Orten selten vorkommt, im Durchschnitt in den niedersten Lagen doppelt so häufig als in den höchsten. Nur industrielle Bevölkerungsgruppen zeigen Ausnahmen von dieser Regel.

Ueberall in England, Nordamerika, Frankreich und Deutschland bilden Fabrikstädte einen Hauptsitz der Schwindsucht. Der mit manchen Fabrikationszweigen verbundene anhaltende Aufenthalt in geschlossenen, mit Ausdünstungen aller Art angefüllten, schlecht gelüfteten zu engen Räumen bei spärlicher Nahrung und Mangel an Bewegung in freier Luft begünstigt die Entstehung dieser Krankheit. Dieselben Momente liegen auch dem auffallend häufigen Vorkommen von Schwindsucht in Klöstern, Seminarien und Gefängnissen zu Grunde. Bei manchen Fabrikationszweigen und Handwerken bestehen in dem der Bearbeitung unterworfenen Material, insofern dasselbe zur Verunreinigung der Luft im Arbeitsraum mit fein vertheilten, die Athmungsorgane mechanisch oder chemisch reizenden Körpern: Woll-, Metall-, Holz-, Kohlenstaub u. s. w. beiträgt, nachtheilige Einflüsse, welche zu chronischen Krankheiten der Athmungsorgane und schließlich zur Schwindsucht führen. Ueberall in Nordamerika, England und Deutschland weiß man, daß Steinhauer, Marmorarbeiter, Feilenhauer, Nadelschleifer, überhaupt Arbeiter, welche andauernd einem die Athmungsorgane reizenden Staube ausgesetzt sind, frühzeitig, häufig schon vor dem 40. Lebensjahre durch Lungenkrankheiten hinweggerafft werden. Sie gehen nach lang anhaltender Entzündung der Luftröhrenverzweigungen (Bronchitis), welche allmählich auf das benachbarte Lungengewebe übergreift (Peribronchitis), an der Wassersucht oder hektisch zu Grunde. Man hat solchen Verlauf als entzündliche Phthisis von der infectiösen (Miliartuberculose) unterschieden, welcher, individuelle Praedisposition, erbliche Anlage oder Scrophulose zu Grunde liegt. Letztere erscheint als das wichtigste Causalmoment der Miliartuberculose.

Mehrere Beobachter, Cohnheim, B. Fraenkel, Ruge und Waldenburg, wollten durch Versuche den Nachweis liefern, daß nicht nur die Impfung von Tuberkelmassen, sondern die Einbringung der verschiedensten Stoffe in Gestalt fein vertheilter Fremdkörper ins Blut zur Miliartuberculose in verschiedenen Organen führen. Dagegen wurde die Ansicht, daß die Miliartuberculose, die sich in Form kleinster kugliger, anfänglich weicher, durchsichtiger, später derb und gelblich werdender Ablagerungen im Bindegewebe der Organe darstellt, eine spezifische Infectionskrankheit sei, von einer Anzahl gewichtiger Autoritäten: Biermer, von Buhl, Nie-

meyer, Oppolzer u. A. vertreten. Dieselbe wurde von Buhl in seiner Schrift: Lungenentzündung, Tuberculose und Schwindsucht, München 1872 (sie erscheint eben in zweiter Auflage) ausführlich erörtert und begründet. Klebs versuchte bei der Naturforscherversammlung zu München im September vorigen Jahres (Amtlicher Bericht der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, München, 1877, 4. S. 281) zu zeigen, daß die Tuberculose wie viele andere Infectionskrankheiten durch gewisse außerhalb des Organismus zu züchtende Organismen hervorgerufen wird, die er vorläufig als Monas tuberculosum bezeichnet. In derselben Sitzung der Sektion für pathologische Anatomie theilten die Doctoren Lippl und Tappeiner eine Reihe von ihnen im pathologischen Institut in München an Hunden ausgeführter Versuche mit, bei welchen durch Einathmung der getrockneten und frischen, mit destillirtem Wasser verriebenen Sputa von Lungensüchtigen den tuberculösen ganz ähnliche weißgelbe, hirsekorngroße Knötchen in den Lungen und anderen Organen (allgemeine Tuberculose) sich entwickelten. Auch nach Fütterung mit solchem frischem Auswurf entstand bei anderen Hunden allgemeine Tuberculose. Aus dem Ergebniß derartiger Versuche hat man den Schluß gezogen, daß auch Menschen durch Einathmen der durch den Husten zerstäubten, in der Luft suspendirten phthisischen Sputa allgemeine Miliartuberculose acquiriren könnten, und so die auf die Erfahrung des gleichzeitigen oder bald aufeinander folgenden Vorkommens der Tuberculose bei Ehegatten und Gliedern einer Familie sich gründende, vielfach schon ausgesprochene Anschauung von der Ansteckungsfähigkeit der Lungenschwindsucht experimentell nachgewiesen erachtet.

Die Erfahrungen über solch gleichzeitiges Vorkommen der Tuberculose bei Familiengliedern, die in nahem Verkehr miteinander stehen, sind aber so selten, daß die Ansteckungsfähigkeit der Tuberculose noch zweifelhaft bleibt. Dagegen kann ihre Vererbung von Generation zu Generation bei den zahlreichen Erfahrungen, die wir Aerzte täglich bei Schwindsüchtigen machen, nicht in Zweifel gezogen werden. Beobachter, denen eine ausgedehnte Erfahrung zu Gebote stand, wie Louis, Portal, Lugol, Clark und Briquet, fanden bei ihren Untersuchungen zahlreicher Lungensüchtiger, daß bei einem großen Bruchtheil derselben ($^1/_3$—$^2/_3$) Vater oder Mutter an Phthisis gestorben waren. Wo in Familien durch mehrere an Lungensucht erfolgte Todesfälle die erbliche Anlage zu dieser Krankheit ans Licht getreten ist, gelingt es durch eine sorgfältige Durchführung der prophylaktischen Heilmethode, die gegen Lungensucht am meisten Erfolg verspricht, dem Arzte nicht selten, die Entwicklung der Krankheit in einer Generation zu verhüten. Mütter mit ererbter Anlage zur Tuberculose dürfen ihre Kinder nicht stillen, müssen dieses gesunden Ammen überlassen. Tritt später im Habitus des Kindes die Anlage zu Scropheln und in dem schmalen, schwachen Brustbau desselben zur Lungentuberculose auf, so muß durch gute Ernährung, viel Bewegung, Turnen auf Kräftigung der Constitution gewirkt werden. Sorge für Hautcultur, Abhärtung durch kalte Waschungen, Fluß- und Seebäder werden am besten der Neigung zu Erkältung entgegentreten. Dabei muß übermäßige körperliche und geistige Anstrengung, Genuß von zu viel alcoholhaltigen Getränken vermieden werden. Von größter Bedeutung ist bei jungen Leuten, die von tuberculösen Eltern abstammen, die Wahl des Berufes. Solchen frommen Beschäftigungsarten in freier Luft, die

viel körperliche Bewegung gestatten, viel besser wie andere, die mit Sitzen in eingeschlossener Luft verbunden sind.

Die oben schon besprochene Verunreinigung der Luft durch den von gewissen Beschäftigungen untrennbaren Staub und das mit anderen Handwerken verbundene anhaltende Sitzen in geschlossenen Räumen, Schädlichkeiten, welche bei Menschen ohne ererbte Krankheitsanlagen zu Lungensucht führen, müssen ein Gegenstand hygienischer Vorsorge werden. Mehr entsprechen größere Fabriken als die Werkstätten mancher Handwerker bislang den Anforderungen der Gesundheitspflege. Wenn man in enge, niedere Stuben kommt, in welchen ein halb Dutzend und mehr Schneider- oder Schustergesellen zusammengekauert und eng an einander vom frühen Morgen bis späten Abend bei der Arbeit sitzen, so fühlt man, daß zur Sicherung dieser Arbeiter gegen Gefahr für ihre Gesundheit gesundheitspolizeiliche Abhülfe Noth thut. Es dürfte, wie dieses durch eine Polizeiverordnung in Düsseldorf geschehen ist (Varentrapp, Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1875, VII., S. 491) aller Orten vorgesehen werden, daß jedem in einer Werkstätte beschäftigten Arbeiter ein bestimmter Luftraum und durch eine wirksame Ventilation Schutz vor der Einwirkung größerer Mengen von Staub, Gasen und übeln Ausdünstungen gewährt werde. Es ist deshalb nothwendig, daß jede gewerbliche Anlage, wie dieses auch die jüngste Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Nürnberg vorgeschlagen hat, vor ihrer Errichtung einer gesundheitspolizeilichen Prüfung unterworfen würde.

Die zeitweise Versetzung des für Lungenschwindsucht disponirten oder daran schon leidenden Individuums aus feuchten, niedrig gelegenen Gegenden, aus engen Straßen großer Städte auf das Land, in höher gelegene Orte, zeigt sich schon von günstigem Einfluß auf dasselbe, noch mehr tritt ein solcher von längerem Klimawechsel in die Erscheinung. Seit Jahrhunderten stand die Erfahrung fest, daß bei Ueberwinterung in einigen, im südlichen Klima an der See gelegenen Orten, an welchen Kranke fast täglich Bewegung in freier Luft sich machen können, Fälle von Tuberculose zum Stillstand kamen. Zu solchem Winteraufenthalte wurden in der Römerzeit von Celsus Alexandrien in Aegypten, später Pisa, Nizza, Madeira, in jüngster Zeit an der Riviera Mentone und San Remo, Cannes, Meran und Gries bei Botzen empfohlen. Neben südlichen wurden früher auch schon hochgelegene Orte, so von Galen Stabiae als Sanatorien für Brustkranke gerühmt. Es konnte nicht fehlen, daß die oben schon besprochenen, in letzter Zeit sich mehrenden Berichte über das seltene Vorkommen der Tuberculose in hochgelegenen Thälern, wie die Nachrichten von dem günstigen Einfluß der himmelanstrebenden Gesundheitsstationen der Engländer in Indien, wie Darling im Himalaya, 7429′, Utakamand, 7490′, in den Nilgirisgebirgen und der Hochebenen Perus, so der von Jauja und Huaniayo — 11 000′ über dem Meer — auf Phthisiker die Blicke der zahlreichen, an Lungenkrankheiten leidenden Kranken auf hochgelegene Orte lenkten. Durch zwei bald nach einander erschienene Schriften, von Dr. Brehmer in Groebersdorf: Die chronische Lungenschwindsucht, ihre Ursache und ihre Heilung, 1854, und dem schon genannten Dr. H. Lombard: Les climats des montagnes, considérés au point de vue médical. Génève et Paris, 1858, wurde die Hypsotherapie als eine besondere Heilmethode für Lungen- und Nervenkrankheiten, Scrophulose und

Anaemie begründet. Zahlreiche Erfahrungen wurden seitdem über den guten Einfluß derselben auf Brustleidende und Tuberculöse in früheren Stadien der Krankheit auf den zahlreichen Luftkurorten gewonnen. Mehr als 100 in einer Höhe von 1200 bis 6000 Fuß über dem Meere gelegene Orte sind in Deutschland, in der Schweiz, in Italien und in den Pyrenäen Frankreichs für verschiedene Zeiten des Jahres Kranken zum Aufenthalte empfohlen worden. Unter den niedriger gelegenen erfreuen sich vorzüglich Groebersdorf, Alexandersbad, Streitberg, Badenweiler, Kreuth, Heiden, Partenkirchen, Obladis und Cauterets, unter den höher gelegenen der Rigi, Bormio, Davos und Sanct Moritz großen Besuchs. Die gute Wirkung des Aufenthalts an solchen Orten denkt man sich abhängig von der Verdünnung und Trockenheit der Luft. Diese bedingt eine vermehrte Tiefe der Inspirationen und eine größere Ausdehnung der Lungen, die zu der bei Bergbewohnern beobachteten größeren Wölbung des Thorax führen. Die frische, reine Gebirgsluft, das intensivere Licht, die großartige Landschaft üben außerdem einen erregenden Einfluß auf das ganze Nervensystem.

Goethe's Hauskapelle.

Aus den „Erinnerungen" Carl Eberwein's.

Mitgetheilt
von
M. Fürstenau.
Dresden.

Franz Carl Adalbert Eberwein, geb. 10. November 1786 in Weimar, erhielt den ersten Unterricht in der Musik vom Vater, später, als er sich hauptsächlich der Violine zuwendete, von seinem älteren Bruder Traugott Maximilian. Durch tüchtige theoretische Studien und den Besuch des Gymnasiums zu Weimar erwarb er sich nicht nur hervorragende musikalische Kenntnisse, sondern eine bemerkenswerthe allgemeine Bildung, welche durch den späteren Verkehr mit den damaligen literarischen Kreisen Weimars sehr gefördert wurde. Am 3. October 1803 trat er als Hofmusikus in die Großherzogliche Kapelle und hatte bald das Glück, die Gunst Goethe's zu erringen, für dessen Hauskapelle er verschiedene Chorgesänge componirte und deren Dirigent er später wurde. Auf Verwendung des Dichters erhielt er Urlaub und ging mit Empfehlungen von diesem 1808 nach Berlin zu Zelter, um dessen Unterricht zu genießen. Seit 1810 zum Kammermusikus befördert, wurde Eberwein 1818 zum Musikdirector bei der Stadtkirche und Gesangslehrer beim Seminar, 1826 zum Großherzoglichen Musikdirector und Dirigenten der Oper ernannt, welches Amt er bis zu seiner ehrenvollen Pensionirung im October 1849 ausübte. Hochbetagt starb er am 2. März 1868 in Weimar.

Eberwein hat fleißig componirt für Kirche, Haus und Bühne. In seinen Werken steht er auf dem Boden der classischen Schule, Mozart als Vorbild anerkennend, ohne jedoch der selbständigen charakteristischen Erfindung ganz zu entbehren. Für die Kirche schrieb er unter Anderen das Oratorium der „Jüngling zu Nain" und eine große Cantate zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum Carl August's. Von seinen Opern und Singspielen sind zu nennen: „Die Heer-

schau", „der Graf von Gleichen", „der Sohn des Reichen oder der Rothmantel", „der Teppichhändler", „die schöne Ruhlaerin", sowie die populär gewordene Musik zu Holtei's „Leonore" (Mantellied), zu Wolf's „Preziosa" und zu Goethe's „Faust" I. und II. Theil, letzterer nach Eckermann's Bearbeitung, zum ersten Male aufgeführt am 27. Juni 1855. Ferner componirte Eberwein 1814 die Musik zu Goethe's Monodram „Proserpina", worüber er selbst im „Weimarer Sonntagsblatt" (1856, Nr. 27 flg.) interessante Mittheilungen macht. Außerdem schrieb er zahlreiche Entreacte, viele Cantaten, Lieder und Instrumental-Compositionen. Seine Gattin, Henriette, eine Tochter des bekannten Componisten und Clavierspielers Wilhelm Häsler, geb. 1790 in Erfurt, nahm 1806 Unterricht beim Musikdirector Bierey in Dresden, kam schon 1807 an das Theater nach Weimar, trat als zweite Sopranistin in die Hauskapelle Goethe's ein, wo sie Eberwein kennen lernte und heirathete diesen im Jahre 1812. Seit Ende 1838 pensionirt, starb sie am 6. August 1849. — Henriette hatte sich nach der Jagemann-Heygendorf gebildet und wurde sehr geschätzt in Rollen wie „Donna Anna", „Fidelio" u. s. w.

Eberwein war ein hochgewachsener, prächtig hübscher Mann mit reichem, schönstem, bläulich-schwarzem Haare und frischester Gesichtsfarbe. Ich selbst habe ihn persönlich gekannt und wiederholt in seiner Familie verkehrt (1840 und 1842); er war befreundet mit meinem verstorbenen Vater, dem wohlbekannten Flötisten Anton Bernhard Fürstenau.

Ein glücklicher Umstand hat mich kürzlich mit den von Eberwein niedergeschriebenen „Erinnerungen" bekannt gemacht, die, wenn auch nur bis zum Jahre 1809 gehend, doch des Interessanten außerordentlich viel enthalten. Am besten wird das Vorwort dieser Erinnerungen den Leser über den Charakter derselben und über die Absichten des trefflichen Eberwein aufklären.

„Wem es je vergönnt war, in der unmittelbaren Nähe eines großen Mannes zu leben und unter seinem Einflusse und nach seinem Rathe zu wirken, der hat die Pflicht auf sich, Einzelnheiten zu sammeln, welche später einen Beitrag liefern könnten zum vollständigen Bilde einer Persönlichkeit, bedeutungsvoll nicht allein für das Land, dem sie angehörte, sondern für die Welt des Geistes überhaupt. Meine Beziehungen zu Goethe und dem Großherzoglichen Hoftheater unter seiner Leitung sind denn auch der erste Grund gewesen zur Zusammenstellung vorliegender Erinnerungen aus meinem Leben. Sodann leitete mich bei Abfassung ein anderer Gedanke. Nirgends habe ich noch eine treue Copie von der Werkstätte eines deutschen sogenannten gelernten Stadtmusikus gefunden, in welcher sich musikalisches Talent gleichsam spielend entwickelt. Gar interessant waren die Einrichtungen und Gebräuche, wie sie vor einem halben Jahrhundert und darüber gäng und gäbe waren in der genannten Lebenssphäre und von denen die allumstaltende Neuzeit kaum noch Spuren übrig ließ. Ich will es versuchen, in diesen Blättern ein Bild jenes Lebenskreises zu liefern. Dabei lag es mir natürlich nahe, zu zeigen, in welcher Weise ich die Künstlerlaufbahn betrat und wie Glück und Umstände, die der Mensch Zufall zu nennen pflegt, mir den Weg zur Meisterschaft erleichterten.

Weimar, im Herbst 1853.

Carl Eberwein."

Aus den „Erinnerungen“ ist bis jetzt nur ein Abschnitt mitgetheilt worden und zwar vom Verfasser selbst in der Zeitschrift „Europa“ (1856. S. 475 flg.) unter dem Titel: „Goethe als Theaterdirector“. Ich bringe nun zunächst Eberwein's Aufzeichnungen über Goethe's „Hauskapelle“ und über seinen ersten Aufenthalt in Berlin bei Zelter 1808. Ueber Goethe's Beziehungen zur Musik ist bis jetzt nicht viel Material vorhanden. Das Ausführlichste bringt Düntzer in seinem Aufsatze: „Goethe's Tonlehre und Christian Schlosser“. (Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters von H. Düntzer. Braunschweig 1868.) Auch J. W. Schäfer in „Goethe's Leben“ (Leipzig 1877. S. 233) theilt Einiges über diesen Gegenstand mit.*) Außerdem enthält der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter vielen Stoff über Musik und auch über die Hauskapelle. Die Details, welche Eberwein über letztere erzählt, dürften völlig neu sein; ebenso werden seine Mittheilungen über Berlin und die dortigen Kunstzustände sicher interessiren.

Eberwein war während des Sommers 1807 mit dem Personal des Hoftheaters wie gewöhnlich in Lauchstedt gewesen und im Herbst nach Weimar zurückgekehrt. Dort erwartete ihn das seltene Glück, Goethe näher zu treten. Letzterer schrieb am 27. Juli 1807 an Zelter: „Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein da sind oder da seyn sollten. Nun haben wir von Schleswig wieder ein paar neue Leute, einen sehr guten Tenor und eine Art von Correpetitor bekommen, die ich noch nicht persönlich kenne, die aber gute und verständige Leute zu seyn scheinen.

Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich denn nun alle Woche einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben. Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder gestochen, dergleichen findet. Auch Canons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie sollen wieder in unserer Mitte sein, geistig und herzlich willkommen, wenn Sie persönlich erscheinen möchten. Schreiben Sie mir ein Wort hierher, denn ich bleibe noch vier Wochen hier, und schicken mir ein Packet nach Weimar, damit ich gleich anfangen kann, wenn ich nach Hauße komme.“

Jedenfalls hatte der Verkehr mit Zelter und dessen Nachrichten über die Berliner Singakademie den Meister zur Gründung seiner Hauskapelle angeregt. Von nun an mag Eberwein selbst das Wort führen.

„Von Lauchstedt in die Heimath zurückgekehrt, besuchte ich fast täglich das

*) Bei der Revision erhielt ich auch noch W. v. Bock's Schrift „Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik“, Berlin, Schneider. F.

Kirst'sche Caffeehaus, wo ich regelmäßig Billard spielte. Violinisten, welche eine gute Bogenführung haben, wissen auch den Queue geschickt zu handhaben. Mit dieser Waffe erkämpfte ich mir im à la guerre manchen ansehnlichen Pot, zu nicht geringem Verdruß der alten Herren, die ich überflügelt hatte. An dem Orte, wo ich nur in anständiger Gesellschaft einen für mich angenehmen Zeitvertreib suchte, sollte mir ein Glück erblühen, das für mein Kunststreben von größter Bedeutung war. Unter den Hofschauspielern, die sich dort in gleicher Absicht mit mir einfanden, war auch Heß, der bei Goethe ein Singquartett mit der Violine dirigirte.*) Er sprach oft von dem Vergnügen, das es ihm gewähre, in Gegenwart des Geheimeraths die Gesänge einzuüben und aufzuführen. Zugleich bedauerte er, wegen Mangel an Musikalien nur ein beschränktes Repertoire zu haben. Als er eines Abends wieder das alte Klagelied anstimmte, faßte ich Muth, ihm mein Verlangen auszusprechen, Etwas dergleichen zu componiren, wenn ich hierzu passende Texte hätte. „Diese will ich Ihnen geben, sobald Sie mich besuchen," erwiderte der freundliche Mann. — Den folgenden Morgen ging ich bei guter Zeit zu Heß, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Ich fand ihn noch unschlüssig, was er mir bieten könnte. Nachdem er eine Weile in einem Band Gedichte hin und her-geblättert, sprach er: „Hier, diese zwei Räthsel von Schiller werden sich wohl zur Composition eignen." Das eine ist meinem Gedächtniß entschwunden, wie mir die Musik dazu verloren gegangen ist.

Das andere lautet:

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn u. s. w.

Zur Auflösung dieses Räthsels führt in mondheller Nacht ein Blick zum Firmamente. Die Gemüthsstimmung, welche das milde Licht des Mondes und der Sterne bei den Erdbewohnern hervorruft, ferner die Ruhe ihrer Bewegung glaube ich in der Musik so gut ausgedrückt zu haben, daß ich nicht wüßte, wie ich sie nach 46 Jahren besser machen könnte.

Als Heß die Räthsel beim Geheimerath singen ließ, überraschte es denselben, zum ersten Male in seinem Leben dergleichen Poesien singen zu hören, fand aber die Idee, Räthsel in Musik zu setzen, ganz artig, die weiter benutzt zu werden verdiene. Goethe gab hierauf Heß den Auftrag, mir zu sagen, daß, wenn es mir Vergnügen mache, den Singübungen in seinem Hause beizuwohnen, so würde ich ihm willkommen sein. Erwünschteres als Hessens Botschaft konnte mir nicht begegnen. Die nächste Probe war Donnerstag, Abends 9 Uhr. Mit Freuden folgte ich der freundlichen Einladung meines hochverehrten Chefs. Die Singübungen

*) Heß debutirte in Weimar den 21. September 1807 in „Der Wasserträger" (Micheli) und ging bereits im Sommer 1808 ab. F.

fanden im Zimmer der kleinen Frau, wie Goethe seine liebenswürdige Gemahlin nannte, statt, die, obgleich nicht musikalisch gebildet, doch gute Musik gern hörte, aber darüber die Sorge für das Hauswesen nicht vergaß und deshalb mit einem großen Bund Schlüssel ab- und zuging. Großmutter und Tante der Geheimeräthin, die ein heiteres Asyl bei Goethe gefunden, hörten dem Gesang mit Andacht zu.

Goethe's Hauskapelle bildeten: Heß (Dirigent), Demoiselle Engels (erster Sopran), Demoiselle Häßler (zweiter Sopran oder Alt), Mohrhardt (Tenor) und Deny (Baß), sämmtlich Mitglieder des Weimarischen Theaters. Nachdem die Sänger mich durch Vortrag meiner Compositionen erfreut, erschien der Geheimerath in einem Ueberrock. Er begrüßte mich freundlich als den ehemaligen Gespielen seines August*) und dankte für meine Bereitwilligkeit, mich an seiner Hauskapelle betheiligen zu wollen. Nach Wiederholung der Räthsel sprach er sich, wie früher angegeben, vortheilhaft aus. Bezüglich der dritten Strophe vorstehenden Gedichtes:

„Und hat der Lämmer keins verloren
So oft er seinen Weg gemacht."

bemerkte Goethe gutmüthig scherzend, hier habe sich sein verehrungswürdiger Freund einer Unwahrheit schuldig gemacht, denn die Sterne, die sich schnuppten, und darauf am Firmamente verschwänden, wären allerdings zu den verlornen Lämmern zu zählen.

Acht Uhr ging es zu Tische. Ehe wir es uns versahen, war Goethe verschwunden, um in seinem Studirzimmer zu soupiren. Wenn der Meister uns zum Schlusse des Essens mit seiner Gegenwart beehren wollte, so stand schon ein Stuhl zunächst der Thüre, wo er eintrat, für ihn bereit. Er öffnete dann hastig die Thüre, setzte sich blitzschnell auf seinen Sessel, und ehe wir uns erheben konnten, rief er uns zu: „Kinder, bleibt sitzen."

In Folge der einfachen Lebensweise im Goethe'schen Hause bestand das Mahl nur aus einem, aber schmackhaft zubereiteten Gericht und Bier. Zwei Talglichter erleuchteten das Gemach. In des Geheimraths Arbeitszimmer brannten auch nur zwei Lichter von gleicher Qualität. Demjenigen, der wie Knebel das Licht zu kurz oder gar ausputzte, gestattete Goethe nie wieder, sich diesem Geschäft zu unterziehen. So wie Jener Miene machte, ein Gleiches zu versuchen, langte Goethe nach der Lichtputze und putzte es selbst. Es war dem gefeierten Dichter Bedürfniß, auch bei der geringfügigsten Sache seine Ordnungsliebe zu bethätigen. Benahm sich Einer in seiner Gegenwart ungeschickt, worüber er sich nicht aussprechen wollte, so fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht, gleichsam als wolle er es nicht bemerkt haben, oder das Widerwärtige durch die Handbewegung aus dem Gedächtniß entfernen. — Auf das bescheidene Mahl folgten heitere Gespräche über Kunst, Theater oder Stadtneuigkeiten, bis das Horn des Nachtwächters erinnerte, daß es an der Zeit sei, sich in seine Wohnung zu begeben.

Hessens dürftiges Violinspiel zum Gesange war weder dem Ohr angenehm, noch ausreichend, um den Sängern das Einstudiren ihrer Partien zu erleichtern. Hier war Hilfe nöthig, wenn ein regeres Leben den Verein durchdringen sollte.

*) Eberwein war Spielkamerad der Söhne von Schiller und Goethe gewesen. F.

Schon in der nächsten Versammlung hatte die Geheimräthin auf meinen Wunsch für ein Pianoforte gesorgt, womit ich nun den Gesang begleitete. Daß Heß mit seiner Violine dadurch in den Genitiv zu stehen kam, war der Vortheile wegen, die durch die veränderte Einrichtung gewonnen wurden, nicht in Betracht zu ziehen. Dennoch machte mir später Heß den Vorwurf, er habe mich bei Goethe eingeführt und zum Dank dafür hätte ich ihn dort verdrängt. Die vierstimmige Begleitung that den Sängern wohl und erleichterte ihnen die Ausführung ihrer Partien.

Unterm 16. Dezember 1807 schrieb Goethe an Zelter: „Mein kleiner Singchor bildet sich schon recht hübsch und wirkt auch auf das Theater zu. Durch den Hinzutritt einer jungen weiblichen Stimme, die man fast einen Alt nennen könnte, ist er sehr geschmückt worden." Diese junge Sängerin, welcher Goethe so freundlich gedachte, war Demoiselle Henriette Häßler, Tochter des berühmten Clavier- und Orgelspielers, den 24. November 1790 zu Erfurt geboren und seit dem 7. Oktober 1807 Mitglied des Weimarischen Hoftheaters.

Zur Feier des ersten Januars 1808 dichtete Riemer einen Lobgesang an Goethe, den ich fünfstimmig in Musik setzte, damit auch Heß sich dabei betheiligen möchte. Hieraus ergiebt sich, daß mir die Absicht fern lag, Heß bei Goethe zu verdrängen.

Früh 8 Uhr versammelte sich unser Septett im Urbini-Zimmer des Goethe'schen Hauses. Als der zu Feiernde in das Zimmer trat und wir ihn mit dem Gesang:

„Meister göttlichen Gesanges,
Den Du uns in's Herz gesungen,
Sieh, wir nahen Dir, durchdrungen
Von Verehrung, Lieb und Dank,
Dir zu weih'n die Huldigungen
Unsrer Herzen; unsre Zungen
Strömen festlich Vollgesang!

Wünsche für Dein theures Leben
Senden wir zu hohen Sphären,
Götter wollen sie gewähren,
Ja, so ahnet unsre Brust!
Mögest Du voll Huld uns hören:
Dir zu dienen, Dich verehren,
Unser Stolz ist's, unsre Lust!"

begrüßten, prägte sich in seinem Gesicht die tiefe Bewegung aus, in welche ihn unser Gesang versetzte. Das war wohl anders nicht möglich, denn die Sänger sangen so gefühlvoll und mit einem Ausdruck, den ich früher nicht bei ihnen bemerkt hatte. Als der Gesang verklungen war, dankte der hochverehrte Meister mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten. Zur Erfrischung wurde uns Glühwein verabreicht.

Das Urbini-Zimmer, der Saal und die angrenzenden Räumlichkeiten faßten kaum das Heer der Gratulanten, die der Excellenz ihre Glückwünsche zu Füßen legten. Damit auch jene unsern Gesang hören möchten, ließ uns Goethe durch

die Geheimräthin auffordern, ihn zu wiederholen. Stromeier, mit seiner wundervollen Stimme, übernahm die Baßpartie, wodurch die Wirkung der Komposition noch verstärkt wurde. Kurz darauf rief mich die Geheimräthin bei Seite und frug mich, ob ich wohl Lust hätte, einige Zeit nach Berlin zu gehen und bei Zelter Unterricht zu nehmen; der Geheimerath würde mir dabei behilflich sein. Ueber den Antrag erfreut, entgegnete ich, daß ich schon vor Jahren den Wunsch gehabt, mich in der Königsstadt aufzuhalten, aber keinen Urlaub bekommen hätte. „Nun dafür," erwiderte sie, „lassen Sie den Geheimerath sorgen."

Am 21. Januar hatten wir das Glück, der Herzogin Louise und der Frau Erbgroßherzogin, Kaiserliche Hoheit, unsere Gesänge vorzutragen, welche viel Vergnügen daran fanden. Unterm 22. schrieb Goethe an Zelter: „Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorener Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabei die Matthisons, Salis, Tiedgen, und die sämmtliche Klerisey, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind, und daß selbst die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann. Auch gestern wieder bei dem „Niemals erscheinen die Götter allein", beim „lieben Freunde, es gab bessere Zeiten" war es gleich, als ob Jedermann den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupte schüttelte."

Zur Einleitung meiner projectirten Reise nach Berlin schrieb Goethe, Anfang April, an Zelter: „In einiger Zeit erhalten Sie Versuche eines jungen Musikers, der bei meiner kleinen Singschule diesen Winter*) mitgewirkt hat. Sie haben die Gefälligkeit, mir eine kleine Recension darüber zu machen. Es sind vierstimmige Gesänge, und wenn sie Ihnen einiges Zutrauen erregen, so schicke ich den jungen Mann selbst vielleicht auf künftigen September, damit er sich Ihres gegenwärtigen Einflusses erfreue."

Zelter antwortete am 6. April: „Die Versuche Ihres jungen Komponisten erwarte ich und er selber soll willkommen seyn, wenn er uns besuchen will."

Endlich wanderten meine Kompositionen mit folgender Zuschrift von Goethe nach Berlin**): „Hier, mein Bester, kommen die Gesänge. Werfen Sie einen Blick darauf. Vielleicht machen Sie einige Bemerkungen mit rother Dinte und sagen im Allgemeinen, was Sie von der Anlage des jungen Mannes denken; und besonders belehren Sie mich, wie weit er es in dieser schweren Kunst gebracht zu haben scheint. Ich schicke ihn vielleicht auf Michaelis, weil er wohl künftigen Winter der Anführer meines kleinen Hausgesanges werden möchte. Da es mein Geschick nicht war, an der reichen Tafel einer großen Stadt bequemlich mit zu schmausen, so muß ich im Kleinen bauen und pflanzen, hervorbringen und geschehen lassen, was dem Tag und Umständen nach möglich ist."

*) 1807—1808.

**) Brief an Zelter vom 20. April 1808.

Die Sänger der Goethe'schen Hauskapelle hatte die Natur mit gesunden Stimmen ausgestattet, welche unter guter Leitung einer größeren Ausbildung fähig waren, als sie sich, wie sie zum Theater kamen, rühmen konnten. Sie waren mehr oder weniger musikalisch nicht durchgebildet. Um den Mängeln derselben entgegen zu wirken, sich selbst aber den Genuß mehrstimmiger Gesänge von seinem Freund Zelter und anderen guten Meistern, wie Fasch, Mozart, J. Haydn, Jomelli, Kaiser, für den er sich fortwährend interessirte, zu verschaffen, forderte Goethe sie auf, jeden Donnerstag, Abends 6 Uhr, zu ihm zu kommen und sich dort unter Hessens Direktion weiter zu bilden. Beim Einstudiren kirchlicher Gesänge hielt sich Goethe passiv. Als ich beigezogen wurde, beschäftigten die Sänger sich mit den kleinen Soli aus dem Miserere von Fasch, die Goethe so unter der Hand von Zelter erhalten hatte, später mit Canons von Mozart, Salieri, Ferrari u. A. Goethe hörte dergleichen sehr gern. Er fand es sehr artig, daß, wenn die erste Stimme eine Melodie gesungen hat, die folgenden diese nacheinander recapituliren, während die vorhergehenden Stimmen sich neue Wege bahnen und endlich sich ein vollständiger Satz heranbildet. Auch bei diesen Gesängen ließ der Geheimerath den Dirigenten gewähren. Aber in Betreff der Lieder und humoristischen Kompositionen ergriff der Meister selbst die Zügel, bestimmte die Tempi und den Vortrag. Die Fesseln der rythmischen Musik wurden da abgeworfen, wo sie nicht den Intentionen des Dichters entsprachen. In dieser Weise erhielten diese Gesänge eine Schärfe des Ausdrucks und eine Mannigfaltigkeit, die den Zuhörer überraschte und erstaunte. Hier wurde der Grund zu dem gelegt, was mir vielleicht später bei Liederkompositionen gelungen ist.*)

Die beifällige Aufnahme der Goethe'schen Hauskapelle von Seiten unserer erhabenen Fürstinnen und ihrem Gefolge, reizte Goethe's Verehrer und Freunde, auch von dessen musikalischen Genüssen zu kosten. Um allen freundlichen Ansprüchen in dieser Beziehung Genüge zu leisten, so gab er im Winter jeden Sonntag von halb elf bis halb eins eine musikalische Unterhaltung, wozu jene ein- für allemal eingeladen waren. Der Weimarische Adel und die Schöngeister fanden sich nicht allein zahlreich des Sonntags früh bei Goethe ein, sondern brachten auch Fremde von Distinction mit, so daß die Zahl der Zuhörer sich oft bis fünfzig steigerte. Frau von Stein verschmähte unsere Lieder. Ihre Eifersucht gegen die Geheimeräthin gestattete ihr nicht, uns durch ihre Gegenwart zu erfreuen. Das Programm bezeichnete im Allgemeinen das sonntägliche Leben. Zunächst waren unsere Gesänge dem Höchsten gewidmet, dem wir alles Wahre, Gute und Schöne zu danken haben. Die Offertorien von Jomelli, J. Haydn's Motetten, kirchliche Gesänge von Fasch, Mozart u. A. gestatteten eine wünschenswerthe Abwechselung. Nach dem Allmächtigen wurden Natur und Welt in Betracht gezogen; „der Frühling" von Max Eberwein, des „Wanderers Nachtlied" von Goethe und Reichard, „das Vaterland" und „Generalbeichte" von Zelter, „der Friede" von Salieri u. A. erfreuten sich einer beifälligen Aufnahme. Die Canons von Mozart, Salieri, Ferrari und die Lieder von Schiller und Zelter: „An die Freunde", „die Gunst

*) Eberwein erzählt hier von der Zeit, wo er, von Berlin zurückgekehrt, Dirigent der Hauskapelle wurde (1808—1810). F.

des Augenblicks", „Dithyrambe" und „der Zauberlehrling" von Goethe und Zelter versetzten die Zuhörer in die heitere Region der Kunst. Den Schluß bildeten komische Gesänge, wie das Lied „Herr Urian" und das Terzett von Wenzel Müller aus der travestirten Alceste:

„Die verdammten Heirathen,
Wenns nur allweil gerathen thaten,
Ja, hernach wär's recht.
Aber unsre Heirathen,
Stechen wie die Fischgraten,
G'rathen meistens schlecht."

Der Komponist hat den trivialen Text mit so viel Humor ausgestattet, daß der Effect jedesmal durchschlagend war. Bei der Stelle des Terzetts, wo sich Ismene, Admet und Hierophant in kurzen Phrasen mit den mehrmals wiederholten Worten: Ismene „dieß thaten", Admet und Hierophant „das thaten", imitirten, schlug Zacharias Werner vor, statt der Wiederholung jener Worte den Text dahin abzuändern: „Dieß thaten, das thaten, Fischgraten, Heirathen, Heirathen, Fischgraten", wodurch allerdings die Komik noch gesteigert wurde.

Als Goethe's Hauskapelle einige Berühmtheit erlangt hatte, so regte sich auch der Neid. Eine einflußreiche Partei ließ es sich angelegen sein, dem Schöpfer derselben und seinen Gehülfen bei jeder Gelegenheit Verdruß zu bereiten. Doch ihr Bemühen diente nur dazu, daß die Gehülfen sich um so fester an ihren Meister anschlossen und immer größerer Erfolge sich zu erfreuen hatten."

Im nächsten Hefte werden wir die Berliner Musikverhältnisse nach Eberwein's Erinnerungen schildern.

Allgemeine Betrachtungen über den Roman.

Von
Adolf Strodtmann.
Steglitz bei Berlin.

In einer früheren Betrachtung über die lyrisch-epische Dichtung der Gegenwart haben wir den Romanschriftsteller, mit geringer Einschränkung, als den vollberechtigten Erben und Nachfolger des epischen Dichters vergangener Zeiten anerkannt. Wir wiesen darauf hin, wie das unendlich complicirte und vertiefte Leben der Gegenwart sich nicht mehr von dem festgeschlossenen Rahmen des naiven Epos umspannen lasse, sondern zu seiner künstlerischen Bewältigung einer dehnbareren Form, einer fessellosesen Sprache bedürfe. Diese neue, zweckentsprechende Kunstform hatte sich indeß der Romanschriftsteller selbst erst zu erschaffen, und in Deutschland gelang es ihm später als in den meisten übrigen europäischen Ländern sicheren Schrittes die richtige Bahn einzuschlagen. Wie das höfische Kunstepos des deutschen Mittelalters seine Stoffe vorwiegend aus der Fremde, aus französischen und angelsächsischen Sagen, empfing, so lehnte auch der deutsche Roman, nachdem er mit Umwandlung der Rittergedichte in Volksbücher begonnen und in den simplicianischen Schriften einen glücklichen Anlauf zum humoristischen

Zeit- und Sittenroman genommen hatte, sich geraume Zeit in unselbständiger Nachahmung an ausländische Muster an. Und zwar folgte er nicht dem glänzenden Beispiel der italienischen und spanischen Literatur, welche in den Novellen des Boccaccio und Cervantes höchste Vorbilder der neuen Kunstgattung darboten, sondern abermals französischen und mehr noch englischen Einwirkungen.

Ueberblicken wir im Ganzen und Großen das Feld der Romanschriftstellerei, so machen sich auf demselben bis in die neueste Zeit zwei grundverschiedene, nach Form und Wesen einander schroff entgegengesetzte Richtungen bemerklich, deren Ursprung auf die nationalen Eigenthümlichkeiten jener beiden Nachbarvölker Deutschlands zurückweist. Die eine dieser Richtungen sucht vor Allem einem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfniß zu genügen; sie speculirt vorherrschend auf die schwachen Seiten des Publicums: auf die Neugier des Lesers, auf ein frivoles Interesse an Scandal, Intrigue, Abenteuer und Verbrechen; und indem sie durch den Reichthum äußerer Handlung die Phantasie überrascht, den Verstand betäubt, ist der „Effekt" ihr höchstes Ziel. Diese Art des Romans ist seit je von den Franzosen mit besonderer Vorliebe gepflegt worden. Die Verfasser des „Gil Blas" oder der „Manon Lescaut", des „Sopha" oder der „Liaisons dangereuses", der „Nôtre Dame de Paris" und der „Misérables", des „Grafen von Monte-Christo", der „Geheimnisse von Paris", des „Bruder Liederlich", der „Kameliendame" oder des „Roman d'un jeune homme pauvre", bis zu den Greuelerfindungen eines Ponson du Terrail herab, unterscheiden sich zwar sehr erheblich von einander durch das Plus oder Minus künstlerischer Behandlung, aber darin tragen sie einen unverkennbaren Zug von Familienähnlichkeit, daß bei ihnen allen das hauptsächliche, um nicht zu sagen das einzige, Gewicht auf dem effektvollen Verlauf der äußerlichen Handlung beruht. Diese Art des Romans beschäftigt eben mehr die Phantasie als den Verstand, sie nimmt es mit der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht allzu genau, sie liebt, wie ihrer Zeit die Politik Napoleon's III., die Ueberraschungen, und der Anfang läßt auf das Ende nicht schließen, weil in der Regel nur die willkürliche Laune des Dichters die Entwicklung und den Ausgang des, allen Chancen eines blinden Zufalls unterworfenen, innerlich gesetzlosen Hazardspiels bestimmt.

Die andere Richtung könnte man füglich die englische nennen. Sie hat an Sterne, Fielding und Goldsmith, an Dickens und Thackeray ihre Studien gemacht und schildert mit photographischer Treue die inneren und äußeren Vorfälle des Lebens. Sie vertieft sich mit Vorliebe in psychologische Probleme, in die wirr verschlungenen Pfade der Herzensempfindungen, sie begleitet ihre Charaktere mit sorgsam spähendem Auge durch alle Verwicklungen und Prüfungen der realen Welt, sie sucht ihren Werth nicht in einer krankhaften Aufreizung der Phantasie, sondern in einem verständigen Aufweisen jener Gesetze, welche mit unerbittlicher Nothwendigkeit unser Thun und unser Schicksal bestimmen. Während bei den Nachbarn an der Seine nur die glänzend aufgebauschte, abenteuerliche Thatsache Geltung zu finden pflegt, wird jenseits des Kanals der Accent vor Allem auf die sorgfältige Zergliederung der geheimsten Fibern und Fasern der Seele gelegt. Wenn auch die letztgenannte Richtung in vielfacher Hinsicht den Vorzug verdient, kann sie doch leicht in unkünstlerische Breite, in Einseitigkeit und Monotonie ver-

fallen, sie kann, wie es z. B. in manchem Bulwer'schen Romane geschieht, über der raffinirten Schilderung psychologischer Processe den frischen Farbenreiz einbüßen, und schließlich ganz des epischen Ursprungs vergessen, aus welchem die Kunstform des Romans hervorgewachsen ist, und an welchen seine Schöpfungen stets in deutlicher Weise erinnern sollten.

Ohne Frage ist es ein Fortschritt, daß beide Richtungen sich in neuerer Zeit einander zu nähern suchen, daß die eine von der andern zu lernen bestrebt ist, so unbeholfen die Experimente auch oftmals noch ausfallen. Die französischen Modeschriftsteller, ein Alexandre Dumas fils, ein Feydeau, Octave Feuillet &c., verdienen gewiß vollständig die Lauge ätzenden Spottes, mit welcher die deutsche Kritik ihre sentimentalen Freudenmädchen, ihre verliebten Großmütter, ihre auf den legitimen Gemahl der Angebeteten eifersüchtigen Amants überschüttet hat, und eben so wenig soll es gelobt werden, wenn die englischen Autoren der letzten Decennien, die Wilkie Collins und Miß Braddons, in ihren Sensationsromanen die Pikanterie französischer Erfindungen schier übertrumpfen; aber bei alledem ist nicht zu verkennen, daß sich dort inmitten aller Ausschweifungen einer leichtfertigen Phantasie ein gewisses Streben nach tieferer psychologischer Motivirung (freilich oft der unsinnigsten Handlungen!) geltend macht, während der Roman an der Themse, statt der Zerfaserung des Seelenlebens, sich jetzt häufig ein buntes Gewirr äußerlicher Handlung zum Vorwurfe nimmt.

In Deutschland, dem Lande der Innerlichkeit, hat, wie in England, auf dem Felde des Romans die äußerliche Handlung bisher eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Was ist, um von dem Besten, von den unsterblichen Meisterwerken Goethe's, zu reden, der Inhalt des „Werther", des „Wilhelm Meister", der „Wahlverwandtschaften"? Im Grunde doch überall die ziemlich egoistische Frage, wie das Gemüthsleben des Einzelnen vor Störung und Trübung durch die Einflüsse der Außenwelt zu bewahren und zu genußreichster Entfaltung zu bringen sei. Mit solchen tief innerlichen Problemen des auf dem Gipfel moderner Bildung stehenden Individuums hat sich der bessere Theil unserer Romandichter bis zum Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts beschäftigt — aber was ist von all diesen Produktionen seit Goethe in der lebendigen Erinnerung unserer Zeitgenossen geblieben, außer etwa dem „Münchhausen" Immermann's, welcher der gestaltungsohnmächtigen, in geistreichem Phrasenthum schwelgenden Epoche den humoristischen Zerrspiegel ihrer Thorheiten vorhielt? Vielleicht trug diese vornehme, exclusive Beschäftigung unsrer besseren Autoren mit ihrem eigenen Ich einen nicht geringen Theil der Schuld daran, daß die große Masse des Publicums in dieser Zeit ihr Unterhaltungsbedürfniß durch Lectüre jener französischen Romane befriedigte, welche zum mindesten amüsant und pikant waren und in zahllosen Uebersetzungen den deutschen Büchermarkt überschwemmten. Erst seit die internationalen Verträge zum Schutz der Autorenrechte diese Uebersetzungsindustrie einigermaßen beschränkt haben, nimmt die Romandichtung in Deutschland einen selbständigen und vielversprechenden Aufschwung. Ihr weites Gebiet wird nach allen Richtungen von talentvollen und fleißigen Arbeitern beackert, und wir halten es für sehr bedeutungsvoll, daß unsre namhaftesten poetischen Kräfte sich im letzten Vierteljahrhundert fast sämmtlich mit Eifer der Pflege des Romans und der Novelle zuwandten.

In der That, immer siegreicher tritt in jüngster Zeit das Bestreben des deutschen Romans hervor, das Gesammtleben der Gegenwart mit all seinen Verzweigungen in künstlerischer Beleuchtung zu spiegeln. Immer geflissentlicher suchen unsre Romanschriftsteller, um das bekannte Wort Julian Schmidt's zu wiederholen, das Volk bei seiner Arbeit auf, — bei jener ernsten geistigen und materiellen Arbeit, welche aus dem Baumaterial der Gegenwart das Haus unsrer Zukunft bereitet. Die fieberhafte Krisis der jungdeutschen Sturm- und Drangperiode, welche mit der Revolution von 1848 ihren Culminationspunkt erreichte, ist im Bewußtsein des heutigen Geschlechts überwunden; die Reste einer veralteten Weltanschauung in Religion, Sitte und Staatsleben, welche gespenstig in das Leben der Gegenwart herüber ragten und seine Entwicklung unnatürlich zu hemmen drohten, sind im endgültigen Absterben begriffen, und die Reform der gesellschaftlichen Zustände ist nicht mehr der visionäre Traum eines verzückten Phantasten, der im einsamen Studirzimmer ein revolutionäres Weltverbesserungssystem als Universalpanacee für die leidende Menschheit ersinnt, sondern sie ist die anerkannte Aufgabe der Wissenschaft, welche die großen volkswirthschaftlichen Probleme in gemeinschaftlicher Arbeit ruhig und mit sicher fortschreitendem Erfolge zu lösen sucht. Die freiere und vorurtheilslosere Weltanschauung der neuen Zeit ist nicht mehr das ausschließliche Eigenthum bevorzugter Geister, die, ihrem Jahrhundert vorangeeilt, auf einsamer Höhe standen, und für deren titanische Conflikte der Dichter fast nur die Lösung eines tragischen Untergangs sah. Die Lebenskämpfe der heutigen Menschen sind nicht minder ernst und würdevoll, aber sie lassen meist einen versöhnlicheren Ausgang zu, weil mit der fortschreitenden Bildung die Achtung vor der unseren Ansichten widersprechenden Ueberzeugung anderer Personen wesentlich zugenommen hat. Nicht als hätte die Weltvernunft heute schon einen so glorreichen Sieg errungen, daß die Haupthebel der Romandichtung früherer Zeit als abgenutzt und verbraucht gelten dürften. Standes- und Glaubensvorurtheile berücken heute noch die Köpfe zahlreicher Thoren, und die Aristokratie des Geldsacks brüstet und bläht sich dem geistigen Verdienst gegenüber oftmals pfauenhafter, als es der stolzeste Marquis des ancien regime gegen die canaille roturière gethan — aber nur in den seltensten Fällen wird man jene Vorurtheile und diese Afteraristokratie noch als „unüberwindliche Mächte" betrachten in einer Zeit, wo wir es täglich erleben können, daß der reiche Sproß eines altadligen, vielleicht gar fürstlichen Geschlechtes eine Bühnenkünstlerin von dunkelstem Ursprung als angetraute Gemahlin in sein Schloß führt, oder daß der Erbe eines Grafentitels eine „Mesalliance" mit der jüdischen Banquierstochter schließt, ohne sich Scrupel darüber zu machen, ob seine sechszehn Ahnen christlich-germanischer Abkunft wegen dieser Befleckung des Stammbaums sich im Grabe noch umdrehen. Selbst die Politik spaltet die Welt heutigen Tages nicht mehr so schroff, wie vor wenigen Jahrzehnten, in zwei versöhnungslos sich befehdende feindliche Heerlager; der Sieg der liberalen Ideen ist im Princip schon entschieden, und wenn ihn die grollenden Feinde des Fortschritts auch in der Praxis noch vielfach verkümmern, so haben sie doch insgeheim die Einsicht, daß sie eine verlorene Sache vertheidigen, und sie finden es nöthig, die Sprache der Gegner zu reden, die Devise „Freiheit", „Bildung", „Volkswohlfahrt" auf ihre Fahne zu schreiben, wenn sie überhaupt noch

gehört werden wollen. Uebereinstimmend mit dieser Erkenntniß, die sich in immer weiteren Kreisen Bahn bricht, gelangt denn auch in den meisten deutschen Romandichtungen der Gegenwart der humane, alle schroffen Gegensätze ausgleichende und versöhnende Geist unsres Jahrhunderts zu seinem Rechte, und nicht die edlen Vorkämpfer einer freien und vernünftigen Weltanschauung müssen mit gebrochenen Schwingen an dem Widerstande eines brutalen Herkommens erlahmen, sondern wir sehen Diejenigen durch eigene Schuld zu Grunde gehen, welche den bornirten Eigensinn ihrer veralteten Denkart selbstsüchtig den Anforderungen der neuen Zeit entgegenstemmen.

Während so die besseren Romanschriftsteller unserer Tage die tiefsten Probleme der Zeit künstlerisch zu bewältigen suchen und ein culturhistorisches Gesammtbild ihrer Bestrebungen entrollen, das noch künftigen Geschlechtern lehrreich und interessant bleiben wird, trägt auch das ephemere Mittelgut der heutigen Unterhaltungsliteratur, welches von Messe zu Messe auftaucht und verschwindet, durchschnittlich ein ganz anderes Gepräge, als zu Ende des vorigen und in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. Die phantastische Welt der Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten findet im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen so wenig mehr einen Platz, wie das empfindsame Familienidyll Lafontaine'scher Romane, an dem sich unsere Großmütter erbauten. Jemehr sich der Gesichtskreis der allgemeinen Bildung erweitert, je weniger das heutige Geschlecht an die heimathliche Scholle gebunden ist, desto lebhafter wächst in allen Schichten des Volkes das Verlangen, einen Blick in das reich bewegte, hastig aufgeregte Leben in Näh' und Ferne zu thun. Diesem prickelnden Verlangen nach einer oberflächlichen Beschäftigung mit den verschiedenartigsten Interessen des modernen Lebens kommt freilich die Masse der heutigen Romanliteratur nur allzu willfährig entgegen. In zusammenhangslosem Wechsel, wie die Bilder eines Kaleidoskops, schwirren die Scenen und Ereignisse an dem Leser vorbei, und was ihm als ein Spiegelbild der Wirklichkeit geboten wird, ist in manchen Fällen nur ein abenteuerlicher Wirrwar erhitzter Imagination. Die Stoffe sind dem realen Leben entnommen, aber die Behandlungsweise erinnert häufig aufs Haar an die tolle Phantastik des alten Ritter- und Räuberromans, die heuzutag unter dem Aushängeschilde des historischen, politischen, erotischen, des Künstler- und des Verbrecherromans, mit den Heroengestalten der Geschichte und Literatur, mit den barbarischen Sitten halbcivilisirter Völker oder mit den Nachtseiten psychischer Verirrungen ihr spukhaftes Spiel treibt. Das sind arge Uebelstände, gewiß! — aber wir haben alle Ursache, uns des vielen Vortrefflichen zu freuen, das alljährlich in einer verhältnißmäßig neuen, sein Gesetz erst suchenden Kunstgattung geschaffen wird, und mit Befriedigung anzuerkennen, daß selbst das Mittelgut unsrer Unterhaltungsliteratur sich, trotz all seiner Schwächen, auf einen ungleich höheren Standpunkt, als vor wenigen Decennien, erhoben hat.

Die Statistik im Dienste der nationalökonomischen Theorie.

Einfluß der Productionskosten auf die Preise.

Von
E. Laspeyres.
Gießen.

Bei unseren Untersuchungen in der Deutschen Revue, wie weit man schon im Stande ist nationalökonomische Fragen statistisch zu erforschen, waren wir meistens nur so glücklich zeigen zu können, daß wir dermaleinst bei besserer wirthschaftlicher Statistik nicht nur praktische Einzelfragen, sondern auch Prinzipienfragen statistisch der Lösung viel näher bringen können als bis jetzt mit unserer überaus mangelhaften Wirthschaftsstatistik, daß wir also mit Freuden jede Erweiterung der Wirthschaftsstatistik begrüßen müssen.

Heute wollen wir, anknüpfend an den neulich behandelten Einfluß der Getreideernten auf die Getreidepreise, untersuchen, welchen Einfluß die Productionskosten auf die Preise aller Waaren ausüben, so weit wir hier die Statistik schon verwenden können.

Auf die reine abstracte Lehre, wonach sich die Preise der Waaren richten, wollen wir uns ausführlich nicht einlassen, da hier fast Alles noch sehr bestritten ist. Der Streit dreht sich allerdings weniger darum, welche Umstände für die Preisbildung von Wichtigkeit sind, als vielmehr um die Stärke, mit welcher jeder Umstand einwirkt, und diese quantitative Untersuchung läßt sich ja überhaupt nur dermaleinst mit der Statistik führen.

Wie man sich auch den Einfluß der verschiedenen preisbestimmenden Momente denken mag, darüber herrscht so ziemlich communis opinio, daß einmal die Productionskosten bei der Preisbildung eine Rolle spielen, andererseits das Verhältniß von Angebot zu Nachfrage; auch wird man kaum bestreiten wollen, daß der jeweilige Preisstand besonders von Angebot und Nachfrage, der langjährige Durchschnittspreis besonders von der Höhe der Productionskosten abhängt.

Was Angebot und Nachfrage angeht, so ist unter Veränderung derselben allerdings sehr Verschiedenes zu verstehen. Die frühere Nationalökonomie legte ein zu großes und zu ausschließliches Gewicht auf die Größe des Angebots, auf die Größe der Nachfrage, neuerdings legt die Nationalökonomie mit Recht ein großes Gewicht auch darauf, wie dringlich das Angebot und die Nachfrage auftritt. Es ist in Deutschland besonders das Verdienst von Brentano in Breslau für Angebot und Nachfrage von Arbeit nachgewiesen zu haben, in welch ungünstiger Lage in den meisten Fällen die Arbeiter in Bezug auf das Angebot ihrer Arbeit sich befinden, weil das Angebot von Arbeit, je ärmer die Arbeiterbevölkerung ist, um so dringender auftritt, d. h. im Nothfalle lieber noch zum Schleuderpreise die Arbeit verkauft, als gänzlich verhungert. Aber nicht nur bei der Arbeit, auch bei Waaren spielt die Dringlichkeit des Angebots eine bedeutende Rolle, nur ist dieselbe statistisch besonders schwer faßbar. Desgleichen für die Arbeit legt Brentano ein Hauptgewicht darauf, ob das Angebot ein monopolistisches ist, d. h. von Wenigen oder

gar nur Einem ausgeht, oder ob es stark concurristisch auftritt, d. h. in kleinen Quantitäten von Vielen angeboten. Auch hierin steht der Arbeiter ungünstig und geht das Bestreben der Arbeiter ganz richtiger Weise dahin, durch Vereinigung der vielen Arbeiter zu wenigen Arbeitervereinen (Gewerkvereinen), welche mit den Arbeitgebern über die Arbeitsbedingungen mehr monopolistisch verhandeln, sich von dem concurristischen Angebot der Arbeit zu emancipiren. Dieselbe Vereinigung der Arbeiter ist auch im Stande, das Arbeitsangebot ihrer Angehörigen weniger dringlich zu machen, indem sie durch ein geregeltes Unterstützungswesen den Zwang, sich jeder Arbeitsbedingung zu fügen, bedeutend abschwächt.

Wie Angebot und Nachfrage auf die jeweiligen Preise der Waaren einwirken, läßt sich statistisch schwer ermitteln, weil wir höchstens die Preise, nicht aber das Angebot und die Nachfrage kennen, weder nach Größe noch nach Dringlichkeit, noch nach der — wenn wir das schwerfällige aber bezeichnende Wort gebrauchen dürfen — Concurristischkeit.

Nur gerade bei den Ackerbauproducten, in denen das Angebot von Jahr zu Jahr durch den Ernteausfall bedingt sehr stark schwankt, kennen wir ab und zu die Größe des Angebots, und können wir auch zur Noth die Dringlichkeit des Angebots, soweit sie in der Verderblichkeit des Gegenstandes liegt, beurtheilen. So ist die Verderblichkeit der Kartoffel einer der Gründe, aus denen die Kartoffelpreise sich stärker nach dem Ernteausfall richten, als z. B. die Weizenpreise, weil Weizen von einem Erntejahr auf das andere übertragen werden kann, die Kartoffel aber nicht.

Bei den Ackerbauproducten können wir auch untersuchen, wie die Productionskosten auf die Preise einwirken, da hier das Angebot, soweit dasselbe Ausfluß des Ernteertrages, nicht auch der Einfuhr- und Ausfuhrmöglichkeit ist, sehr stark von den Productionskosten abhängt. Man kann die Verschiedenheit des Ernteausfalls von Jahr zu Jahr auch umgekehrt ausdrücken als Verschiedenheit der Productionskosten von Jahr zu Jahr. Die Productionskosten sind in der Landwirthschaft jedes Jahr nahezu die gleichen, die Hauptposten, Verzinsung des Grund und Bodens, Verzinsung und Amortisation des sonstigen stehenden Kapitals schwanken wenig, die Rohmaterialien, namentlich das Saatkorn, welches von Jahr zu Jahr im Preise schwankt, macht wenig aus, die Löhne bleiben von Jahr zu Jahr sehr gleich. Mit diesen jährlich nahezu gleichen Productionskosten werden jährlich sehr ungleiche Productenmengen gewonnen, z. B. um das im letzten Artikel gebrauchte Beispiel der Kartoffelernte zu benutzen, mit jedesmal 100 Productionskosten werden in einem guten Jahre gewonnen 129, in einem schlechten nur 66. Statt nun zu sagen: mit gleichen Productionskosten (100) werden ungleiche Mengen (129 und 66) gewonnen, kann man auch sagen: eine gleiche Productenmenge (100) werde in einem guten Jahre gewonnen mit kleineren Productionskosten (78) nach der Proportion 129 : 100 = 100 : 78, oder eine gleiche Productenmenge (100) wird in einem schlechten Jahre gewonnen mit großen Productionskosten (151) nach der Proportion 66 : 100 = 100 : 151. Hiernach erhielten wir dann für das Verhältniß der Kartoffelernte resp. umgekehrt für das Verhältniß der Productionskosten zum Kartoffelpreise folgende Zahlen:

	Betrug die Ernte gegen die 14jährige Mittelernte = 100 gesetzt:	oder waren umgekehrt die Productionskosten gegen die 14jährigen mittleren Productionskosten = 100 gesetzt:	so stand der Preis gegen den 14jährigen Durchschnittspreis = 100 gesetzt, wie:
2 Jahre . .	66	151	139
2 Jahre . .	83	121	113
2 Jahre . .	96	114	107
2 Jahre . .	103	97	104
2 Jahre . .	110	91	90
2 Jahre . .	113	89	77
2 Jahre . .	129	78	72
Durchschnitt	100	100	100

Vergleicht man jetzt die beiden letzten Zahlenreihen, so gehen Productionskosten und Preis sehr genau mit einander, nur sieht es aus, als ob bei hohen Productionskosten der Preis nicht ganz der Productionskostensteigerung entsprechend stiege, hingegen bei niedrigen Productionskosten stärker sänke, denn Steigerungen der Productionskosten auf 151 resp. 121 steigerten den Preis nur auf 139 resp. 113 während Senkungen der Productionskosten auf 89 resp. 78 den Preis auf 77 resp. 72 senkten. Träfe dies allgemein zu, so hieße dies, daß eine schlechte Ernte trotz der daraus folgenden Preissteigerung den Landmann doch schlechter stellt, als eine gute Ernte, trotz der daraus folgenden Preissenkung, daß also zwischen Consumenten und Producenten Interessenharmonie herrscht. Ob dieses allgemein zutrifft, ist aber noch eine völlig offene Frage, auf welche wir hier nicht eingehen können. Genug, daß die Erntestatistik für die Theorie der Preisbildung ein höchst werthvolles Material ist, welches zu cultiviren im höchsten Grade dermaleinst lohnen wird, da wir nur in seltenen Fällen die Productionskosten kennen und weil wir zu gleicher Zeit, was die Preise betrifft, hier eine zuverlässigere Statistik besitzen, als für die meisten anderen Waaren.

Die Productionskosten der Waaren sind fast durchweg Geschäftsgeheimniß der Producenten, darum ist es zum Beispiel auch so schwer für die praktische Frage der Schutzzölle genau zu ermitteln, ob durchschnittlich eine Industrie, etwa die Baumwollenspinnerei, in einem Lande unter ungünstigeren Bedingungen producirt, als in anderen Ländern und wie groß diese Ungunst der Productionskosten ist.

Wollen wir trotzdem versuchen zu ermitteln, ob eine Veränderung in den Productionskosten eine Veränderung in den Preisen hervorruft, so müssen wir Verhältnisse nehmen, in denen es wenigstens keinem Zweifel unterliegt, daß die Productionskosten sich stark verändert haben, wenn wir auch nicht angeben können, wie stark die Veränderung in den Productionskosten war, und müssen wir weiter Verhältnisse nehmen, in denen es keinem Zweifel unterliegt, daß in einer großen Reihe von Fällen die Veränderungen der Productionskosten stärker gewesen sind, als in mehreren anderen gleich großen Reihen von Fällen.

Für zwei derartige Betrachtungen haben wir ein leidlich genügendes Material von Preisangaben.

1. In den Preisen der Waaren eines großen Handelsplatzes, der hauptsächlich nur mit Producten anderer Gegenden handelt, sagen wir Hamburg, müssen eine Rolle spielen einmal die Kosten, welche die Herstellung dieser Waaren am Pro-

ductionsort, und zweitens die Kosten, welche die Herbeischaffung dieser Waaren zu dem Handelsplatz verursacht hat. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts hat der Ausbau des Eisenbahnnetzes in Europa und anderwärts den Theil der Productionskosten, welcher in Transportkosten besteht, bedeutend verringert. Diese Verringerung der Transportkosten mußte verhältnißmäßig denjenigen Waaren am meisten zu gute kommen, welche bei sehr großem Gewicht und Volumen einen nur geringen Werth haben, also per Centner wenig kosten, während sehr werthvolle Waaren von der Transportkostenabnahme wenig verspürten. Wären z. B. durch die Eisenbahnen die Frachten um die Hälfte gesunken, so würden am Handelsplatze die Waaren, welche am Erzeugungsorte 1 Mark per Centner werth waren und welche früher auf 100 Kilometer Entfernung bei 1 Pfennig Fracht per Kilometer 2 Mark kosteten, auf 1,5 Mark herabgehen, also um 25 pCt., hingegen Waaren, welche 100 Mark per Centner am Erzeugungsort und 101 Mark am 100 Kilometer entfernten Handelsplatz galten, nur von 101 auf 100,5 Mark, also noch nicht um ½ pCt. herabgegangen sein. Darnach müßten in Hamburg durchschnittlich die Waaren, welche einen geringen Werth per Centner haben, mehr im Preise gesunken sein als die Waaren mit hohem Werth per Centner. So einfach stellt sich freilich die Sache statistisch nicht, denn die Waaren sind durchschnittlich seit der Mitte unseres Jahrhunderts durch die Entwerthung der Edelmetalle im Preise gestiegen, darum wird das Resultat sein müssen, daß, wenn alle Waaren im Durchschnitt in Hamburg gestiegen sind, die werthvolleren Waaren, bei denen die Transporterleichterung von geringem Belang war, mehr gestiegen sind als die weniger werthvollen, bei denen die auf Rechnung der Geldentwerthung zu setzende Vertheuerung ein Gegengewicht in der Abnahme der Transportkosten fand. Wir haben 310 verschiedene Hamburger Waaren, deren Durchschnittswerthe per Centner wir kannten, geordnet von der werthvollsten, deren Werth bis in die Tausende Mark per Centner geht, bis zu der mindest werthvollen, deren Werth unter einer Mark per Centner bleibt. Diese nach dem einen Gesichtspunkte geordneten Waaren theilten wir dann in drei Gruppen von je 100 resp. 110 Waaren. Der Durchschnittswerth per Centner in den 100 mindestwerthigen Waaren stellte sich auf 11,31 Mark, der Durchschnittswerth der zweiten 100 Waaren auf 36,84 Mark und der der letzten 110 Waaren auf 362,70 Mark. Nach unserer Theorie hätten also nach eingetretener allgemeiner Transportverbilligung die werthvollsten Waaren mehr steigen müssen als die weniger werthvollen. Das ist auch in hohem Grade der Fall. Im Durchschnitt der 10 Jahre 1861—1870 stehen die Preise der 110 werthvollsten Waaren mit 362,70 Mark per Centner um 26,9 pCt. höher als im Durchschnitt der Jahre 1847—1850 die 100 Waaren mit 36,84 Mark per Centner nur 20,7 pCt. höher und endlich die mindest werthvollen Waaren mit nur 11,31 Mark per Ctr., sogar nur 16,6 pCt. höher. Zwischen den beiden extremen Gruppen, der einen mit 26,9, der anderen mit nur 16,6 pCt. Steigerung ist eine Differenz von 10 pCt. gewiß sehr viel in einem so kurzen Zeitraum.

Der Einfluß der Transportverbilligung würde unstreitig noch viel greller hervortreten, wenn wir lauter Waaren hätten vergleichen können, welche gleiche Transportstrecken durchlaufen, so aber befinden sich unter den werthvolleren Waaren, welche viel im Preise stiegen, auch Waaren, welche sehr weite Strecken durchliefen, also verhältnißmäßig doch auch trotz der geringen Verbilligung per Kilometer durch

die Menge der durchlaufenen Kilometer von der Transportverbilligung profitirten, ebenso befinden sich unter den weniger werthvollen Waaren, welche weniger stark stiegen, auch solche, welche, obwohl es schwere Güter sind, von der Transporterleichterung wenig Nutzen zogen, weil sie nur kurze Strecken transportirt wurden.

2. Den Einfluß abnehmender Productionskosten können wir auf ähnlichem Wege in einem andern Falle verfolgen: Die colossalen Productionsverbesserungen durch Erfindungen aller Art, chemischer wie mechanischer Natur, müssen den Manufacten mehr zu Statten gekommen sein als den Rohproducten des Ackerbaues, der Viehzucht, des Waldbaues, der Jagd und Fischerei, nicht als ob nicht auch bei Letzteren die Erfindungen eine verbilligende Rolle spielten, wohl aber weil hier dieser Verbilligung ein vertheuerndes Moment in dem theurer werdenden Factor „Natur" entgegenwirkt. Diesen Umständen entsprechend sind denn auch, wenn wir dieselben Waaren und dieselben Perioden benutzen, 1861—1870 gegen 1847—1850, die oben bezeichneten Rohproducte unter den 310 Hamburger Waaren um 32,9 pCt. gestiegen, hingegen die Manufacte und Bergbauproducte nur um 2,3 pCt. Mögen nun auch diese Manufacte in ihren Durchschnittswerthen zum Theil mit dadurch gefallen sein, daß geringere Qualitäten importirt wurden, so ist doch unmöglich die ganze Differenz in der Preisbewegung hierauf zurückzuführen. Daß die verarbeiteten Producte eben wegen ihrer billiger werdenden Verarbeitung im Preise weniger gestiegen sind als die Rohproducte, wird durch eine weitere detaillirte Untersuchung innerhalb der Manufacte bestätigt. Wir werden uns sagen müssen, daß auf eine je höhere Verarbeitungsstufe ein Rohproduct gebracht wird, dieses Endproduct um so weniger im Preise gestiegen sein muß. Diese Verarbeitungsstufe drückt sich aus in dem Mehrwerth, den das Manufact gegenüber dem Hauptrohmaterial, aus dem es gefertigt ist, erhält. Wir haben, um diese zu erforschen, unter den 310 Hamburger Waaren diejenigen Manufacte herausgesucht, von denen wir auch die Rohproducte unter den 310 Hamburger Waaren besitzen, es waren dies leider nur 58 Manufacte und die 58 dazu benöthigten Hauptrohmaterialien. Diese 58 Waaren haben wir in folgende drei Gruppen gebracht. In die erste nahmen wir die 22 Manufacte auf, welche um weniger als 100 pCt. Werthhöhung in der Verarbeitung erfuhren. Diese 22 Manufacte hatten durchschnittlich einen Werth von 163,20 Mark per Centner, ihre Rohmaterialien einen Werth von 135,90 Mark. Die durchschnittliche Wertherhöhung war also nur 20 pCt. In die zweite Gruppe faßten wir die zufällig gleichfalls 22 Waaren zusammen, welche mehr als 100 pCt., aber weniger als 500 pCt. gegen die Rohmaterialien im Werthe zunahmen. Diese Manufacte hatten durchschnittlich einen Werth von 99,90 Mark per Centner und waren hervorgebracht aus Rohmaterialien im Werthe von durchschnittlich 33,30 Mark per Centner. Die durchschnittliche Werthzunahme durch Verarbeitung stellt sich hiernach auf 200 pCt. Endlich vereinigte die dritte Gruppe die übrigbleibenden 14 Manufacte, welche mehr als 500 pCt. über den Werth der Rohmaterialien standen. Diese 14 Rohproducte waren durchschnittlich 40,50 Mark per Centner werth, die Manufacte daraus 447,00 Mark, die Werthzunahme im Manufact betrug durchschnittlich 1000 pCt.

Nimmt man alle 58 Manufacte einerseits und alle 58 Rohproducte andererseits zusammen, so waren die Rohproducte 70,80 Mark per Centner werth, die

Manufacte daraus 207,30 Mark, Wertherhöhung des Rohmaterials im Manufacte war 193 pCt. Diese 58 Rohproducte sind 1861—1870 gegen 1847—50 im Preis um 19 pCt. gestiegen, die Manufacte daraus nur um 11 pCt.

Ist nun die Größe der Verarbeitungsstufe oder die Verbilligung in den Verarbeitungsprocessen von Einfluß gewesen auf die Preisbewegung, dann müssen die Manufacte der Gruppe, welche die stärkste Verarbeitungsstufe repräsentiren, verglichen mit ihren Rohmaterialien, besonders wenig im Preise gestiegen sein. Das ist auch in der That der Fall. Während die Rohmaterialien aller drei Gruppen genau gleich stark, in jeder Gruppe nämlich rund 19 pCt. vertheuert waren, sind die am wenigsten verarbeiteten Producte mit durchschnittlich nur 20 pCt. Werthzunahme, in denen also mit anderen Worten die Rohproducte den Hauptkostenpunkt ausmachen, um fast ebensoviel gestiegen als die Rohproducte, nämlich 16 pCt. Schon für die zweite Gruppe mit durchschnittlich 200 procentiger Wertherhöhung der Manufacte waren die Manufacte nur um 8 pCt. gegen die vierziger Jahre gestiegen, endlich in der dritten Gruppe mit durchschnittlich 1000 pCt., waren die Manufacte nur um 4 pCt. theurer geworden. Fassen wir das Resultat zusammen, so sind die am wenigsten verarbeiteten Producte nur um 3 pCt. weniger gestiegen als ihre Rohmaterialien, die schon mehr verarbeiteten um 10 pCt. weniger als die Rohmaterialien, und die am allermeisten verarbeiteten Producte gar um 15 pCt. weniger als ihre respectiven Rohmaterialien.

Für ein so kleines Beobachtungsmaterial ist das gewiß schon ein recht frappantes Resultat.

Das ausgedehnteste Material, welches aber für diese Frage verwerthbar ist, dürfte die Statistik der Fleisch-, Getreide- und Mehlpreise sein, welche die Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus seit Jahren publicirt. Mit dem 1. Januar 1875 ist in den mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Städten die Mahlsteuer überall, die Schlachtsteuer mit ganz geringen Ausnahmen weggefallen. Dies ist einer Verringerung der Productionskosten gleichzuachten, die Preisbewegung nach Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer muß also zeigen, ob diese einmal ausnahmsweise auch in ihrer G r ö ß e bekannte Abnahme der Productionskosten eine eben so große Preisverringerung herbeigeführt hat, ob also die Preise proportional der Productionskostenveränderung sich ändern. Wir stehen leider erst im Anfang dieser auch für die Steuerpraxis höchst wichtigen, aber auch sehr mühsamen Untersuchung, werden aber nicht ermangeln, die Leser der Revue seiner Zeit, vermuthlich im Herbst dieses Jahres, mit den Resultaten unserer Untersuchung bekannt zu machen. Die Resultate für die schlesischen Städte finden sich bereits in der österreichischen statistischen Monatsschrift.*)

*) Vergleiche E. Laspeyres, Statistische Untersuchungen über den Einfluß einer Steueraufhebung auf die Preise der bisher besteuerten Producte. Oesterreichische statistische Monatsschrift, Jahrgang 1877.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„La Revue des deux mondes“ v. 15. Mai u. 1. Juni enthält: Die Vorstellung Johann Téterols. I. Theil. Von Victor Cherbouillez. — Die Bank von Frankreich während der Commune. I. u. II. Von Maxime du Camp. — Die Krankheit des Pessimismus im 19. Jahrhundert. III. Von E. Caro. — Voltaire nach neueren Forschungen. Von F. Brunetière. — Ein König und ein Papst. II. Pius IX. und der heilige Stuhl. Von Anatole Leroy-Beaulieu. — David von Angers, seine Werke und Lehren. Von Henri Delaborde. — Der Roman eines Malers. I. Theil. Von Ferdinand Fabre. — Die Kindheit in Paris. IV. Die Landstreicher. Das Centraldepot. Die Aufsicht über die möblirten Wohnungen. Von Othenin d'Haussonville. — Studien über die öffentlichen Arbeiten. Von H. Blerzy. — Baschinka, Bilder aus dem Leben der polnischen Juden. Von L. Herzberg-Fränkel. — Die Wiederaufnahme der Silberwährung in den Vereinigten Staaten und das Project einer internationalen Conferenz. Von Victor Bonnet. — Eine Einführung in der französischen Akademie. Von G. Valbert.

„La Revue historique. (Mai, Juni.) E. Mercier: Die Schlacht von Poitiers (732) und die wahren Ursachen der Zurückschlagung der arabischen Invasion. A. Sorel. — Der Friede von Basel. 1795. Forts. Vermischtes und Urkunden: Die Belagerung von Rouen durch Heinrich IV. (1592). Von L. Leger. — Urkunden über die Decorationen während des Consulats. Von Jean Destrem. — Die Bulle des Papstes Paul IV., welche die Colonna's excommunicirt. Von G. Duvuy.

Italien.

„La Rivista Europea.“ (1. Mai u. 16. Mai.) Die Geschichtsforschungen in Italien seit 1859. Von A. Cosci. — Ueber die Oekonomie der Geisteskräfte in den italienischen Schulen. Von Bartol. Fontana. — Aus Anlaß eines neuen Werkes von Versi. Von Giov. Alfr. Cesareo. — Ueber den deutschen Einfluß auf die moderne italienische Lyrik. Von Antonio Zardo. — Ueber die Studien, betreffend den Camillo Porzio und dessen Werke. Von Giambattista Beltrani. — Edgar Poe und sein noch nicht veröffentlichtes Werk. Von X. Y. Z. — Die Zwillinge. Von A. Romizi. — Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntniß. Von Prof. von Nägeli aus München. — Die Päpste und die Kirche gegenüber der Geschichte. Von G. Fanti. — Die englischen Universitäten. Von V. de Tivoli. — Guido Cavalcanti. Von Nicola Arnone. — Frühlingslied. Von Giov. Alfr. Cesareo. — Die falsche Bäuerin des Puschkin. Von E. Z.

Spanien.

„Revista de España.“ (Mai.) Denkschrift und Commentare über die Belagerung von Cartagena. Von José Lopez Dominguez. — Die Bewegung der Bevölkerung Spaniens während des Jahrzehnts von 1861 bis 1870. Von J. Jimeno Agius. — Die Diplomatie im 17. Jahrhundert. Von Vicente Tinafero. — Das Telephon. Von Ant. Rave. — Die erste Kammer aus der Restauration. Von Aureliano Linares Rivas. — Die religiöse Freiheit. Von Angelmo Fuentes. — Charakteristische Eigenthümlichkeiten der arabischen Cultur. Von Rafael Contreras. — Gesichtspunkte für die Geschichte der Carikatur. Von Jacinto Octavio Picon.

„La Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti.“ (Mai-Heft.) Die Allianz Italiens im Jahre 1869 und 1870. Von Bonghi. — Das Problem der Religion. Das Erfassen des Unbegrenzten. Von Max Müller. — Giorgio Byron. Von G. Boglietti. — Capri und die blaue Grotte. Von Cesira Pozzolini-Siciliani. — Die Reichthümer des Meeres. Eine aufgegebene Industrie. Von G. V. Vecchi. — Die Zukunft von Venedig. Von Paulo Fambri. — Rom und die Eisenbahnen. Von Marco Minghetti. — Die politischen Parteien in der griechischen Poesie. Von F. Zambaldi. — Friedrich der Große und Voltaire. Von Emilio Broglio. — Valentina. Aus den Erinnerungen

eines Malers. Von Grazia Pierantoni-Mancini. (Forts.) — Archäologische Fragen betreffs der bemalten Gefäße. Von E. Brizio.

„La Civiltà Cattolica." (Mitte Mai.) Die Encyclica des neuen Papstes Leo's XIII. — Die Allianzen des Kaiserreichs in den Jahren 1869 und 1870. — Die göttliche Größe. — Ueber die Volkswahlen in der Kirche. — ꝛc.

England.

„Frasers Magazine". (Juni.) Vice-Admiral Baron von Tegethof. — Ueber das jüdische Proselytenthum vor dem Tituskriege. — Die Vergeltung der Renaissance. — Jean Reynaud. — Oben und Unten in der Phylologie. — Ueber die Jahreszeit der langen Tage. — Marie Wollstonecraft. — Die Eisenbahn-Commissionen und die Gesellschaften. — Die Gartenlandpächte. — Die Academie vom Azcabi. Theil I. — Epheublätter.

„The contemporary Review". (Juni.) Thatsachen des Fortschreitens in Indien. Von Prof. Monier Williams. — Ein neuer Versuch, die Vorbestimmung mit der moralischen Freiheit in Einklang zu bringen. Von Paul Janet. — Schottischer Einfluß auf die englische theologische Anschauung. Von Canonicus Vaughan. — Froudes Leben und das Zeitalter von Thomas Becket. Von Edward A. Freeman. III. Theil. — Sind die arbeitenden Classen unvorsorglich? Von George Howell. — Des Kardinals Manning wahrheitsgetreue Geschichte vom vaticanischen Concil. Von Prof. Friedrich. II. Theil. — Studien über das Antike. Von Em. Pfeiffer. — Das jüngste Gericht. — Die Hoffnung auf die Ewigkeit. Von Canonicus Farrar. — Zeitgenossen-Leben und Anschauung in Italien. Von Angelico de Gubernatis. — Desgleichen in Rußland Von T. S.

„The nineteenth Century". (Juni.) Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Türkei. Von Midhat Pascha. — Die Pocken und die Zwangsimpfung. Von Sir Thomas Watson. — Die Zukunft der englischen Frauen. Von Frau A. Sutherland Orr. — Die Religion der Griechen nach den Illustrationen aus griechischen Inschriften. Von C. T. Newton. — Voltaire und Madame de Chatelet zu Cirey. Von Frau Clarke. — Kanada's politische Bestimmung. — Froude und die Grundherrn Irland's. Von Ritter von Kerry. — Die Aussöhnung von Kirche und Staat. — Von Lordbischof von Gloucester und Bristol. — Der sociale Ursprung von Nihilismus und Pessimismus in Deutschland. Von Dr. Waldstein. — Moderne Wissenschaft. — Die Freiheit im Osten und Westen. Von Gladstone.

„The Fortnightly Review". (Juni.) Die Furcht und der Widerwille in der Wissenschaft. Von G. H. Lewes. — Emilio Castelar. Von M. E. Grant Duff. — Asiatische Streitkräfte in unseren europäischen Kriegen. Von W. R. Greg. — Shelleys letzte Tage. Von Richard Garnett. — Die politischen Abenteuer Lord Beaconsfield's. III. — Liberalismus und Kirchenstreit. Von Edward Jenkins. — Charles de Bernard. Von Georg Saintsbury. — Die Zukunft der asiatischen Türkei. Von James Bryce. — Das Transvaalsche und Zulu-Land. Von J. Sanderson. — Einheimische und auswärtige Angelegenheiten.

Nord-Amerika.

„The North American Review". (Mai-Juni.) Ist die republikanische Partei in ihrem Todeskampfe? Von Senator Howe. — Die Souveränität der Sittengesetze. Von R. W. Emerson. — Handelsbeziehungen mit Frankreich. Von J. S. Moore. — Die Zucht auf amerikanischen Universitäten. Von James Mac Cosk. — Die Armee der Vereinigten Staaten. Theil II. Von General James A. Garfield. — Ist der Mensch ein vollkommenes Geschöpf? Von den Pfarrern Frothingham und Chambers. — Der unvermeidliche Conflict in der Schwebe. Von Senator Cameron. — Chinesische Einwanderung. Von J. Dee. — Der Phonograph und seine Zukunft. Von Thomas A. Edison. — Literatur der Neuzeit.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 11. August 1878.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 11.

(August 1878.)

Berlin, 1878.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Rundschau über das nationale Leben.

Allgemeiner Theil.

Der schützende Schutzgenosse.

Novelle
von
Ferdinand Kürnberger.

(Schluß.)

VIII.

Mit dem Handelsgerichte hatte Mörner Glück. Der Kosak, welcher Präsident desselben war, stand, wie wir wissen, in Sangas und Schulefs Schuld; aber just dieser Umstand, scheinbar so ungünstig für Mörners Sache, half ihm direkt. Der Kosak benützte nämlich seine vortheilhafte Lage, um auf Sanga und Schulef einen erpressenden Druck auszuüben. Aber sei's, daß er seinen Bogen zu straff spannte, oder der Geiz seiner Freunde zu groß war; genug, er befand sich bald in der Situation so vieler Politiker, welche eine Demonstration machen, ohne ihren Zweck der Einschüchterung erreichen zu können: er mußte seine Drohungen ehrenhalber und gleichsam gegen seinen Willen ausführen. Er ließ das Handelsgericht bald und gerecht Mörners Proceß entscheiden, also die Firma Sanga und Schulef zur Zahlung verurtheilen.

Alle Jahr einen Rubel, sagte Sanga; um Gotteswillen, ruiniren Sie mich nicht! schrie Schulef, alle hundert Jahr eine Kopeke. So trieben sie ihren Spott mit den Zahlungsterminen. Sie lachten und höhnten. Kreibel hatte richtig vorausgesagt: Die Entscheidung des Handelsgerichtes war machtlos. Mörner mochte sich zeigen wann immer, und Vorschläge machen wie er wollte; er wurde einfach ausgelacht. Die Gegenvorschläge waren eine Satyre auf jeden Ausgleich.

Eines Tags endlich griff Mörner zu seiner letzten und langgesparten Waffe. Er setzte sich hin und schrieb: „Finden Sie sich im Laufe von achtundvierzig Stunden nicht bei mir ein, um meine Forderung an Sie mit drei Vierteln ihres vollen Betrages baar zu berichten, so werde ich Sie auf der Börse aufsuchen und daselbst in einer Weise beschimpfen, daß Sie gezwungen sein werden, davon Kenntniß zu nehmen. Sollten Sie mir ein- oder zweimal aus dem Wege gehen und weiterhin dennoch wagen, Ihr Gesicht an der Börse zu zeigen, so werde ich meine Beschimpfungen

fortsetzen und zwar so lange, bis Sie sich gezwungen fühlen, entweder die Börse von Odessa für immer zu verlassen, oder das zu thun, was unter den gleichen Umständen selbst der Ehrloseste nicht vermeiden dürfte, — mich zu fordern."

Dieses Billet schickte er im Duplicat an Sanga und Schulef. Ruhig wartete der Ehrenmann die Wirkung davon ab.

Als Sanga sein Exemplar empfing, erblaßte er, gerieth in grenzenlose Wuth, stieß ein paar Tintenflaschen um, gab dem jüngsten Comptoirlehrlig eine Ohrfeige und rannte wie besessen zu Schulef. Seine schielenden Augen rollten so furchtbar, daß sie mit durchbohrenden Blicken gegenseitig sich selbst bedrohten. Auf der Mitte des Weges begegnete ihm, wie ein angeschossener Eber, zornschnaubend, mit rothem Gesichte und blutunterlaufenen Augen — der Russe Schulef.

„Ich wollte eben zu Euch," keuchte Schulef.

„Und ich zu Euch," sprühte Sanga.

„Da les't diesen Wisch!"

„Und diesen!"

Die Herren tauschten ihre „identischen Noten" aus. Hierauf blieben sie in der Mitte der Straße stehen, — die Odessaer-Straßen sind breit genug dazu — und sahen sich sprachlos einander an.

„Was nun?" fragte Schulef.

„Wir sind zu Ende," antwortete Sanga und zerknitterte mit einem Fluche sein Billet in der geballten Faust.

„Das ist der Erste, mit dem wir nicht fertig werden," knirschte Schulef.

„Wenigstens auf unserm gewöhnlichen Wege nicht," setzte Sanga hinzu.

Der Russe schlug sich vor die Stirn. „Wie schade, wie schade! Stünden wir mit ihm noch so gut, daß wir ihn auf eine Tasse Thee bitten könnten, — ich wüßte ihn gründlich abzufertigen."

„Luminös!" rief der Italiener und lachte wie ein gekitzelter Affe. „Ihr hattet eine Idee wie eine saëtta! Und Thee nimmt er so wie so, wenn nicht bei uns, doch zu Hause. Was meint Ihr zu seinem blödsinnigen Amoroso? Das Bürschchen, scheint mir, hat sein Verhältniß satt. Wie kopfhängerisch er herumschleicht! Es steht ihm an der Stirn geschrieben, daß er mit sich zerfallen ist. Oh, wie uns das entgegenkommt! Man hat Beispiele, daß so ein Ganymed, wenn ihm seine Rolle zum Ekel geworden, sich in den wüthendsten Feind seines — Protektors verwandelt. In solchen Fällen geschahen oft Thaten der Rache und der Verzweiflung, — wie wir sie brauchen können! Klopfen wir auf den Strauch. Gehängt will ich sein, wenn ihm dieser Abulis nicht einen Thee zubereitet, der unsre Rechnung auf ewig saldirt!"

Die würdige Firma versenkte sich in eifrige Besprechung dieses Gedankens.

Aber während sie noch redeten, sahen sie Abulis über die Straße gehen, welchen Mörner zur Post geschickt hatte.

„Der kommt gerufen!" schrie der Italiener. „Auf, Gevatter, das ist ein Omen! Der Würfel fällt, es soll sein. Keine Zeit verloren! Macht Euch an ihn, schleppt ihn ins Sabanski-Caféhaus; nagelt ihn fest."

„Und Ihr?"

„Oho, ich komme gleich nach. Hört, was mir einfällt. Ich fahre auf Dewitschei Pole und hole Sophiechen ab; was meint Ihr? Während Ihr ihm alle

guten Dinge der Welt verspricht, — Geld, Anstellungen, Reisen, überrumple ich ihn mit dem Mädchen und gebe ihm vollends den Rest. Die Teufelshexe ist ganz der Brander dazu. Er soll wissen, um wie viel besser es ist, Trinker zu sein, als Trinkgeschirr. Zur Kohle will ich ihn brennen!"

„Ein kapitaler Einfall, Gevatter! Recht habt Ihr. Ohne Mädchen kein Teufel. Unser ist er mit Haut und Haar, wenn unser Sophiechen über ihn kommt. Vorwärts! Paschol!"

Und thatlustig fuhren sie auseinander, der Eine in den nächsten Fiaker sich werfend, der Andere unserm armen Adulis nachjagend, wie eine Schleiereule einem harmlosen Mäuschen.

Verwundern wir uns nicht, daß wir im nächsten Augenblicke Schulef und Adulis in einer Laube von blühenden Topfgewächsen vor dem Sabanski-Café finden. Auch der bescheidenste Diener fühlt sich geschmeichelt und fängt an zuzuhören, wenn man ihm mit geschickter Trugrede beibringt, daß man ihm Wichtigkeit beilegt, daß er vermitteln, versöhnen, ausgleichen, kurz zwischen streitenden Parteien von Nutzen sein könne.

Mit solch einladenden Reden aber fing Schulef an. Als er damit erreicht hatte, daß ihm Adulis mit Zutrauen sein Ohr lieh, rückte er näher und näher. Adulis, in tiefster Unwissenheit über das Verhältniß, worüber er ausgeholt wurde, verhielt sich stumm, und da der Andere in seiner bösen verdorbenen Meinung diese Unwissenheit nicht voraussetzte, so hielt er sein Schweigen für Betroffenheit, für Zugeständniß. Er ging schon dreister vor. Endlich begriff, oder vielmehr errieth Adulis, daß ein Gefäß voll unreiner Gedanken und Absichten ihm gegenüber sitze, und namentlich daß ein böser Anschlag gegen seinen Herrn im Werke sei. Um über diesen fürchterlichen Argwohn sich Licht zu verschaffen, holte er nun seinerseits den Russen aus und stellte sich, als ob er anfange ihm entgegen zu kommen. Der Russe legte nun ganz seine Karte auf. Adulis verlor vor Schrecken und Abscheu fast die Besinnung. Er saß wie auf Kohlen. Sein Kopf schwindelte, er wünschte sich weit hinweg von diesem Gespräche. Er blickte nach Rettung aus, die ganze Straße, die ganze Welt schien ihm ein Paradies voll unschuldiger Menschen, er wollte vor Scham in den Boden sinken, daß nur er mit diesem Verpesteten das reine Sonnenlicht schände. Zuletzt sprang er auf und mit dem Rufe: O meine Zahnschmerzen! ich muß zu einem Zahnarzte, — hielt er einen vorbeifahrenden Fiaker an. Es war hohe Zeit, denn so eben stand ihm noch Gräuelhafteres bevor. In der nächsten Minute kam Sanga mit seinem „Richtchen" angefahren. „Schon fertig?" rief er verwundert, als er seinen Spießgesellen allein fand; „nun, wie gings?" Schulef aber, — sei's, daß ihn selbst die Eitelkeit täuschte, sei's daß ihn im unrechtesten Augenblick die menschliche Schwäche anwandelte, mit Erfolgen zu prahlen, — genug, das Schicksal dieser Firma sollte sich erfüllen, denn ein entschiedenes Verhängniß war es, daß Schulef antwortete: „Gut gings, Gevatter, gut. Zwar ein bischen kälbermäßig geberdete er sich für den Anfang, dafür ist er aber auch ein Neuling. Ich bin ganz zufrieden mit meinem Erfolg. Wir haben ihn, kein Zweifel, wir haben ihn!" — „Also drauf!" rief der Italiener mit mordfunkelnden Augen, „und das warme Eisen geschmiedet! Ganymed darf nicht zur Besinnung kommen. Vorwärts, in Teufels Namen!"

IX.

„Was ist Ihnen begegnet, Abulis? Sie sehen ja wie verwandelt aus!“ war Mörners erstes Wort, als sein Diener vom Postgange nach Hause kam. — Abulis war stumm und verlegen. — Mörner machte persönliche Bemerkungen nur aus Theilnahme und ließ sie fallen, wenn sie kein Echo fanden. Er sagte daher blos noch: „Es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind, denn so eben muß ich einen dringenden Gang machen und doch erwarte ich die Freunde zur Spielpartie. Empfangen Sie die Herren, wenn sie vor mir noch kommen sollten; in vierzig Minuten komme ich selbst wieder.“ — Damit verließ er das Haus.

Abulis brütete in sein Zimmer hin, faßte den Kopf in beide Hände und starrte ins Bodenlose. Es war der erste einsame Augenblick, dem furchtbarsten Eindruck seines Lebens ungestört nachzuhängen. Es geschah dann mit einer Selbstverlorenheit, worin ihm die ganze Welt unterging.

Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter: Monsieur Lequile, der französische Handelsconsul, Mörners Freund und einer der Spielpartner, stand in der Wohnung. „Munter, mein Lieber!“ rief der Franzose, „es ist keine Gefahr bei dem Handel. Geben Sie Acht, sie schießen sich nicht.“

Abulis fuhr auf. „Gefahr! schießen! Was ist das? Wovon sprechen Sie denn?“

„Nun, von seinem Handel mit Sanga und Schulef. Den kennen Sie doch?“

„Sehr genau.“

„Also dann wissen Sie ja, daß Herr Mörner die zwei Hallunken auf Pistolen gefordert hat, um couper court mit ihren Cabalen zu machen.“

„Mein Gott, nein! Kein Wort weiß ich! Was sagen Sie? Pistolen! Ich bin des Todes!“

„Ah, Pardon! Ein Mißverständniß, wie ich merke. Ich trat ein und fand Sie in einem so tragischen Abandon, daß ich dachte, Sie bekümmern sich über dieses Pistolenduell. Tant mieux, wenn ich irrte. Aber nehmen Sie auch Ihre amours nicht zu tragisch. Ein Junge wie Sie darf nicht seufzen. Hören Sie, Freundchen?“

„Herr Lequile, Sie zermalmen mich. Ein Duell ist im Zuge! Herr Mörner schießt sich! Ich komme von Sinnen! Abgründe von allen Seiten! Welch' ein neues Entsetzen! Herr Mörner schießt sich!“

„Eh non! Ich sage es Ihnen ja. Die Kerle sind Hasenfüße. Es kommt nicht dazu. Herr Mörner jagt sie ins Bockshorn. Geben Sie Acht, das Mittel wirkt. Die Spitzbuben zahlen.“

„Sie zahlen nicht!“ schrie Abulis heftig. „Sie denken nicht daran! Sie denken an ganz andere Auswege. Mein Gott, mein Gott! auch das noch! Welche Gefahren bedrohen uns überall!“ — Der Jüngling war außer sich. Er irrte händeringend im Zimmer herum und rang vergebens nach Fassung.

Jetzt trat Herr Pogowitsch ein, ein anderer Theilnehmer der Spielpartie. Er war der Polizeidirektor von Odessa und mit Lequile einer der Wenigen, mit welchen Mörner in Odessa Freundschaft geschlossen. Abulis war froh, sich zurückziehen zu dürfen. Es stürmte zu heftig und verworren in ihm.

Es war Mörners Abendordnung, wenn er eine Spielpartie hatte, daß das

Spiel dem Thee vorherging, denn mit diesem beschloß er den Abend und begab sich dann bald zu Bette.

Während die Herren im ersten Zimmer nun spielten, brütete Adulis im dritten. Er hielt sich im Dunklen und machte die Kämpfe dieses Tages und Abends durch. Es dauerte lange; es war ihm Zeit gegönnt.

So kam er endlich zum Thee, den er bediente, mit Fassung. Aber mit welcher Fassung! Er sah aus, wie der Geist seiner selbst. Alle Aufregung, alles zitternd-Nervöse und Bewegte war aus seinen Zügen verschwunden. Sie waren steinern und kalt. Ein Entschluß hatte sich durchgekämpft, ein Gedanke und Wille. Aber der Kampf hatte Alles gekostet. Die Kräfte waren verbraucht, die Ruhe des Entschlusses war Tod. Mörner hätte zum zweitenmale sagen können: Sie sehen ja wie verwandelt aus!

Aber er sagte es nicht. Er sagte jetzt mehr und weniger. „Adulis, Sie sind krank," sagte er, „gehen Sie zu Bette. Willigen Sie endlich ein, daß den Thee die Antschi bedient. Ich werde sie Ihnen auch selbst zur Bedienung nachschicken."

Adulis schlug das Auge zu ihm auf. Mörner war betroffen, der Blick sagte ihm, daß er um das Duell wisse, und war ein Vorwurf, daß er ihm's verschwiegen. Welche Augen! Adulis hatte Blicke, welche von Seele zu Seele gingen.

Der Russe Pogowitsch inzwischen brummte gutmüthig: „Unser Söhnchen bekommt wohl das Steppenfieber. Die Fremden bekommen es oft, aber gestorben ist noch keiner daran."

„Ja, ja," spottete Lequile, „Euer Paris des Pontus macht uns Alles nach, nur unsere Pariser Veilchenluft nicht."

So hatten sie ihn angesehen und angesprochen, alle Drei: Die erste Pein der Verlegenheit war überstanden. Adulis gab sich von innen heraus und fast sichtbar den letzten Anstoß gegen die Schüchternheit seines Dastehens und sagte dann, wie Einer, der auf Leben und Tod an sein Werk geht: „Meine Herren, sind Sie Jäger?"

„Ah, er spricht schon im Fieber!" murmelte der Russe; aber der Franzose ging auf die Frage ein, weil den Gesprächigen jedes Gespräch interessirt. Er antwortete: „Berufsjäger sind wir natürlich nicht, aber jeder Gentleman jagt. Warum fragen Sie das? Haben Sie Lust, eine Jagdpartie mitzumachen?"

Adulis verneinte. „Wenn Sie jagen, fuhr er fort, dann sagen Sie mir Folgendes: Geht man auf der Jagd immer offen zu Werke, oder ist auch List und Hinterhalt erlaubt?"

„O, das ist ja der Hauptspaß! Was wäre Jagd ohne ruse de guerre?"

„Das dachte ich auch. Die Robbenfänger, las ich einmal, gehen sogar so weit und stecken sich in Robbenfelle, kriechen auf allen Vieren herum, machen den Robben pantomimisch ihre Bewegungen nach, was sehr possirlich sein soll, — kurz machen von der List den weitesten Gebrauch, um die armen sanften Thiere in den Tod zu locken."

„Er fiebert nicht," flüsterte Pogowitsch und Lequile sagte gespannt: „Sprechen Sie weiter, junger Mann."

Adulis that es. „Das thut die Jagd, sagte er; die Jagd auf die sogenannten wilden Thiere. Und nun die höchste der Hochjagd? Die Jagd auf wilde Menschen,

auf Bestien, auf Ungeheuer, auf Meuchelmörder, auf Giftmischer? Meine Herren, was thut diese Jagd? Genirt sie sich? hat sie point d'honneur? jagt sie mit Scrupeln, mit Goldwagen, mit Sammthandschuhen? Ist List und Hinterhalt nicht auch gegen das menschliche Raubthier erlaubt?"

„Unter Umständen, ja!" sagte der Konsul Lequile, und Pogowitsch, der Polizeidirektor, beeilte sich hinzuzusetzen: „Unter sehr vielen Umständen!"

Abulis hob seine Stirn und fuhr mit freierem Brusttone fort: „Meine Herren, Sie nehmen mir eine schwere Last von der Seele! Es existiren hier in Odessa zwei Bösewichter, welche Sie kennen oder vielmehr nicht kennen, denn in ihrer wahren scheußlichen Gestalt kenne nur ich sie und auch erst seit wenigen Stunden. Ich sage nicht mehr, als daß diese Unholde mich selbst zum Meuchelmörder gedungen haben. Das hat mich krank gemacht! Ja, ich bin krank: aber kein Bettkranker. Ich bin krank am Entsetzen. Damit winkt mir kein Schlaf, — kein Bett, — ich wache heut Nacht wie ein Jäger. Ein Netz habe ich gestrickt und eine Fallgrube gegraben, — einen Jagdplan gebaut auf List und Hinterhalt. Wie Todesschweiß brach es mir aus, ob er gelingen wird, denn nur durch Sie kann er gelingen. Und ach, Sie sind Männer und ich nur ein . . . Knabe. Durfte ich mich unterstehen, Männer wie Sie in den Hinterhalt zu legen, welche gewohnt sind, offen zu kämpfen und den Feind an der Stirne zu packen? Aber dieser Feind hat keine Stirne! Er ist ein feiges tückisches Wesen, er geht mit Meuchlergedanken um, und ich wußte mir weder Hilfe noch Rettung, wenn es nicht erlaubt war, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Gott sei Dank, Sie sagen, es ist erlaubt! Sie ersparen mir eine Criminalanzeige und gerichtliche Verhöre und Proceduren, — ach, ich hätte sie nicht ausgehalten und sie hätten auch nichts genützt, denn ich habe ja keine Zeugen. Nein, nicht ans Gericht durfte ich denken. Ich mußte mir den Muth fassen, drei Männer zu einer abenteuerlichen Knabenlist aufzufordern, zu einem kindischen Einfall, wie ich mir selbst sagte, und doch sagt' ich mir auch: es giebt keinen andern! Es muß gewagt werden! Der Schlag muß gelingen; Sie dürfen nur Ja sagen. Kommen Sie morgen zu einem Spiel, wo um Mörderköpfe gespielt wird. Schenken Sie uns eine Stunde des Tages — nur den vierten Theil davon brauchen wir. Sagen Sie, daß Sie kommen! Sagen Sie, daß Sie mir vertrauen! Wenn Sie Jäger sind, meine Herren, so versuchen Sie es mit meiner Jagd. Helfen Sie mir zu dem Wild, das ein Tiger ist! Bin ich krank, so machen Sie mich gesund und erfüllen Sie meine Bitte. Sagen Sie nein, so überlebe ich diese Nacht nicht. Sagen Sie ja, so triumphiren wir Alle."

„Bei der Iberischen Muttergottes," rief Pogowitsch, „das Kind ist ganz Polizei! Er definirt unsre kunstvollste Praxis. Wie oft thun wir das Räthselhafte, ja das scheinbar Absurde und knüpfen unsere Fäden an Punkten an, wo Andere den leeren Raum oder die helle Narrheit erblicken! Ich verstehe ihn ganz. Sollst Recht haben, mein Söhnchen, sagte er zu Abulis, welchen er immer duzte, wenn er gemüthlich wurde. Morgen um drei Uhr steht Dir der Polizeidirector von Odessa zur Verfügung."

„Pour la curiosité du fait," schwur der Franzose, „ich halte mit! Origineller ist noch nie eine Jagdpartie arrangirt worden!"

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, meine Herren!“ rief Abulis. „Also morgen um drei Uhr! Um diese Zeit, Herr Mörner, haben Sie Ihr Geld und behalten Ihr Leben. Um diese Zeit gebe ich Feuer auf Sanga-Schulef, nicht Sie; — Ihnen stellt man sich nicht.“

Wie auf Flügeln der Begeisterung gehoben und als ein dreimal Verwandelter sprach Abulis diese Worte. Er eilte hinweg und die drei Männer hatten den Eindruck — daß etwas Wunderartiges durch ihr Leben gegangen!

Auf seinem Zimmer aber schrieb er folgendes Billet: „Ich ergreife diese Feder zitternd vor Zorn über meine häuslichen Verhältnisse. Ich erlebe so eben, was mich zum Aeußersten treibt. Wäre ich vor wenigen Stunden in dieser Verfassung gewesen, Sie hätten mich im Sabanski-Café entschlossener gefunden. Also morgen! Ich halte meiner Zahnschmerzen wegen Clausur und müßte ohnedies das Haus hüten, weil Herr Mörner aufs Land geht. Wir werden allein und ungestört sein. Kommen Sie nach der Börse, zwischen drei und vier Uhr. Wir werden uns verständigen. Rache! Ihr A.“

Dieses Billet übergab Abulis dem Lohndiener, der es im Lampenschein der Straßen noch an diesem Abende zu Schulef trug.

X.

Schulef hatte ein dunkles Gefühl, daß dieses Billet und der Schreiber desselben, wie seine Haltung noch im Sabanski-Café gewesen, eben nicht zusammen stimmten. Die Frucht schien ihm etwas allzu schnell reif geworden. Er fand es für gut, seinen Compagnon Sanga vorzuschieben. Auch dieser hatte eine kurze und flüchtige Anwandlung von Verstand und einen Augenblick lang — es muß zur Ehre der Wahrheit gesagt werden — war der Stand der Sache ein solcher, daß die Kriegslist mißlingen konnte. Hätte das Paar seine Bedenken ausgetauscht, so konnte ein einziger Athemzug das Fünkchen zum Licht anblasen und Alles hell machen. Aber noch wahrer ist es, daß die Oekonomie der Natur, welche das Böse zuläßt, auch das Böse unter sich aufreibt. Das Fünkchen starb. Jeder der beiden Kumpane hütete sich aufs sorgfältigste, den anderen irre zu machen, vielmehr setzten sie sich gegenseitig in die gierigste Stimmung hinein. Und da der Russe Schulef den Grund seiner Entschuldigung aufs schlaueste ausgedacht, und da Sanga stärker als Alles die leidenschaftliche Ungeduld empfand, diesen Duell-Kaufmann sich vom Halse zu schaffen, so fand sich zuletzt doch der Italiener darein, „das Geschäft“ auf sich zu nehmen.

Am Morgen des nächsten Tages ging Abulis zum Möbelverleiher und suchte sich die zwei größten Chiffonniers aus, welche er vorfand. Er ließ sie in die Wohnung transportiren und im mittleren Zimmer aufstellen.

Mit dem Stundenschlage halb vier Uhr Nachmittags kam Sanga. Ist Herr Mörner zu Hause? fragte er den Portier. — Er ist aufs Land und kommt vor Nacht nicht zurück. — Vielleicht sein Laufbursche doch, grinste Sanga mit affectirter Gleichgiltigkeit und schlüpfte die Treppe hinauf. Auf dem Corridor begegnete ihm Antschi, das Stubenmädchen. — Ich will zu Herrn Mörner. — Ist für heute verreist. — Und Abulis? — Weiß nicht; belieben nachzusehen. Links, Nummero Drei. — Das hielt Sanga für seine Vorsicht! Zufrieden mit dem

gleichen Wortlaute des doppelten Bescheides, klopfte er an die verhängnißvolle Thür Nummero Drei.

Abulis öffnete. „Was wünschen Sie?“ — „Ich komme für Herrn Schulef.“ — „Warum kommt Herr Schulef nicht selbst?“ — „Er hat zu thun. Fürchten Sie nichts. Wir sind Compagnons. Mein Name ist Sanga.“ — „Ich weiß, ich weiß. Ich kenne Sie ja. Aber Herr Schulef wäre mir lieber gewesen.“

Der Italiener drängte sich wie der Fuchs in den Taubenschlag an der schlanken Person des Jünglings vorbei in die Wohnung. Abulis sperrte das Thürschloß.

Nach allen Seiten schielte Sanga herum. „Sind wir sicher? Wohnen nicht Passagiere nebenan?“ —

„Wohl,“ sagte Abulis, „aber wir selbst bewohnen drei Zimmer. Folgen Sie mir ins mittlere, so stoßen wir links und rechts an uns selbst.“

Der Italiener fletschte zufrieden die Zähne. Sie gingen ins Mittelzimmer.

Sanga öffnete links und rechts die Flügelthüren zu den beiden anderen und da ihm Abulis mit Befremden zusah, lächelte er diplomatisch-schlau: „Bei offenen Thüren sichert man sich am besten vor Lauschern.“

Nach diesem Kunstgriff rückte er sich einen Sessel zurecht, daß er durch die offenen Thüren die ganze Wohnung übersehen konnte, hieß den Jüngling neben sich sitzen, räusperte sich und fing an: „Ich glaube, ich kann heute kurz sein, nachdem ihnen gestern mein Compagnon . . .“

Abulis trug den Kopf eingebunden, wovon er jetzt Gebrauch machte. „Reden Sie lauter,“ sprach er. „Meiner Zahnschmerzen wegen band ich mich ein, aber ich höre nicht gut durch das Tuch. Was sagten Sie? Sie müssen laut sprechen.“

„Mein Compagnon wird Ihnen gestern gesagt haben . . .“

„Mein Gott, ich weiß gar nichts mehr,“ unterbrach ihn Abulis. „Wiederholen Sie mir's. Gestern! gestern! Ich war so verwirrt gestern!“

„Herr Schulef bemerkte es. Es muß Sie allerdings erschüttert haben, zu hören, daß es hier in Odessa Menschen giebt, welche in Ihrem Herrn Mörner den entsprungenen Galeerensträfling erkannten, den Mann, welcher zwei Frauen vergiftet, welcher in New-Orleans einen Börsensyndikus erschossen hat, welcher durch eine Reihe von Jahren das thätigste Mitglied einer Gaunergesellschaft zur Verbreitung falscher englischer Pfundnoten war, den Mann, hinter dem fast in allen Sprachen der Welt Steckbriefe her sind, den Mann, der in zahllosen Verbrechen mit dem Galgen gespielt hat und leider nur an der Galeere hängen blieb, von der er sich mit der List und Gelenkigkeit aller Raubthiere gleichfalls abzuschrauben im Stande war.“

„Sie entsetzen mich!“ rief Abulis. „Aber wozu da einen Giftmord? Den Mann denunciren wir der Polizei.“

„Und Sie?“ grinste Sanga mit verzogenem Munde.

„Ich? Ich weiß von nichts; ich bin unschuldig.“

„Hoho! höhnte der Italiener; so entschlüpfen Sie uns nicht. Keine Verstellung, junger Herr! Das müßte eine hübsche Unschuld sein, der Privatsecretair eines solchen Verbrechers! Aber wäre es auch! Wissen Sie selbst, wie weit Sie unschuldig sind? Können Sie wissen, wie viele falsche Banknoten durch Ihre Hand gegangen? Können Sie

wissen, welche Briefe Sie bestellt und an wen? Wie wollen Sie Ihr Nichtwissen beweisen? Sie haben die Präsumption des Complicen für sich. In der Gesellschaft eines Verbrechers ertappt, ein Bedientester, ein Freund, ein Intimus, wie es scheint, dieses gemeingefährlichen Subjects — können Sie wissen, wie weit Sie angesteckt, mitschuldig, mitverpestet und in seine Verbrechen verflochten sind? Ihn der Polizei denunciren! Sie Kälbchen! Thun Sie das nur in Ihrer vermeinten Unschuld und reißen Sie Augen und Ohren auf, wie sich im Nu die feingezahnten Räder der Polizei in Ihr eigenes Höschen verfangen! Haben Sie bedacht, wo Sie sind? Sie sind in Rußland! Sie sind in einem Lande, wo man selbst einen Stockblinden — den englischen Marinelieutenant James Holman — als Spion behandelte und auf die Warschauer Citadelle setzte. Da, lesen Sie, wenn Sie mir nicht glauben wollen; lesen Sie dieses Zeitungsblatt. Spielen Sie nur mit der Leimruthe einer russischen Polizei, und sehen Sie zu, welcher Heilige Sie wieder loskriegt! Ihr sauberer Herr Mörner, welcher die Polizei von zwei Welten zum Narren hat, kann auch bei uns durchbrennen und Sie bleiben allein im Garne. Was sag' ich? Es ist ja die Taktik dieser Hochstapler, an jedem Ort, den sie abgaunern, just die Polizei selbst in ihr Interesse zu ziehen. Hier in Odessa geht Ihr Herr Mörner mit dem Polizeidirector Pogowitsch um, ein Schuft, der direct aus dem Zuchthause kam und nur angestellt wurde, weil er selbst die Verbrecherlaufbahn durchgemacht hat und alles Polizeiwidrige aus eigener Erfahrung kennt. Ein anderer Freund Ihres Herrn Mörner ist der französische Handelsconsul Lequile, der unter den Augen des Zollamtes schmuggelt und der größte Dieb zwischen dem weißen und schwarzen Meere ist. Einen solchen Mann denunciren Sie der Polizei! Sie läßt ihn durchschlüpfen und hält sich an Sie. Merken Sie das! Sie sind eigens engagirt als sein Strohmann; hören Sie das von einem Erfahrenen, wenn Sie's in Ihrer Unschuld nicht wissen. Unschuld! Ja, ja, pochen Sie nur auf Ihre Unschuld. In den Bergwerken des Ural und in Sibirien wird man Sie schon lehren, was Unschuld heißt, und wenn Sie's nicht begreifen, so hilft die Knute nach, junger Herr!"

Adulis stellte sich ganz so eingeschüchtert, als diese Worte es beabsichtigten und sagte kleinlaut: „Um Gotteswillen, schonen Sie mich! Sie wissen ganz anders zu sprechen, als Herr Schulef gestern im Sabanski-Café. Der sagte mir nicht den zehnten Theil dieser schrecklichen Dinge."

„Strohkopf!" murmelte der Italiener. Er triumphirte über seinen bessern Erfolg und fuhr siegesgewiß fort: „Also zur Sache, junger Herr! Dieser Mörner ist ein gemeinschädliches Individuum, welches als Magnetiseur, Croupier, Spion, Kuppler, Schmuggler, Sklavenhändler, Erbschleicher und gelegentlicher Meuchelmörder seit dreißig Jahren die beiden Hemisphären unsicher macht. Seine Handschuhe sind dabei junge Leute, wie Sie, welche er auszieht und wegwirft, sobald sie schmutzig geworden. Mit der Pistole in der Hand cassirt er fingirte Schulden ein, ein Verbrechen, wovon Sie selbst Zeuge sind. Da, sehen Sie her! Glauben Sie seiner Handschrift, wenn Sie mir nicht glauben. Von unserer Firma erpreßt er Geld, indem er Schulef und mich mit der Pistole bedroht. Thut das ein Kaufmann? Ein Meuchelmörder ist Ihr Herr Mörner, ein gemeiner Meuchelmörder. Wir sind nur im Rechte der Nothwehr gegen ihn, wenn wir ihn aus der Welt

schaffen. Wir bezahlen ihn mit seiner eigenen Münze. Uns will er umbringen und Sie — Sie läßt er dem Criminalgerichte als Ersatzmann zurück! Wir haben also beide dasselbe Interesse, dem Galgenvogel zuvorzukommen. Will er Pulver — hier ist es! Aber ein Pulver für die Theetasse, nicht für die Zündpfanne. Hahaha!"

Adulis sagte: „Und doch ist er mein Versorger. Was bieten Sie mir, damit ich den Menschen, wenigstens fürs erste, entbehren kann."

Sanga's Augen leuchteten bei dieser Frage. Sie war das Jawort! Mühsam seine Freude verbergend, antwortete er: „Haben Sie von dem weltberühmten Schloß Kliutschi oder Goldmund gehört? Es ist nach dem Modell von Neuilly bei Paris gebaut, gehört einer Gräfin Bilienbajewska und liegt in der Ukraine, in einem Naturpark von Wiesen und Wäldern, die das Schönste auf Erden sind! Wir haben starke Hypotheken auf das Gut gegeben und müssen oft Nachsicht wegen der Zinsen haben, — die Gräfin ist in Dependenz von uns. Dorthin schicken wir Sie. Sie verschwinden aus der Welt — in ein Paradies! Uebrigens ist eine Nichte von Schulef dame de compagnie bei der Gräfin und ohne Hyperbel das schönste Mädchen in Südrußland. Sie werden also keineswegs lange Weile haben. Gefällt Ihnen der Vorschlag?"

„Ausgezeichnet! Aber . . . ich werde nebenbei doch auch ein Bischen Taschengeld brauchen. Was können Sie mir in Baarem geben?"

„Sie sind ein zäher Kaufmann. Aber wir wollen coulant sein. Wir unterzeichnen sofort Versicherung und Gegenversicherung für zweitausend Rubel, zahlbar an Mörners Todestag. Gilts?"

„Her mit dem Gifte!" rief Adulis.

Der Italiener händigte ihm ein weißes Packetchen ein.

Adulis trat jetzt zwei Schritt zurück und rief mit erhobener Stimme: „Also der Pakt ist gemacht. Sie geben mir zweitausend Rubel, um meinen Herrn zu vergiften, und das Gift halte ich hier in der Hand. Zeugen herbei!"

Da thaten sich plötzlich die zwei Chiffoniers auf und Sanga sah sich umringt von Mörner, Lequile und Pogowitsch. Alle drei waren bewaffnet.

Sanga stieß einen Schrei aus, wie ein angeschossenes Thier. Pogowitsch packte ihn an der Brust, aber er brach zusammen und lag wie ein zertretner Wurm zu seinen Füßen.

„Ich zahle", winselte er.

Da sich Adulis eine Gerichtsprocedur verbeten, so stand das Urtheil über den Sünder schon fest.

„Allerdings zahlen Sie", sagte Herr Mörner. „Sie zahlen die Buchschuld der Firma Prokter & Sohn im vollen Betrage von vierzigtausend Rubeln."

„Dreißig verlangten Sie."

„Das ist wahr. Wir proponirten Ihnen fünfundsiebzig Procent. Der Kaufmann wollte nicht, — der Giftmischer zahlt jetzt voll."

„Ich thu's", stöhnte Sanga.

Mörner fuhr fort: „Was meinen Sie, Herr Polizeidirector, welche Summe zahlt Sanga als Sühne für einen beabsichtigten Meuchelmord an das Handlungs-Kranken- und Waisenhaus in Odessa?"

„Hunderttausend Rubel", antwortete Pogowitsch.

„Erbarmen! ich werde zum Bettler!" wimmerte Sanga.

„Möge der Bettelstab Sie bessere Wege führen", war die Antwort.

„Fünfzig."

„Hier wird nicht gehandelt. Hunderttausend oder Sibirien! Ihre Firma ist ein Schwamm voll ungerechten Gutes, — heraus damit!"

Man gab dem Verbrecher zwei Cassa-Anweisungen zu zeichnen. Er zeichnete. „Es ist gut", sagte Pogowitsch. „Für den Incasso werde ich selbst sorgen." —

Mehr todt als lebendig stürzte Sanga zum Hause hinaus.

In der Rue Richelieu erwartete ihn Schulef. „Nun, wie ging's?" rief er den Compagnon heißhungrig an.

„Vermaledeiter Ochsenkopf!" schrie Sanga und versetzte ihm einen Faustschlag, mit dem er die platte Nase des Russen vollends entzweischlug. —

XI.

„Das Schiff streicht durch die Wellen." Wieder waren die Anker gelichtet, und unsere Reisenden fuhren ins Meer hinaus. Abulis saß mit dem Rücken gegen den Schiffscours und sah auf Odessa zurück.

„Von der Seeseite ist's eine schöne Stadt", sagte er zu Mörner. „Wie auf einer Altane steht sie auf ihrem steilen Uferrand dort oben. Man ahnt nichts von der Steppe, die dahinter liegt und die überall in ihre langen geraden Straßen hereinblickt. Ah, sie sind zu breit, diese Straßen! Das bischen Trottoir, das man so kostspielig von Malta herbeischleppt, hält weder den Staub nieder, noch schützen die Bäume in den Straßen gegen Wind und Sonne. Es gehört die Bevölkerung von Paris dazu, um diese Straßen auszufüllen. Richelieu muß ein großartiger Mann gewesen sein. Ich liebe solche Männer. War er verheirathet?"

„Ich weiß es nicht."

„Es ist schändlich! Man müßte die Biographie dieses Mannes an allen Straßenecken von Odessa verkaufen. Das ist in Venedig anders. Da weiß jeder Facchino von den Namen Morosini, Mocenigo, Ziani, Dandolo. Die Arsenalotten wissen die ganze Geschichte Venedigs auswendig. Ah, das sind Menschen! Die lieben ihr Vaterland, und ich sage Ihnen, der niedrigste Mann wird ein König, wenn er was Großes liebt!"

„Nun, nun! Lieben Sie Ihr großes italienisches Vaterland nur nicht allzu königlich!" drohte Mörner lächelnd seinem kleinen Verschwörer.

Abulis antwortete nichts. Er sah träumerisch auf Odessa hin, bis die hoch liegende Stadt immer tiefer und tiefer zu den Wellen herabsank, bis ihr fern schimmernder Häuserstreifen zuletzt unter den Wellen verschwand.

Mörner betrachtete ihn so empfindungsvoll, wie er die Stadt.

Er legte dem Jüngling die Hand auf die Achsel und sagte, fast schamhaft über seine zärtliche Rührung: „Sie haben was Großes in dieser Stadt ausgerichtet! Sie nehmen Abschied von dem merkwüdigsten Schauplatz Ihres Lebens."

Mit einem flehenden Blicke in Mörners Augen verbat sich Abulis die Schmeichelei, die ihn beschämte.

Mörner verstand diesen Blick und änderte den Gegenstand seiner Unterhaltung. Er sagte: „Also vorwärts die Sinne, mein Freund! Constantinopel liegt vor uns, das goldene Horn, seit dreitausend Jahren die berühmteste Landschaft zwischen Europa und Asien. Da wollen wir uns ein paar Tage lang gütlich thun."

„Nein, nein, nichts von der Türkei!" rief Abulis lebhaft. „Wir müßten dann in christlichen Häfen Quarantaine halten, und ich mag keine Quarantaine."

„Gut, mein Freund. Ihr Wille soll auch der meinige sein. Und genau betrachtet, haben Sie nicht Unrecht. Die Tage der Quarantaine können wir uns ersparen und lustiger zubringen; sie gehören uns, nicht der Firma Prokter. Wir haben sie redlich verdient. Ich will also nach Triest schreiben und unsern Ankunftstermin etwa auf vierzehn Tage später ansetzen. Diese vierzehn Tage machen wir uns Ferien auf irgend einer Station, die Sie selbst wählen sollen. Schlagen Sie also was Anderes vor statt Constantinopel."

„Zante."

„Zante? Gut. Sie hatten die Wahl schon vorräthig, wie ich sehe. Also Zante. Was hat Sie auf Zante aufmerksam gemacht?"

Abulis recitirte vor sich hin, wie man Verse recitirt: „Es ist nicht der Charakter der Pracht, noch das romantisch Ungeheure oder gewaltsam Ergreifende; es ist die himmlische Ruhe, die lyrische Form, der Ueberfluß eines vollendeten Daseins, welche diese Gegenden charakterisiren und in der Seele des Beschauers so süße Befriedigung zurücklassen. Der Eindruck dieser Landschaft glich in nichts dem, was ich bisher gefunden; ich ward lebhaft von dem Gedanken ergriffen, daß, wenn ein Leidender, ein Unglücklicher hier von einem tiefen Schlafe erwachte, er leicht glauben könne, schon gestorben zu sein und die Gefilde der Seligen vor sich zu sehen."

„Wer sagt diese Worte?"

„Pückler-Muskau. Ein Jude in Odessa hielt eine Leihbibliothek von allen Sprachen und da fiel mir das Buch in die Hände."

„Die Beschreibung ist freilich anlockend."

„Das will ich meinen! Ein Leidender, ein Unglücklicher, der gestorben ist und in den Gefilden der Seligen aufwacht! Kann man mehr sagen?"

Aber Mörner war traurig, daß sich sein junger Freund in dieser heiteren Beschreibung just wieder das Elegische, das Melancholisch-Gedämpfte herausgesucht hatte. Seit ihm die Katastrophe in Odessa gezeigt, was für tiefe und fast dämonische Fähigkeiten in diesem wunderbaren Jünglinge ruhten, sah ihn Mörner wie ein inspirirtes, wie ein höheres Wesen an. Tausendmal dachte er an die Worte der Frau Rosalie in Triest: Wenn Ihr ihn mitnehmt, werdet Ihr wie Tobias mit einem Engel reisen. Und dieser Engel war nicht glücklich! Ein unbezwinglicher Bann von Gemüthsverdüsterung lag über ihm! Wohl hielt sich Mörner sein Familienunglück gegenwärtig: der Vater ein Selbstmörder, die Mutter im Irrenhaus; — aber manchmal dünkte es ihm, als reiche selbst das nicht zu. Sind achtzehn Jahre nicht ein Glück über alles Unglück? Hat der Jüngling nicht alles voraus, was beim Aelteren höchstens eine leidige Nachnahme ist, genannt Trost, Geduld, Fassung? Hält irgend eine Macht der Erde das Rollen des Blutes

in seinen Adern auf? Er lebt ja sein eigenes Schicksal und nicht das von Andern, die wieder das ihrige leben. Könnte die Welt sich ergänzen, wenn glücklose Eltern freudlose Kinder zur Folge hätten? So dachte Mörner oft und mit tiefer Herzensinbrunst erflehte er seinem jungen Freunde das Glück der Jugend vom Himmel herab.

„Das Schiff streicht durch die Wellen!“ Constantinopel vorbei, wo man nach Adulis Willen nicht anhielt, gings ins ägeische Meer. Es waren die Wellen, in welchen Homer und Sappho und Anakreon sich gespiegelt! Wie in einem schönen bräutlichen Frühlingstraum schwamm der Dampfer durch die Cykladen, einem Bogen gleich, der über Saiten streicht, und sein Gang war eine Melodie!

Als er die Südspitze von Morea umschifft hatte, hielt er sich so nahe an der Westküste des Peloponnes, daß man auf dem Verdecke deutlich das Ufer sah. Oelberge, Weingärten, Häuser und Villen, weiß schimmernd im grünen Versteck, bald einzeln, bald zu Städten und Dörfern gruppirt, im Hintergrunde eine schöne Gebirgslinie, hier bewaldet, dort nacktes Gestein, farbenspielend in violettnen und purpurnen Tönen der Fernsicht: das waren die Bilder, welche in ihrer Heiterkeit und Abwechslung stundenlang das Auge beschäftigten. Der sonnigste Himmel blaute darüber und das krystallklare Meerwasser spiegelte sie mit plastischer Schärfe zurück.

Und wieder wendete das Schiff und fuhr direct gegen Westen. Die waldreichen Baien von Zante breiteten ihre grünen Arme aus. Und wieder tanzte auf dem Lande und im Widerschein des Meeres eine weiße Doppellinie von Häusern vor den Augen der Reisenden, — es war Zante, die Stadt. Da lag sie mit ihren flachen italienischen Dächern, erst zerstreut wie ein Dorf in Obstgärten, dann dichter und dichter zusammenschießend, zuletzt eine breite stattliche Masse mit einer malerischen Hafenavenue. Der Anker rollte auf den Grund, man landete.

Im nächsten Augenblicke lagen unsre Reisenden in den Armen des „Kefs“. Auf einer Terrasse am Hafendamme stand das Hotel de l'Orient, in welchem Mörner sogleich abstieg. „Jetzt will ich Ihnen zeigen, was ein türkischer Kef ist,“ sagte er zu Adulis. „Aber damit Sie nicht in Spannung gerathen, — der Kef verträgt keine Spannung, da er selbst die süßeste Abspannung ist, — so will ich Ihnen wenigstens vom Wort eine Vorstellung geben. Kef ist die absolute Faulheit. Das ist selbst das dolce far niente nicht, denn dabei kann man immer noch tanzen, singen, das Tambourin schlagen, Mora spielen, was Alles nicht Kef ist. Mit Recht hat daher ein witziger Kopf den Kef einen Zustand genannt, gegen welchen das dolce far niente noch eine saure Arbeit ist. Der Kef verträgt gar keine Bewegung, er darf nach dem Genusse kein Glied rühren. Er ist müheloser Genuß. Liegen, ins Blaue hineinstarren, wenn's hoch kommt, an einer Süßigkeit saugen oder einem Pudel das Ohr krauen und zuletzt beim monotonen Geleier eines Märchenerzählers einzuschlafen, — das ist der Kef.“

Und Mörner bestellte Zimmer im Hotel und im Zimmer ein Bad; auf die Plattform des Daches aber ließ er Erfrischungen bringen und Kissen und Teppiche und niedrige Schemel und Tischchen, den Baldachin ersparte die Laubkrone einer Palme, welche über das Dach hin ihren Schatten warf und in diesen Schatten lagerte sich Mörner und Adulis. Hier sahen sie auf den Landungsplatz

im Hafen hinab, wo die geschäftigen Zweifüßler noch immer den Lloyddampfer umwimmelten, sahen von der Sonne, welche hinter ihnen im Westen stand, den klaren flüssigen Schatten der Insel weit ins Meer hinausfallen, sahen die gegenüberliegende Küste des Peloponnes im Rosenlicht aufleuchten und Clarenza und Tornese und andere niedliche Uferstädtchen wie Schmucksachen von Perlmutter herüberglänzen. Das Meer zu ihren Füßen war ruhig wie ein Landsee, nur ein Abendhauch streifte es manchmal und trieb in gleichen Abständen weite Halbbogen über den Wasserspiegel der Hafenbucht. Am Lande hinauf und hinab ragten eine Menge von Vorgebirgen, Hügeln und Abhängen, besäet mit schimmernden Villen, welche aussahen, als habe sich ein Schwarm weißer Seemöven ins Grüne gelagert. Von allen Seiten fuhren Segel hin und wider und führten die sonderbarsten optischen Neckereien auf, denn aufs täuschendste schien's oft, als steuerten sie direct in Gärten und Weinberge hinein oder schlüpften aus Felswänden heraus; sie ließen einen grenzenlosen Formenreichthum des viel gegliederten Ufers ahnen und machten auf allen Punkten des Landes die Allgegenwart des Meeres kund, des schönen herrlichen Elementes, das der Reisende bald so leidenschaftlich als die eigentliche Menschenheimath lieben lernt.

„Sehen Sie, das ist der Kef!" sagte Mörner. „Bei so viel Ruhe so viel Genuß. Rings um uns her ein Paradies und wir mitten drin, mit ausgestreckten Händen und Füßen an der Faulheit arbeitend. Das Bad, das uns so noth thut, könnten wir drunten im Meere nehmen, aber der Kef badet nicht im Freien, wo ihm alle Bequemlichkeit fehlt, — das thut höchstens das dolce far niente. Ich habe die Badewannen in unsre Zimmer bestellt, und Alles, was ein türkischer Gentleman leistet, ist, daß er sich vom Dache herab gütigst ins Zimmer bemüht."

Mörner war sehr liebenswürdig, wenn er faul war. Der thätige Mann kokettirte allerliebst mit dem Kontrast seiner Natur, mit der Faulheit, und wenn er sich ihr einmal hingab, so war er klassisch darin und ganz Kind und kindlicher Spielsinn.

„Eins aber ist schade," seufzte der alte Herr, indem er des Latakias aromatische Wolken von sich blies und mitleidig nach Abulis schielte, welcher eine Feige aussog. „Zum Kef gehört nothwendig der Tschibuk. Wie schade, daß Sie nicht rauchen! Ich sage Ihnen, mein Engelchen, rauchen heißt eine zweite Seele haben."

„Man hat an der ersten oft schon zu viel," warf Abulis hin.

Diese Antwort nahm Mörner doch wieder ernster, obwohl sie seine Behaglichkeit nicht störte. Mit lässiger Milde sagte er: „Man hat an der ersten oft schon zu viel! Aber bedenken Sie, daß wir mit dem lieben Seelchen bis über siebzig Jahr ausreichen sollen; da müssen wir mit zwanzig wohl einen Vorrath, einen überflüssigen Vorrath bekommen, der uns schier zu viel däucht und oft Schmerzen verursacht. Aber bekämen wir ihn nicht, nun, so bliebe das Alter dann kalt und seelenlos, was doch wieder zu wenig wäre. Also lieber ein Zuviel in der Jugend, als ein Zuwenig im Alter. Meinen Sie nicht?"

„Sie dürfen das sagen," antwortete Abulis mit einem pietätvollen Blicke, „Sie sind ja selbst ein lebendiges Beispiel von Seelenvorrath."

Der alte Herr wurde fast roth über diese Bemerkung, denn Abulis schmeichelte nicht. Nach einer Weile sagte er: „Das Eine wenigstens ist wahr, ich war in meiner Jugend weit mehr Poet als Kaufmann; oder besser, ich trieb die Kaufmannschaft selbst als Poesie. Das Wetten und Wagen, das Reisen mit seinen Abenteuern und namentlich die Menschenkenntniß, das Studium der Charaktere und ihrer Behandlung ... doch darin fand ich an Ihnen selbst meinen Meister. Sie haben an Sanga und Schulef ein Meisterstück geleistet. Bitte, lassen Sie mich sprechen, lassen Sie mich ganz aufgeknöpft sprechen. Jener Augenblick hat uns auf ewig verbunden. Erst in jenem Augenblicke verstand ich Sie ganz. Ich verstand Sie noch nicht, als Sie mir das Heirathsprojekt mit Fräulein Kreidel so kurzweg zu Boden fallen ließen und hab's Ihnen im Stillen nachgetragen. Jetzt seh ich es anders an. Der Plan war vielleicht doch ein Bischen philisterhaft, ja vielleicht nicht einmal so glückverheißend als es mir schien. Kreidel steht gut, aber wie wir das Raubnest Odessa jetzt kennen, — was steht gut auf diesem Boden? Und das leichtblütige Temperament seiner Tochter, das jetzt so naiv-liebenswürdig ist, könnte wohl späterhin zu einer Frivolität ausarten, die einem Ehemann nicht sehr wünschenswerth ist. Möglicherweise hatte ich Unrecht und Sie haben blind das Bessere getroffen. Jedenfalls aber hat Sie Ihr Meisterstreich gegen Sanga als einen Jüngling geoffenbart, welcher unermeßliche Fähigkeiten besitzt, welcher nicht en passant mit zwei blauen Augen zu angeln ist, sondern welcher fühlt, daß er sich sein eigenes Glück schaffen kann und größere Mannesaufgaben hat, als der nächstbesten Schäferin ins Netz zu gehen. Ich sprach daher kein Wort mehr von Kreidel, als wir Odessa verließen; ich wußte, Sie sind zu groß für meine Vorsorge. Eben deshalb redete ich Ihnen auch nicht zu, das Offert des Polizeidirectors anzunehmen, als Sie der Mann jubelnd in die Lüfte schwang und ausrief: Söhnchen, Du bist mit dreitausend Rubel mein Secretair und in zwanzig Jahren mußt Du russischer Polizeiminister sein! Ich wunderte mich nicht, daß Sie das so wenig annahmen, als Fräulein Kreidels Hand, obwohl es tausend Andere gethan hätten. Sie sind eine viel zu edle Natur, als daß Sie aus dem genialen Polizeidienste, welchen Sie mir geleistet haben, ein gemeines Handwerk machen wollten. So fuhren wir aus Odessa hinaus und ich weiß, sie werden mich dort jetzt einen Egoisten schelten, daß ich einen jungen Menschen nicht zurückließ, welcher in zweierlei Form sein brillantestes Glück machen konnte. Nun, gesteh' ich es nur, ich **bin** auch ein Egoist. Ich möchte Sie jetzt behalten. Nach dem, was wir mit einander erlebt, möchte ich mich nie mehr von Ihnen trennen. Hoffentlich habe ich Ihnen doch jetzt noch mehr zu bieten als damals, wo ich Ihnen meine Zukunft so zweifelhaft vorstellte. Sehen Sie, wir Beide haben uns um die Firma Prokter verdient gemacht, namentlich Sie. Nun war der Alte schon in Triest nicht ungeneigt, eine Commandite, etwa in Marseille oder Palermo zu gründen und mir in Procura zu geben. Kommen wir nun mit unsern Lorbeern zurück, die das Kühnste übertreffen, was sich die Prokters erwarten können, so realisirt sich wahrscheinlich die Sache. Sie bleiben bei mir in der Commandite, nach ein paar Jahren lösen wir sie dem Stammhause ab, und ein alter Mann, der ich bin, geht sie in Kurzem auf Sie allein über. Freilich wird es zu diesem Zwecke nothwendig sein, daß wir Beide bei Prokter ein paar Monate arbeiten, um das Geschäft zu studiren;

aber wenn Sie politisch nicht ernstlicher compromittirt sind, als Frau Rosalie mir gesagt hat, so können Sie ohne Gefahr in Triest auftreten. Eher könnte Ihnen eine andere Gefahr drohen. Sie dürften der jungen Frau Prokter nicht zu tief in die Augen gucken. Ich höre, Prokter Sohn hat sich die schönste Venetianerin zur Frau herübergeholt. Leider habe ich sie nicht selbst gesehen. Warum lächeln Sie?"

„Weil — weil ich finde, daß Sie eigentlich viel mehr an das schöne Geschlecht denken, als ich."

„Wie natürlich ist das! Ich habe in meinem längeren Leben viel mehr gesehen und geliebt, als Sie. Und vor dem Schicksale, eine verheirathete Frau zu lieben, möge Sie nur der Himmel bewahren! Wenn Ihre Stunde 'mal schlägt, so werden Sie nicht bloß liebeln, das weiß ich; Sie werden lieben — Aug um Aug und Zahn um Zahn! Den Schmerz möchte ich nicht erleben, Sie in einer Wertherliebe unglücklich zu sehen."

Adulis schlug die Augen nieder und drückte dem alten Herrn die Hand.

So unterhielten sich unsere Freunde auf dem Wonneplätzchen dort oben in der Stunde ihres Kefs. Ueber ihrem traulichen Geplauder sank die Nacht herab und am Himmel entbrannten die Sterne. —

XII.

Am andern Morgen ging's auf Ausflüge in die Insel hinaus. Aber im Reiten, was hier die landesübliche Art der Ausflüge war, zeigte sich Adulis auffallend ungeschickt. Er bemerkte, daß es bemerkt wurde und wurde sehr unlustig über die Lustbarkeit. Der alte Herr saß viel strammer als der junge. Um des letzteren willen kürzte Mörner die Landpartie ab und in die Stadt hinein kehrte man vollends zu Fuß zurück.

Am nächsten Tage half der Wirth, ein gewandter Franzose, mit einem zweisitzigen Cabriolet aus. Das war willkommen. Unser Paar bestieg es mit Hochgenuß und suchte sich, mit einer guten englischen Karte in der Tasche, ohne Führer den Weg.

Bald hatten sie die Stadt hinter sich, die sich nach und nach in einzelne Höfe auflöste. Diese Höfe waren von Mauern umgeben und die Mauern ganz überdeckt vom Pflanzenwuchs. Bald sahen sie Kaktusstauden, welche über Mannshöhe an den Rand der Mauer emporwuchsen und mit üppigem Flechtwerk nach allen Seiten drüber hinausquollen; bald waren es Weinstöcke oft nur ein einzelner, welche in ungeheurer Dicke das ganze Gebäude umrankten und tausende von Trauben, auf der Nordseite nicht minder reich als gegen Süden, zu strotzenden Kränzen flochten. So kamen sie um das Kastell herum, welches sie links liegen ließen, an röthlichen Marmorwänden vorbei, aus deren Ritzen und Klüften überall Guirlanden von wuchernden Schlingpflanzen drängten, bis sie zuletzt an einem Straßenkreuz hielten, wo links der Weg zwischen Oelgärten sich hinaufwand, rechts ein Thalgrund sich öffnete, welcher wie ein krummes Horn gegen die Stadt sich zurückbog und nach dem Meere hin abfiel.

Das war ein schöner Punkt. Unter ihnen der grüne Thalgarten, seitwärts das blaue Meer, im Hintergrunde die Gebirge des griechischen Continents. „Hier

könnte Pückler-Muskau gestanden und jene Worte geschrieben haben," sagte Adulis. „Diese Thalkrümmung ist eines von den Gefilden der Seligen. Ein kleiner ländlicher Anbau, welcher von Hütte zu Hütte durch hundert fleißige Nachbarschaften geht, macht das Ganze zu einem großen Naturgarten, in welchem jeder Einzelne an seinem Stück Grundeigenthum sein Stück Glückseligkeit hat. Die ganze Thalfurche und alle Abhänge webt ein großer Mantel von Grün wie zur Hülle eines einzigen Leibes zusammen und wenn wo in Blöcken oder Felswänden nacktes Gestein hervorsieht, welches des Anbau's gespottet hat, so liebt es dann erst die Natur zu zeigen, was sie auch ohne Menschenhände vermag und preßt mit ihren volleren Händen das saftgrüne Grün aus Steinen heraus, wie den Saft aus der Frucht, und naschende Ziegen durchstreifen es und von der Seeseite kommen Vögel und brüten darin. So krümmt sich zwischen wildem und angebautem Grün das Thalhorn wie eine gewundene Schnecke von Bild zu Bild, keines dem andern gleich und jedes dem andern ähnlich. Es ist eine Welt für sich, eine kleine zufriedene Hirtenwelt. Und dann das Meer und die blauen Berge der Ferne! Wie bescheiden und doch wie mächtig deuten sie an, daß die Welt noch weiter und größer ist als dieser Thalwinkel! Sie verhindern den Geist, im Kleinen unterzugehen, laden ihn ein, ohne ihn just zu zwingen, ans Ganze zu denken und versetzen ihn in jene mäßige Spannung, welche seine Beweglichkeit übt, ohne seine Ruhe zu stören. Es ist das schönste Gleichgewicht hier zwischen den Contrasten von Niedlich und Großartig, Nah und Fern, Genügen und Sehnsucht, Traum, der sich reizend verwirklicht, und Wirklichkeit, die wie geträumt aussieht. Ah, das ist doch ein anderes Land als die Krim! Man hat hier eine Stimmung, wie im Frühling. Es ist als geschähe was Neues, als stünde das Alte vor einer Wendung, — ich weiß nicht, wie ich sagen soll. Es ist Einem so hoffnungsselig zu Muthe! Ich muß immer an die Worte des Fürsten denken."

„Und sind doch selbst ein Prinz und sprechen schon längst besser als er!" sagte Mörner, indem er den Jüngling bewundernd anhörte und ansah. So beredtsam hatte Adulis noch selten gesprochen. Innig freute sich Mörner, daß es doch Etwas gab, was ihm die Zunge löste. „Wie froh bin ich, — er mußte es ihm laut sagen, — wie froh bin ich, daß Ihr Wunsch nach Zante Ihnen so gut Wort gehalten hat! Und so wollen wir uns noch manch guten Tag machen und das treffliche Inselchen uns zu Gemüthe führen."

Mörner lenkte das Fuhrwerk nun links dem Berge zu, welcher aus der Ferne ein mächtig breiter Olivenwald geschienen, im Näherkommen aber waren es Weinberge, in welchen die Oelbäume einzeln, aber freilich zu Tausenden, nur als Nebennutzung standen. In vielen Weinbergen war die Traubenlese vorüber und man hatte sie Heerden von Ziegen, Schaafen und Eseln geöffnet, welche die Reben ohne Gewissensscrupeln zusammenfraßen. Unsre Wanderer sahen dieses Schauspiel mit Staunen und kaum wagten sie es, an die unverwüstliche Vollkraft einer Natur zu glauben, welche, wie ihnen die Landleute sagten, im nächsten Jahre den ganzen Rebwuchs wieder hergestellt hätte.

In einigen Lagen aber fanden sie die Corinthenernte noch im Gange. Das Verfahren, wodurch die Weinbeere zur Corinthe wird, konnten sie fast vom Wagen aus studiren. Es war einfach. Sie fanden im Weingarten den sonnigsten

Theil seiner Fläche sorgfältig zu einer Tenne geebnet und diese Tenne mittelst kleiner Gräben, welche eine Spanne breit und tief waren, in längliche Würfel von zwölf bis sechszehn Schritt Seitenlänge abgetheilt. Man schüttete die reif abgeschnittenen Trauben zwar nicht über, aber dicht neben einander von Würfel zu Würfel so lange auf, bis die ganze Tenne voll war. Das Blut der Traube fing bald zu gerinnen an und nach acht oder neun Tagen war die Dörrung vollendet. In jenen Würfeln, wo dies zuerst geschah, — denn ungleich geschah es doch — wurden dann die Corinthen eingeerntet und frische Trauben aufgeschüttet, so lange, bis der Weinberg abgelesen war. Das Einernten der Corinthen geschah folgendermaßen. Die Leute rührten die Traubenbeete mit Harken um, worauf die Beeren von den Traubenskeletten mit Leichtigkeit abfielen. Die letzteren wurden dann mit Rechen von der Tenne hinweggestreift, ungefähr wie man eine flüssige Oberfläche abschäumt. Auf dem Grund der Tenne aber schaufelte man zuletzt das süße schwere Korn, nämlich die Corinthen, mit Wurfschaufeln zu Haufen, um sie gelegentlich einzuheimsen. Das war Alles.

Unsere Wandrer sahen diese Arbeit in ihren verschiedenen Abschnitten. Am meisten verwunderte sich Abulis, daß die Corinthen, welche unsre Hausfrauen nicht leicht verwenden, ohne sie abzuspülen, am Ort ihrer Erzeugung rein und klar wie Bernsteintropfen waren. Um die Wette aber priesen er und Mörner den entzückenden Süßduft, welcher von den Dörrstellen der Weinberge aufdampfte und mit seinem Wohlgeruch die ganze Insel erfüllte.

Mörner lenkte den Einspänner immer bergan, nicht stets auf dem Fahrweg, sondern in Kreuz- und Querzügen durch die Weinberge, aber der Richtung nach aufwärts immer getreu. „Ich vermuthe," sagte er zu Abulis, „wenn wir erst auf der Wasserscheide sind, daß wir dann oben irgendwo einen Punkt finden, wo wir auf die andere Seite der Insel hinübersehen, vielleicht von Meer zu Meer. Länglich schmal, wie sie ist, müßte sich eigentlich jeder Höhenpunkt dazu eignen, vorausgesetzt, daß die Höhen auch Spitzen haben und nicht die Form von Hochflächen, — was sich ja bald genug zeigen muß."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so sah sich das Paar mit einem Ausruf fast von erschrockener Freude an. Sie hatten eine Einsattlung erreicht und die Aussicht, welche Mörner vermuthet hatte, lag vor ihnen. Sie sahen von der Ost- auf die Westseite der Insel hinüber, in eine Landschaft von durchaus verändertem Charakter. Zu ihren Füßen lag eine Fläche, welche auf diesem hügelverschränkten Inselraum eine ausgedehnte Ebene war. Die Fläche war hufeisenförmig von Bergen eingerahmt und wo der Rahmen aufhörte, begrenzte sie der Horizont des Jonischen Meeres. Also ein einfaches Motiv, fast ein monotones. Aber so weit das Auge reichte, wogte es über die Fläche von Rebenlaub und machte sie zu einem einzigen ungeheuren Weingarten. Und just das war das Hinreißende dieses Anblicks. Wenn die Cultur der Menschenhand auftritt — wie ein Wald, wie eine Prairie, wie das Element selbst in seiner Wildheit und Freiheit, so setzt es die Fassungskraft in Erstaunen, daß der Fleiß des Einzelnen Schritt halten kann mit einer Macht, die ein Riese ist und über einen Riesenleib den Mantel zu werfen, ausholende Wurfweite hat. Es giebt ein Bild, in welchem das, was man sieht, und das, was man denkt, zu einem Strom von Erhabenheit zu-

sammenfließt und der Gedanke selbst eine sinnliche Größe wird. Es schien als könne in diesem Fruchtgarten das halbe Menschengeschlecht seine Nahrung finden und die Quelle des Lebens in Jahrtausenden nicht zur Neige trinken. Wenn kühnere Landschaften mit den süßen Schrecken des Wildromantischen aufregen, so fühlten sich die Beschauer hier aufgeregt — vor lauter Ruhe und Frieden! Sie glaubten die Erde von ihrer heiligen Seite zu sehen, sie sahen die Thore des Segens offen, sahen das Glück und sein Füllhorn und die Begeisterung des Alterthums wehte sie an, welches das Land der Verheißung ein Land nennt, „wo Milch und Honig fließt".

Hieher wird das Wort Ihres Pückler-Muskau passen und nicht auf jene Thalschlucht dort vorne, sagte Mörner. Er spricht vom „Ueberfluß eines vollendeten Daseins". In dem schön gewundenen Thale, das Sie zuvor gepriesen, kämpfte das Dasein immer noch mit Fels und Stein, welche freilich malerischer waren; aber „vollendeter" und im „Ueberfluß" ist das Dasein hier. Kann man sich satt sehen an dieser Ebene, welche fast schäumt von Wein, welche fast Wellen wirft von Zuckerstoff und Gährungsduft? Und wenn das Auge ermüden wollte, so laden überall Höfe und Villen, wie Inseln im Nebenmeere, als ebenso viele Ruhepunkte ein; mit dem Auge läßt der Geist, ja fast der Leib auf ihren flachen Dächern sich nieder und das ganze Geschäft dieser Ruhe ist es, von Dach zu Dach solche Ruhepunkte zu zählen, denn so viel man deren auch findet, sie scheinen sich im Zählen selbst zu vermehren, gleich lebendigen Kindern, welche Verstekens spielen, aber bald hier, bald dort aus den Verstecken hervorspringen.

„Dabei gefällt mir die anspruchslose Simplicität dieser Besitzungen," sagte Abulis. „Es sind gewiß die reichsten Kaufleute darunter, aber sie haben taktvoll empfunden, wie protzig es wäre, mitten in einem Garten sich mit Gartenanlagen zu umgeben. Sie sondern das Haus vom Weingarten höchstens mit einer lebendigen Hecke ab, mit den Zäunen von Kaktus, Aloë, Myrten und Rosmarin, wie sie hier überall herumstehen, und pflanzen etwa noch ein paar Ulmen oder Pappeln vor den Thorweg, aber auch das nicht einmal zu Putz und Staat, denn sie sind fast nothwendige Wegweiser und gleichsam Leuchtthürme mitten in dem grünen Meere von Weinstöcken. Das ist schön und nützlich zugleich."

So erfreuten sich die Wanderer ihres landschaftlichen Fundes. Mörner aber suchte dazwischen immer noch mit den Augen umher und als Abulis es bemerkte, antwortete er ihm: „Ich suche einen Punkt, auf welchem wir ebenso voll und bequem zurückschauen könnten, als wir vorwärts schauen. Nun liegt aber unsere Einsattlung bereits hoch und frei genug, daß es dazu nur ein Weniges brauchte, daß vielleicht jede Ziege schon, welche auf der nächstbesten Klippe um ein paar Meter höher steht, die Rundschau, die mir vorschwebt, beherrscht. Leihen Sie mir Ihr Auge, junger Herr. Seh' ich dort links auf der Anhöhe nicht wirklich eine kleine weiße Linie zwischen dem Laub der Kastanien? Das scheint mir ein Stückchen Dachfirst zu sein."

„Es ist's auch. Aber so eben läßt sich ein Seeadler darauf nieder. Das ist gewiß ein Wüstthum im Dickicht, eine menschenleere Ruine, verwildert und unzugänglich, wo statt der Taube der Adler auf Dächern sitzt."

„Das mag der freche Kerl mit sich selbst ausmachen. Uebrigens schließe ich

anders. Wo die Bevölkerung nicht dicht oder das Meer in der Nähe ist, nimmt sich das Wild Freiheiten heraus. Der Adler beweist mir also nur, daß ich Recht habe. Er wird sich die dominirendste Aussicht gesucht haben, und die eben suchen wir auch. Dort droben wird uns der Peloponnes wieder in voller Pracht und Herrlichkeit auftauchen, der uns auf der Ostseite ein wenig zurücktrat, in dem Maße, als wir diese Westseite hier gewannen. Dort droben wird uns die meerumgürtete Insel wieder rund nach allen Seiten, und alle vier Himmelsgegenden und alle zweiunddreißig Strahlen der Schiffsrose fallen in unsern Gesichtskreis. Und daß diesen Punkt ein Haus besetzt hat, ein menschliches Dach, das geschah eigens auf Bestellung für uns. Wahre Glückskinder sind wir: Das Adlerdach wird jetzt unsre Zante-Residenz. Dort bringen wir unsere Ferien zu. Ah, wie uns alles nach Wunsch geht!"

„Sind Sie denn sicher, daß das Haus auch ein Gasthaus ist?" fragte Abulis unschuldig.

Aber Mörner lachte nur. „Das kümmert uns wenig, genug, daß es uns gehört. Wir nehmen es in Besitz. Den Hausherrn werden wir freilich noch dulden, denn das ist menschlich, übrigens machen wir es uns bequem, richten uns ein darin und halten Séjour, so lang es uns gefällt. Wetter auch, zwei junge lustige Bursche wie wir erobern die Welt! Die umnachteten Insulaner müssen froh sein, wenn so weitgereiste erfahrene Weisheitspender bei ihnen vorsprechen. Im Ernste, Abulis, der Kaufmann ist überall willkommen, denn er bringt seine Kenntnisse mit und streut Samen aus, welche mit Nutzen aufgehen. Denken Sie nur, wie wir alle Taschen voll Platzkenntnisse von Odessa haben! Mit diesem Wissen hätte das Haus Prokter viel erspart. Ah, was haben wir zu erzählen! Und die Inselgriechen haben es immer gerne gehört, wenn Einer aus Kolchis, aus Tauris, aus Scythien kam und ihre neugierigen Ohren mit den Abenteuern der Fremde kitzelte. Aber noch ist Zante das alte Zakynthos und wir kommen wie zwei alte Griechen, und alles Inselvolk lauscht, wenn ich nun meinen Gesang anhebe, den Ruhm meines erfindungsreichen Odysseus und wie er in Odessa die Cyklopen Sanga und Schulef überlistete. Was meinen Sie! ich muß Glück damit machen, wie der Vater Homer, und noch besser, denn ich führe meinen Helden gleich mit an der Hand. Bei Gott, ums Hineinkommen ist mir nicht bange, man wird uns gar nicht wieder hinauslassen!"

Mit diesem Worte, das prophetischer war, als Mörner es ahnte, lenkte er hügelan dem Landhause zu und als das Fuhrwerk auf den Rauhwegen stockte, übergab er es einem Weinbergsarbeiter in die Huth, der dem Paare, das auf italienisch um Auskünfte über das Haus fragte, im bäuerlichsten Inselromäisch antwortete. Ihren Weg zu Fuß verfolgend, erreichten Mörner und Abulis unbelehrt, durch Stein und Gestrüpp, die lockende fremde Besitzung. —

XIII.

Die Eindringlinge erkannten bald, daß sie ihr Ziel von einer unwegsamen Seite erreichten und wurden sich über die Lage des Landhauses klar. Es lag der Länge nach zwischen Ost und West und hatte auf diesen Fronten ganz jene Ausblicke vollkommenster Schönheit, welcher Mörner erwartet. Die kürzeren Nord- und

Südseiten, — und von letzterer kam unser Paar, — waren die Kehrseiten des Hauses, umwildert von undurchdringlichen Hecken, aus welchen Kastanien und Maulbeerbäume aufragten, und Hecken nnd Baumkronen machten den Bau hier fast unsichtbar. Hier war es, wo Mörner ein Streifchen des Daches entdeckt hatte und Abulis den Seeadler auf dem Dache.

Nicht ohne Mühe durchbrachen Mörner und Abulis die Hecken, denn ein Zwischenpförtchen fanden sie nirgends. Aber als sie sich durchgedrängt hatten, lag's wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihnen. Das Haus von seiner Stirnseite genommen, zeigte von selbst seinen Situationsplan, seine Zugänge, seine Verkehrswege, denn der Auftritt dieses Hauses war der Schlußstein einer Bodenfigur, ja, war die Rampe dieses ganzen Landschaftstheaters. Sie standeu auf dem Höhepunkt jenes Thales, welches die erste Scenerie ihres Ausfluges war und welches mit der Spitze seines Krummhornes fast zu ihren Füßen heraufstieß; sie standen auf dem Höhepunkt jener weinvollen Ebene, welche zwischen ihnen und dem ionischen Meere sich ausbreitete und deren gepriesenes Bild sie sich hier noch vervollkommneten. Sie sahen hemmnißlos rund um die Insel, in sie und über sie. Drüben im Osten lag der Peloponnes, schräg im Norden Cephalonia, jenseits im Westen die Küste Calabriens, welche freilich nur geahnt wurde. Man konnte sagen: Italien und Griechenland sah zu den Fenstern dieses Landhauses herauf. Der Erbauer wußte, was er gethan; er hatte den Punkt gewählt, wie ihn Mörner errathen hatte. Es war der Schlüssel des ganzen Panoramas.

Und so gut wußte er's, daß er die Mitte des Hauses mit einer offenen Gallerie durchbrochen und von Meer zu Meer, das Diesseits und Jenseits, Ost und West, Bild und Bild zu einem Anblick vereinigt hatte. Das war ein Zug, der selbst die Ueberraschung noch überbot. Man brauchte nicht einmal ums Haus herum zu gehen, man brauchte nicht Insasse zu sein und im ersten Stock durchgehende Zimmer zu bewohnen; man stellte sich in diese offene Halle, wendete den Kopf bald rechts, bald links und legte sich zwei unvergleichliche Aussichten zu einer einzigen und ganzen zusammen.

„Soweit wären wir also!“ sagte Mörner. „Jetzt unsere Zimmer! Heda, Bedienung! Sollte der Seeadler der einzige Portier gewesen sein? Meldet er uns im Himmel an? Werden uns Engel aufnehmen? Oder Jupiter mit Iris und Hebe? Weß Glaubens war der Geselle?“ Mörner stöberte scherzend und suchend herum, aber das Haus, obwohl sichtlich bewohnt, war einsam und menschenleer. Endlich schlug er folgenden Plan vor. Er wolle auf der Westseite in die Weinbergsterrassen hinabsteigen, wo er arbeitende Menschen vermuthe; Abulis aber, um sich diese Kletterarbeit zu ersparen, bleibe oben zurück und wenn es im Hause selbst oder auf der Ostseite lebendig würde, rufe er ihn herauf. Das Paar trennte sich und alsbald verschwand Mörner im überlaubten Absturz des Weinberges wie in einer Theaterversenkung.

Der Weinberg war von oben nach unten in querlaufende Terrassen getheilt, auf welchen die gewölbten Rebengänge standen von der Höhe eines aufrechtstehenden Menschen. Die Terrassenflächen untereinander verband eine Gliederkette von steilgestuften Treppenabsätzen. Mörner hatte also abwärts zu steigen und rechts und links seitwärts zu blicken. Mit den Blicken aber war es oft genug nicht ge-

than, denn mancher Nebengang war von oben herab fast zugewachsen mit zuchtlos rankendem Laubwerk und Mörner ging oder drängte sich mit dem Hut in der Hand auf und ab durch die Wölbung.

Ein solcher Sucher muß finden. Es war in einem dieser Terrassengänge, da begegnete sich Mörner, indem er sich einwühlte, mit einem Andern, der herausdrängte. Aber wie groß war beider Erstaunen, als sie im dichten Rebengeschling aneinanderprallten! „Was seh ich, Herr Mörner?!" — „Sehe ich recht, Herr Prokter junior?!"

„Wer verrieth Ihnen, daß ich hier bin?" sagte der junge Mann, der sichtlich verlegen war.

„Kein Mensch. Der Zufall. Wir sind auf der Rückfahrt von Odessa begriffen, wollen uns vom russischen Staub und Sturm ein Bischen verschnaufen und fallen in dieses Weinparadies ein, wie die Vögel aus der Luft."

„Sie sagen: wir. Wer ist diese Mehrzahl?"

„Ich und mein Reisegefährte. Ein merkwürdiger Junge, ein Wunderkind! Sie werden ihn mit Vergnügen kennen lernen, aber mit wahrer Hochachtung anblicken, wenn ich Ihnen erst unsere Odessaer Geschichte erzähle."

„Nun, so erzählen Sie."

„Gemach, gemach. Das erzählt sich nicht stehenden Fußes. Zum Anbiß nur so viel: Ihr ganzes Guthaben ist hereingebracht!"

„Sie sind ja ein Zauberer. Sie wären gut nach verlorenen Schätzen auszuschicken!" Der junge Prokter sagte es mit einem Seufzer, den Mörner, an Menschenbeobachtung gewöhnt, sich auffallen ließ und um so mehr, als er Jubel statt Seufzer erwartete.

Mörner kämpfte, ob er seine Empfindlichkeit, die ihn fast anwandelte, auch verrathen sollte; aber sein tüchtiges Menschenherz siegte. Was er verrieth, war nur Theilnahme. „Sie scheinen nicht heiter," sagte er schonend. „Komme ich mit meiner Glückspost zu einem Manne des Unglücks? Es würde mich innig betrüben!"

Gabriel fühlte sich wohlthuend angesprochen, was ein Leidender bald fühlt. Er gewann Vertrauen und sagte zu Mörner: „Wenn ich Sie um einen Gefallen bitten darf, werther Herr, um einen persönlichen großen Gefallen, so sagen Sie in Triest nicht, daß ich hier bin. In Triest soll mein hiesiger Aufenthalt ein Geheimniß bleiben."

Mit männlicher Gradheit antwortete Mörner: „Aber wenn in Triest von Ihnen die Rede ist? Dann bewahre ich nicht ein Geheimniß, ich verhehle es schon ein wenig. Das ist ein Unterschied. Was man verhehlt, sollte man eigentlich selbst wissen. Pardon, ich thu's auch unbesehen, nur bitte ich, der guten Form wegen um Ihr Ehrenwort. Man kann sich ja tausend correcte Geheimnisse denken und doppelt leicht in der Jugend. Sie sind ein junger Mann und wären Sie nicht verheirathet, so wäre mein nächstliegender Gedanke — ein Roman."

Gabriel hatte sich schon, als Mörner nicht „stehenden Fußes" erzählen wollte, in Bewegung gesetzt und fuhr jetzt, aus dem Weinberg dem Hause sich nähernd, fort: „Bleiben Sie, bleiben Sie nur bei diesen Gedanken, Herr Mörner. Auch die Ehe hat ja ihre Romane, nicht bloß die Liebe. Freilich zählt man die letzteren in der Regel allein, denn sie sind der Phantasie, — der Eitelkeit sollte

ich sagen, — um Vieles schmeichelhafter. Wer liebt, der begehrt, und wer begehrt, der strebt. Aus dem Phlegma wacht er zum Pathos, aus der Faulheit zur Thätigkeit, aus dem Egoismus zur Aufopferung auf, — kurz, der ganze Bursche wird größer. Er wird, wie der Roman sagt, ein „Held". Ach, das bleibt er in der Ehe nicht leicht. Guter Gott, nein! Und die Heldin, die Figur, die im Roman fast Hauptsache ist, das Weib, — die verschwindet erst recht in der Ehe. Sie war ein Gegenstand, der sich besitzen lassen soll; sie wird nun besessen, und ihre Rolle ist aus. Sie zählt nicht mehr mit. Erst wenn das Weib ihre Nullität durchbricht und so frei ist, auch noch ein Bischen zu sein, erhebt sich die Ehe wieder zum Romane: aber von diesem Eheromane spricht man nicht gern. Er ist unbeliebt, er schmeichelt und amüsirt nicht, und seine Katastrophe zumal endet oft herzlich schlecht. Es kann passiren, daß die Heldin nicht sowohl entführt wird, sondern Heldin genug ist, sich selbst zu entführen."

„Verstehe ich Sie recht . . ."

„So ist mir mein Weib durchgegangen; sehr wohl, verehrtester Herr! Ich habe sie von ihrer Schwiegermutter so lange coujoniren lassen, bis sie sich erinnerte, daß sie eine Person und nicht eine Sache sei. Ach, Herr Mörner, in welchem Zustande finden Sie mich! Ich könnte der glücklichste aller Menschen sein und bin der unglücklichste. Ich hatte Alles. Es ist nicht möglich, etwas zu wünschen, was ich nicht hatte. Und vor allem hatt' ich ein Weib, — ein Weib, das ich liebte, verehrte, anbetete; ein Weib, das mir lieber war als eine Legion von Engeln, für das ich mich todtschlagen ließe, wenn ich es wieder hätte und das ich moralisch todtschlagen ließ, als ich sie noch hatte. Sagen Sie, Herr Mörner, was für ein Teufel reitet uns Männer, daß wir taub, blind, lahm, an allen Sinnen paralysirt sind, wenn wir das Ding, das wir lieben, in unsere vier Wände gesetzt haben? Ein Kaufmann assecurirt doch sein Baumwollenlager; wir aber, wir wären im Stande, unser Haus anzuzünden und uns höchlich zu verwundern, wenn das Weibchen zum Fenster heraussprănge, anstatt ruhig wie ein Schaf zu verbrennen. In ein brennendes Haus hab' ich mein Sanchen geführt; ich wußt' es, ich wußt' es genau, ich sah sie leiden, aber ich steckte wie der Strauß den Kopf in den Sand und ließ brennen und brennen. Ich möchte rasend werden! Noch am Vorabend warf sie sich mir in die Arme, und daß mir ja nicht die Ausflucht bliebe, ich sei ungewarnt, so sagte sie mir fast mit offnen, unbedingten Worten, daß sie sich retten müsse und nur die Wahl habe, es mit mir oder ohne mich zu thun. Ich verstand sie sehr wohl, ich war erschrocken genug, aber ich dachte zuletzt, — sagen Sie mir, was ich dachte? Ich weiß es selbst nicht. Was denkt man, wenn man gedankenlos der Gewohnheit folgt? Ehe ist Ehe. Es muß so sein. Andere haben auch Schwiegermütter. Sie muß es tragen. Von Tag zu Tag, — es vertheilt sich. Jeden Tag etwas. Es wird schon gehen. Sie wird's so arg nicht machen — und so fort, den ganzen Hundefraß der Philisterei durchgefressen und gespien und wieder gefressen! Pfui über mich, tausendmal pfui! Der lumpigste Kameeltreiber, wenn er sein Kameel beladet, hütet sich, daß es zu viel wird, er merkt auf den Wink des stummen Thieres und befolgt ihn genau. Und ich, ich höre die Menschensprache des geliebtesten Weibes, höre den rührendsten Nothschrei und — überhöre ihn! Mit brechenden Lasten drücke ich es wund bis zum Tode, mein armes

edles Geschöpfchen! Ich habe nicht die Lastträger-Rücksicht eines Kameeltreibers! O was für menschliche Menschen sind wir Europäer! In Indien soll sich nach dem Tode ihres Mannes keine Wittwe mehr in die Flammen stürzen; aber in Europa soll sie noch bei Lebzeiten ihres Mannes im schwiegermütterlichen Fegfeuer braten! Das ist Eherecht und Ehepflicht. Und das steckt in unsern Schädeln, fester und dümmer als alle Vorurtheile der asiatischen Barbaren!"

Mörner sagte bedächtig: „Sie drücken die Schuld, die Sie zu haben glauben, mit einem so lebhaften Gefühle aus, daß es das beste Zeugniß für die Güte Ihrer Natur giebt. Aber vielleicht gehen Sie auch zu weit. Vielleicht wäre es ein Trost, freilich ein leidiger Trost, wenn Sie in Ihrem Unglücke denken dürften, daß die Schuld desselben — nicht ganz so einseitig auf Ihrer Seite allein liegt."

„Gott soll mich bewahren, daß ich das Andenken meiner theuren Verlornen nur mit dem leisesten Schatten eines Verdachtes beleidige. Denn das wollen Sie doch sagen. Nein, nein, Herr Mörner. Candida war ein reines Weib. Was wollen Sie? Sie sollte mit einem Andern durchgegangen sein? Lag sie doch fast auf den Knieen vor mir, daß ich mit ihr selbst durchgehen sollte! Sie hätten es hören sollen, wie sie in mich drang! Sie verlangte nichts von mir, als was billig und thunlich war; aber sie verlangte es wie ein Geschöpf, das seinen letzten Schrei ausstößt. Gott, Gott, wie jedes ihrer Worte mir gegenwärtig ist! Ich hatte ihr, als es mit unserer Heirath am schwierigsten stand, versprochen, den Eltern zum Trotz zu heirathen und irgendwo als Buchhalter hinzugehen. Buchstäblich Recht hatte sie, daß ich das jetzt noch sollte, und daß meine Mutter vielleicht nichts brauche, als einen solchen Beweis von Festigkeit zu erleben, um für ewig die Waffen zu strecken. Glauben Sie, ich that es? Es fehlte wenig, so lachte ich auf. Die Idee, die doch meine eigene war, als ich um ihren Besitz noch rang, kam mir so überspannt, so überflüssig vor, nachdem ich den Genuß ihres Besitzes erreicht; — es schien mir so unmöglich, daß Triest ohne mich und ich ohne das Tergesteum und seine Spielpartie existiren könne, . . . oh, jetzt kann ich es! Sie lehrte mich, was ich kann! Wer nicht hören will, muß fühlen. Als ich in jener letzten Nacht ihren Zettel an mein Bettkissen genadelt fand, mit dem Schreckensworte: Addio! da überlegte ich in den langen schlaflosen Stunden, daß ich nichts Besseres thun könne, als am Morgen selbst zu verschwinden. Die Welt sollte glauben, meine Eltern nicht ausgenommen, ich sei bei meiner Frau und der Schritt zwischen uns Beiden verabredet. Bei einem Schulfreunde von der Handels-Akademie, Gaëtano Pinestre, welcher ausgedehnte Weingüter auf Zante besitzt, suchte und fand ich dieses Asyl und beschäftigte mich in seinem großen Produktenhandel. Ich kam zur Corinthenernte aufs Landhaus heraus, — und nun sehen Sie sich um! In welchem Paradiese lebe ich! Hier das Meer, dort die Berge, zu unseren Füßen eine ganze Grafschaft voll Reben, — und dieser Himmel! diese Luft! dieser Geruch über allen Höhen und Tiefen! Haben Sie auf allen Ihren Reisen ein solches Zauberland je gesehen? Und das Alles könnte ich mit meinem Candchen genießen! Es war die ganze Heldenthat, die sie von meiner Energie verlangte, uns in einen Zustand zu versetzen, der schon beim ersten Versuche so glücklich gerieth. Aber in Güte vermocht' ich es nicht. Gar nichts vermochte ich, das Kleinste, Nächste, Bequemste nicht. O wie sie mich verachten mußte! Seit ich auf dieser Insel hier Mann ge-

worden, sehe ich mit Schaudern, was für ein Schlaraff ich in Oesterreich war, und welche Geduld ein Charakter, wie Candchen, mit mir hatte. Ich schäme mich vor mir selbst; eine Hand, einen Fuß gäbe ich darum, wenn ich meine Ehe von neuem anfangen könnte, wenn ich den Lüften eine Botschaft auftragen könnte: Candchen, ich bin gebessert!"

„Gabriel!" rief plötzlich eine Stimme und Abulis hing als Candida am Halse des reuigen Ehemanns. —

XIV.

Die Ueberraschung war grenzenlos. Ebenso die Verwirrung. Gabriel glaubte, Mörner habe um Alles gewußt und die Frau in dieser Verkleidung ihm zugeführt; ganz dasselbe aber äußerte Candida, welche diese Vereinigung mit ihrem Gatten für eine Veranstaltung Mörners hielt. Mörner aber war gar keines Lautes mächtig, sondern stand sprachlos, wie zu einer Salzsäule versteinert. Er ließ das Kreuzfeuer der Ausrufungen über sich ergehen; hörte fragen, jubeln, unter Freudenthränen schluchzen; sah Umarmungen, Küsse, wechselnde Farben, und vermochte es nicht zu fassen: das Alles bedeute, — sein Abulis sei plötzlich zur Frau geworden!

Und doch! Im Fluge ging sein Zusammensein mit diesem Reisegefährten durch seine Phantasie und blitzgleich sah er jetzt Alles erklärt, was ihm so manchmal ein Räthsel gewesen: wie sich Abulis zu dem Heirathsprojekte mit Fräulein Kreibel, zu dem Anstellungsprojecte des Polizeidirectors verhalten, seine Scheu gegen die Quarantaine, noch gestern sein linkisches Reiten à califourchon, kurz, Züge in allen Schattirungen. Ja, selbst sein Meisterstück gegen Sanga und Schulef war jetzt natürlicher als Frauenlist der jugendlichen Frau, welche dem gleichalterigen Jüngling so überlegen ist, im Charakter verwandter.

Nun gings ans Fragen und Antworten. Erst erzählte Mörner dem jüngeren Prokter, wie er zu seinem Reisegefährten gekommen. Das war der Hauptsache nach einfach und nur durch die sinnreich gefältelte Garnitur der Frau Rosalie complicirter. Diese unternehmende Frau bewies ihrer Freundin aus Kalender-Anekdoten, wie oft Frauen als Männer, sogar als Soldaten, durch die Welt gekommen und ihre Rolle jahrelang und unter den schwierigsten Umständen durchgeführt hätten. Aber beleuchtet werden mußten hierauf die übrigen Zuthaten dieser Intrigue. Warum die Verschwörer-Erfindung? Zur größeren Glaubwürdigkeit, daß ein feiner Jüngling, der nicht zum Bedienten gemacht war, unter dem Schutz eines Aelteren um jeden Preis das Weite zu gewinnen gedrängt sei. Warum die tragischen Erfindungen vom Selbstmord des Vaters und dem Irrsinn der Mutter? Um Mörner'n durch Mitleid geneigter zu machen, mehr noch, um die Stimmung einer unglücklichen Frau auch für einen Jüngling, der lebenslustiger sein mußte, gut zu motiviren. Warum endlich den Humbug von der Polizeispionage im Hause? Um es auf den letzten Augenblick ankommen zu lassen und die Möglichkeit abzuschneiden, daß Mörner seinen Mann sich genauer ansehe und allerlei Examina mit ihm anstelle. Das zu fragen, war jetzt an Mörner und zu beantworten an Abulis-Candida.

Dazwischen fragte Gabriel immer wieder von neuem, wie Alles gekommen und ob das Wunder dieses Zufalls nicht doch wohl eine veranstaltete Ueberraschung?

Da citirte Adulis seinen Pückler-Muskau und Mörner berühmte sich seines Blicks für die landschaftliche Lage dieser Villa. So seien sie hieher gekommen. Und während er nach Menschen den Weinberg durchsucht, habe sich Candida, sagte sie, vor der sengenden Sonne in die schattigen Lorbeerhecken verkrochen und die Aussicht auf Meer und Land am Boden liegend genoßen, eine perspektivische Gourmandise von bekanntem Effekt. Im umlaubten Liegen sei sie dann ungesehen geblieben, als die Männer heraufgekommen, und habe Alles gehört, was Gabriel, dicht neben ihr an die Säule gelehnt, so herzbewegend gesprochen.

Alle diese Fragen und Antworten hätten Musik sein sollen, wo mehrere Stimmen zugleich tönen können und nicht eine die andere abwarten muß, wie in der gesprochenen Rede. So aber gab's ein Reden wie Wasserfälle, wie fliegende Schwalben! Endlich war das Wissenswertheste gewußt, und Mörner kam nun dazu, — Ende gut, Alles gut, sagte er, — seinem Adulis die Krone aufzusetzen und seinen Sieg über Sanga und Schulef zu erzählen.

„Und einem Weibe, wie diesem, habe ich mein kleinliches Hauskreuz zugemuthet!“ rief Gabriel wie vernichtet und doch erglühend von Stolz, daß es sein Weib!

Candida sagte ernst: „Dafür bin ich auch aus meinen weiblichen Grenzen herausgetreten. Andere hätten ja doch die Schwiegermutter — bis in den Tod ausgehalten. Aber indem ich auf meinen Platz zurücktrete, preise mir diesen Adulis und sein Odessa nun nicht länger. Es ist mir lieb, wenn er's wett gemacht hat, was Candida in vielen Augen zu viel gethan. Laß uns diese Bubenstreiche aber mit keinem Worte mehr in Erinnerung bringen, von dem Augenblicke an, wo ich mein Frauenkleid wieder anziehe. Und wahrlich, nach diesem Genuß schmachte ich jetzt. Dort vorne steht unser Wagen, laß mich nur gleich hinabfahren und in der Stadt meine Einkäufe machen.“

„Das Gute liegt näher,“ lächelte Gabriel. „Ich habe Deinen Anzug der letzten Stunde zum ewigen Andenken mit mir genommen und führe ihn immer mit mir. Du kannst sofort hier ins Haus eintreten und Dich nach Wunsch ankleiden.“

Candida flog ihm an den Hals, aber ihr Blick flog zu Mörner. Der Blick leuchtete von Ausdruck. Seht, das ist mein Mann und er ist doch meiner werth! schien sie Mörner'n zu sagen.

Mörner aber machte ein eigenthümliches Gesicht. „Adulis! Adulis!“ rief er, „werfen Sie mich nicht gar so schnell zu den Todten. Seid nicht so rasch, ihr jungen Leute. Laßt mir Zeit, mich daran zu gewöhnen. Laßt mir von meinem Adulis wenigstens das Kleid.“

In diesem Augenblicke wurde das Paar erst aufmerksam, was auch in Mörner Menschliches vorging. In der That, der alte Mann hatte sich an den jungen gewöhnt; er machte seine Pläne mit ihm, wollte ihm eine Handlung einrichten, wollte ihn an Sohnes statt annehmen, kurz, baute die Hoffnung seines einsamen Alters auf ihn. Das Alles bedeutete ihm das Wort: Adulis' Kleid! Diesen Blick machten sie jetzt in Mörners Gemüth. Die Zwei fühlten sich wieder zu Dritt — und ein Schatten flog über sie!

Der alte Kaufmann aber, rüstig wie immer, hub an: Kinder, laßt uns einen Plan machen. Wir müssen auseinander; — das liegt schon in der Natur

der Sache selbst. Ich denke nun so. Ich gehe nach Triest und liefere mein Geld ab, Ihr aber bleibt mittlerweile noch hier. Prokter senior, dem ich Geld über Erwartung bringe, zieht mich als Tischgast, wohl auch als Hausgast an sich, was ich mir für einige Tage gefallen lasse. Dabei studire ich nun die Luft Eures Hauses und erstatte Euch schriftlich Bericht darüber. Je nach dem Stand der Dinge entschließt ihr Euch dann in aller Bequemlichkeit, ob und wie lang ihr noch hier bleiben wollt, oder wie ihr's mit Eurer Zurückkehr haltet. So vergeht Zeit, und auch ich alter Mann bin dann gefaßter — meinem Adulis in Damenkleidern die Hand zu küssen!"

Den würdigen Mann umarmten vier Arme und Kuß und Händedruck sagten, — was sich nicht sagen ließ!

Mörner blieb noch zwei Tage lang auf der Insel und ließ sich von dem Paare verhätscheln. Adulis blieb ihm zu Ehren noch in Männerkleidern. Am dritten endlich — gab's sechs feuchte Augen im Hafen von Zante, unaussprechliche beredtsame Blicke und nur wenige, wenige Worte! Das Schiff stieß ab, Mörner fuhr hin, und — das Taubenpaar kehrte zu seinem Adlersitz heim! Seit das weinduftende Zakynthos in seinen blauen Wellen sich spiegelt, hat es wenig Tage gesehen, so götterselig, wie sie jetzt das paphische Taubenpaar feierte.

Als Mörner in Triest landete, war sein erster Gang — nicht zu Prokter, sondern ins Boardinghaus zu Frau Rosalie.

Wo ist Adulis? rief sie erschrocken, als sie ihn allein kommen sah.

„Unglück über Unglück!" antwortete Mörner. „Denkt Euch! der Junge, der immer niedergeschlagen war und zu keinem Mädchen sein Auge aufhob, hatte das Glück, daß sie ihm von selbst an den Hals flogen. Aber dieses Glück war sein Unglück. In Odessa warf sich ihm die Tochter des Gouverneurs in die Arme; aber der Vater überraschte sie dabei, riß den Jungen hinweg, gab ihm die Knute und schickte ihn ohne Urtel und Recht nach Sibirien."

„Er ist unschuldig!" schrie die Wittwe, „ich weiß, daß er unschuldig ist! Auf, Herr Mörner, führen Sie mich hin. Ich bezahle Alles. Ich raffe zusammen, was ich habe, aber wir müssen hin und ihn loskriegen! Fort, Herr Mörner, mit dem nächsten Lloyddampfer fort!"

Mörner antwortete: „Das ist schön von Ihnen, Frau Rosalie. Aber noch schöner ist es, — daß die ganze Geschichte erlogen ist. Denkt ihr, ihr könnt allein dichten, ihr verschmitzten Weiberchen? Unsereiner kann's auch. Ihr sollt mit dem Schrecken davon gekommen sein. Denn Strafe habt Ihr ja doch verdient, was? Seht mir ins Auge!"

Und Mörner erzählte, wie sich Alles begeben und Frau Rosalie befeuchtete die Zunge, die so Vieles und Schönes zu sprechen hatte, mit ihrem besten Prosecco.

So ging's hier. Wie es bei Prokter ging, soll er in seinem ersten Berichtbriefe selbst sagen. Mörner schrieb:

„Ich fand die innere Politik Ihres Hauses in einer Constellation, wie sie die auswärtigen Mächte auf Zante nur wünschen können. Herr Prokter senior, welcher durch Ihre beiderseitige Abwesenheit zugleich das Nützliche und das Angenehme entbehrt, — den Sohn und die Schwiegertochter, — hat die Fahne einer siegreichen Insurrektion aufgepflanzt und die weibliche Linie seiner Dynastie dethronisirt. Ma-

dame ist ein stiller Mann geworden, und der Mann des Hauses — wieder der Mann. Aber Madame resignirt sich in diesen Wechsel der Herrschaft mit der mustergiltigen diplomatischen Formel: sie sei das Opfer eines Mißverständnisses. Das Ministerium Josepha, für dieses Mißverständniß einzig verantwortlich, ist in höchsten Ungnaden entlassen. Madame dagegen befolgt jetzt folgende Politik. Sie hat ihre Schwiegertochter nicht aus Geldstolz, wie böse Zungen ihr nachsagten, von der Gesellschaft ihrer Kaufmannsdamen ausgeschlossen, sondern umgekehrt: die junge Prokter reclubirte sich selbst und zwar ihrerseits aus Adelsstolz! Sie ist eine Loredano! Dieses Wort ist jetzt das mot d'ordre ihrer Haus-, Hof- und Cabinetspolitik. Sie colportirt es eben so eifrig, als sie es vor Kurzem noch todtgeschwiegen. Alle Palazzi der Theresienstadt, alle Villen von Conti, Cassi, Chiozza und Mauritio widerhallen von dem Namen Loredano; wer in ihrer Coterie courfähig sein will, muß für den alten Hochadel Venedigs schwärmen und der Prokter'schen Schwiegertochter als einer Königin huldigen. Schreibe: Königin! Die Loredani sind nämlich mit Katharina Cornaro, Königin von Cypern, verwandt, und — wissen Sie, wo Sie jetzt sind? Sie sind nicht auf Zante, wie Sie sich einbilden, sondern auf Cypern, studiren die titres Ihrer Familie und erheben bei der Lösung der orientalischen Frage Ansprüche auf dieses altberühmte venetianische Königreich. So hängen die Sachen zusammen und ich rathe Ihnen ja nicht, die neuen Zukunftsmajestäten anzuzweifeln! Kurz, Madame, welche sich bessern mußte, hat sich gebessert, indem sie — vollständig die nämliche blieb. Sie ist nicht mehr stolz gegen ihre Schwiegertochter, aber auf sie. Ihr Geldstolz ist Adelsstolz geworden. So getreu bleibt sich unter allen Umständen der weibliche Charakter, — sogar wenn er sich widerspricht!"

Das klang nach Friedensaussichten. Deßungeachtet beeilte sich das junge Paar nicht, sein Arkadien auf Zante abzukürzen und in die Triestiner Kaufmanns-Prosa zurückzukehren. Sie schlürften die Schönheit des Herbstes bis auf die Neige aus; ja, auf dem Karste lag schon der Schnee, als sie zurückkamen und, um Alles zu sagen, geschah es auch dann nur aus jenem triftigen Grunde, welcher der jungen Frau die Seeüberfahrt je länger desto unbequemer gemacht hätte.

Drei Monate waren vergangen, als sie Mörner zum erstenmale wieder sah, — in Frauenkleidern, — das Gesicht etwas länger und blässer, — die Augenringe bläulich angehaucht in zarter Veilchenschattirung. Es war ein Bild, das den sinnlichen Ausdruck nur leicht veränderte, aber geistig fast umschmolz. Er empfand's auf den ersten Blick und bald, schneller als er dachte, verschwand ihm Adulis — in der angehenden Mutter. Mehr und mehr trat ihm jener in Traumesferne und fing ihm diese zu existiren an, als hätte er sie nie anders gesehen. Da endlich gab er nach, fügte sich den vereinigten Bitten, schlug in die dargebotenen herzlichen Hände und blieb bei der Firma und in Haus und Familie.

Die Familie gewöhnte sich, in Onkel Mörner ihr Patriarchenhaupt zu verehren und im Laufe eines langen und glücklichen Alters stand er noch manchem Ebenbilde seines Adulis Pathe, während die Schwiegermutter an ihren Königssprossen von Cypern mehr und mehr zur „alten harmlosen Närrin" ward und nach Art der gezähmten Widerspänstigen fast durch ein Uebermaß von Unterwürfigkeit sich auszeichnete. —

Erinnerungen an Robert Schumann.

Nebst ungedruckten Briefen.

Mitgetheilt
von
Richard Pohl.

I.

Das Jahr 1850 bezeichnet in Robert Schumanns Leben einen bedeutungsvollen Wendepunkt: er trat damit in seine letzte Lebens- und Schaffensperiode ein. — Freilich hatte er eben so wenig, wie seine zahlreichen Freunde und Verehrer hiervon eine Ahnung, als er im Herbst 1850 Dresden verließ, um am 24. Oktober sein Amt als städtischer Musikdirektor in Düsseldorf anzutreten. Im Gegentheil gab diese, mit einer künstlerischen Thätigkeit verbundene Uebersiedelung ihm wieder neue Lebenshoffnungen. Er stand erst im einundvierzigsten Jahre, hatte also nach menschlichem Ermessen noch eine lange Zeit des Wirkens vor sich. Das frische und fröhliche Leben in der rheinischen Kunststadt regte ihn an; er trug sich mit einer Menge von Plänen und entwickelte eine fast übermäßige Productivität, eine unermüdliche geistige Thätigkeit, gleichsam, als ob er eilen müsse, um noch Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte.

Seine Heimath, Sachsen, hatte ihm in demselben Jahre zwei bittere Enttäuschungen bereitet, die ihm das Scheiden leicht werden ließen. Zunächst hatte sich seine Hoffnung zerschlagen, die zweite Capellmeisterstelle am königlichen Hoftheater in Dresden zu erhalten; Carl Krebs erhielt die Stelle, welche einflußreiche Freunde für ihn zu gewinnen hofften. Indessen geschahen diese Schritte erst, als aus Düsseldorf der Ruf an Schumann schon ergangen war; es war nur ein verspäteter und vergeblicher Versuch, den berühmten Meister seinem engeren Vaterlande zu erhalten, und er konnte sich darüber um so leichter trösten, als seine Düsseldorfer Amtsthätigkeit eine weit bequemere und zugleich selbständigere war.

Schwerer empfand er aber die zweite Enttäuschung, weil sie eine rein künstlerische war: den über alle Erwartungen geringen Erfolg, welchen seine erste und einzige Oper „Genoveva" bei ihren drei Aufführungen (25., 28. und 30. Juni 1850) auf der Leipziger Bühne fand. Man hatte diesem Werke mit großer Spannung und großen Hoffnungen entgegen gesehen; sein Schicksal wurde bedeutungsvoll für Schumanns weitere künstlerische Thätigkeit. Hätte „Genoveva" eine auch nur freundliche aufmunternde Aufnahme gefunden, so hätte der Componist unfehlbar eine zweite Oper geschrieben. Ihr Schicksal erinnerte aber an das von Beethovens „Fidelio". Den Bemühungen der eifrigsten Verehrer Schumanns gelang es nicht, das Werk in der öffentlichen Meinung zu retten; es entspann sich eine höchst unerquickliche Polemik in der musikalischen Presse, welche den, ohnehin leicht zu verletzenden Meister tief kränken mußte; man ging soweit, Schumann alle dramatische Begabung abzusprechen. Dies wurde für Schumann entscheidend. So sehr er sich auch über der Tageskritik erhaben fühlen durfte, verlor er doch jene Freudigkeit und Sicherheit des Schaffens, deren er bedurfte.

Unter den Zuhörern bei jener verhängnißvollen ersten Aufführung der „Genoveva" befand sich auch ein Student der Philosophie, der seit dem Erwachen seines musikalischen Bewußtseins ein eifriger Anhänger Schumanns gewesen war, und durch die Aufnahme, welche der Oper des von ihm hochverehrten Meisters (nach seiner Ansicht höchst ungerechter Weise) bereitet wurde, tief indignirt war: der Verfasser dieser Erinnerungen.

Schumann kannte mich nicht; das Herandrängen junger Enthusiasten an berühmte Künstler war mir zuwider; Beziehungen, welche mich Schumann hätten näher bringen können, hatte ich keine. Noch nicht in die Oeffentlichkeit eingeführt, mußte ich dem Kampfe um „Genoveva's" Existenz unthätig zuschauen — aber ich beschloß, fernerhin nicht unthätig zu bleiben.

Die Frage nach dem wahren dramatisch-musikalischen Style — eine Frage, die für mich gelöst erschien, sobald ich später Richard Wagners Werke kennen lernte — beschäftigte mich damals schon auf das Lebhafteste. Ich erkannte, daß Schumann der Lösung dieser Frage im ideellen, wie im formellen Sinne schon viel näher gekommen war, als alle seine Vorgänger; ich erkannte aber auch, daß das letzte Wort hier noch nicht gesprochen, der rechte Styl noch immer nicht gefunden sei. Woran dies lag, wurde mir erst klar, als ich im folgenden Jahre Richard Wagners „Oper und Drama" kennen lernte. Vorläufig glaubte ich, die Hauptursache des Mißerfolges der Schumann'schen Oper im Textbuche suchen zu müssen — und diese Ansicht hatte auch ihre Berechtigung, wenn auch nicht in dem Umfange, wie ich damals glaubte. Mein eifrigstes Bestreben war daher, ein Textbuch für Schumann zu finden, ein kunstgerechtes Drama, einen hochtragischen Stoff in tadelloser poetischer Form, weitab liegend von der breitgetretenen Heerstraße des damals üblichen Opernstyls. Aus der dichterisch vollendeten dramatischen Form glaubte ich dann auch durch Schumanns Hand ein musikalisch vollendetes Werk hervorgehen zu sehen.

Das dramatische Werk war bald gefunden: Schillers „Braut von Messina". Noch heute bin ich derselben Ansicht, wie vor 28 Jahren, daß die „Braut von Messina" ein künstlerischer Torso ist und bleibt, bis die Musik als bannlösende Macht hinzutritt. Man lese nur das Vorwort, das Schiller zu diesem Drama veröffentlicht hat, in welchem er der griechischen Kunst sich so merkwürdig näherte. Der unsterbliche Dichter scheint sich selbst nicht klar geworden zu sein, in wie weit er der musikalischen Kunst in seinem Drama Eingang und Ausbreitung gestatten wollte. Es war dies aber auch nicht seine Aufgabe, sondern die des schaffenden Musikers — der sich aber bis heute noch nicht gefunden hat. Sollten die Chöre nur allein — aber diese unbedingt — componirt werden? Und in welchem Style? Oder sollte das Melodrama hinzutreten, um die Verbindungen herzustellen? — Das wären Prinzipfragen, die jetzt noch ihrer Lösung harren, denn die „Braut von Messina" ist Schillers eigentliches Zukunftsdrama.

Der junge Student zerhieb den Knoten, kurz entschlossen, und — machte einen Operntext daraus. Alles sollte declamatorisch gesungen werden — den Styl dafür sollte eben Schumann finden —, die Chöre aber sollten die formell durchgebildeten musikalischen Ruhepunkte bilden. Natürlicherweise mußte das Schiller'sche Drama zu diesem Zwecke sich Kürzungen gefallen lassen; — aber kürzt

nicht jeder Regisseur? hatte man jemals „Don Carlos", „Tell", „Wallenstein" &c. ohne Kürzungen gesehen? Darin lag also kein Hinderniß. Nur die lange Erzählung der Isabella im ersten Akt, welche die ganze Vorgeschichte des Dramas giebt, schienen mir unüberwindliche Schwierigkeiten darzubieten. Ich suchte sie dadurch zu heben, daß ich das, was bei Schiller als Vergangenes erzählt wird, als Gegenwärtiges darstellte, in einem Vorspiel, welches die selbständige Exposition zu Schiller's Drama bilden sollte.

Von diesem Gedanken ganz erfüllt, theilte ich den Plan meinem Lehrer und Freunde C. F. Wenzel mit (der noch gegenwärtig Lehrer am Leipziger Conservatorium für Musik ist), und dieser, mit Schumann seit lange befreundet, munterte mich auf, meinen Plan dem Musiker selbst vorzulegen. Ich schrieb einen langen Brief an Schumann, worin ich ihm meine Ideen ausführlich darlegte, und sandte diesen am 18. October 1850, mit einem empfehlenden Briefe Wenzel's, an Schumann nach Düsseldorf.

Drei Monate vergingen, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Endlich gelangte der langersehnte Brief des Meisters durch den Musikalienhändler Whistling in meine Hände. Hier das unverkürzte Original:

(I.) Düsseldorf, den 19. Januar 1851.

Geehrter Herr!

Gewiß habe ich mir selbst die schwersten Vorwürfe gemacht, Ihnen auf Ihren theuren Brief noch nicht geantwortet zu haben. Es war ein immerwährendes Schwanken zwischen Annehmen und Ablehnen gerade dieses gewiß interessanten Stoffes. Endlich glaube ich mich doch für das Letztere entscheiden zu müssen; es haben so bekannte Stoffe immer Gefahr, wie Sie selbst auch sagen. Ja, gäbe es kein Schiller'sches Stück, mit allen Händen griffe ich wohl darnach.

Für Alles, was Sie mir sonst schreiben, haben Sie vielen Dank. So gern möchte ich ein Oratorium schreiben; würden Sie vielleicht dazu die Hand bieten? Ich dachte an Luther, an Ziska; doch wäre mir auch ein biblischer Stoff recht. Nach diesem und ähnlichem wohl auch eine heitere Oper. Vielleicht regt Sie dies zu weiteren Gedanken an.

Eine Frucht hat bereits Ihr erster Brief getragen. Nachdem ich, mir die Braut von Messina zu vergegenwärtigen, die Tragödie wiederholt gelesen, kamen Gedanken zu einer Ouvertüre, die ich dann auch vollendete*). Für ein freundliches Zeichen sei dies denn gehalten, daß der künstlerische Segen auch ferneren Unternehmungen nicht ausbleiben möge!

Erfreuen Sie bald wieder durch eine Nachricht

Ihren ergebenen Robert Schumann.

Herrn Wenzel meine besten Grüße; er möge verzeihen, daß ich ihm noch nicht geschrieben.

Daß dieser Brief mich unendlich beglückte, ist begreiflich. Zwar war mein Project verworfen, aber es hatte doch die Anregung zu einer neuen werthvollen

*) Skizzirt vom 29.—31. December 1850, instrumentirt vom 1.—12. Januar 1851. Zuerst aufgeführt in den Düsseldorfer Abonnementsconcerten am 13. Mai 1851.

Schöpfung des Meisters gegeben. Und er hatte Vertrauen genug zu mir gefaßt, um fernere Arbeiten mit mir zu planen. Er wollte es offenbar mit mir wagen.

Sofort machte ich mit Feuereifer mich an die Arbeit. Ich entschied mich ohne Bedenken für Luther, und begann zunächst mit historischen Studien, welche den gewaltigen Stoff mir klar genug machten, um schon nach wenigen Wochen Schumann einen Plan vorlegen zu können, welcher die Eintheilung des Ganzen enthielt. Daß die Anlage zu breit sei, verhehlte ich mir nicht; das Kürzen wollte ich dem Meister selbst überlassen.

Nach kurzer Zeit schon erhielt ich folgende ausführliche Antwort:

(II.) Düsseldorf, den 14. Februar 1851.

Geehrtester Herr!

Sie erhalten hier eine Skizze, die im Ganzen mit der Ihrigen übereinstimmt*). Ich mußte vor Allem die musikalische Form mir klar machen. Es ist ein gewaltiger Stoff; wir müssen, was nicht zur Entwicklung durchaus nöthig, ausscheiden, — auch, meine ich, das Eingreifen übersinnlicher Wesen. Nur der Geist des Huß will mir an rechter Stelle erscheinen.

Soviel hätte ich Ihnen zu sagen; nur auf das Wichtigste kann ich mich heute beschränken.

Das Oratorium müßte für Kirche und Concertsaal passend sein.

Es dürfte mit Einschluß der Pausen zwischen den verschiedenen Abtheilungen nicht über $2^1/_2$ Stunden dauern.

Alles blos Erzählende und Reflektirende wäre möglichst zu vermeiden, überall die dramatische Form vorzuziehen.

Möglichst historische Treue, namentlich die Wiedergabe der bekannten Kraftsprüche Luthers.

Gelegenheit zu Chören geben Sie nie, wo Sie können. Sie kennen wohl Händel's Israel in Egypten; es gilt mir als das Ideal eines Chorwerkes.**)

Eine so bedeutende Rolle wünschte ich auch im Luther dem Chor zugetheilt.

Auch Doppelchöre geben Sie mir, namentlich in den Schlußsätzen der Abtheilungen.

Eine Sopranpartie dürfte in keinem Falle fehlen; mir däucht, Katharine wäre sehr wirkungsvoll anzubringen. Auch die Trauung (im 3. Theil) dürfte nicht fehlen.

Der Choral „Eine feste Burg" dürfte als höchste Steigerung nicht eher als zum letzten Schluß erscheinen, als Schlußchor.

Hutten, Sickingen, Hans Sachs, Lucas Kranach, die Churfürsten Friedrich und Johann Philipp von Hessen müssen wir wohl aufgeben — leider!***) Aber es würden sich überall große Schwierigkeiten in der Besetzung ergeben, wollten wir die Solopartien noch vermehren.

Erzählungsweise mögen sie aber alle wohl vorkommen.

---

*) Diese ausführliche Skizze umfaßt 4 enggeschriebene Foliofeiten. Sie ist sorgfältig ausgearbeitet, würde aber hier zu weit in die Details führen.

**) Schumann hatte ein Textbuch von Händels „Israel in Egypten" seiner Sendung beigelegt.

***) Ich hatte diese sämmtlich in meinem Textentwurf eingeführt.

Ein Verflechten der deutschen Messe in die verschiedenen Abtheilungen*) scheint mir schwer ausführbar. Es giebt aber dafür der Choral Ersatz.

Luthers Verhältniß zur Musik überhaupt, seine Liebe für sie, in hundert schönen Sprüchen von ihm ausgesprochen, dürften gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. An eine Alt- oder 2te Sopranpartie wäre noch zu denken.

Im Uebrigen stimme ich mit Allem, was Sie wegen Behandlung des Textes, in metrischer Hinsicht sagen, wie über die volksthümlich-altdeutsche Haltung, die dem Gedicht zu geben wäre, durchaus überein.

So müßte, denke ich, auch die Musik sein, weniger kunstvoll, als durch Kürze und Kraft und Klarheit wirkend. —

Verehrter Herr, wir sind im Begriff, etwas zu übernehmen, was wohl werth ist der Schweißtropfen. Muth gehört dazu und auch Demuth. Haben Sie freundlichen Dank, daß Sie mir so willig entgegenkamen. Lassen Sie uns das große Werk mit aller Kraft ergreifen und daran festhalten.

Ihr ergebener R. Schumann.

Nachschrift.**)

Von Schriften, die nutzen könnten, wären vielleicht noch zu nennen:

1. Martin Luther; ein kirchengeschichtliches Lebensbild von Dr. Wildenhahn, 1851.

2. Luthers geistliche Lieder und Gedanken über die Musik, von neuem gesammelt &c. durch K. Grell, 1817.

3. Winterfelds Schrift über die Lutherschen Choräle.

Nr. 2 kann ich Ihnen von hier aus schicken. Wollen Sie nun meinen Plan mit dem Ihrigen vergleichen und mir dann eine ganz detaillirte Skizze des Ganzen schicken?

R. Sch.

Mit aller Kraft wurde das Werk von mir zwar ergriffen — denn ich widmete ihm noch mehrere Monate ernstester Arbeit — aber zu einem glücklichen Ende wurde es leider nicht geführt. Das Bild, welches sich Schumann von dem Werke gemacht hatte, lag von dem mir vorschwebenden zu weit ab, als daß wir zum Ziele hätten gelangen können.

Ueber die Neugestaltung der Form des Oratoriums hatte ich ebenso meine reformatorischen Ideen, wie über die der Oper. Ich wollte weder an Händel'sche und Bach'sche, noch an Mendelssohn'sche Muster mich anlehnen, sondern im Gegentheil von diesen hinweg in neue Bahnen lenken. Ich verwarf das erzählende Recitativ als dürftiges Verbindungsmittel zwischen den einzelnen Musikstücken; an dessen Stelle setzte ich den, die Handlung gleichsam begleitenden und darüber reflektirenden Chor, nach Art der griechischen Tragödie; den kirchlichen Charakter wollte ich nicht aufgeben, und das lutherische Glaubensbekenntniß (in Form einer deutschen Messe) in das Werk verflechten.

War mir Schumanns Betonung von Händels „Israel in Egypten" schon sehr bedenklich erschienen, so war es nicht minder seine Forderung, mich knapp nur auf das Nothwendigste zu beschränken und alles Episodische zu vermeiden. Es schien mir gerade ein Vortheil der epischen Form des Oratoriums zu sein, daß dieses nicht, wie das musikalische Drama, lyrische Ruhepunkte und Betrach-

*) Mein eigenthümlicher Gedanke, weil ich mir das Oratorium durchaus im kirchlichen Style dachte.

**) Auf einem besonderen Briefblatt.

tungen zu vermeiden hat, sondern sich in musikalischer Entwicklung theils lyrisch, theils episch frei ergehen darf. Zieht man die dramatische Form vor, so halte man sie consequent fest, gebe dann aber auch das Drama nicht im Concertsaal, sondern auf der Bühne.

Schumanns Verlangen, daß das ganze Werk nur $2\frac{1}{2}$ Stunden Dauer haben sollte, schien mir unerfüllbar. Nach diesem Zeitmaß gemessen, mußte freilich Alles fallen, was nicht streng zur Handlung gehörte; es blieb dann gleichsam nur das historische Gerippe dessen übrig, was ich gewollt hatte, und diese Arbeit gegen meine Ueberzeugung auszuführen, fühlte ich keine Neigung.

Noch glaubte ich aber, Schumann zu meiner Ansicht bekehren zu können, wenn ich ihm einen Theil meiner Arbeit so ausgeführt vorlegte, wie ich mir das Ganze dachte. Ich entwarf also nicht nur eine detaillirte Skizze meines ganzen Planes, sondern führte zugleich den ersten Theil des Oratoriums völlig aus. Meine Bearbeitung wurde freilich so umfangreich, daß dieser erste Theil schon Text genug für einen ganzen Aufführungsabend ergab. Dies schreckte mich aber nicht ab. Ich gab dem ersten Theile eine solche Abrundung, daß er auch für sich bestehend aufgeführt werden konnte, und legte das Ganze als eine Reformations-Trilogie an, die auf drei Aufführungsabende sich vertheilte.

Daß ich damit freilich nicht in Schumanns Sinne handelte, war ich mir wohl klar bewußt; ich war aber ebenso entschlossen, das Project nicht weiter zu verfolgen, wenn es mir nicht gelingen sollte, Schumann für meine Auffassung zu gewinnen.

Sein nächster Brief brachte mir hierüber schon die nöthige Klarheit. Er schrieb:

(III.) Düsseldorf, den 13. Mai 1851.

Sehr geehrter Herr!

Die letztvergangenen Wochen waren so unruhevoll, durch Proben, Aufführungen wie andere Arbeiten mir so zerstückelt, daß ich an Anderes zu denken mich kaum sammeln konnte. Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig für Ihre Sendung; der große Ernst, mit dem Sie das Werk angefaßt, bestärkt mich noch immer im Glauben, daß wir vereint gewiß etwas zu Stande bringen müßten. Aber ich weiß nicht, ob wir auf diesen Anfang fortbauen können. Die Composition des Vorspiels allein,*) wie sehr mir die einzelnen Gedanken daran zusagen, würde allein einen Abend ausfüllen, und mit der Idee eines zweitheiligen Oratoriums,**) das zu verschiedenen Tagen zu geben wäre, kann ich mich durchaus nicht befreunden und halte sie für keine glückliche.

Aber was nun? Ich glaube, wir müssen den Stoff auf die einfachsten Züge zurückführen oder nur wenige der großen Begebenheiten aus Luthers Leben herausnehmen. Auch glaube ich, dürfen wir dem Eingreifen übersinnlicher Wesen nicht zu großen Platz einräumen; es will mir nicht zu des Reformators ganzem Charakter passen, wie wir ihn nun einmal recht als einen geraden, männlichen und auf sich selbst gegründeten kennen.

*) Es sollte nach meinem Plane den ersten Abend bilden.

**) Mit dem Vorspiele dreitheilig.

Wie schwer ist es, dies und Aehnliches sich brieflich klar zu machen; wie schnell würden wir zum Ziel kommen, könnten wir einige Zeit zusammen leben. Dies wäre mein Wunsch.

Mit dem größten Schmerz würde ich's hören, wenn Sie die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, veranlassen sollten, das Werk ganz aufzugeben. Schon freute ich mich, noch diesen Sommer ein Stück in der Arbeit vorwärts zu kommen. So möchten Sie mir denn bald ein Zeichen geben, ich meine Ihrer theilnehmenden Gesinnung, und ob wir nicht der herrlichen Idee, die uns erfüllt, uns zu bemeistern trachten.

Seien Sie vielmals gegrüßt von

Ihrem dankbar ergebenen R. Schumann.

Es that Schumann offenbar leid, meinen fleißig ausgearbeiteten Text verwerfen zu müssen; aber als Componist war er völlig im Rechte, einen Text nach seinem Sinn zu verlangen, während ich wiederum mein Dichterrecht geltend machte und lieber auf die Ausführung verzichtete, als dem Text eine mir widerstrebende Umgestaltung zu geben. Ihn einem Geringeren, als Schumann, zur Composition zu überlassen, war ich ebenso wenig gesonnen. So blieb denn die große Reformations-Trilogie, von der ich auch eine Reform des Oratoriums gehofft hatte, unvollendet und uncomponirt.

Zuvor machte ich aber noch einen letzten Versuch. Ich reducirte den Plan, immer mit Festhaltung meiner Idee, auf das Aeußerste und schickte Schumann eine zweite, kürzere Bearbeitung ein. Gleichzeitig legte ich mehrere lyrische Gedichte von mir bei, die ich Schumann zur Composition anbot. — Ich erhielt hierauf folgende Antwort:

(IV.) Düsseldorf, den 25. Juni 1851.

Geehrter Herr!

Mancherlei Arbeiten, neu begonnene, wie ältere abzuschließende*), haben mich in der letzten Zeit nicht dazu kommen lassen, meine Gedanken auf den einen, unsern Luthertext, zu concentriren, wie ich so gern gewünscht. Und es wird auch in der nächsten Zeit die Sammlung dazu noch ausbleiben, da ich mich augenblicklich in so verschiedener Sphäre herumtreibe. Zudem sehe ich nun, daß sich schriftlich ein solcher Plan, ein solches Werk nicht zu Ende führen läßt, und baue denn auf Ihre Verheißung, daß Sie vielleicht noch diesen Herbst nach dem Rhein zu kommen möglich machen. Bringen Sie dann nur eine fertige Skizze mit, so kommen wir dann in einigen Stunden weiter, als sonst in Wochen.

Nur das Eine möchte ich Ihnen ans Herz legen, was mir immer klarer wird. Das Oratorium müßte ein durchaus volksthümliches werden, eines, das Bauer und Bürger verstände — dem Helden nach, der ein so großer Volksmann war. Und in diesem Sinne würde ich mich auch bestreben, meine Musik zu halten, also am allerwenigsten künstlich, complicirt, contrapunctisch, sondern einfach, eindringlich, durch Rhythmus und Melodie vorzugsweise wirkend. Möchten Sie mir dann in diesem Sinne zur Hand bleiben und bald mir mehr zu hören geben, wenn Sie eben noch nicht gleich kommen könnten.

*) Schumann hatte von Anfang April bis Mitte Mai „Der Rose Pilgerfahrt" (zunächst mit Pianoforte), und von Mitte Mai bis Mitte Juni den „Königssohn" componirt.

Vielen Dank auch für die Gedichte, zu deren einem und dem andern sich vielleicht bald Musik einstellt. Die Gedichte für Dr. Müller werde ich schon gern besorgen.*)

Nun noch eine Frage und Bitte. Mir fiel ein, daß manche Ballade mit leichter Mühe und guter Wirkung als Concert-Musikstück für Solostimmen, Chor und Orchester zu behandeln wäre. Vor allem hab ich es auf des „Sängers Fluch" von Uhland abgesehen. Aber es fehlt mir dazu ein Poet, der einige Stellen in die musikalische Form gösse. Auf dem beifolgenden Blättchen, das in seiner Fassung freilich sehr Ihrer Nachsicht bedarf, habe ich ungefähr angedeutet, wo das Original beibehalten, und, bei Nr. II. und bei dem Ensemble in Nr. III., wo es geändert werden müßte. Dabei wünschte ich freilich das Uhland'sche Metrum beibehalten, und wohl auch die Sprachweise einigermaßen der Uhlands angepaßt. Hätten Sie vielleicht einmal Zeit und Lust, an meine Bitte zu denken, wie dankbar würde ich Ihnen sein!

In jedem Fall hoffe ich recht bald wieder von Ihnen zu hören, und wie sich Ihre Pläne für den Herbst gestalten. Grüßen Sie Wenzel vielmal; ich mache ihn, wie auch Sie, auf ein Buch aufmerksam: Sämmtliche Dichtungen von Elisabeth Kulmann (6. Auflage) — eine wahre selige Insel, die im Chaos der Gegenwart emporgetaucht.

Ihr ergebener R. Sch

(Auf einem besonderen Blatt war folgende Skizze zu „Sängers Fluch" verzeichnet):

Nr. I. Chor mit Solis.

Es stand in alten Zeiten — blühender Genoß.

Nr. II. Duettform (im Ganzen etwa 10 Zeilen).

Alter und Jüngling:

Nun sei bereit — steinern Herz.

Nr. III. Recitativ (Sopran).

Schon stehen — zum Ohre schwoll.

Ensemble.

Alter. Jüngling. König. Königin. Chor.

(Breit auszuführen.)

Nr. IV. Recitativ.

Und wie vom Sturm zerstoben — Gärten gellt:

Nr. V. Harfen.

Weh Euch!

Nr. VI. Chor.

Der Alte hat's gerufen — Das ist des Sängers Fluch.

Es war dies innerhalb desselben Jahres nun schon der dritte Plan, der mich mit Schumann in poetische Verbindung bringen sollte. Den ersten hatte er abgelehnt; von dem zweiten war ich selbst abgekommen; ich fühlte die Verpflichtung, diesen dritten Versuch zu einem gedeihlichen Ende zu führen, um Schumanns Ver-

*) Ich hatte Schumann gebeten, einige lyrische und epische Dichtungen von mir an W. Müller von Königswinter für sein „Rheinisches Album" zu übergeben.

trauen zu rechtfertigen; daß dabei wenig Dank und noch weniger Ruhm zu ernten sei, wußte ich freilich im voraus. Es giebt in der That nichts Undankbareres, als die Bearbeitung von Werken berühmter Dichter für musikalische Zwecke. Jede Aenderung, jeder Strich, jeder Zusatz wird von der Kritik als Sacrileg verschrieen. Da nun aber selbst der conservativste Aesthetiker einsehen muß, daß eine derartige Bearbeitung ohne Aenderungen absolut nicht möglich ist, so lautet das caeterum censeo allemal: man hätte eben das Werk unberührt — d. h. in diesem Falle uncomponirt — lassen sollen. Hier glaubte ich nun freilich durch Schumanns Namen gedeckt zu sein; aber ich sollte mich getäuscht haben. Und ich war doch so unschuldig an dem ganzen Plan.

Ueber die Ausführung ließ sich allerdings streiten. Aber seltsamer Weise hat man mir sogar die Pietät, mit der ich hier verfuhr, zum Vorwurf gemacht. Ich wollte möglichst wenig Eigenes geben; ich wählte daher aus Uhlands Gedichten aus, was in der großen Gesangscene, welche Schumann „breit ausgeführt" wünschte, mir für die Gesänge des Harfners und Jünglings verwendbar schien, und überließ Schumann selbst die letzte Entscheidung. Auf diese Weise entstanden nach und nach drei Bearbeitungen der Hauptscene bis zur Katastrophe. Nun erlaubte ich mir eine zarte, schwärmerische Jugendneigung zwischen dem Jüngling und der Königin hinzu zu dichten, um die losbrechende Wuth des Königs klarer zu motiviren. Die Rose, welche die Königin dem Jüngling zum Dank für seine Lieder zuwirft, schien mir als alleiniger Anlaß zu der blutigen That doch gar zu unschuldig. Bei einer scenischen Darstellung können in solcher Situation Blicke und Geberden mehr sagen, als Worte; in der knappen Erzählungsform der Ballade bleibt der Phantasie des Lesers viel überlassen; wo aber, wie im Concert-Oratorium, der ausgeführte Dialog allein Alles leisten soll, ist eine sorgfältige Motivirung erforderlich, um den Vorgang möglichst deutlich und wahrscheinlich zu machen.

Schumann fand gerade an dieser Idee Gefallen, und das war mir genug. Mit dem ersten Anlauf sollte ich freilich seine Zufriedenheit noch nicht ganz gewonnen haben. Er schrieb mir:

(V.) Düsseldorf, den 18. Juli 1851.

Geehrter Herr!

Nur wenige Zeilen ist mir Ihnen zu schreiben heute vergönnt, da wir schon mit einem Fuß im Dampfwagen stehen, einen kleinen Ausflug nach Heidelberg &c. &c. zu machen. Aber ich hoffe, Sie ja bald zu sehen*). Nun aber freilich — den 17. August bin ich vielleicht nicht hier. Man hat mich von Antwerpen, wo den 17. ein großes Gesangfest (Wettstreit) ist, zum Preisgericht als Mitrichter eingeladen, und da das Fest interessant zu werden verspricht, habe ich wohl Lust, dahin zu gehen. Vor dem 15. reise ich aber in keinem Fall. Nun ist es vielleicht möglich, daß Sie schon vor dem 15. hier sein könnten, oder es wäre später auf Ihrer Rückreise, worüber Sie mich dann mit wenigen Worten aufklären möchten.

Und nun vor allem Dank für den Eifer, mit dem Sie in meine Idee eingegangen. Es ist ein herrlicher musikalischer Stoff, und Ihr Gedanke, gerade aus

*) Ich hatte Schumann geschrieben, daß ich ihn im August in Düsseldorf besuchen wollte.

Uhlands anderen Gedichten zu den Vorträgen den Sänger zu wählen, ganz vortrefflich. Dadurch ist aber freilich auch theilweise Unklarheit in der Verbindung entstanden, die indeß durch einige verbindende Zwischensätze (Reden des Königs, der Königin und des Chors) leicht gehoben werden könnte, wie dann das Ganze jedenfalls viel zu lang ist und sich der ganze große Mittelsatz auf ein Lied des Jünglings, eines des alten Harfners, ein Duett Beider und ein Terzett oder Quartett dieser mit Königin und König beschränken müßte, worauf dann der König sein „Du hast mein Volk verführt“ in die Menge schleudert.

Doch alles dies läßt sich mündlich am besten erklären und ob mir es auch schwer wird, so lange zu warten, so will ich es doch zum Besten des Werkes.

Für heute empfangen Sie nochmals herzlichen Dank und lassen mich bald Bestimmtes über Ihre Reisepläne wissen.

Vielmals grüßend Ihr ergebener R. Schumann.

Viele Grüße an Wenzel; ich habe diesen Frühling ein Mährchen, „Der Rose Pilgerfahrt“ für Solis und Chor componirt, das wir vor acht Tagen mit guter Wirkung zum erstenmal aufgeführt; Wenzel interessirt sich immer für mich; wollen Sie es ihm sagen.

Die von Schumann gewünschten Aenderungen führte ich sofort aus, kürzte bedeutend in meinem Text und suchte neue Lieder für die Sängerscene. Meine Reise nach Düsseldorf verschob ich bis nach der Rückkehr Schumanns aus Antwerpen, und erhielt von ihm unterm 22. August die Nachricht, daß er nach Düsseldorf zurückgekehrt sei und mich erwarte: „Es würde mich freuen, wenn Sie recht bald kämen.“

Der 3. September war der langersehnte Tag, an dem ich Schumann endlich persönlich kennen lernen sollte. Ich traf in der Nacht in Düsseldorf ein und trat am anderen Morgen um 11 Uhr mit klopfendem Herzen meinen Weg zu Schumanns Wohnung an. Sein Haus lag an einer breiten, mit Kastanien bepflanzten Straße, nicht weit vom Rhein entfernt. Er wohnte in der ersten Etage; ich wurde in den Musiksalon geführt, wo zwei Concertflügel neben einander standen. Kaum war ich angemeldet, so kam Schumann auch schon aus seinem Arbeitszimmer in den Salon, ging mir freundlich entgegen, bot mir die Hand und sagte in seinem leisen Tone: „Nun, das ist schön, daß Sie gekommen sind“. — Ich war zu bewegt, um viel erwidern zu können, und folgte ihm in sein Arbeitszimmer, das auf der Rückseite des Hauses lag. Es hatte nur ein Fenster nach dem Hofe hinaus, war sehr still gelegen, klein, aber gemüthlich. Am Fenster befand sich ein Stehpult, auf welchem Manuscripte lagen; außer einem großen Schreibtisch, war noch ein eleganter Noten- und Bücherschrank im Zimmer, welcher eine schön gebundene Handbibliothek in musterhafter Ordnung enthielt. Außer seinen eigenen Werken sah ich bei flüchtigem Ueberblick dort die Partituren von Bach, Händel und Beethoven. Portraits berühmter Tonkünstler schmückten die Wände. Dicht über dem Schreibtische hing — das Portrait von Elisabeth Kulmann.

Schumann setzte sich neben mich auf das Sopha, sah mich freundlich an — und schwieg. Ich war schon darauf vorbereitet, daß er sehr schweigsam sei; dennoch setzte mich dieses consequente Schweigen in steigende Verlegenheit. Ich schlug alle möglichen Thema's an, von denen ich glauben konnte, daß sie ihn interessiren

dürften; — er schwieg sich aus, nickte nur hier und da zustimmend mit dem Kopfe, warf wohl auch ein billigendes oder zweifelndes Wort dazwischen, ließ mich aber ruhig weiter reden.

Endlich zog ich meine Manuscripte hervor: meine dritte Bearbeitung des Luther und meine zweite von Sängers Fluch. Dies brachte die Unterhaltung endlich in Fluß. Schumann wünschte, ich möchte mich mehrere Wochen in Düsseldorf aufhalten können, um das Ganze mit ihm gründlich durchzuarbeiten. Darauf konnte ich für jetzt nicht eingehen. Aber ich stellte die andere Frage: ob Düsseldorf vielleicht ein geeigneter Ort wäre, um mich dauernd daselbst niederzulassen. Es wäre mein lebhaftester Wunsch gewesen, in Schumanns Nähe für immer bleiben zu können. Ich hatte mich noch nicht fixirt; wenn mir also Düsseldorf irgendwelche Aussicht auf eine dauernde Beschäftigung hätte bieten können, wäre ich sofort zum Bleiben entschlossen gewesen.

Davon rieth mir aber Schumann selbst ab. Er glaubte nicht, daß ich hier irgend etwas finden könnte, was einen dauernden Aufenthalt hätte lohnend machen können. Wenn ich aber lediglich meinen literarischen Arbeiten leben und keine Anstellung suchen wollte, dann empfehle er mir die Schweiz zum Aufenthalt, Zürich oder Bern. Er sei im vergangenen Sommer wieder dort gewesen; es sei doch gar zu schön. Am liebsten möchte er selbst für immer dort leben. Dann sprach er mir sehr warm von Jeremias Gotthelfs Schriften, die er jetzt mit besonderem Genusse lese.

Nach einem mehr als einstündigen Besuche hielt ich es an der Zeit, mich zu entfernen. Schumann entließ mich sehr freundlich und bat mich, gegen Abend wieder zu kommen. — Ich war um 5 Uhr schon wieder bei ihm. Sofort wurde über meine Textbearbeitungen ernstlich verhandelt. In Bezug auf Luther entwickelte ich ihm nochmals meine Ideen für Neugestaltung des Oratoriums, die mich dabei geleitet hatten, und bat um nochmalige Erwägung meines Planes. Ich fühlte wohl, daß ich Schumann nicht überzeugte. Er nahm das Manuscript und legte es auf sein Pult, ohne vorläufig in das Einzelne einzugehen. Den Text zu Sängers Fluch unterzog er aber einer sehr genauen Prüfung, deutete mir Kürzungen und Aenderungen an und bat mich, ihm noch mehr Liedertexte von Uhland zur Auswahl vorzuschlagen, da die von mir getroffene Wahl ihm nur theilweise zusagte.

Dann erhob er sich und fragte mich, ob ich ihn begleiten wolle. Er pflegte um diese Abendstunde in einer nahe gelegenen Restauration einige Bekannte zu sehen. Natürlich ging ich mit ihm; wir trafen dort W. Müller von Königswinter, Robert Franz, Tausch und einige Düsseldorfer Künstler, denen mich Schumann vorstellte; das Gespräch war anregend, ungezwungen, berührte jedoch keine besonders interessanten Punkte. — Schumann sprach sein Bedauern aus, daß ich nicht einige Tage früher gekommen sei. Liszt habe ihn besucht und dabei sei in seinem Hause auf zwei Flügeln von Liszt und Frau Schumann viel musicirt worden. — Ich begleitete Schumann bis an sein Haus zurück. Er bat mich, am folgenden Vormittag um dieselbe Stunde wie heute wieder zu kommen. Am Morgen pflege er bis gegen Mittag zu arbeiten.

Als ich am nächsten Mittag in sein Arbeitszimmer trat, war Schumann mit einer Partitur beschäftigt. — „Liszt will meinen Manfred in Weimar zur Auf-

führung bringen," sagte er. „Ich bin eben dabei, das Drama bühnengerecht zu machen. Wenn Manfred gedruckt wird, will ich diesen gekürzten Text der Partitur vordrucken lassen. Bei Concertaufführungen kann man ihn dann auch mit vertheilten Rollen lesen."

Ich bemerkte, daß er auf nicht viele Bühnenaufführungen zu rechnen haben dürfte, weshalb er die Textbearbeitung sofort im Hinblick auf Concertaufführungen unternehmen möchte. Ich wies auf die verbindenden Dichtungen zur Egmont- und Sommernachtstraum-Musik als Muster hin. — „Dies würde eine völlige Umarbeitung nöthig machen," entgegnete Schumann, „und das ist nicht meine Aufgabe. Versuchen Sie sich daran; es ist aber nicht leicht.*) Ich selbst muß mich auf Zusammenziehung des Dramas beschränken. Ich habe die Uebersetzung von Posgaru gewählt, weil ich sie der von Böttger vorziehe. Scenisch bietet die Manfredaufführung mancherlei Schwierigkeiten. Geistererscheinungen fallen auf den Bühnen immer zu materiell aus. Wie denken Sie sich z. B. die Erscheinung der Elementargeister?"

Ich erwiderte, daß mir die Art, wie zu jener Zeit (unter Devrients Regie) im Dresdener Hoftheater Fausts Traum dargestellt wurde — durch in einander übergehende Nebelbilder — am meisten zusage. Schumann schien diese Idee zu gefallen und er ließ sich darüber näher berichten. — Dann kamen wir auf Elisabeth Kulmann zu sprechen, die er außerordentlich hochhielt. Er theilte mir mit, daß er vor Kurzem zwei Liederhefte aus ihren Gedichten componirt habe. — Auf meine, ihm eingesandten Gedichte übergehend, munterte er mich auf, ihm noch mehr zu schicken. Er suche vor Allem jetzt Texte, welche sich für Frauenohren eigneten. Diese seien aber nicht leicht zu finden; es wäre ihm willkommen, wenn ich darauf besonderen Bedacht nehmen wollte. — Zugleich gab er mir die Erlaubniß, zur „Frühlingsnacht" von Eichendorff (op. 39 Nr. 12) eine zweite Strophe zu dichten. Das Gedicht sei eben nicht länger gewesen; anstatt eines zweimaligen Vortrags derselben Strophe, wie sie die Concertsänger jetzt beliebten, sei ihm eine weitere Ausführung des dichterischen Gedankens lieber. Ich möge sie versuchen.**)

Dann sprach Schumann den Wunsch aus, nach „Sängers Fluch", den er möglichst bald in Angriff zu nehmen wünschte, noch mehrere Balladen zu componiren. Er suche in Uhland nach weiteren Texten. Ich empfahl ihm Geibels „Page und Königskind", theils wegen des phantastischen Stoffes, theils weil dieser Balladen-Cyclus den Vortheil hätte, keiner weiteren Textbearbeitung zu bedürfen. Man könne ihn so componiren, wie er von Geibel gedichtet sei. Schumann erinnerte sich dieser Balladen nicht deutlich, hat aber meine Empfehlung im Gedächtniß behalten. Denn im folgenden Jahre (Juni bis September 1852) hat er „Page und Königskind" in der That componirt.

Für die endgültige Feststellung von „Sängers Fluch" gab mir Schumann noch zwei Monate Zeit, für die des Luther bis zum nächsten Frühjahr.

*) Ich habe dies später auch gethan, aber erst nach Schumanns Tode. Meine Concertbearbeitung ist bei Breitkopf und Härtel 1858 erschienen und wird jetzt allenthalben benutzt.

**) Diese zweite Strophe wurde von mir im folgenden Jahre gedichtet und, von Schumann approbirt, mit einer neuen Separatausgabe des Liedes später veröffentlicht.

Als ich mich gegen 1 Uhr entfernte, lud mich Schumann zum Nachmittag zu einer Landpartie mit seiner Familie ein. Hier lernte ich ihn nun von der gemüthlichsten Seite, als Familienvater, kennen. Er war so heiter und gesprächig, wie ich bei der ersten Begegnung nie geglaubt hätte, daß er es werden könne, theilte seiner Gattin die Pläne mit, die er mit mir vorhabe, lobte meinen Eifer, auf seine Wünsche einzugehen, und munterte mich auf, mich auch im dramatischen Gebiete zu versuchen. In der Oper sei noch viel zu thun; aber die beste Schule sei doch zunächst ein regelrechtes Drama, mit dem ich versuchen müßte, auf die Bühne zu kommen, um daran meine Erfahrungen zu machen.

(Schluß folgt.)

Sintfluth und Diluvium.

Von
K. A. Zittel.
München.

Den Sagenkreis der Naturvölker durchweht ein frischer, ursprünglicher Hauch. Inniger als wir Kinder der Civilisation ist der culturlose Mensch mit seiner äußeren Umgebung verwachsen. Unmittelbarer und folgenschwerer treten alle Naturereignisse an ihn heran. Mit ihnen beschäftigt sich darum auch seine Phantasie; sie erscheinen ihm nicht als Folgen natürlicher Gesetze, sondern als Ausflüsse menschenähnlicher Wesen. Er belebt sich Luft, Wasser und Erde mit Geistern, welche nach Menschen Art einander freundlich oder feindlich gesinnt sind und in die Schicksale der Erdbewohner gütig oder verderblich eingreifen. Mit Vorliebe werden namentlich regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen personificirt. So erkannten unsere indogermanischen Ahnen im Gewitter nicht einen natürlichen meteorologischen Vorgang, sondern den Kampf eines bösen Dämons mit dem milden Sonnengott. Noch im hellenischen Mythos ist es nicht ein glühendes Gestirn, das der Erde Licht und Wärme spendet, sondern der strahlende Helios, der jeden Morgen auf beflügeltem Viergespann die Fahrt über das Himmelsgewölbe beginnt, um am Abend in den Fluthen des Oceans unterzutauchen.

Auch den selteneren Naturerscheinungen werden besondere Beziehungen zu den Menschen unterlegt. Sie sind häufig Verkündigungen späterer Ereignisse, häufig auch Strafe für verübte Schuld. Je großartiger, desto fester prägen sie sich der Erinnerung ein. Sie werden forterzählt, späteren Generationen überliefert und gelangen theilweise in den religiösen Sagenschatz eines Volkes, wo sie am zähesten festgehalten werden.

Jede Berührung von Nachbarvölkern führt den Betheiligten eine gewisse Summe neuer Vorstellungen und Ideen zu. Mit ihnen wandern auch die Sagen von Land zu Land, sie nehmen in der neuen Heimath ein fremdes Gewand und ein besonderes örtliches Colorit an. So entfernen sie sich mehr und mehr von ihrem Original und wenn sich auch gewisse Züge des Urbilds mit bewunderungswürdiger Dauerhaftigkeit erhalten, so bedarf es doch in vielen Fällen des ganzen Scharfsinns eines Forschers, um hinter der angenommenen Maske das wohlbekannte Antlitz wieder zu erkennen.

Wenige Sagen sind auf so weitem Gebiet verbreitet, wenige so eng mit religiösen Anschauungen verknüpft, als die einer ehemaligen großen, verheerenden Fluth. Unsere germanischen Vorfahren im Norden dachten sich die Erde in der Urzeit von Riesen bevölkert. Ymir, der mächtigste unter ihnen, wurde getödtet und in seinem ausströmenden Blute ertranken alle seine Genossen bis auf einen einzigen, Bergilmir, der sich in einer Wanne aus dem Blutbad rettete. Jede Erinnerung an diese rohe, bis in die Schöpfungstage hinaufreichende Sage hat sich heutzutage im Volke verloren, an ihre Stelle ist eine edlere und poetischere getreten, welche uns aus dem fernen Osten, aus Klein-Asien, entgegen gebracht wurde.

An die Noachische Fluth denken wir zuerst, wenn von Fluthsagen die Rede ist, denn mit dieser sind wir von Kindheit an vorzugsweise vertraut.

Der Menschen Bosheit war groß geworden — so heißt es in der Genesis — da reuete es Gott, daß er sie erschaffen und er beschloß zu vertilgen die Menschen, das Vieh, das Gewürm und die Vögel unter dem Himmel. Nur Noah fand Gnade vor seinen Augen. Er hieß ihn die Arche bauen und darin aufnehmen seine Familie und allerlei Thiere. Dann kam das Gewässer der Sintfluth, es brachen alle Brunnen der großen Tiefe auf und die Fenster des Himmels öffneten sich. Vierzig Tage und vierzig Nächte regnete es; das Wasser nahm so überhand, daß alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel fünfzehn Ellen hoch bedeckt wurden; 150 Tage stand das Gewässer auf Erden, dann fing es an zu fallen. Am ersten Tage des 10. Monats sahen die Bergspitzen hervor und nach einem Jahr und etlichen Tagen war die Erde wieder trocken.

Dies ist in den Hauptzügen der Verlauf jener Katastrophe, welche wir in der Regel Sündfluth nennen, obwohl die Lutherische Bibelübersetzung stets den Ausdruck Sintfluth, d. h. große, allgemeine Fluth (vom althochdeutschen Wort sin oder sint = groß) gebraucht. Indessen schon im 13. Jahrhundert hatte der Franziskaner Prediger Berthold von Regensburg das damals allgemein richtig verstandene Wort Sintfluth mit Sündenfluth vertauscht und diese theologische Substitution verdrängte nach und nach die ursprüngliche Schreibweise.

Ueber den Schauplatz der Noachischen Fluth scheint uns der mosaische Bericht ganz bestimmten Aufschluß zu ertheilen, denn es heißt ja, die Arche habe sich auf dem Berge Ararat niedergelassen. Allein wo wir sonst in der Bibel das Wort Ararat finden, ist nicht ein einzelner Berg, sondern stets ein ganzes Land damit gemeint. Ueber die Lage dieses Landes fehlen jedoch nähere Angaben. In den ersten christlichen Jahrhunderten schien man unter Ararat das heutige Armenien oder Kurdistan zu verstehen.

Die Vulgata übersetzt die fragliche Stelle geradezu „super montes Armeniae“, die meisten älteren Bibelübersetzungen sprechen von den kurdischen Bergen und nur die samaritanische läßt die Arche auf den Bergen von Ceylon stranden.

Man wende nicht ein, die Frage sei dadurch entschieden, daß die riesige Bergpyramide in Armenien, welche 10,000 Fuß über die benachbarte Ebene und 17,000 Fuß über den Meeresspiegel emporragt, noch heute den Namen Ararat trage und denselben jedenfalls aus alter Zeit überliefert erhalten habe. Dem ist nicht so, denn diese in Europa geläufige Bezeichnung ist im ganzen Orient bei der Bevölkerung unbekannt. In Armenien heißt der große Ararat Massis.

Mit den Zweifeln über den Schauplatz der Fluth stellen sich, wenn wir vom Ararat absehen müssen, sogleich weitere über ihre Höhe und Ausdehnung ein. Nach dem Wortlaut der Genesis kann es sich freilich nur um eine universale, den ganzen Erdball bedeckende Ueberschwemmung handeln, denn „alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel" waren vom Wasser bedeckt. Allein wir müssen bedenken, daß sowohl der Augenzeuge des Ereignisses, als auch der Berichterstatter Orientalen sind und wer kennt nicht deren Vorliebe für pomphafte und generalisirende Epitheta? So meint wohl auch jener Augenzeuge, auf dessen überlieferten Bericht sich Moses stützt, wenn er von allen Bergen spricht, nur die Berge in seinem Gesichtskreis und da diese alle unter Wasser standen, so dünkt es ihm gerechtfertigt und zugleich eindringlicher zu sagen, „alle Berge unter dem ganzen Himmel".

Die Berge des Noah müssen wir natürlich in Vorderasien, in der Heimath der Hebräer und ihrer Stammesgenossen suchen. Wir werden aber gut thun, ein Land mit niedrigen Bergen, mit starken Quellen und Flüssen zu wählen, denn nirgends ist vom Eingreifen des Meeres die Rede, sondern nur von andauernden Regengüssen und vom Aufbrechen aller Brunnen der großen Tiefe. Das weist offenbar auf eine gewaltige Ueberschwemmung im Binnenlande hin und wenn wir den theologischen Exegeten nicht in ihre Spitzfindigkeiten folgen wollen, womit sie die enormen Wassermassen für eine universale Fluth herbeizuschaffen suchen, so werden wir lieber jener Anschauung den Vorzug geben, welche im biblischen Lande Aram, also am oberen Euphrat und Tigris den Schauplatz der Noachischen Fluth vermuthet. Dort sollen ja auch die Vorfahren der Hebräer gewohnt haben und von dort, sagt man, seien sie unter Abrahams und später unter Jacobs Führung nach Süden und Westen gewandert.

Ein gewichtiger Grund für diese Annahme dürfte wohl auch darin liegen, daß sich bei den einstigen Bewohnern der Euphrat- und Tigrisländer, bei den Chaldäern und Babyloniern, die jüdische Fluthsage in wenig veränderter Gestalt wieder findet.

Dem babylonischen Noah, Xisuthros, erschien nach den Aufzeichnungen des Baalspriester Berosus im 3. Jahrhundert vor Christo, Gott Kronos im Traum und offenbarte ihm, die Menschen würden durch eine Wasserfluth umkommen. Er hieß ihn die heiligen Schriften zu Sippara, der Stadt des Sonnengottes, zu vergraben, darauf ein Schiff zu bauen und hineinzugehen mit Freunden und Verwandten. Und Xisuthros baute ein Schiff von 15 Stadien Länge und 2 Stadien Breite, d. h. dreiviertel Stunden lang und 1200 Fuß breit. In diese Riesenarche nahm er außer seiner Familie und Freunden Vierfüßler und Vögel auf und rettete sie vom allgemeinen Untergang. Als Xisuthros das Fallen des Wassers bemerkte, sandte er einen Vogel aus und als dieser wieder zurückkehrte einen zweiten und dritten, von denen der letzte ausblieb. Da erkannte Xisuthros, daß die Erde wieder offen sei und bald darauf landete die Arche im Lande der Armenier, auf den kurdäischen (kurdischen) Bergen. Er stieg mit seiner Frau, Tochter und dem Schiffsbaumeister ans Land, errichtete einen Altar und opferte. Als auch die Uebrigen nachfolgten, war Niemand von den zuerst ans Land Getretenen mehr zu sehen. Aber des Xisuthros Stimme, aus der Luft herabkommend, verkündigte, er sei seiner

Gottesfurcht halber in die Wohnung der Götter aufgenommen worden und derselben Ehre seien auch seine Frau, Tochter und der Schiffsbaumeister theilhaftig. Die Uebrigen sollten nach Sippara gehen, die heiligen Bücher ausgraben und sie den Menschen mittheilen.

Von dem riesigen Schiffe des Xisuthros wollen spätere Babylonier noch ein Stück in den kurdischen Bergen gefunden haben und bis in die Zeit des Berosus wurden Trümmer davon als heilkräftige Reliquien hoch geschätzt.

Wer möchte bei dieser, bis auf nebensächliche Details, mit der biblischen Erzählung übereinstimmenden Sage den gemeinsamen Ursprung leugnen? Man kann nur darüber zweifelhaft sein, ob man mit der Mehrzahl der jüdischen und christlichen Theologen dem mosaischen, oder mit dem genialen Archäologen Jul. Braun der babylonischen Version die Priorität und größere Ursprünglichkeit zuerkennen will.

Für unsere heutige Betrachtung liegt kein Bedürfniß nach einer Parteinahme für eine der beiden Meinungen vor, sehen wir vielmehr, in welcher Form sich die Fluthsage bei anderen Völkern findet.

Sie begegnet uns zunächst in ähnlichem Gewande bei den Phrygiern, wo König Annakos oder Nannakos, der über 300 Jahre alt wurde, eine große Fluth verkündigt und wehklagend für sein Volk betet.

Auch bei den Phöniziern ging eine Sage von dem Kampf und der Rettung des Demaros aus der Alles verheerenden Fluth des Pontos.

Unter den Namen Deukalion und Ogyges tritt die Fluthsage in den hellenischen Mythenkreis ein. Die dunkeln Spuren der Ogygischen Fluth, als deren Schauplatz bald die Umgebung des Kopaïssee in Böotien, bald Attika bezeichnet werden, beziehen sich auf ein Ereigniß von beschränkter Ausdehnung, bei welchem indeß viele Menschen zu Grunde gingen.

Auch in der Deukalion-Sage spielt, wenigstens in ihrer älteren und ursprünglichen Form, die Fluth eine untergeordnete Rolle. Herodot weiß, wenn er von Deukalion, dem Vater der Hellenen, erzählt, überhaupt noch nichts von einer Fluth. Bei Pindar (5. Jahrh. vor Christi) heißt es nur, als König Deukalion und seine Gattin Pyrrha vom Parnaß niederstiegen, „lag das schwarze Erdreich vom Schwall des Wassers überschwemmt, bis durch die Kunst des Zeus die Fluth schwand." Aus diesen dürftigen Anhaltspunkten hat sich im Lauf der Jahrhunderte die Sage einer allgemeinen Fluth entwickelt. So giebt z. B. Ovid eine hochpoetische Schilderung der Katastrophe, durch welche Zeus das entartete Menschengeschlecht im ehernen Zeitalter vernichtete.

Alles, Menschen und Thiere, fanden nach Ovid damals den Tod in den Fluthen, nur Deukalion und Pyrrha retteten sich in einem Schiff und erzeugten später durch rückwärts geworfene Steine ein neues Menschengeschlecht.

In welchem Grad sich die Deukalion-Sage durch den Contact mit dem Orient verändert hat, zeigt uns die aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. stammende Erzählung des Lucian. Hier wird Deukalion um seiner Frömmigkeit willen gerettet. Er baut einen großen Kasten und nimmt darin auf seine Weiber und Kinder, außerdem Schweine, Pferde, ja sogar Löwen und Schlangen. Der Kasten strandete

wahrscheinlich am Libanon, denn dort stiftete Deukalion ein Heiligthum über einem Erdspalt, zu welchem Pilger aus Vorder-Asien lange Zeit hindurch Gaben brachten.

Was ist hier außer dem Namen Deukalion und dem Wasser von der hellenischen Sage übrig geblieben? Die Gattin Pyrrha wird nicht mehr genannt, statt ihrer nimmt Deukalion mehrere Weiber in die Arche; auch die Erzeugung von Menschen aus rückwärts geworfenen Steinen ist vergessen, dafür treten die Erbauung der Arche und die Rettung der Thiere in den Vordergrund und der ganze Schauplatz des Ereignisses verschiebt sich in's kleinasiatische Küstenland.

Wenn man somit die Entwicklung der Ogyges- und Deukalionsagen überblickt, so zeigt sich in unverkennbarer Weise eine zunehmende Einmischung hebräisch-assyrischer Elemente, die schließlich zur völligen Verdrängung des eigentlichen hellenischen Kernes führt.

Widerstandsfähiger gegen fremde Einflüsse erwies sich das älteste Culturvolk an den Ufern des Mittelmeeres, die Aegypter. Sie, die so viele Ideen ihren Nachbarn mitgetheilt haben, verschmähten es, fremde Sagen in ihren religiösen Mythenkreis aufzunehmen. Die Priester von Sais gaben dem Solon zwar zu, es habe die Deukalionische Fluth ehemals Alles verwüstet und nur die Bewohner der höchsten Berge übrig gelassen, aber, setzten sie spöttisch hinzu, Aegypten sei verschont worden und darum erfreue es sich seiner hohen Cultur, da es nicht wie Hellas nach der Fluth wieder von vorne habe anfangen müssen.

Der Mangel einer aegyptischen Fluthsage kann nicht befremden. Im Nilland sind Ueberschwemmungen wohl bekannte, periodisch eintretende Erscheinungen, die keine Verwüstungen und Schrecken im Gefolge haben, sondern im Gegentheil von der Bevölkerung wegen ihrer befruchtenden Wirkung mit Freuden begrüßt werden.

Wenden wir uns jetzt nach Osten, so begegnet uns bei den Persern wieder eine Fluthsage, die offenbar nicht frei von hebräischen oder assyrischen Einmischungen, wenn schon ihr ursprünglicher Inhalt mit den eigenthümlichen altpersischen Schöpfungsmythen innig verwoben war.

In der altindischen Literatur finden sich Fluthsagen, die alle eine religiöse Tendenz verfolgen, und von denen die späteren durch mancherlei Ausschmückungen von der ältesten abweichen. Diese hat in der Kürze ungefähr folgenden Inhalt:

Dem Manu kam eines Morgens beim Waschen ein Fisch in die Hände. Der sprach zu ihm: pflege mich, so will ich dich retten. „Wovon willst du mich retten?“ „Eine Fluth wird kommen und alle diese Geschöpfe fortführen, davon will ich dich retten.“ Manu zog das Fischlein groß, baute dann auf dessen Rath ein Schiff und bestieg es, als die Fluth kam. Er band das Schiff mittelst eines Taues an das Horn des Großfischs und dieser führte ihn über „den nördlichen Berg“. Dann sprach der Fisch: „Ich habe dich gerettet, binde das Schiff an einen Baum, damit dich nicht das Wasser fortspüle; wenn das Wasser fällt, dann magst du herabsteigen.“ Manu opferte, goß zerlassene Butter, dicke Milch und Molken in's Wasser und daraus entstand in einem Jahr ein Weib.

Noch ursprünglicher, aber auch um ein gut Theil prosaischer klingt die Fluthsage bei den Chinesen. Dies abgeschlossene Culturvolk scheint in der Urzeit eben so wenig, wie heute, das Bedürfniß nach fremder Berührung und Belehrung empfunden zu haben. Zwar wollen christliche Missionäre wahrscheinlich in halb ver-

standenen Fabeln eine wunderbare Aehnlichkeit gewisser chinesischer Sagen mit dem mosaischen Fluthbericht gefunden haben; wie viel jedoch davon zu halten ist, läßt sich am besten beurtheilen, wenn man die älteste Ueberlieferung des Yü-King, einem Theil des großen, dem Confucius zugeschriebenen Geschichtswerkes Shu-King hört.

Während der Regierung des Urkaisers Yau, welcher etwa 2300 v. Chr. lebte, bedeckte eine ungeheure Fluth das chinesische Reich und breitete sich über die Berge aus. In dieser Noth erhielt Yü den Auftrag, Abzugscanäle durch die Gebirge zu graben, die Quelle der Flüsse zu reinigen, ihr Bett zu vertiefen und sie einzudämmen. Und so trefflich löste Yü seine Aufgabe, daß er später zum Lohn für die großen Wohlthaten, welche er dem himmlischen Reich erwiesen, zum Kaiser ernannt wurde und als eine der populärsten Figuren in der chinesischen Urgeschichte hervorleuchtet.

Wo bleibt da die gerühmte Aehnlichkeit mit dem mosaischen Bericht? Die Fluth des Yau ist ein einfaches, verheerendes Naturereigniß ohne allen religiösen Hintergrund. Hier finden wir nichts von einem göttlichen Strafgericht, dem die verderbte Menschheit erliegt, nichts von der Rettung eines gottbegnadigten Auserwählten, der zugleich mittelst einer Arche für die Forterhaltung der Thierwelt zu sorgen hat.

Anders freilich scheint es mit einzelnen der zahlreichen Fluthsagen zu stehen, welche in Amerika, auf den Inseln des stillen Oceans und sogar in Afrika verbreitet sind.

Bei den Grönländern geht die Tradition, die Erde sei einmal in's Meer gesunken oder wie ein Kahn umgeschlagen. Alle Menschen seien dabei umgekommen, bis auf einen Einzigen. Dieser habe mit dem Stock auf die Erde geschlagen, worauf eine Frau hervorgekommen sei, mit welcher er die Erde wieder bevölkerte. Der Fluth selbst seien 10 Generationen vorausgegangen. Als Beleg für die allgemeine Ueberschwemmung weisen die Grönländer auf Walfischknochen und Muschelschalen hin, welche sich weit vom Meere auf einem hohen Berge finden.

Wir könnten nun unser Thema durch die beiden Hälften des amerikanischen Continentes verfolgen. Es würde in mancherlei Modulationen in unser Ohr klingen, wenn wir es aus dem Munde eines Irokesen, Apalachen oder Hundsripp-Indianers in den Vereinigten Staaten oder eines Tamanaken vom Orinoko vernähmen. Doch es liegt nicht in meiner Absicht, sämmtliche bekannten Fluthsagen vollständig aufzuzählen.

Ich kann um so leichter auf die Wiedergabe der bei wilden Völkern verbreiteten Fluthsagen verzichten, als viele derselben ganz offenbar unter falschem Gepräge cursiren. Wir hören z. B., daß die Mandan-Indianer ein religiöses Archenfest feiern, wobei alle Vorgänge der Fluth symbolisch dargestellt werden; man sagt uns ferner, daß bei den Inka's in Peru der Regenbogen als eine Erinnerung an die große Fluth und als ein Zeichen des Aufhörens derselben gilt und wir fragen erstaunt, auf welchem Wege diese biblischen Klänge nach jenen fernen Regionen gedrungen sind?

Die Antwort liegt nahe, wenn wir berücksichtigen, daß uns jene Sagen größtentheils von Missionären überliefert wurden, die aus den verworrenen Er-

zählungen ihrer Zöglinge gerne das heraushörten, was ihnen mit der Offenbarung der Schrift im Einklang zu stehen schien.

Ich will darum unsere Umschau mit zwei Sagen aus Amerika beschließen, für welche wir in Alexander von Humboldt einen unparteiischen Gewährsmann besitzen. In Cholula bei Puebla in Mexico berichten die Eingeborenen, daß bei der großen Ueberschwemmung im Jahre 4008 nach Erschaffung der Welt das Land Anahuak von Riesen bewohnt war. Alle Diejenigen, welche nicht umkamen, wurden mit Ausnahme von Sieben, die sich in eine Höhle geflüchtet hatten, in Fische verwandelt. Als die Wasser abgelaufen waren, ging einer von diesen Riesen, Xelhuaz, der Baumeister, nach Cholula, wo er zum Andenken an den Berg Tlaloc, der ihm und seinen sechs Brüdern zum Zufluchtsort gedient hatte, einen künstlichen Hügel von pyramidaler Form aufführte. Die Götter sahen dies Gebäude, dessen Spitze die Wolken erreichen sollte, mit Unwillen und schleuderten, aufgebracht über Xelhuaz' Kühnheit, Feuer auf die Pyramide. Viele Arbeiter kamen um, das Werk wurde nicht fortgesetzt und man weihte es in der Folge dem Gotte der Luft. Die Trümmer des Monuments sollen noch jetzt zu sehen sein.

Bemerkenswerth ist die mehrfach wiederkehrende Erwähnung von Höhlen in den amerikanischen Fluthsagen. Es hat sich in der neuen Welt die Erinnerung an jene nicht allzuferne Periode, wo die Menschheit dem Troglodytenbrauche huldigte, offenbar besser erhalten, als in Europa und Asien.

Die zweite von Alexander von Humboldt aufgezeichnete Fluthsage hat ihre Heimath bei den Indianern am Orinoko. Man sieht daselbst oft Bilder in großer Höhe an Felswänden und fragt man die Einwohner, wie es möglich war, diese Bilder in Stein einzugraben, so antworten sie lächelnd durch Hinweisung auf eine Thatsache, die nur einem fremden, einem weißen Menschen unbekannt bleiben konnte: zur Zeit der großen Wasser seien ihre Väter in Kähnen zu jener Höhe gelangt.

Unsere bisherigen Betrachtungen haben uns Erinnerungen an ehemalige, verheerende Fluthen bei Völkern rund um die Erde finden lassen. Meist bilden sie einen Theil des religiösen Sagenschatzes, hin und wieder sind sie aber auch jedes mystischen Beiwerks entkleidet und erscheinen wie der Nachhall eines geschichtlichen Ereignisses.

Wie sollen wir diese Erscheinungen erklären? Ohne alle Veranlassung werden Sagen mit so bestimmtem Inhalt nicht erfunden und da man die Fluthsagen sicherlich nicht zu den angeborenen und durch die tägliche Erfahrung bei jedem Menschen hervorgerufenen Vorstellungen rechnen darf, so müssen sich dieselben nothwendig auf eine wirkliche Begebenheit beziehen.

Bei einer ganzen Reihe von Fluthsagen läßt sich aus der Wiederholung gewisser nebensächlicher Einzelheiten der gemeinsame Ursprung fast mit Sicherheit nachweisen, daneben giebt es aber völlig unabhängige Ueberlieferungen, die nur durch das gemeinsame Thema mit den anderen verknüpft sind.

Wenn aber allen diesen Sagen eine thatsächliche Unterlage zukommt, wenn sie sich auf eine Katastrophe universeller Art beziehen, so müssen wir nothwendiger Weise auch noch die Spuren der großen Fluthen finden, von denen jene Mythen

erzählen. An die Naturwissenschaften und speciell an die Geologie tritt somit die Frage heran, wie sich ihre Erfahrungen zu diesen Sagen verhalten.

Darüber, daß die Erde in der Urzeit von gewaltigen Fluthen heimgesucht war, herrscht kein Zweifel. Ein großer Theil des festen Landes ist bedeckt mit Gesteinen die ihre Entstehung Gewässern verdanken, und eine Hauptaufgabe der Geologie besteht ja gerade darin, die Ausdehnung, die Reihenfolge und die Zeit der ehemaligen Fluthen, d. h. der einstigen Veränderungen in der Vertheilung von Wasser und Land zu untersuchen.

Wenn wir uns aber erkundigen, in welcher Beziehung die Ueberschemmungen der Urzeit zu den Fluthsagen stehen, so giebt uns die geologische Literatur verschiedenartige Antworten, je nach dem älteren oder jüngeren Datum der Schriften und je nach dem religiösen Standpunkt des Autors.

Im Mittelalter und noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bildeten die sogenannten „Diluvianer" die herrschende Schule unter den Geologen. Nach ihrer Meinung waren alle geschichteten Sedimentgesteine während der Sintfluth abgelagert und durch sie sämmtliche darin befindliche Reste von Pflanzen und Thieren vernichtet worden.

Mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit suchten die Koryphäen der Schule, wie Woodward und Joh. Jacob Scheuchzer die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche die enorme Mächtigkeit der sedimentären Ablagerungen, ihre Härte, ihre chemische und physikalische Beschaffenheit, ihr Reichthum an Versteinerungen und deren regelmäßige Reihenfolge, der Annahme entgegen stellten, daß diese Gebilde durch eine einzige, wenige Monate dauernde Katastrophe entstanden seien.

Doch schon im 17. und 18. Jahrhundert wurde diese Lehre von einzelnen scharfen Denkern energisch bekämpft und heutzutage dürfte sich wenigstens unter den Naturforschern kein einziger Anhänger derselben mehr finden. Den zweifelhaften Ruhm, die letzte Lanze für diesen antediluvianischen Standpunkt eingelegt zu haben, hat sich der Jesuitenpater Athanasius Bosizio durch sein im vorigen Jahre (1877) erschienenes Werk „Geologie und Sündfluth" erworben.

Eine ernsthaftere Beleuchtung verdient jener Standpunkt, welcher nur in der letzten geologischen Erdperiode die Ueberreste und Spuren der Sintfluth erblickt. Dafür trat vor etwa 50 Jahren der englische Geologe Buckland, von welchem die Bezeichnung Diluvium herrührt, in die Schranken, verließ jedoch später seine ursprüngliche Ansicht und erklärte die Noachische Fluth für ein neueres, mit der Diluvialzeit in keinem Zusammenhang stehendes Ereigniß. Der frühere Buckland'sche Standpunkt wurde aber von einzelnen Naturforschern, wie Marcel de Serres und Andreas Wagner bis in die neueste Zeit mit aller Entschiedenheit vertheidigt und von der Mehrzahl der orthodoxen Theologen bis auf den heutigen Tag festgehalten. Um in dieser Frage zu einem selbständigen Urtheil zu gelangen, ist es erforderlich, eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was die Geologen unter Diluvium verstehen.

Mit diesem Namen bezeichnet man die jüngste der geologischen Formationen.

Bei ihrem Beginn war die Vertheilung von Wasser und Land den heutigen Zuständen ähnlicher, als in irgend einer früheren Periode und auch die Pflanzen- und Thierwelt trug, der Hauptsache nach, bereits die Tracht der Gegenwart.

Nur eine beschränkte Zahl meist großer ausgestorbener Säugethiere, wie Mammuth, Rhinoceros, Riesenhirsch, Höhlenbär, Hyäne etc. verleihen der damaligen Fauna Europa's ein eigenthümliches Gepräge.

Das Diluvium der Geologen bezeichnet übrigens nicht eine einmalige Katastrophe von kurzer Dauer, sondern eine lange Entwicklungsperiode in der Urgeschichte der Erde. Es enthält mannigfaltige Ablagerung von verschiedenem Ursprung, zu deren Entstehung große Zeiträume erforderlich waren. Wir haben nicht nöthig, die Diluvial-Ablagerungen in ihrer Gesammtheit zu betrachten, ein Blick auf die Gebilde dieser Periode in einem beliebigen Theile Europa's reicht aus, um uns von der Richtigkeit dieses Satzes zu überzeugen. Wir wählen hierfür das südliche Bayern.

Ueber den Schichten der jüngeren Tertiärzeit, welche die Basis der schwäbisch-bayerischen Hochebene bilden, breitet sich vom Fuße der Alpen bis zum Jura eine fast horizontale Decke von Geröllen aus, die vorzugsweise von Süden her, aus den Alpen, in der Nähe der Donau aber auch theilweise von Osten, aus dem bayerischen Walde herbeigeführt worden sind. Stürmische Fluthen schütteten damals in einen ausgedehnten Süßwassersee jene Geröllmassen, die gegenwärtig den Boden eines großen Theiles von Schwaben und Oberbayern zusammensetzen. München, Augsburg, Landshut und die dazwischen liegenden Ortschaften stehen unmittelbar auf diesem älteren geschichteten Diluvium, das hin und wieder eine Mächtigkeit von 20—30 Meter erreicht und zuweilen zu fester Nagelflue verkittet ist. Etwas weiter südlich nimmt die Ebene plötzlich eine verschiedene Configuration an. Aus der tafelartigen einförmigen Fläche tritt eine wellenförmige Erhebung hervor, hinter welcher eine vielfach coupirte, anmuthige und wechselvolle Landschaft beginnt. Hügelzüge von mäßiger Höhe verlaufen bald in langgezogenem Rücken, bald in weiten Bogen wirr durcheinander; viele sind mit rundlichen Kuppen gekrönt, manche auch in vereinzelte Kegelberge aufgelöst. Sie umschließen Einsenkungen, worin die klaren Wasserspiegel von Seen und Teichen glänzen, wenn ihre Stelle nicht von nassen Torfmooren oder sumpfigen Wiesen eingenommen ist. Kein bestimmtes Gesetz beherrscht die Richtung der zum Theil trockenen, zum Theil mit schwachen Wasseradern versehenen thalartigen Depressionen. Gegen Norden bildet vom Inn bis nach Württemberg und Baden eine zusammenhängende Hügelkette, die bald bogenförmig vorspringt, bald buchtenartig zurückweicht, die Grenze dieses freundlichen Vorlandes der Alpen.

Untersucht man nun das Material, aus welchem die Hügel, sowie der ganze Untergrund des eben beschriebenen Gebiets zusammengesetzt ist, so findet man fast allenthalben groben Kies und Sand. Aber eine genauere Betrachtung läßt sogleich einen wesentlichen Unterschied von dem darunter liegenden geschichteten Diluvium erkennen. Die Gesteinstücke sind nicht mehr kugelig, eiförmig oder allseitig gerundet, sondern nur an Ecken und Kanten abgestumpft und unregelmäßig geformt; die frische, glänzende Oberfläche der Kalkgeschiebe zeigt scharfe, wie mit der Nadel eingeritzte Linien, welche weniger deutlich auch auf anderen Gesteinsarten wiederkehren. Die ganze Schuttmasse liegt regellos und ungeschichtet durcheinander und auf den Hügeln sind scharfkantige Blöcke ausgestreut, von denen einzelne riesige Dimensionen besitzen. Sowohl diese Irrblöcke oder Findlinge, als auch die gekritzten Ge-

schiebe und das sonstige Material des Hügellandes stammen ausschließlich aus den benachbarten Alpen.

Wie aber sind diese Riesenblöcke aus Gneiß und Granit aus den Central-Alpen in die bayerische Hochebene gelangt? An Wassertransport dürfen wir wegen der Entfernung, wegen der dazwischenliegenden Gebirge und vor Allem wegen der enormen Schwere der Blöcke nicht denken. Hier mußte eine andere bewegende Kraft, das Eis, eintreten. In der That, es unterliegt nicht mehr dem geringsten Zweifel, daß in der Mitte der Diluvialzeit die Gletscher eine gewaltige Ausdehnung besaßen und Landstriche bedeckten, die sich heute eines gemäßigten Klimas erfreuen. Im Gebirgsstock des Stubaier- und Oetzthales lag die Firnmulde der Eisströme, welche einzelne Pässe der bayerischen Alpen überschritten, die nördlichen Gebirgsthäler ausfüllten und mit ihren Enden weit in das vorliegende Hügelland hinein ragten. Das soeben geschilderte ungeschichtete Diluvium mit den Irrblöcken und geritzten Geschieben ist nichts anderes als Gletscherschutt, es trägt alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten desselben; die wallförmigen Hügelzüge sind End- und Seitenmoränen, alles Uebrige Grundmoränen ehemaliger Gletscher. Doch nicht nur die bayerisch-schwäbische Hochebene ist mit solchem Gletscherschutt überstreut. Auch das ober- und niederösterreichische voralpine Hügelland, die ganze Nordschweiz bis über den Rhein und bis in das Juragebirge hinein, tragen den Charakter der Moränenlandschaft und besitzen unverkennbare Spuren ehemaliger Gletscherbedeckung. Aber noch mehr! Das südliche Norwegen, Schweden, Finnland, ein Theil von Rußland, Dänemark, die ganze norddeutsche Ebene bis zum Rande der Sudeten, des Thüringer Waldes und des Harzes, ein Streifen von Holland und ein schmaler Strich der englischen Ostküste sind mit Geschieben und Findlingen übersäet, die zweifellos aus Skandinavien und Finnland herrühren und nur durch Eis, sei es durch schwimmende Eisberge, oder, was wahrscheinlicher ist, durch einen riesigen skandinavisch-deutschen Gletscher an ihre heutigen Fundorte geschafft werden konnten.

Wir könnten die Verbreitung von Gletschergebilden in Schottland, Irland, am Rand der südlichen Vogesen und des Schwarzwaldes, der Pyrenäen, des Atlas und Kaukasus, ja des Libanon verfolgen, wir würden ihnen ferner in weiter Ausdehnung in Nord-Asien und namentlich in Nord-Amerika wieder begegnen, und eine derartige Umschau würde uns allenthalben ähnliche Erscheinungen liefern. Sie beweisen, daß in der Mitte der Diluvialperiode die nördliche Hemisphäre mit enormen Gletschern bedeckt war, die theils von Norden her, theils von den hohen Gebirgen herab die benachbarten Gebirge überflutheten.

Nach mancherlei Schwankungen in den Temperatur-Verhältnissen und in der Ausdehnung der Riesengletscher wurde schließlich die Winterkälte definitiv von den wärmenden Sonnenstrahlen bekämpft. Die Gletscher schmolzen ab und zogen sich theils in die Polarregion, theils in die Gebirge zurück. — Auch dieser Rückzug ist nicht spurlos an der Oberfläche der betheiligten Landstriche vorübergegangen. Es brachen Fluthen aus den abschmelzenden Gletschern hervor, verursachten Ueberschwemmungen, ebneten stellenweise die Moränen aus und verhüllten sie mit einer mehr oder minder mächtigen Decke von Geröllen oder Lehm. Die südbayerische Moränenlandschaft trägt deutliche Spuren von Verwüstungen, die nur von solchen Gewässern herrühren können.

Viele Moränen sind durchwaschen, von Bächen durchbrochen, ausgeebnet und durch groben oder feinen Schutt verhüllt. Im südöstlichen Bayern z. B. sind dieselben nur ausnahmsweise noch nachweisbar.

Die Fluth beim Abschmelzen der Diluvial-Gletscher bezeichnet in Südbayern auch den Abschluß aller größeren geologischen Katastrophen; nach ihrem Aufhören gruben sich Bäche und Flüsse ihre heutigen Rinnsale allmählich in das Diluviallаnd ein und die Landschaft erhielt nach und nach ihre heutige Gestalt.

Aus der bisherigen Betrachtung der Diluvialgebilde, so flüchtig sie auch sein mußte, geht hervor, daß es sich bei dieser Periode nicht um einen Zeitraum von Jahrzehnten oder Jahrhunderten, sondern nur um viele Jahrtausende handeln kann. Die Geologie besitzt leider noch kein Mittel, um die Dauer der urweltlichen Perioden mit einiger Sicherheit abzumessen, alle Zeitangaben haben darum immer nur den Werth roher Schätzungen. Aber wenn wir bedenken, welche Zeit erforderlich ist, um so verschiedenartige und so mächtige Schuttmassen anzuhäufen, wenn wir, um gar nicht zu reden von den Veränderungen in der Thier- und Pflanzenwelt, berücksichtigen, wie langsam die Gletscher vor- und zurückschreiten und wie viele Jahrtausende ein Granitblock bedurfte, um auf dem Rücken eines Gletschers vom Montblanc nach Neuchatel oder Solothurn oder aus dem Oetzthal an das Ufer des Starnberger Sees zu wandern, so müssen wir für die Eiszeit allein einen unendlich langen Zeitraum annehmen.

Daß der Mensch in Europa schon während des Diluviums existirte und Zeuge des Rückzugs der Gletscher war, kann jetzt kaum noch einem Zweifel unterliegen, seitdem man Spuren seiner Anwesenheit vielfach in Ablagerungen aus oder unmittelbar nach der Eiszeit gefunden hat. Es läge somit auch die Möglichkeit vor, daß gewisse Traditionen bis in die Diluvialzeit hinaufreichten.

Haben wir nun, nachdem wir die geologische Bedeutung des Diluviums kennen gelernt, Grund zur Annahme, daß die Fluthsagen des Alterthums mit jenen geologischen Ereignissen in Verbindung stehen? In dem Mangel jeglicher Erinnerung an strenge Kälte und ausgedehnte Eisfelder scheint mir zunächst ein gewichtiges Argument gegen den Zusammenhang der Fluthsagen mit der Eiszeit zu liegen. Dieses Bedenken wird durch den Einwurf nicht erschüttert, es seien weder in Griechenland noch in Mesopotamien, noch in Ostindien Spuren ehemaliger Gletscher beobachtet worden, denn obwohl die Heimath der hebräisch-assyrischen Fluthsagen in der That außerhalb des Verbreitungsgebietes der Diluvial-Gletscher liegt, so fehlten dieselben weder im Kaukasus noch im Libanon. Ihre große Ausdehnung während der Diluvialzeit bedingte auch für jene Länder ein strengeres Klima, das sich mit den Angaben des mosaischen Berichtes über die Vegetation in den Tagen Noahs schwer in Einklang bringen läßt. Keine Tradition des Menschengeschlechts geht überhaupt bis auf die Eiszeit zurück. Jenes Ereigniß gehört vollständig der Urzeit an, in welche nicht einmal das Zwielicht der Mythe einen trüben Schimmer wirft.

Fast in allen Fluthsagen handelt es sich um eine kurze, vorübergehende Katastrophe, nicht aber um einen nach Jahrtausenden zu berechnenden Zeitraum. Die moderne Geologie verzichtet darum auf jeden Versuch, die mosaische oder andere Sintfluthsagen mit dem Diluvium in Verbindung zu bringen. Sie kennt

überhaupt keine universalen, die ganze Erdoberfläche verwüstende Fluthen, sondern alle, auch die großartigsten Katastrophen der Urzeit haben immer nur begrenzte Gebiete der Erdoberfläche betroffen. Für eine durch Regen, Austreten der Quellen und Flüsse bedingte allgemeine Süßwasserfluth, welche 15 Ellen über den Gipfel des 17,000 Fuß hohen Ararat weggehen soll, hat die Geologie keine Erklärung. Wer dennoch daran festhalten will, muß zum Wunder seine Zuflucht nehmen.

Es führen uns somit unsere geologischen Betrachtungen hinsichtlich der Noachischen Fluth zu demselben Ziel, an welches wir schon im Anfang durch die Exegese des mosaischen Berichts gelangt waren. Der Schauplatz dieses Ereignisses muß in einem Binnenland mit niedrigen Bergen und starken Wasserläufen gesucht werden und alle diese Bedingungen vereinigt das obere Euphratthal in Mesopotamien.

Wenn aber die Fluthtraditionen der Völker nichts zu thun haben mit der Diluvialformation der Geologen, so könnte doch eingewendet werden, dieselben seien Reminiscenzen an die letzte Phase der Diluvialzeit, an die großen, durch das Rückschreiten der Gletscher bedingten Fluthen.

Wo aber finden wir in den Sagen hierfür einen Anhaltspunkt? Wo ist von einer Aenderung des Klimas, wo etwas von Gletschern, Eisbergen oder auch nur von längerdauernden Ueberfluthungen die Rede?

Weit wahrscheinlicher dürfen wir die Fluthsagen auf locale Ueberschwemmungen beziehen, welche durch außerordentliche Verwüstungen und ungewöhnliche Größe einen tiefen Eindruck in den Völkern hinterließen. In Ländern, wo Ueberschwemmungen periodisch wiederkehren, wie in Aegypten, wo sie als eine segensreiche Erscheinung begrüßt werden, da werden sich keine Fluthsagen bilden, denn nur das Außerordentliche prägt sich tief in die Erinnerung der Menschheit ein.

Wenn somit den meisten Fluthsagen ein thatsächliches Ereigniß aus historischer oder prähistorischer Zeit zu Grunde liegen dürfte, so mögen einzelne derselben wohl auch durch den Anblick gut erhaltener fossiler Muscheln, Schnecken, Korallen und sonstiger Versteinerungen entstanden sein. Wie Erathostenes und Herodot aus dem Vorkommen von Austern und anderen Meermuscheln in der libyschen Wüste den Schluß folgerten, das Meer habe ehemals diesen Landstrich überfluthet, so mag auch anderwärts die gleiche Veranlassung die gleiche Folgerung hervorgerufen haben. Wie leicht aber gewinnt eine derartige Reflexion, namentlich wenn sie mit religiösen Anschauungen in Verbindung gebracht wird, sinnlich wahrnehmbare Gestalt.

Für die buchstäbliche Wahrheit der mosaischen Fluthsage lauten, wie man sieht, die geologischen Thatsachen nicht sonderlich günstig. Wird aber ihr sittlich-religiöser Werth irgendwie geschmälert, wenn der Geologe dem Wortlaut entgegen, eine beschränktere Ausdehnung der Ueberschwemmung, ein mäßigeres Quantum von Wasser und einen niedrigeren Stand derselben für wahrscheinlich hält?

Die Gläubigen finden in der mosaischen Fluthsage mehr als die Schilderung eines verheerenden Naturereignisses. Nicht blinden Naturkräften, sondern dem strafenden Arm einer höheren Macht ist nach der biblischen Anschauung die gottlose Menschheit damals zum Opfer gefallen. Darin besteht die religiöse Idee der alttestamentlichen Fluthsage und diese zu erörtern oder anzutasten hat die Naturforschung keinen Beruf.

Der Sänger des Satans.

Von
K. v. Thaler.
Wien.

Zu Catania auf Sicilien, im Angesicht des Aetna, steht ein kleines, schmuckes Häuschen. Es gehört Mario Rapisardi, einem der hervorragenden Dichter des heutigen Italiens. Er lebt dort still und bescheiden, pflegt seine Blumen und klagt bitter, wenn sie ihm während der großen Dürre, die im Sommer auf der Insel herrscht, hinwelken und sterben. Noch nie hat er einem Menschen weh gethan, außer den deutschen Philologen, die er freilich nicht allzu gut kennt, und dennoch giebt es Leute, die ein Kreuz schlagen, wenn sie an seiner Thür vorübergehen; denn dieser sanfte, leidende Mann hat eine Dichtung geschrieben, welche durch die Kühnheit ihrer Gedanken selbst aufgeklärte Kreise erschreckte und die Frommen mit wahrem Entsetzen erfüllte. Er ist der Sänger des Satans, den er in seinem, voriges Jahr erschienenen „Lucifero" verherrlicht. Das Buch hat einen Sturm in Italien hervorgerufen, es sind Broschüren dafür und dagegen geschrieben worden und die literarische Fehde, zu der es Veranlassung gab, ist heute noch nicht abgeschlossen. Von allen gläubigen Seelen ward Rapisardi sofort in die Acht erklärt, und die Entrüstung über sein Unterfangen war um so größer, als man sich von ihm, dem sinnigen, träumerischen Dichter melancholischer Liebeslieder, eines solchen Attentates nicht versehen hatte.

In der That, schlägt man Rapisardis lyrische Dichtungen auf, die unter dem Titel „Ricordanze" erschienen, so findet man in der ersten Auflage kaum einen Zug, der zum „Lucifero" stimmen würde. Eine weiche, elegische Natur spricht sich in den meisten Liedern aus, nur selten schlagen sie einen schärferen Ton an. Mondschein und Liebe füllen die Seele des Poeten, dem Lärm und Streit des Tages bleibt er fern, die Politik kümmert ihn nicht.*) Aber ein Zweifler und Grübler war er allezeit. Er liebte es, über die höchsten Fragen der Menschheit nachzudenken und philosophische Betrachtungen in wohllautende Verse zu kleiden. Ohne die Liebe, die ihn beglückte, wäre er vielleicht ein zweiter Leopardi geworden, denn pessimistisch sieht auch er die Welt und die Dinge an. Aber die Liebe, die ihn selbst mit Allem versöhnt, strahlt aus seinem Urtheil über das Leben wieder, sie webt ihm über alle Härten und Blößen der Wirklichkeit den täuschenden, verschönernden Zauberschleier.

Rapisardis erstes Werk, mit dem er vor etwa zehn Jahren hervortrat, war die „Palingenesis". Ein wunderliches Buch, wenigstens in der Anlage. Es zerfällt in zehn Gesänge, ist aber Nichts weniger als ein Epos, eher eine Art poetischer Weltgeschichte oder Geschichtsphilosophie. Man höre nur die Titel der einzelnen Abschnitte: „Die Ueberlieferung", „Das Colosseum", „Das Kreuz", „Päpste und Kaiser", „Die Kreuzfahrer", „Luther", „Satan", „Die Revolutionen", „Italien und Pius", „Die Zukunft". Die Weltanschauung, welche er in diesem Werke niederlegt, ist eine ganz andere als die des „Lucifero", wenn auch keine der

*) In der 2. Auflage der „Ricordanze" sind schneidige Episteln zugewachsen, die in Italien sehr hoch geschätzt werden.

letzteren widersprechende. Alle Keime dessen, was der mittlerweile gereifte und mit sich einig gewordene Dichter jetzt verkündigt, liegen schon in der „Palingenesis“; nur in Bezug auf den Satan hat sich Rapisardi vollkommen bekehrt. In der „Palingenesis“ kommt der Teufel sehr schlecht weg. Er tritt hier noch ganz in christlich-jüdischem Costum auf: Fledermausflügel, Pferdefuß, lange scharfe Zähne, feuerspeiender Rachen. Auch sein Charakter ist dem der Legende angemessen: Er zeigt sich als Vater alles Bösen, Zerstörer alles Guten. Der Dichter führt ihn im Zanke mit Gott ein, gegen den er sich vermißt, die Bekenner der neuen Lehre, die Protestanten, vom Evangelium abwendig zu machen. Er verwandelt sich in tausend Gestalten, auch in jene Loyolas und schwingt sich auf schwarzen Fittigen nach Madrid und Paris, um König Philipp zur Vernichtung der Ketzer und zur Entsendung der Armada, Katharina von Medici zur Bartholomäusnacht anzuspornen. Die Gräuel der letzteren schildert Rapisardi in großen Umrissen. Eine Episode ist besonders bemerkenswerth, weil ganz in schlichtem, ich möchte sagen, deutschem Stile gehalten. Das Würgen in den Straßen hat begonnen. Schon ist Coligny dem Meuchlerstahl erlegen, schon tönt von allen Seiten der Hilferuf der wehrlosen Opfer, das Wuthgeschrei der Mörder. In einer kleinen Kapelle, deren kahlen Raum nur der Altar mit dem Kreuze schmückt, ist eine Schaar von Hugenotten versammelt und lauscht den Worten des greisen Predigers. Er spricht von Liebe und Versöhnung, er mahnt zum Opfertod.

„ . . . . . . Die Wahrheit
Braucht keine Waffen; gleich dem Sonnenstrahl,
Der durch das widerspenst'ge Dunkel bricht,
Dringt sie ins Herz, besiegt und überwindet.
Mit Liebesworten auch die dürrsten Seelen.
Wie Frühlingsblumen, die vom scharfen Pflug
Durchschnitten in die dunkle Furche sinken
Und ihren letzten Duft zu Gott entsenden:
So fallen wir, so fallen Christi Streiter,
Der letzte Hauch der Lippe ein Gebet,
Verzeihung uns'rer Herzen letzter Schlag.“

Im folgenden Gesange, der „Pius und Italien“ überschrieben ist, lodert Rapisardis Patriotismus mächtig empor. Er gedenkt der Kämpfe von 1848 und der Freiwilligen, die aus allen Theilen Italiens auf die Schlachtfelder eilten, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln.

„Sie waren jung und kühn. Am lachenden
Gestad' des Arno, des Volturno hatten
Die Mütter und die Bräute sie verlassen,
Und eilten in den Kampf, als wär's zum Gastmahl,
Italiens Namen auf den Lippen; auf
Der Brust als letztes Liebespfand die Schleife;
Die Klinge in der Faust; im Geist die Losung:
Sieg oder Tod! Und ach, ihr Loos war Tod!
Sie fielen mit Italiens Namen auf
Den Lippen, fest die Klinge in der Faust.

Ihr jungen Tapfern, euer brechend Auge
Sah unſ'res flüchtigen Glücksterns letzten Strahl
Nicht mehr erlöschen, nein, ihr gingt dahin,
Als er im Mittag stand. Ihr jungen Tapfern,
Den herben Kummer der Enttäuschung hat
Euch Gott erspart, die bittern Thränen, die
Custozza und Novara uns erpreßt,
Sie netzten eure frischen Lorbern nicht."

Der Schlußgesang der „Palingenesis" endet mit einer Vision, die man ein Gesicht vom jüngsten Tage nennen könnte. Der Dichter reiht biblische Ueberlieferungen mit phantastischen, theilweise grotesken Bildern zusammen. Mitten in den Schrecknissen, die uns da geschildert werden, ertönt eine Donnerstimme vom Himmel: „Rom ist das ewige Heiligthum der Welt."

Auf der Spitze der sieben Hügel erscheinen sieben feurige Erzengel mit Flammensicheln, auf deren Klingen das Wort „Evangelium" steht. Sie rufen: „Reform" und stürzen sich auf alle Götzenbilder und Tempel, die wie Stoppeln bei der Berührung der Flammensicheln verbrennen. Auf den Wolken zeigt sich Petrus, setzt sich am Fuße eines Altars nieder und segnet die Frommen. Ein Dämon treibt die Schaar der Päpste an ihm vorüber. Jedem ist die Tiara auf das Haupt genagelt, mit glühenden Bleimänteln sind sie angethan. Pius IX. schreitet in ihrer Mitte. Unter seinen Füßen öffnet sich plötzlich der Abgrund; er klammert sich an einen blutbefleckten Purpurmantel — woran der Mantel befestigt ist, das anzugeben, hat Rapisardi vergessen, bei Visionen nimmt mans nicht so genau — da schwebt ein Engel vom Himmel nieder, zerschneidet mit dem Schwerte den Mantel und Pius stürzt heulend in den Abgrund. Dann erscheint die Gottesstadt in den Wolken, mitten unter den Engeln die Musen und die „göttliche Weisheit" nebst anderen personificirten Begriffen, — und der Leser bleibt in einiger Unklarheit darüber, was aus der Erde und den Menschen geworden.

Mit der modernen Wissenschaft stand Rapisardi, als er die „Palingenesis" schrieb, noch auf sehr gespanntem Fuße. Trotz seines Hasses gegen das Papstthum war er noch ein gläubiger Christ, freilich nach seiner Façon. Es ergiebt sich dies noch weit deutlicher als aus dem Texte aus den Anmerkungen, deren er nach italienischer Sitte seinem Gedichte eine ganze Menge anhängte. In einer derselben heißt es wörtlich: „Obwohl die moderne Wissenschaft die Anmaßung hat, Alles selbst erklären zu wollen, indem sie jede Art von Ueberlieferung und Gläubigkeit verachtet und obwohl die Geologie und Zoologie ihr Antlitz plötzlich, ich will nicht sagen dem Glauben, aber jener Uebereinstimmung, die sie früher mit so großer Ehre aufrecht erhielten, abgewendet und die rohe, unvernünftige und lächerliche Theorie von der Entwicklung der Arten in das Feld geführt haben, so will ich es doch nicht wie der Hund in der Fabel machen, der das Stückchen Fleisch verlor, das er im Maule hatte, weil er nach dem schnappte, welches er im Flusse zu sehen glaubte. Gebt mir eine bessere Kosmogonie als jene der Genesis und ich werde Moses nicht mehr Glauben schenken. Für heute begnüge ich mich damit, die Erzählungen der Bibel mit den Angaben der Naturwissenschaft zu verbinden."

Es sind kaum zehn Jahre vergangen, seit Rapisardi diese Worte geschrieben, — und wie hat sich seitdem seine Anschauung verändert! Aus dem „Halben“ ist ein „Ganzer“ geworden, ein Freidenker von so rücksichtsloser Entschiedenheit, daß die bekannte Mailänder Verlagsfirma, die ursprünglich den Verlag des „Lucifero“ übernommen hatte, mitten im Drucke des Werkes dem Dichter erklärte, es sei ihr unmöglich, ihren Namen auf ein so gottloses Buch zu setzen. Rapisardi selbst blickt auf die „Palingenesis“ jetzt wie auf eine unreife Jugendarbeit zurück; die Zeit, in der er sie schrieb, scheint ihm in unendlicher Ferne zu liegen, und er spricht von ihr, als wären es Tage der Kindheit. „Indem ich diese Gesänge wieder lese,“ sagt er in der Vorrede zu der zweiten, eben erschienenen Auflage, „kehren meine Gedanken zu der traurigen Zeit zurück, in welcher ich sie dictirte, als mir für die ersten Enttäuschungen des Lebens und die schmerzlichen Krankheiten meiner Jugend die Muse die einzige und süßeste Trösterin war. Mich dünkt, ich sehe noch immer meine Mutter an meinem Kopfkissen sitzen, stumm, wachsam, jeden Wunsch, jeden Seufzer belauschend; meinen Vater mit dem Ausdruck erkünstelter Gleichgültigkeit in meinem ganz von Büchern und Scharteken erfüllten Zimmer herumgehen oder sich in einen Winkel setzen, um mir etwas Hübsches vorzulesen; ich sehe ihn, wie er das Buch weit von den Augen hält und bei dem unbedeutendsten Spaße mit einer Heiterkeit lacht, die ihm nicht von Herzen geht.“ Er fühlt, daß die „Palingenesis“ nicht zu dem „Lucifero“ passe, daß Freunde und Feinde sich verwundern werden, das Jugendwerk in unveränderter Gestalt wiederzufinden, und er bittet Alle, die ihm wohl gewogen wären, diese erste Arbeit als die Waffenweihe seines Geistes zu betrachten und auf die allmähliche Entwicklung seines Bewußtseins als eine sehr natürliche Sache Rücksicht zu nehmen.

Der Gedanke, den Teufel nach Jezidenweise als gestürzten Gott zu verehren, ihn zum Vertreter alles Guten und Schönen in der Welt zu machen, ist in der italienischen Literatur u. A. von G. Carducci ausgesprochen worden. Seine „Hymne an den Satan“ enthält die ganze Philosophie des Rapisardi'schen Epos, und man könnte glauben, sie habe dem Letzteren den Anstoß zu seiner Dichtung gegeben, wüßte man nicht, daß Rapisardi seit vielen Jahren am Lucifer arbeitete. Carducci feiert den Satan als Urgrund des Lebens wie als Vater aller Geisteskraft; er ruft ihn an:

„Du Fürst der Erscheinung,
Du König der Formen,
Fort lebst du im Urstoff
Nach ewigen Normen.

Als noch verhauchte
Göttlichen Duft
Die Tochter des Meerschaums
In griechischer Luft.

— — — — — —

Dir, Satan, waren
In schönerer Zeit
Bildsäulen, Gemälde
Und Lieder geweiht;

Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft;
Siegreiche, rächende
Kraft der Vernunft.

Dir sei der Weihrauch
Dankend geschwungen:
Den Jehovah der Priester,
Du hast ihn bezwungen.“

Diesen berühmten Versen entspricht Rapisardis Held, der im Eingange des Epos sinnend in der dunkeln Tiefe sitzt und über sich selbst philosophirt:

„Soll that- und lieblos ewig hier ich weilen
Als leerer Schemen, ich, der ich den Himmel
Aus Liebesahnung einst verachtete?
Nein, auf die Erde kehr' ich wieder. Schon
Durchströmt ein neu Gefühl der Liebe mich.
Das ist ein gutes Zeichen, daß die Stunde
Des letzten Kampfes kam. Schon füllt die Erde
Mit meinen Treuen sich, und menschgeworden
Will ich auch lieben, leiden, will durchmessen
Die kurze, schwere Bahn der Sterblichen,
Damit, erlöst durch Thaten und durch Liebe,
Ich Heil den Menschen bringe, Gott den Tod."

Mit diesem großartigen Vorsatze ausgerüstet, nimmt Lucifer Menschengestalt an und begiebt sich sofort nach dem Kaukasus. Dort findet er in einer dunkeln Höhle den gefesselten Prometheus, der ihm in einer langen Rede sein verwegenes Vorhaben auszureden sucht und sein eigenes Schicksal als warnendes Beispiel vorhält. Lucifer entgegnet, er werde sich durch kein Hinderniß in seinem Befreiungswerke zurückschrecken lassen. Prometheus frägt ganz erstaunt: Wer bist du, welche Zauberkraft steht dir zu Gebote, daß du den Himmel stürmen willst, dessen Blitze die Giganten zermalmt haben? Nun erzählt Lucifer, dessen Redseligkeit eine wahrhaft süditalienische ist, seine Lebensgeschichte, wie er sich im Himmel langweilte, wie er in die Hölle verwiesen ward, in dem ersten Menschenpaar den Durst nach Erkenntniß zu wecken strebte und wie ihn seitdem die Priesterschaft als Vater alles Uebels verleumdet. „Mi fu iniqua la fama" sagt er, was man gar nicht anders als mit den Worten der Maria Stuart übersetzen kann: „Ich bin besser als mein Ruf." Er stellt sich als das Wissen dem Glauben entgegen:

„ . . . . Mit schauerlicher Starrheit
Lagert' das unfehlbare Dogma auf
Dem menschlichen Bewußtsein; blind und schrecklich,
Ein bleiern Ungeheuer, fesselt' es
Mit Eisenbanden jeglichen Gedanken,
Zerfleischt' ihn mit den Klau'n, verzehrte ihn.
Das Dunkel ist sein Reich, Trug seine Tugend,
Der Völker Wissensmangel dient als Schild,
Das Anathem, das Richtbeil ihm als Waffe.
Ich stritt mit ihm, dem jeder heiße Durst
Nach Wissen finst'rer Zaubertrug erschien,
Verbot'ne Frucht die Wahrheit däuchte, Schuld,
Der Wille selbst, die Freiheit ein Verbrechen,
Und nun — mit Stolz darf ich's verkündigen —
War Lüge, Irrthum, Schuld, Verbrechen ich."

Zur Erläuterung giebt er dem geduldigen Prometheus einen kleinen Abriß der Weltgeschichte zum Besten. Arius, Luther, die französische Revolution und die

Dampfkraft, letztere mit wahrer Meisterschaft geschildert, haben Lucifer nach seiner Versicherung gehörig vorgearbeitet, die Menschheit sei reif für sein Erscheinen. Er nimmt Abschied von Prometheus und geht nach Griechenland. Man erwartet, daß er große Thaten verrichten werde, aber er denkt nicht daran. Auf den klassischen Stätten wandeln ihn sentimentale Träumereien an, die allerdings den schönsten poetischen Ausdruck finden. Am Gestade des Hellesponts, wo Lucifer Hero's und Leanders gedenkt, richtet er folgende Apostrophe an das Meer:

„ . . . . O Meer,
Ein ewig Brautlied singst du und du singst
Ein ewig Todtenlied. Zwei Schätze birgt
Die Welt; zwei Flügel hat die Seele; Blumen
Das Leben zwei und jedes Herz zwei Sterne.
Ein ewig Brautlied singst du, Meer; du singst
Ein ewig Todtenlied. Ein Kuß und dann
Ein Seufzer, hier das Brautbett, dort die Gruft;
Ein Schlaf, ein Traum, ein Jauchzen und ein Scheiden;
Das ist die Liebe und der Tod."

Wenn der Teufel in so weicher Stimmung ist, so kann er wohl nichts Anderes thun, als sich verlieben. Das begegnet denn auch Herrn Lucifer. Er betritt die niedere Hütte, welche die schöne Griechin Hebe im reizenden Tempethal bewohnt, die Herzen finden sich und ein romantisches Liebesidyll voll zarter Innigkeit entrollt sich vor unsern Augen. Wunderlich nimmt sich für deutsche Leser, denen Goethe's Mephistopheles nicht aus dem Kopfe will, dieser schwärmerische Teufel allerdings aus. Man hört, wenn man die feurigen Zärtlichkeitsergüsse Lucifers über sich ergehen läßt, förmlich den deutschen Junker Voland dazu brummen: „Verschwunden ganz der Erdensohn und dann die hohe Intuition, ich darf nicht sagen wie, zu schließen." Lucifer zieht mit seiner geliebten Hebe nach Attika, verkehrt auf der Akropolis mit den Schatten berühmter Griechen und schläft dann ein. Im Traum erscheint ihm ein Ungeheuer und verhöhnt ihn ob seiner Thatenlosigkeit. Erwacht, nimmt er sich die Vorwürfe zu Herzen, läßt die arme Hebe im Stich wie Bacchus die Ariadne auf Naxos und schifft sich nach Frankreich ein. An der Küste leidet er Schiffbruch, und während er mit den Wellen ringt und ein ebenso feister als frommer Mönch neben ihm ersäuft, sendet Gott den Erzengel Michael, um ihn zu bekämpfen. Aber weder das Schwert des Engels noch die Schläge seiner gewaltigen Flügel vermögen Lucifer zu verwunden, der ringend den Strand erreicht und dem ergrimmten Michael die gute Lehre giebt, er solle künftig hübsch im Himmel bleiben und nicht mehr wagen, den menschlichen Geist auf seinem Wege aufhalten zu wollen. Dann begiebt er sich zur französischen Armee, die soeben der deutschen entgegenrückt. Rapisardis Vorliebe für Frankreich zeigt sich da in auffallender, wohl kann man sagen, komischer Weise. Sein Lucifer steht auf dem Standpunkte, den wir vor acht Jahren von so manchem dummen Teufel vertheidigen hörten: Es sei ungerecht von Deutschland, nicht bloß Napoleon, sondern auch Frankreich zu bekriegen. Er faßt auf der Spitze der Ardennen Posto und hält, als er das unübersehbare deutsche Heer erblickt, eine Rede über die Schändlichkeit des Krieges im Allgemeinen und jene des deutsch-französischen

im Besonderen. Allein vor Phrasen weicht keine Armee zurück. Das Unglück von Sedan vermag Lucifer nicht abzuwenden. Er begiebt sich nach Paris, wo er „scheußliche, seltsame Wunderwesen, täuschende Sphinxe und rasende Furien, Ungeheuer mit hundert Mäulern und hundert Händen" begegnet. Was meinen Sie wohl, meine geehrten Leser, wer diese abscheulichen Geschöpfe sind, welche die „Geschwätzigkeit mit dem Irrthum zeugte"? Rapisardi meint damit — die Zeitungen, denen er spinnefeind ist. Auch deutsche Dichter haben die Gewohnheit, gegen Journale und Journalisten die äußerste Verachtung zur Schau zu tragen, obwohl sie, so oft sie ein neues Buch unter dem Herzen haben, sich in Liebenswürdigkeiten gegen Redacteure erschöpfen, aber so grob wie Rapisardi hat sich noch kein Poet germanischen Blutes über seine Stiefbrüder von der Presse ausgesprochen. Selbst Goethe's Wort: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Rezensent", dünkt uns milder als die Charakteristik, die Rapisardi von den Zeitungen giebt:

„Che, nutrite di fango e di vendette,
Nome portan di gazze e di gazzette."

Zu Deutsch könnte man die beiden Verse etwa so übersetzen:

„Die sich von Koth und Bosheit nähren, beißen,
Und von der Zeitvergeudung Zeitung heißen."

Das Wortspiel mit gazza (Elster) läßt sich jedoch im Deutschen nicht wiedergeben.

Lucifer erlebt in Paris allerlei seltsame Dinge: Z. B. sieht er einen Esel zur Schlachtbank führen, der in menschlicher Sprache sein Loos beklagt. Auf Befragen erwidert der Esel, er sei früher französischer General gewesen und von den Preußen gefangen genommen worden, habe sein Ehrenwort gebrochen und sei nach Paris gekommen, um die Vertheidigung der Stadt zu leiten. Vor dem großen Ausfalle habe er geschworen, nur als Sieger oder todt zurückzukehren und sei nach seiner Niederlage in einen Esel verwandelt worden. General Ducrot mag sich bei dem Dichter für diese Animalisirung bedanken.

Die Gräuel der Commune vertreiben Lucifer aus Paris — das konnte allerdings selbst der Teufel nicht aushalten. Nach einem kurzen Intermezzo im Himmel, das uns ein Gespräch Gottes mit der heiligen Therese schildert, führt uns der Dichter nach Amerika, in den Urwald, wo Lucifer einem Affen begegnet, der ihn als Bruder begrüßt. Rapisardi versucht hier, die Lehren Darwins lächerlich zu machen, aber wie immer, wenn er satyrisch sein will, wird er schwach. Die Polemik schließt mit der Versicherung des Affen:

„ . . . . Fürwahr ich selbst
Werd' die Gemeinsamkeit des Ursprungs lehren,
Der Rechte Gleichheit unter allen Arten
Und allgemeine Freiheit. — Sollt' ich auch
Mit meinem Blut besiegeln meine Lehre,
Ich will Apostel werden, schwarzbefrackt
Und in Glacé's besteigen den Katheder,
Um Darwins Lehre zu vertheidigen."

Später kreuzt ein Jaguar Lucifers Pfad; er kämpft mit der Bestie und legt sich dann ermüdet zum Schlafe nieder. Gott betrachtet ihn von Oben, und der

Augenblick scheint ihm günstig. Er besteigt den Esel von Bethlehem und reitet auf die Erde herab, um mit Lucifer zu unterhandeln. „Laß mir meine Getreuen", sagt Gott, „oder wenn Du nach Macht und Glanz lüstern bist, so will ich Dir sie schenken. Du sollst über die Erde herrschen, sollst Papst werden." Die Parodie auf die biblische Erzählung von der Versuchung Christi springt in die Augen. Das ganze Gespräch zwischen Gott und Lucifer macht den Eindruck des Gezwungenen; Gott spricht spießbürgerlich, etwa wie ein Duodezfürst, der eine Casinorevolution beschwichtigen will. Herzerschütternd ist dagegen die folgende Scene, in der ein sterbendes, von seiner Mutter verkauftes italienisches Kind seine einfache Geschichte erzählt. Rapisardi legt hier den Finger auf eine abscheuliche Wunde des italienischen Volkslebens, auf den Kinderhandel, der in Mittel- und Süditalien ganz offen betrieben wird. Spekulative Unternehmer schachern mit den Eltern; um dreißig, vierzig Lire wird das zarte, junge Geschöpf einer Sklaverei übergeben, die oft schlimmer ist, als die der Neger. Als Musikanten ziehen die Kleinen in der Welt umher, ihr Patron giebt ihnen mehr Schläge als Brod, sie verkommen geistig und körperlich, nur Wenige sehen dereinst die Heimath wieder. Die Episode in Rapisardis Dichtung, welche diesen faulen Fleck berührt, ist mit echter poetischer Kraft entworfen, der Menschenfreund und der Patriot spricht hier mit Feuerzungen, und wenn die italienische Regierung dem schmachvollen Handel durch schwere Strafen ein Ende macht, wird Rapisardi stets unter Denen genannt werden, die den Anstoß dazu gegeben haben.

Aus Amerika begiebt sich Lucifer, der unstreitig an englischer Reisewuth leidet, nach Italien. Ein begeisterter, prachtvoller Hymnus des Dichters an sein Vaterland leitet den elften Gesang ein, der leider später im Sande kleinlicher literarischer und persönlicher Polemik verläuft. Lucifer — auch er „ein Cavalier wie andere Cavaliere", bewegt sich in den ästhetischen Zirkeln von Florenz, und das Gedicht wimmelt nun von boshaften Anspielungen, die man außerhalb Italiens nicht gut versteht, die auch mit dem Grundgedanken des Epos nicht das Mindeste zu thun haben. Schön aber ist das Loblied, welches der Sicilianer Rapisardi hier der toscanischen Mundart singt:

„. . . . . Für Euch, verzärtelte
Sprossen Etruriens sei der einz'ge Stolz,
Der Väter Ruhm, der unentweihte Schatz
Der Sprache. Uns enterbten Waisen, denen
Die Wiege nicht der große Thurm des Giotto
Beschattete, uns bleibt, wenn unser Hirn
Gedanken reift, kein and'rer Weg, kein Heil,
Als daß an euren Thüren wir den Rest
Von eurer Mahlzeit, einige karge Flicken
Von euerm goldgestickten, fürstlichen
Gewand erbetteln."

Dann führt uns der Dichter nach Rom, wo Lucifer im Colosseum wunderbare Geisterstimmen vernimmt. Die Juden jammern um ihr verlorenes Heimathland an den Ufern des Jordan; die Götter klagen, daß der Menschengeist sie verbannt und vertrieben habe; Teufel und Priester lassen ihre Chöre erschallen; kurz,

es ist eine römische Walpurgisnacht, in der auch Savoyen, Corsika, Istrien und — Deutschland ihre Stimmen erheben. Das Lied Corsikas endet:

„O Mutter Italien, willst du
Nicht enden die Trennungspein?
Wann meine Sehnsucht stillst du
Mit dir vereint zu sein?
Steht nach Schätzen und Schmuck dein Verlangen?
Beide berg' ich im Schooß.
Schmuck? Sieh' mich im Lorbeer prangen!
Schätze? Mein Volk ist groß!"

Natürlich darf auch der Schmerzensschrei Istriens nicht fehlen, denn ohne Annexionsgedanken auf Oesterreichs Kosten kann eine italienische Zeitdichtung nicht leben. Istrien apostrophirt direct den Kaiser von Oesterreich mit folgenden, auch im Original nicht besonders schönen Versen:

„Vergebens, Herr des alten
Habsburger Throns, zum Pfand,
Du wollest Freundschaft halten,
Beut'st dem Savoyer du die schwanke Hand.
Viel klüger wär's, dem Streite
Durch fürstliches Geschenk ein Ziel zu setzen:
Entfern' von meiner Seite
Die Klauen, die dich selbst verletzen.

Es ziemt beim Friedenswerke
Ein ehrlicher Vertrag;
Wer heuchelt, legt nicht Stärke,
Nur schuldbewußte Falschheit an den Tag.
Sind wir befreit, dann schauen
Versöhnt auf deine Kaiserburg*) die Schatten
Der Unsern aus dem Grauen
Der düstern Spielberg-Kasematten.

Im Himmel entsteht unterdessen großer Schrecken darüber, daß Lucifer in Rom ist. Die heilige Katharina von Siena faßt den Entschluß, zur Erde herabzusteigen und durch den Zauber ihrer Beredsamkeit den argen Feind zu besiegen. Aber bei seinem Anblick verliert sie alle Besinnung, wird von heftiger Leidenschaft ergriffen und von Lucifer verführt. In derselben Stunde stirbt Pius IX. unter furchtbaren Erscheinungen, die das böse Gewissen an sein Todtenbett zaubert. Er wimmert um Vergebung, als Lucifer auf der Schwelle des Gemachs erscheint und finster sagt: „Zu spät!"

Dreizehn Gesänge lang haben wir vergeblich darauf gewartet, daß Lucifer eine große That zur Befreiung der Menschheit vollbringen werde, allein Rapisardis Held ist im Gegensatz zu Goethes Mephisto der Geist, der stets das Gute will und gar Nichts schafft. Er handelt erst am Schlusse des Gedichts, indem er sich in die

*) Im Original steht: al tuo regale albergo; da aber der Kaiser von Oesterreich apostrophirt wird, schien mir das Wort: Kaiserburg die passendste Uebersetzung.

Sonne hinausschwingt und von da das jüngste Gericht verkündigt. Die Gräber öffnen sich, die Todten stehen auf und schaaren sich in zwei Heere. Die Weisen aller Zeiten, die zahllosen Opfer, die jemals auf Erden religiösem Wahne geschlachtet wurden, — sie bilden Lucifers Sturmcolonnen, an deren Spitze er den Himmel angreift. Der Engel und Heiligen bemächtigt sich eine ungeheure Panik. Der Erzengel Michael verkriecht sich, sein Kollege Gabriel benutzt die Unordnung zu einem Schäferstündchen mit der heiligen Cäcilia, kurz, es geht drunter und drüber. Nur eine auserwählte Schaar unter Führung Loyolas, Peters von Arbuez, Torquemadas stellt sich den Eindringenden entgegen, aber sie wird rasch vernichtet. Voltaire und Luther kämpfen in diesem Gemetzel nebeneinander, hinter ihnen Giordano Bruno und Vanini. Nach allen Seiten flüchten die Geschlagenen, „einsam und verlassen sitzt Gott im äußersten Winkel des Paradieses". Als Lucifer ihn erreicht, sucht er sich durch fortwährenden Wechsel der Gestalt zu retten, aber der Held, dessen Schwert ein leuchtender Sonnenstrahl bildet, ist unerbittlich. Er spricht das Urtheil:

. . . . Die alte Kunst,
Mit der du Namen und Gestalt veränderst,
Hilft dir nicht mehr. Genug der Götterwesen
Ertrugen wir, die langes Sein und Herrschaft
Der Menschen blinder Gläubigkeit verdankten.
Ein Wahn folgt' auf den andern, ein Gespenst
Gespenstern. Diesem schnöden Wechsel sei
Ein Ziel gesetzt: Du bist der letzte Gott!
Mit dir erlösche nicht nur Form und Name,
Nein, der Gedanke Gottes selbst im Menschen."

Darauf durchbohrt er Gott mit seinem Flammenschwert, dieser verflüchtigt sich zischend in eine Dunstwolke, und der Dichter schließt sein Werk kurz ab:

„So starb der Ewige. Die alten Sterne,
Sie kreuzten weiter in gewohnter Bahn.
Vom Himmel schwebten leuchtend im Triumphzug
Der Weisen große Schatten; Lucifer
Vor Allen ragend. In der Morgenfrühe
Kam er zum Kaukasus und zu dem Dulder,
Dem Sohn der Themis mit dem Demantherzen,
Sprach er: „Steh' auf, denn der Tyrann ist todt."

Viele deutsche Leser werden, wie ich mir leicht denken kann, nach dieser Skizze des Inhalts über das Epos Rapisardis bedenklich den Kopf schütteln. Aufrichtig gestanden, ist es mir bisweilen ebenso ergangen, und ich fragte mich an zahlreichen Stellen: Was hat der Dichter eigentlich gewollt? Soll das, was er sagt, ernsthaft oder satyrisch genommen werden? Gewiß, das Werk leidet an einem unheilbaren inneren Widerspruch. Rapisardi stellt sich auf den Standpunkt des absoluten Atheismus und nimmt gleichwohl die ganze katholische Legende für baare Münze, die Erzengel und Engel, die Heiligen und Teufel als wirklich vorhanden an. Das muthet den deutschen Geist, der auch in der Poesie, sobald sie sich solcher Stoffe bemächtigt, ein philosophisches System und klare Begriffe verlangt, äußerst seltsam

an, und doch darf man Rapisardis Epos nur prüfend betrachten, und man entdeckt sofort, wie es unter dem Einflusse des deutschen Geistes entstand. Romanisch, wir möchten sagen süditalienisch, ist nur die Hülle, sind blos die Episoden des Gedichtes; sein Kern athmet germanische Zweifelsucht und germanischen Trotz. Lucifer nennt sich der Held, aber die Maske des falschen Namens und die bizarre Scenerie des letzten Gesanges täuschen uns nicht darüber, daß er eigentlich Faust heißen sollte. Keine dämonische Gewalt, sondern der Menschengeist ist in ihm zur Persönlichkeit verdichtet. Rapisardis Epos gehört zur Faustliteratur. Was uns befremdet oder abstößt, kommt auf Rechnung des italienischen Prismas, durch welches der germanische Lichtgedanke durchgeht. Die Italiener stehen in einer Periode geistigen Kampfes, die für Deutschland, soweit die „Oberen Zehntausend" des geistigen Census in Frage kommen, hoffentlich schon eine vergangene genannt werden darf; sie haben die Unduldsamkeit der Aufklärung noch nicht überwunden. Es steht schlimm um die Bildung einer Nation, wenn der religiöse Skepticismus verfolgt wird, wenn man den lieben Gott unter die Obhut der Polizei stellt und den Unglauben als eine Art Charakterfehler betrachtet. Aber es ist noch nicht die wahre Höhe geistiger Freiheit, wenn man gegen die Gottesidee mit förmlichem Hasse wüthet und den Proudhon'schen Satz: „Dieu, c'est le mal" zum Dogma erhebt. Der Fanatiker des Unglaubens wird leicht ebenso unduldsam wie der Fanatiker des Glaubens. „Der Kerl ist ein Lump; er glaubt an Gott." Der Satz wäre das richtige Motto für Rapisardis Epos, dessen hohe literarische und poetische Bedeutung man vollkommen anerkennen mag, ohne zu übersehen, wie weit die heftige und verbitterte Art des sicilianischen Poeten, der den blanken Dolch auf die Gottesidee zückt, dem heitern, im Licht hellenischer Schönheit widerstrahlenden Heidenthum unseres Goethe nachsteht.

Rundschau über das nationale Leben.

Der europäische Congreß in Berlin und der Berliner Friede im Orient.

Von
J. C. Bluntschli.
Heidelberg.

Als vor zweiundzwanzig Jahren der Friede zwischen Rußland einerseits und der mit England und Frankreich verbündeten Türkei andererseits in Paris abgeschlossen wurde, nahm Preußen auf dem Pariser Congreß eine wenig beachtete, sehr bescheidene Stellung ein. Es war sogar einen Augenblick in Frage gekommen, ob Preußen als die schwächste der fünf Großmächte, welche an dem Kriege sich gar nicht betheiligt hatte und an der Regelung des Orients ein geringes Interesse zeigte, überhaupt zu dem Congresse mitzuberufen, d. h. noch als Großmacht zu betrachten sei. Wie ganz anders steht es heute?

Der gegenwärtige Congreß der europäischen Mächte für die Ordnung des Orients wird von dem deutschen Reichskanzler und nicht blos der Form nach präsidirt. Zum ersten Mal ist die alte Hauptstadt des Königreichs Preußen, nunmehr die Hauptstadt des Deutschen Reiches, auch als europäische Weltstadt zum Sitze des europäischen Congresses gewählt worden, welcher über das Schicksal der südöstlichen Völker und Staaten für die nächste Zukunft entscheidet. Alle Welt ist darüber einverstanden, daß der Weltfriede, der in Berlin abgeschlossen ist, wesentlich der vermittelnden, die mit einander ringenden Interessen der Staaten ausgleichenden staatsmännischen Einwirkung des Fürsten Bismarck zu verdanken sei. Die deutsche Macht sitzt nicht mehr als Aschenbrödel in der Küche am Heerd. Sie empfängt die europäischen Gäste in ihrem Hause und an ihrem Tische. Sie will keine dominirende, aber sie behauptet eine würdige völkerfreundliche Stellung.

Wären nicht unmittelbar vor dem Zusammentritt des Congresses so unglückliche Ereignisse gekommen, welche das Herz der deutschen Nation mit Trauer und mit Scham erfüllen, so wäre das Gefühl von der großen Umwandlung in Europa wohl in lauteren Jubel ausgebrochen. Fast scheint es, als ob Berlin selber noch kein volles Bewußtsein habe von der Größe des Umschwungs und der Höhe seiner Stellung und Aufgabe.

Endlich kann die europäische Staatenwelt wieder mit Zuversicht auf eine Anzahl Jahre des Friedens rechnen, nachdem es gelungen ist, die zum Kriege treibenden, schon vollaus gerüsteten Leidenschaften der Mächte zu bändigen. Es hat in der That während einiger Wochen sehr gefährlich ausgesehen. Diesmal waren die englischen Rüstungen mehr als Demonstration, und es war selbstverständlich, daß sich Rußland die Beute, die es mit ungeheuren Opfern an Menschen und Vermögen mit Gewalt in Besitz genommen hatte, nicht leicht entreißen lasse. Wäre aber der Krieg zwischen England und Rußland ausgebrochen, dann war es doch sehr zweifelhaft, ob nicht auch Oesterreich zunächst, dann Italien und Frankreich, am Ende auch Deutschland in denselben verwickelt würden. Selbst wenn wir noch einige Zeit hätten neutral bleiben und zuschauen können, so wären doch alle Verhältnisse unsicher und schwankend geworden, die Industrie und der Handel muthlos und krank geblieben.

So lange die Unternehmungslust und die Hoffnung auf lohnenden Erfolg der Arbeit gebrochen und gebunden sind, so lange ist keine durchgreifende Besserung möglich. Der Friede ist nicht die einzige, aber er ist eine unentbehrliche Bedingung der wirthschaftlichen Heilung.

Indem der deutsche Reichskanzler alle seine Kraft und seine Autorität entschieden für den Frieden einsetzte, hat er sich ein sehr großes Verdienst um die Welt erworben.

Der hundert Mal todtgesagte Dreikaiserbund hat in der größten Gefahr seine Lebensfähigkeit und seine Macht bewiesen. Die vielen Propheten, welche den Bruch zwischen Rußland und Oesterreich als unvermeidlich und damit den europäischen Krieg vorhersagten, müssen jetzt zugestehen, daß ihr Blick in die Zukunft von Einbildungen getäuscht war. Die Fortdauer des Dreikaiserbundes ist auch für die Folgezeit eine der stärksten Garantien des europäischen Friedens. Ohne die vermittelnde Politik der deutschen Reichsregierung wäre derselbe jetzt gelöst und der europäische Krieg da.

Gewiß sind die Congreßbeschlüsse nicht so ausgefallen, daß irgend Jemand seine Wünsche alle erfüllt sehen wird. Sie sind durchweg Compromisse zwischen den Mächten, die mit einander gerungen haben, deren Interessen sich vielseitig durchkreuzen und widersprechen.

Es giebt aber keine andere Möglichkeit, die Gegensätze in Frieden zu versöhnen, als indem man sie nicht auf die Spitze treibt, nicht wider einander anrennen läßt, sondern sie ermäßigt, und dem Zusammenstoß ausweicht. Nur nach einem siegreichen Kriege kann der Sieger dem Besiegten die Friedensbedingungen dictiren, weil er allein mächtig, der Andere ohnmächtig ist; und sogar dann ist dies nur möglich, wie wir soeben in dem Schicksal des Friedensvertrages von San Stephano erlebt haben, wenn der Besiegte keinen Freund findet, der Sieger auf keinen Rivalen stößt. Aber es war doch Schellengeklingel der Thorenmützen, wenn Manche meinten, es dürfe die siegreiche Macht heute so behandelt werden, wie wenn sie besiegt in Ohnmacht am Boden läge.

Kein Besonnener wird behaupten, daß nun der Orient definitiv befriedet sei. Ganz im Gegentheil. Die Keime der künftigen Kämpfe liegen heute schon in dem Berliner Frieden sichtbar zu Tage. Alte Reiche, obwohl innerlich faul und

morsch, werden nicht in wenig Wochen, Monaten, Jahren in einen neuen lebensfähigen Staatskörper umgeschaffen. Die Wandlung geht ruckweise und allmählich vor sich. Es müssen neue Geschlechter in dem neuen Zustande heranwachsen, bevor die alten Zustände vollständig beseitigt und ersetzt sind. Sogar dann noch vererben sich von den Vätern auf die Söhne manche Neigungen und Abneigungen, Vorstellungen und Vorurtheile, Vorzüge und Untugenden. Langsam nur bessert und veredelt die erhöhte Bildung die Menschen, nicht ohne Rückfälle in rohere ältere Zustände.

Aber ebenso wird jeder verständige Politiker zugestehen, daß die Umgestaltung der Türkei in der weltgeschichtlichen Richtung in Berlin theils anerkannt, theils gefördert wurde, welche seit einem Jahrhundert ungefähr unaufhaltsam fortschreitet. Die charakteristischen Kennzeichen dieser Bewegung sind:

1. Zurückdrängung der Türkenherrschaft aus Europa.
2. Besserer Schutz der christlichen Bevölkerung, der Rajah in der Türkei.
3. Zunehmende Selbständigkeit der mancherlei Völkerschaften, zuletzt volle europäische Staatenbildung derselben.
4. Garantien, daß nicht Eine europäische Großmacht sich Konstantinopels bemächtige und von da aus die anderen Mächte bedrohe.
5. Allmähliche Ausbreitung der Civilisation auch über den Südosten von Europa.

In allen diesen Beziehungen hat der Berliner Congreß sehr bedeutende Fortschritte eingeleitet, das ist nicht zu leugnen.

Die Türkenherrschaft hört nun gänzlich auf gegenüber Rumänien, Serbien, Montenegro. Diese Länder erhalten volle Unabhängigkeit und erweitertes Gebiet. Auch das früher schon selbständig gewordene Griechenland erhält im Norden einen werthvollen Gebietszuwachs. Diese neuen europäischen Staaten haben, obwohl in ihnen drei sehr verschiedene Nationalitäten leben, Griechen, Rumänen, Slaven, bennoch wesentlich dieselben Interessen und dieselben Bedürfnisse, wie sie auch unter einander durch ähnliche Schicksale und durch die äußere Natur verbunden sind. Hier liegt der Keim zu einem Völker- und Staatenbunde, der vom Schwarzen Meer bis an die Adria und das Aegäische Meer reicht, und die Donau als gemeinsamen Strom in sich schließt. Diese Conföderation hat eine große Zukunft, aber sie wird noch während Jahrzehnte des europäischen Schutzes und des europäischen Patronates bedürfen. Alle diese Staaten sind noch auf die erziehenden Einwirkungen der west- und nordeuropäischen Völker angewiesen. Sie müssen sich selber mit Hülfe der älteren Europäer, zu europäischen Staaten erst heranbilden. Das wird nicht ohne Reibungen und Kämpfe, nicht ohne wechselnde Schicksale geschehen. Es liegt das in der Natur der Dinge.

Zu diesen neuen Staaten tritt nun der neu gegründete Staat Bulgarien, zwar einstweilen noch ein Vasallenstaat der hohen Pforte, aber zugleich ein europäischer Schutzstaat, hinzu, natürlich mit der Aussicht, später den Wegen zu folgen, auf denen heute Rumänien und Serbien volle Unabhängigkeit erlangt haben. Der Friede von San Stephano hatte ein sehr viel größeres, von Rußland abhängiges

Fürstenthum Bulgarien geschaffen, das als Avantgarde der Russen zugleich Konstantinopel fortwährend bedrohte. Hauptsächlich diese gefährliche Aenderung der Bulgarei wurde von England und von Oesterreich bekämpft. An dieser Stelle wurde Rußland genöthigt, das größte Zugeständniß zu machen. Die Spaltung der Bulgarei in das nördlich vom Balkan gelegene, aber mit Sophia doch über den Balkan hinüber greifende Fürstenthum Bulgarien und das südlich vom Balkan gelegene Ostrumelien war die schwierigste, für den Frieden aber unvermeidliche Operation des Congresses. Damit wurde allerdings einige größere Sicherheit für Konstantinopel und den Rest des türkischen Staates erreicht. Aber es wurde damit zugleich eine Spaltung einer Nationalität durchgeführt, welche für die Zukunft zu neuen Verwickelungen führen muß. Nordbulgaren und Südbulgaren werden sich wieder zu verbinden suchen. Je rascher Nordbulgarien in selbständiger Weise zu besseren Zuständen fortschreitet, um so lebhafter werden die Südbulgaren ihre Wiedervereinigung mit ihren Brüdern verlangen, und die russische Politik wird dieses Streben eher fördern als hemmen. Mit dieser Spaltung hat der Congreß heute den Krieg verhütet, aber für morgen eine Quelle neuer Kämpfe eröffnet.

Ebenso wenig definitiv ist die Neuordnung von Bosnien und der Herzegowina, für welche zu sorgen Oesterreich übernommen hat. Die starke Mischung von muhammedanischen und christlichen (sowohl griechisch-katholischen als römisch-katholischen) Bosniern und der ererbte Haß zwischen ihnen erschwert die Pacification dieser Länder außerordentlich. Aber Oesterreich mußte sich der schweren Aufgabe unterziehen, wenn es seine Mission im Osten und Süden nicht aufgeben und dann auf seine eigene Existenzberechtigung verzichten, wenn es sich vor der russischen Uebermacht sichern wollte. Es bedurfte des entscheidenden Einflusses in diesem Gebiete, um sein Küstenland vor dem Andrang von Flüchtlingen zu bewahren und für seinen Handel ein Hinterland zu bekommen. Der Gedanke des Grafen Andrassy war dessen Landsleuten schwer mundgerecht zu machen, aber er war geradezu nothwendig für die Machtstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Ausführung desselben aber wird noch große Anstrengungen erfordern und nicht immer dankbares Vertrauen finden.

Für die einstweilen noch als bloße Provinzen der Pforten-Regierung unterthänigen übrigen Völkerschaften, also für Ost- und Westrumelien, Macedonien, Thessalien, Epirus u. s. f. ist durch den Berliner Frieden wenigstens eine innere Verbesserung angestrebt, in wirthschaftlichen und Culturbeziehungen eine relative Autonomie angeordnet und der Schutz Europa's verheißen. Die Souveränetät der hohen Pforte ist der Form und dem Schein nach hier aufrecht erhalten, in Wahrheit aber unter die europäische Vormundschaft gestellt. Unter den Vormündern werden auch in Zukunft, wie bisher, die drei meist betheiligten Mächte, Rußland, England und Oesterreich, gelegentlich verschiedener Meinung sein und verschiedene Interessen verfolgen, aber schließlich noch eher als heute es vorziehen, sich unter einander zu verständigen, als um der Türkei willen sich zu bekriegen. An die Lebensfähigkeit der Türkei, als einen europäischen Staat auch in der Zukunft, mögen heute noch einige Schwärmer glauben. Daß die sämmtlichen europäischen Großmächte diesen Glauben aufgegeben haben, das beweist der Berliner Congreß unwiderssprechlich.

Die neutralen Mächte, Deutschland, Frankreich und Italien, haben glücklich zusammengewirkt, um eine Verständigung herbeizuführen. Diese drei Mächte allein haben sich uneigennützig jeder Forderung eines Beuteantheils enthalten. Auch das ist eine sehr tröstliche Erscheinung. Weßhalb sollte nicht auch in Zukunft ein Zusammenwirken derselben möglich sein? Diese drei Mächte haben in Wahrheit ganz dieselben Interessen, jede ausschließliche Herrschaft irgend einer andern Großmacht zu verhindern, die Freiheit Europa's zu stützen und die Ausbreitung der Civilisation zu fördern. Es kann nur nützlich sein, wenn auch den alten Gegnern Gelegenheit gegeben wird, für dieselben Interessen gemeinsam zu handeln. Die Zukunft Europa's und der Fortschritt der Cultur beruhen doch ganz wesentlich auf einem Zusammenwirken der Deutschen und der Welschen.

In der Anerkennung des großen civilisatorischen Princips der Glaubensfreiheit und der Gleichberechtigung der Staatsangehörigen, ohne Unterschied des Glaubens, haben schließlich alle Großmächte zusammen gestimmt und den neu gebildeten Donaustaaten wie der Türkei die Pflicht auferlegt, dieses Princip zu beachten, sicher ein Fortschritt, der nicht blos den Juden zu Statten kommt, sondern allen Staatsangehörigen aller Confessionen.

So großen Vortheilen gegenüber verlor die widerwärtig zerfahrene, brutal angepackte und allzu heftig vertheidigte Bessarabische Frage großentheils ihre Bedeutung. Wenn Rumänien eine ausreichende Entschädigung erhält — und dafür scheint gesorgt, wenn sich die Rumänen nicht zu einem thörichten Widerstand hinreißen lassen —, so werden schließlich der russische Ehrgeiz, der die Scharte von 1856 auswetzen will und die Ansprüche des selbständig gewordenen Donaustaats befriedigt werden.

Rußland, welches die Küste des Schwarzen Meeres größtentheils besitzt, ist von der Donau, die im Schwarzen Meere mündet, nicht ausgeschlossen, aber Rußland beherrscht die Donau nicht. Die Stellung Oesterreichs aber, des Hauptstaates an der oberen Donau, ist bedeutend verstärkt worden, den neuen Donaustaaten ist Sitz und Stimme in der Donauschifffahrts-Commission zugestanden worden. Rumänien ist die Wache anvertraut über die Sulinamündung und über den größten Theil des Mündungsgebiets der Donau. Die Bestimmungen über die Schifffahrt sind dem Handel aller Nationen günstig. Auch hier hat das europäische Interesse entschieden, wie in der Frage des Bosporus und der Dardanellen das hergebrachte Recht und das englische Interesse.

In Armenien hat Rußland einige Entschädigung erhalten für seine enormen Opfer, obwohl es auch da seine Eroberung ermäßigte. Der Besitz von Batum gestattet demselben einen wichtigen Hafen für den Handel, keinen eigentlichen Kriegshafen. Auch England hat sich in der Insel Cypern eine Entschädigung zu erwerben gewußt für seine Anstrengungen. Die heimliche und schlaue Art, wie das Geschäft betrieben und abgeschlossen wurde, mußte andere Staatsmänner verstimmen und die eigentlichen Mittelmeerstaaten haben Ursache, die gesteigerte Herrschaft Englands im und über das Mittelmeer als bedrohlich für ihren Einfluß und ihre Machtentwicklung mit Ungunst zu betrachten. Für die Civilisation und die Wohlfahrt der Insel und von Kleinasien ist die Besitznahme jener und das Patronat

über dieses durch England unzweifelhaft ein Vortheil. Die Herrschaft der Türkei wird dadurch auch in Asien zur Hälfte beseitigt.

Leider hat die Allianz Englands mit der Pforte die Vereinigung Kreta's mit Griechenland verhindert, die sicher nicht blos in dem nationalen Interesse der Griechen gelegen war und welche die Kretenser durch ihre Leiden und ihre Thaten verdient hätten. Sie war offenbar in dem allgemein europäischen Interesse.

Endlich ist nun wohl Europa von der zaghaften Russen- und Slavenfurcht, welche wie ein Alp auf den Gemüthern lastete und ängstigende Träume bewirkte, erlöst. Die germanischen Völker Europa's und die romanischen Völker sind jede Gruppe für sich schon mächtiger als die slavischen Völker. Wenn Germanen und Romanen vereint sind und eine ernste Bedrohung von Westeuropa durch Rußland oder Osteuropa würde sie nöthigen, sich zu verbünten, so sind sie dem Osten mehrfach überlegen. Europa hat gesehen, daß Rußland nur mit Mühe die Türken besiegte und daß es den Krieg selbst mit dem nur zur See starken England scheute, daß es auch Oesterreich gegenüber sich bescheiden erwies. Man wird in Zukunft die Kinder Europa's nicht mit dem Bilde des Kosaken erschrecken.

Daß aber in Berlin Rußland zwar zu weitgehenden Zugeständnissen im Interesse des europäischen Friedens und der Civilisation sich herbeiließ, aber ihm doch nicht die Schmach der Demüthigung angethan wurde, das ist für den Frieden der Zukunft überaus wichtig. Wir Deutschen dürfen uns Glück wünschen, daß unser Reichskanzler dem benachbarten Kaiserreiche echte männliche Freundesdienste geleistet und dennoch zugleich die volle Achtung auch der Westmächte erworben hat.

So hat denn das Deutsche Reich, das nun zum ersten Mal Europa bei sich zu Gaste gesehen hat, zwar ohne Gebietszuwachs aber mit reichen Ehren diesen diplomatischen Feldzug durchgeführt.

Die völkerrechtliche Bedeutung des Berliner Congresses.

Von
Carl Gareis.
Gießen.

Seit einigen Jahrzehnten ist der Grundsatz, daß kein Staat sich in fremde Angelegenheiten einzumischen habe, als ein unanfechtbares Dogma in der Theorie und auch in der Praxis des Völkerrechts und der internationalen Beziehungen anerkannt worden. Dieses sog. „Princip der Nichtintervention" findet nach heute herrschender Lehre seine Anwendung auch in jenen Fällen, in denen es sich um Streitigkeiten zwischen zwei Staaten handelt: dritten Staaten sind diese Streitigkeiten, sie mögen friedlich oder blutig zur Erledigung gebracht werden, „fremde Angelegenheiten"; so ward der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich 1866, wie der deutsch-französische Krieg 1871 durch Friedensschlüsse beendigt, die nur unter den Betheiligten abgeschlossen wurden, wiewohl von französischer Seite im Jahre 1871 mehrfache Versuche gemacht worden waren, fremde Intervention zu erlangen.

Anders im Juni und Juli 1878: der Krieg von russischer wie von türkischer Seite mit furchtbaren Opfern geführt, sollte nicht durch einen von den zwei Bethei-

ligten allein und selbständig abgeschlossenen Vertrag völkerrechtlich beendigt werden; über den Vertrag von San Stefano saßen England, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich zu Gericht.

Angesichts dieser Thatsache ist die Frage naheliegend: Hat das Interventionsprincip, vertheidigt von Papst Pius IX. im zwei und sechszigsten Satze des Syllabus, gesiegt? Ist die Zeit der Interventionscongresse und der Interventionen zurückgekehrt? Und wie wäre eine solche Rückkehr zu begrüßen?

Die Blüthezeit der Interventionspolitik begann unter dem Einflusse der Nothwendigkeit des geeinten Vorgehens, der Coalition, gegen Napoleon I. Hatten sich in dem Vertrage zu Chaumont (1. August 1814) Oesterreich, Preußen, Rußland und England verpflichtet: „die Ruhe und Unabhängigkeit der Mächte zu sichern und den willkürlichen Verletzungen fremder Rechte und Gebiete vorzubeugen", und war das Reconstructionswerk, welches der Wiener Congreß (beendigt 9. Mai 1815) und die Wiener Schlußacte (1820) durchführte, im Princip für, in der Ausführung wenigstens nirgends gegen die Interventionspolitik, so waren die Congresse von Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822) ausschließlich und ausdrücklich der Einmischung in fremde Angelegenheiten gewidmet. Die Verfassungsänderungen in Spanien, in Piemont und im Königreich beider Sicilien gaben die Veranlassung hierzu und auf Grund von Beschlüssen der erwähnten Congresse intervenirte Oesterreich mit bewaffneter Macht in Italien, und Frankreich ebenso in Spanien. Lag der Gedanke hiezu gewissermaßen im Geiste der ganzen „Restaurationsperiode", so war doch der Fürst Metternich ganz besonders der Träger und Herold der Interventionsidee; von ihm ging am 12. Mai 1821 die berühmte Laibacher Circulardepesche aus, in welcher es unter Anderm heißt: „Die nützlichen oder nothwendigen Aenderungen in der Gesetzgebung oder Verwaltung der Staaten dürfen nur dem freien Willen, der wohlüberlegten und erleuchteten Initiative Derer entspringen, welche Gott hierfür verantwortlich gemacht hat. Jede anderweite Veränderung führt mit Nothwendigkeit zur Unordnung, zum Umsturz und zu Uebeln, welche noch weniger erträglich sind, als diejenigen, die man heilen zu wollen vorgiebt. Von dieser ewigen Wahrheit durchdrungen, haben die Souveräne nicht gezögert, dieselbe offen und energisch zu proclamiren, sie haben erklärt, daß sie darin die Rechte und die Unabhängigkeit jeder legitimen Gewalt respectiren; sie betrachten jede durch Aufstand und offene Gewalt ins Werk gesetzte Neuerung als gesetzlich nichtig und den Principien, die das öffentliche Recht Europa's bilden, widersprechend. In Consequenz dieser Erklärung haben die Souveräne aber auch gehandelt, so in Neapel und in Piemont."

Die von der heiligen Allianz und dann von der europäischen Pentarchie projectirte „völkerweidende" Interventionspolitik zeigte sich bald darauf als thatsächlich unmöglich, als politisch unhaltbar. Eine Revolution nach der andern kam zum Durchbruch und rief Zustände hervor, die von den Großmächten nicht nur nicht mehr beseitigt werden konnten, sondern allmählich sogar ausdrückliche Anerkennung fanden; so entstanden die südamerikanischen Republiken aus spanischen Provinzen, so trennte sich Griechenland gewaltsam vom Osmanenreich, Belgien von Holland; es stürzte die ältere Bourbonenlinie in Frankreich (1830), und stürzte auch die jüngere (1848), kurz, es ereigneten sich ringsum Veränderungen, die dem Metternich'schen Pro-

gramm keineswegs entsprachen, die nach demselben null und nichtig sein sollten, aber doch thatsächlich existirten und dauernden Bestand gewannen.

Nachdem so vom Jahre 1830 an die Politik der Einmischung thatsächlich schwankend geworden, und von einzelnen Mächten, insbesondere von England, geradezu politisch verworfen ward, trat ihr auch die Theorie des Völkerrechts entgegen. Das Völkerrecht hat nur sehr wenige Principien, mit denen es operiren kann und denen Consequenzen zu entnehmen sind; aber unter diesen wenigen sind einige von unleugbarer Wahrheit und enormer Tragweite: so vor Allem das Princip der Selbständigkeit aller Staaten. Die Souveränität ist wesentliche Eigenschaft des Staates an sich und aller Staaten; alle Staaten stehen sich hierin vollkommen gleich; jeder Staat kann daher seine Verfassung oder Verwaltung einrichten und besorgen, wie er will, keinem steht ein Einspruchsrecht oder gar ein Einmischungsrecht in Verfassung oder Administration eines andern Staates zu. So wird das Princip der Nichtintervention direct aus dem Wesen des Staates abgeleitet. Dasselbe ist der Fall bei Beurtheilung von Friedensschlüssen; ein Friedensschluß ist ein Vertrag der kriegführenden Parteien, welcher die Bedingungen und Bestimmungen des erneuerten Friedenszustandes festsetzt (s. Bluntschlis Völkerrecht pag. 703, Heffters Völkerrecht §§. 179—181), beiderseits somit gegründet auf eine souveräne Willenserklärung, welche von Dritten nicht angefochten werden kann.

Wenn wir nun aber in Berlin von den nichtbetheiligten Großmächten die bulgarische Frage, die bessarabische Frage, kurz die einzelnen Punkte des von Rußland und der Türkei geschlossenen Friedensvertrages behandelt sehen, so frägt sich, ob darin nicht ein bedenklicher Rückfall in die alte Interventionspolitik zu finden ist, bedenklich namentlich für die Politik des Deutschen Reiches, welches ja nie und nimmermehr hätte dulden können, daß Theile des deutsch-französischen Friedensvertrags von 1871, etwa die Revindication von Elsaß-Lothringen, von einem Congresse behandelt und von unbetheiligten Großmächten entschieden worden wären.

Jene Frage ist zu verneinen. Was in Berlin nun geschah, ist keine völkerrechtswidrige Intervention. Zunächst wirkte in jenen Metternich'schen und verwandten Interventionen ein Geist, der unseren heutigen Congressen fremd ist: der Geist der starren Legitimität; jene Interventionen bezweckten nichts Anderes, als die Rettung der legitimen Fürstengewalt, die Wahrung streng dynastischer Interessen. Dieser Geist war so mächtig, daß er auf dem Congresse zu Verona (1822) auch den Sultan als legitimen Herrscher gegenüber den aufständischen Griechen in Schutz nehmen zu müssen glaubte und die grausam bedrängten Christen als Revolutionäre der Pforte gegenüber bezeichnete und aufgab, was um so merkwürdiger ist, als Oesterreich, Preußen und Rußland bei der Gründung der „heiligen Allianz" sieben Jahre vorher ausdrücklich erklärt hatten, „in der Verwaltung anderer Staaten und in den politischen Beziehungen zu anderen Regierungen keine anderen Normen zur Richtschnur zu nehmen, als die Vorschriften der christlichen Religion, Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens" ꝛc. Das Legitimitätsprincip spielt heutzutage auf den Congressen keine Rolle mehr, dynastischen Interessen, die nicht zugleich und in erster Linie Staatsinteressen wären, dient die heutige internationale Politik nicht. Wenn jetzt eine Staatsaction vorgenommen wird, die sich scheinbar als Einmischung in fremde Angelegenheiten darstellt, so liegt ihr ein

anderer Zweck, keine Legitimitätspolitik zu Grunde, so verfolgt sie allgemeines Staatsinteresse.

Das heutige Völkerrecht verwirft die staatlichen Einmischungen in fremde Angelegenheiten, die Interventionen im eigentlichen Sinne des Wortes; damit sind verworfen die Versuche eines Staates, seinen Willen in Bezug auf Verfassung oder Verwaltung in einem anderen Staate, in einer die gleiche Selbständigkeit dieses Letzteren nicht anerkennenden Weise durchzusetzen, mithin Versuche, die fremde Souveränität zu schmälern.

Es ist klar, daß unter diesen Begriff der verwerflichen Intervention nicht fällt die freundschaftliche Intervention, die Gewährung sogenannter „guter Dienste“ (bona officia, gütliche Verwendung) und die „Mediation“, d. i. Vermittelung mit Genehmigung der Hauptbetheiligten. Der Staat, der einem oder auch zwei zugleich anderen Staaten „gute Dienste“ leistet, nimmt ungefähr die Stelle eines Maklers zwischen den handelnden und direct betheiligten Staaten ein: er thut nicht mehr, als zur Einleitung von Verhandlungen zwischen den Streitstheilen und etwa auch zur Wiederaufnahme der von diesen abgebrochenen Verhandlungen nöthig ist. Die eigentliche Vermittelung liegt dann vor, wenn der zunächst unbetheiligte Staat nicht bloß die Einleitung oder Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen zwei anderen Staaten besorgt, sondern bei den Unterhandlungen derselben fortwährend betheiligt ist, so daß darin Nichts, wenigstens nicht das Endresultat ohne Wissen des Vermittlers, Nichts, ohne daß völkerrechtliche Willenserklärungen an ihn gerichtet und durch ihn weiter befördert würden, geschieht.

Im Berliner Congreß ist aber weder die „gütliche Verwendung“ noch die „eigentliche Vermittelung“ zu erkennen, sondern offenbar mehr. Wenn der Congreß die armenische Grenze festsetzt, die griechischen Ansprüche zurückweist, die bosnische Frage löst u. dgl., so übernimmt darin keine Macht die Rolle des Vermittlers oder dgl., der Congreß tritt vielmehr dictatorisch auf, was er, d. i. die Gesammtheit oder Majorität der dort betheiligten Großmächte beschließt, hat völkerrechtliche Kraft für und gegen die von dem Beschlusse Betroffenen, sie mögen auf dem Congresse vertreten sein oder nicht; so will es wenigstens das moderne Völkerrecht.

Heißt dies aber nicht, sich in fremde Angelegenheiten mischen? Keineswegs, denn die Angelegenheiten auf der Balkanhalbinsel und in Armenien sind für sämmtliche auf dem Congreß vertretenen Angelegenheiten keine fremden, und zwar aus mehreren Gründen.

Zunächst kann der Pariser Friede vom 30. März 1856 hierfür geltend gemacht werden; freilich sind die Artikel 11, 13 und 14 desselben, betreffend die Ausschließung jeder Kriegsflagge vom schwarzen Meere durch den Londoner Vertrag vom 13. März 1871 beseitigt; freilich enthält der Pariser Friede gerade die ausdrückliche Bestimmung, daß sich keine der Großmächte, sei es einzeln, sei es im Vereine mit anderen, einmischen dürfe in die Beziehungen des Sultans zu seinen Unterthanen oder in die innere Administration der Türkei (Art. 9 d. Traité de paix et d'amitié concl. le 30 Mars 1856) — allein derselbe Vertrag räumt jeder der Pariser Signatärmächte ein Vermittlungsrecht für alle Fälle von Streitigkeiten, die sich zwischen der Pforte und einer der anderen Signatärmächte ergeben. Dem entsprechend trat die Conferenz zu Constantinopel vor Beginn der Feindseligkeiten zwischen Rußland

und der Türkei zusammen — freilich erfolglos; eben durch die von den beiden Streittheilen hierbei eingenommene Stellung, mehr noch durch die während des Krieges eingenommene Haltung des Deutschen Reichs und der österreichisch-ungarischen Monarchie zum russischen Reich war die Rechtslage verändert: es konnte in Folge all' dessen der russisch-türkische Streit in keinem Moment als ein nur die beiden Streitenden interessirender Conflict angesehen werden, vielmehr waren und sind als fortwährend rechtlich daran betheiligt die Signatärmächte zu erachten.

Vollkommen außer Zweifel wird dies aber dadurch gestellt, daß das Friedensinstrument von San Stefano in der That seitens der Contrahenten desselben den übrigen Mächten geradezu zur Discussion vorgelegt wurde. Diese Thatsache war und ist von eminenter juristischer Bedeutung, welche von den deshalb speciell zwischen den drei Kaisermächten und Großbritannien vor Beginn des Congresses mit vollem Recht gewürdigt ward. Durch den hierin juristisch zu erkennenden Verzicht der Contrahenten auf die ihnen an sich souverän zustehende Gestaltung des Friedens unter ihnen ist die fragliche Angelegenheit der Congreßmächte keine fremde mehr, die Beschlußfassung des Congresses folglich keine Einmischung in eine fremde Angelegenheit.

Zu diesen formalen Erwägungen kommt jedoch eine materielle, deren Hervorhebung allerdings nicht unbedenklich ist, dennoch aber nicht unterlassen werden darf: der Zustand der Staatsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel würde, auch wenn jene formalen Einmischungsgründe nicht vorlägen, das Interesse der europäischen Großmächte erwecken und zwar nicht bloß ein factisches, nur auf Gründe der Politik gestütztes, sondern auch — und dies ist für uns, die wir das Princip der Nichtintervention heilig halten, allein entscheidend — ein rechtliches, ein in den Fundamenten des Völkerrechts begründetes; es ist nicht bloß die völkerrechtliche Bedeutung der Donaumündungen, die Berührung von Europa und Asien, der levantinische Handel, die Nähe des Suezcanals und das Interesse der Staatsgläubiger der Türkei, wodurch die Großmächte an dem Frieden zwischen dem Russenreiche und der Hohen Pforte engagirt werden, sondern es handelt sich um die Beseitigung eines Streitapfels, der jederzeit in die „Harmonie der Welt" störend geschleudert werden könnte, um die Beseitigung der unhaltbaren, stets im Innern kriegführenden Zustände in den türkischen Provinzen der Halbinsel und den halbsouveränen Staaten. Ein zielloser Kriegszustand giebt den vereinigten Großmächten ein wirkliches Recht zu interveniren: denn das Völkerrecht anerkennt gemeinsame Interessen der civilisirten Staaten; es faßt die Staaten nicht atomistisch auf, sondern als durch gemeinsame Interessen, nämlich diejenigen, welche das Völkerrecht zu schützen hat, innerlich verbunden. Darum sind die sich nicht selbst wieder beseitigenden Schädigungen und Störungen des Weltfriedens den anderen Mächten keine fremden Angelegenheiten. Wenn Deutschland und Frankreich mit einander Krieg führten, so konnten sie die Störung des Weltfriedens wieder beseitigen; der Krieg war nicht unabsehbar, die Kämpfenden beendigten ihn selbst wieder, rein, fest und ganz von sich aus. Ein Gleiches ließ sich von Rußland und der Türkei nicht behaupten; es liegen zwischen beiden zu viele verfallene und zu viele sich neubildende Staatswesen, es liegen zwischen beiden zu starke Cultur- und Raffengegensätze, und zu viele sie selbst am wenigsten, fremde Mächte am meisten

treffende Verkehrsinteressen. Darum konnte und kann die Orientfrage nie einseitig unter den Orientmächten gelöst werden.

Wir schlagen das culturhistorische Resultat des russisch-türkischen Krieges nicht ganz so hoch an, als unser sehr geehrter College, Herr Geheimrath Dr. Bluntschli, im Aprilheft dieser Zeitschrift (456 ff.) kürzlich gethan hat, aber wir unterschätzen das Resultat des Congresses zu Berlin auch keineswegs: nicht gelöst ist die orientalische Frage, mit Halbsouveränitäten und fremden Garantieübernahmen wird überhaupt Nichts gelöst, aber es ist ein großer Schritt zur Lösung gethan, eine weitere Etappe zur endlichen Beseitigung der Orientfrage erreicht. Die Etappe ward erreicht nicht durch eine von dynastischen Interessen geleitete Interventionspolitik eines Congresses der Höfe, sondern erreicht durch eine vernünftige, nur die Staatsinteressen aller Staaten gemeinsam als Richtschnur nehmende Vereinigung der europäischen Großmächte, und hoch erhaben steht darum über allen anderen Congressen der Welt nun der Congreß zu Berlin.

Wie lebt der deutsche Arbeiter?

I.

Die Einnahmen der Arbeiter.

Von

E. Laspeyres.

Gießen.

Die blutigen Ereignisse der letzten Monate in Berlin haben die sociale Frage und speciell die Arbeiterfrage wieder bedeutsam in den Vordergrund der inneren politischen und wirthschaftlichen Fragen gestellt. Wir werden daher auch von jetzt ab diese Fragen noch mehr als bisher den Lesern der Revue vorzuführen versuchen.

Die sociale Frage auf den „Arbeiterstand" angewendet ist in einer der wichtigsten, wenn nicht der allerwichtigsten Beziehung die Frage nach der Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter.

Zur Beurtheilung dieser Frage gehört aber in erster Linie die Kenntniß von der gegenwärtigen Lebenshaltung der Arbeiter, sodann der früherer Zeiten, einmal um daraus zu schließen, ob unter unserm bisherigen Wirthschaftssystem, dem s. g. capitalistischen, die Lage der Arbeiter sich verbessert oder verschlechtert hat, und ob eine weitere Verbesserung unter demselben zu erwarten ist, sodann um zu erforschen, ob unter dem erträumten Wirthschaftssysteme der Zukunft, dem s. g. socialistischen, die Verbesserung zu erreichen ist, welche unter dem capitalistischen nicht erreicht wurde, oder ob die Verbesserung, welche unter dem capitalistischen System zwar stattfand, aber nicht in genügendem Maße, in stärkerem Ausmaß durch das socialistische erlangt werden kann. Diese unsere Kenntniß der factischen Verhältnisse früher und jetzt ist nun leider äußerst mangelhaft bestellt; für die Vergangenheit kann, da es sich hierbei um sehr exacte statistische Forschungen handelt, das Versäumte nur noch in sehr wenig Fällen nachgeholt werden, um so mehr gebietet die Pflicht wenigstens von jetzt ab die Lage der arbeitenden Klassen so genau und

so vollständig als möglich zu erforschen, einmal um zu erfahren, ob denn wirklich der Arbeiter durchschnittlich so jämmerlich in unserem Jahrhundert und speciell in unserem Jahrzehnt lebt, als Diejenigen, welche sich für specielle Vertreter des Arbeiterstandes ausgeben, glauben oder Andere glauben machen wollen, und um wenigstens späteren Jahrzehnten die Beantwortung der Frage zu ermöglichen, ob die wirthschaftliche Lage der arbeitenden Klassen sich zum Besseren oder zum Schlechteren wendet.

Die einfachsten hierher gehörigen Fragen vermögen wir beim heutigen Stande der Arbeiterstatistik nicht zu beantworten. Diese einfachsten Fragen sind: Wie groß sind in verschiedenen Gegenden zu einer bestimmten Zeit durchschnittlich die Einnahmen einer Arbeiterfamilie aus Verdienst des Mannes, der Frau, der Kinder und aus etwaigen anderen Einnahmequellen, in welcher Art werden diese Einnahmen zum Unterhalt der Familie verwendet oder wie lebt eine solche Arbeiterfamilie, endlich wie könnte mit den gegebenen Einnahmen die Familie leben, wenn sie vernünftig haushielte?

Die erste Frage, mit der wir uns heute beschäftigen wollen, die Frage nach den Einnahmen, ließe sich auf mehrere Weisen beantworten. Die eine Weise wäre, zu fragen: wie viel kann nach den durchschnittlichen Lohnsätzen der verschiedenen Gewerbe durchschnittlich eine Familie verdienen, wenn der Mann Fabrikarbeiter einer bestimmten Branche ist, wenn die Frau in demselben oder in einem anderen Gewerbe arbeitet und wenn 1, 2, 3 oder mehr Kinder den landesüblichen Kinderverdienst haben. Diese Fragen könnte z. B. ein Fabrikant beantworten, welcher Männer, Frauen und Kinder in seiner Fabrik beschäftigt. Es könnte aber auch jeder Statistiker aus einer genügenden allgemeinen Lohnstatistik einer Gegend eine derartige durchschnittliche mögliche Familieneinnahme in den mannigfaltigsten Combinationen berechnen. Die Hauptschwierigkeit dürfte hier darin liegen, genau festzustellen, wie viele Tage im Jahr die verschiedenen Mitglieder den bewußten Taglohn erhalten, um daraus das wirkliche Jahreseinnahmebudget einer Arbeiterfamilie zu construiren. Diese Frage, wie viel eine Familie verdienen kann, ist unseres Wissens im Großen noch nicht statistisch für Deutschland behandelt worden. Die zweite Art der Ermittelung ist die, welche nach den Einnahmen wirklich bestehender Familien fragt. Hier wäre einmal die Möglichkeit, z. B. bei Gelegenheit einer Volkszählung alle Familien nach ihren Gesammteinnahmen und speziell die Arbeiterfamilien nach den Jahreseinnahmen jedes erwerbenden Familiengliedes zu fragen. Vorläufig dürfte man sich freilich von dieser Frageart wenig Nutzen versprechen, da die wenigsten Arbeiterfamilien genau wissen werden, wie viel sie insgesammt und im Einzelnen jährlich verdienen, und selbst wenn sie es wüßten, nicht Lust haben würden anzugeben, da eine derartige Fragestellung in der Volkszählung ganz gewiß als nur zu Steuerzwecken gestellt aufgefaßt und mit Mißtrauen entgegengenommen werden würde. Darum ist dieser Weg bisher mit Recht noch nicht betreten worden. Derselbe braucht aber auch nicht begangen zu werden, wenn man nur einen andern Weg an seiner Statt einschlägt, nämlich den der Privatstatistik an Stelle der officiellen von Seiten des Staates, der Gemeinden oder anderer Zwangsgemeinschaften. Dies ist in Deutschland erst einmal im größeren Maßstabe versucht worden für die Fabrikarbeiter Schlesiens, und zwar von Frief, dem preußischen Fabrikinspector

dieser Provinz*). Frief hat einmal über die Löhne Schlesiens die einzelnen Fabrikanten befragt, sodann in ausgedehntem Maße die hierauf bezüglichen Ergebnisse der Enquête benutzt, welche vor ein paar Jahren über die Frauen- und Kinderarbeit veranstaltet wurde, endlich aber für seinen Zweck eine eigene schriftliche und mündliche Enquête veranstaltet. Frief spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Es wurden im December 1875 ungefähr 350 Exemplare eines Fragebogens von nachfolgend angegebener Beschaffenheit an Vertrauenspersonen nach allen Theilen der Provinz (NB. mit Ausnahme Breslau's) versandt und zwar nicht nur an Arbeitgeber zur weiteren Verabfolgung an die Arbeiter selbst, sondern, so weit möglich war, an dem Arbeiterstande gesellschaftlich näher stehende Personen, namentlich an Professionisten, mit denen Verfasser in seiner Stellung als Aichungsinspector zu thun hatte. So weit es nothwendig erschien, wurden dem Formular für Ausfüllung desselben Erläuterungen beigegeben. Das Formular ist im Uebrigen so gebildet, daß seine Resultate verglichen werden können mit denen ähnlicher Erhebungen, wie solche bereits vorliegen." Das Formular frägt in Absatz I., aus welchen Personen, Mann, Frau, Kindern unter 14 Jahr, Kindern über 14 Jahr und sonstigen Angehörigen, der Hausstand besteht; sodann im Absatz II., wie groß in Mark die jährlichen Einnahmen 1) des Mannes, 2) der Frau, 3) der Kinder zusammen, 4) der sonstigen Angehörigen sich stellen. Der Absatz III. frägt dann endlich nach den Ausgaben, auf welche wir ein andermal kommen. Von diesen 350 Fragebogen wurden 235 der Art beantwortet, daß Frief dieselben wenigstens im Groben für richtig annehmen zu können glaubt. Erschienen ihm einige Annahmen auch zu hoch, andere zu niedrig, so gleichen sich solche „Irrthümer", wenn sie nicht vorsätzlich nach einer Richtung hin gemacht werden, in einer genügend großen Anzahl von Fällen gegen einander aus. Nur mögen durchschnittlich die Einnahmen eher höher als niedriger sein, weil gewisse Einnahmen, wenn sie in natura bestanden, selbst wenn sie ausnahmsweise bis zur freien Wohnung sich steigern sollten, nicht mit eingerechnet wurden. Die Berechnungen dieser 235 Budgets ergab per Familie von Mann, Frau und durchschnittlich 3 Kindern, daß die Gesammteinnahmen auf 805 Mark sich stellten. Von diesen verdiente der Vater durchschnittlich 651, die Mutter 62, die Kinder, soweit sie mit erwarben, zusammen 90 Mark. Auf die „Angehörigen", welche nur selten vorkommen, fielen durchschnittlich nur 2 Mark. Wir lassen dieselben darum außer Acht. Hiernach verdienten vom Gesammtverdienst die Familienhäupter rund 81 pCt., die 230 Mütter 8 pCt, die 707 Kinder zusammen 11 pCt. Auf diese Resultate Friefs haben wir schon einmal früher in der Revue hingewiesen, als wir die Emancipirung der Ehefrau von der Fabrikarbeit besprachen. Wir machten damals darauf aufmerksam, wie gering die Einnahmen der Ehefrauen wären, wenn Untersuchungen aus anderen Gegenden Deutschlands dasselbe Resultat ergeben sollten, zumal die obigen 62 Mark nicht überall in Arbeit außer dem Hause erworben wurden. Uebrigens giebt dieser Durchschnitt von 62 Mark oder 8 pCt. insofern kein richtiges Bild, als derselbe gebildet ist aus den 98 Fällen, in denen die Ehefrauen mitverdienten, und den 132 Fällen, in denen

*) Vergl. Frief: Die wirthschaftliche Lage der Fabrikarbeiter in Schlesien und die zum Besten derselben bestehenden Einrichtungen. Breslau 1876. groß 4°.

die Frauen gar nicht mitverdienten. Der Verdienst der Frauen, welche wirklich mitverdienten, stellt sich darnach auf 149 Mark. Auf der andern Seite hingegen, und das schwächt die Sache wieder ab, würden nicht diese gesammten Einnahmen der Ehefrauen verloren gehen, wenn dieselben die Außerhausarbeit ließen, denn schon diese Einnahmen sind zum Theil im Hause gemacht und würden zum großen Theil durch Arbeit im Hause ersetzt werden können.

Frief hat nun weiter untersucht, in welchem Verhältniß die Familienmitglieder participiren je nach der Wohlhabenheit, indem er die 235 Budgets ordnete nach der Größe der Einnahmen und in 6 Klassen brachte mit einer Gesammteinnahme per Familie von 459 Mark, 593 Mark, 713 Mark, 832 Mark, 993 Mark, 1370 Mark. Freilich drücken diese 6 Einnahmeklassen nicht genau die Wohlhabenheitsunterschiede aus. Vielmehr ist, worauf wir ein anderes Mal bei den Ausgaben zu sprechen kommen, die Höhe der Einnahme nur zum Theil ein Kriterium der Wohlhabenheit, da ein Theil der höheren Einnahme bestehen kann aus zwar höherem Geldlohn, der aber nicht eine gleich hohe Kaufkraft darstellt, weil er zum Theil durch das in gewissen Gegenden theurere Leben bedingt ist. Immerhin ist es aber interessant zu sehen, ob in den Familien, welche in Summa eine hohe Geldeinnahme haben, der Antheil der Familienglieder an derselben ein anderer ist, als in den Familien mit niedriger Einnahme. Unterscheiden wir zu diesem Behuf der Einfachheit halber nur 3 Klassen mit 535 Mark, 771 Mark und 1160 Mark, so verdienen hieran in der ärmsten Klasse der Vater rund 484, die Frau 32, die Kinder 20 Mark, oder in Procenten der Vater 90, die Mutter 6, die Kinder 4 pCt. Fast der ganze Verdienst wird vom Vater aufgebracht, die ganze Familie hat also so geringe Einnahmen, weil Frau und Kinder nicht viel mitverdienen. In der mittelwohlhabenden Klasse verdienen der Mann 634, die Frau 84, die Kinder 48 Mark, oder 82 pCt., 11 pCt., 7 pCt. Endlich in der wohlhabendsten Klasse verdienen der Mann 865, die Frau 71 und die Kinder 225 Mark = 75 pCt., 6 pCt. und 19 pCt.

Absolut fällt die Mehreinnahme besonders auf den Vater, welcher in der mittleren Klasse 150 Mark mehr verdient als in der armen, und in der reicheren wieder 231 Mark mehr als in der mittleren. In Procenten verdienen aber die Kinder mehr, denn während dieses absolute „Mehr" von 150 und 231 Mark nur 31 pCt. und 37 pCt. beträgt, sind die Mehreinnahmen der Kinder von 28 Mark und 177 Mark 140 pCt. und 370 pCt. Die Mutter endlich verdient in der mittleren Klasse 52 Mark mehr als in der ärmeren, d. h. 162 pCt., aber in der reicheren 13 Mark oder 15 pCt. weniger als in der mittleren. Dies darf wohl als erfreulicher Umstand dahin ausgelegt werden, daß hier die Mutter nur in seltenen Fällen mitzuverdienen braucht, weil Mann und Kinder genug verdienen.

Eine weitere Zusammenstellung macht Frief nach der Kopfzahl der Familien. Ziehen wir auch dies weiter zusammen, so verdienen in einer Familie von nur 3 oder 4 Personen der Mann 87 pCt., die Frau 8—9 pCt., die Kinder nur 3—4 pCt., in allen Familien aber mit 5, 6, 7 Personen fallen auf den Vater nur 76 pCt., auf die Frau nur 6 pCt. und auf die Kinder circa 18 pCt.

Leider sind wir nicht im Stande diese und ähnliche hochinteressante Beobachtungen Friefs, auf welche alle wir hier nicht eingehen können, mit ähnlichen Be-

obachtungen von genügender Größe aus anderen Gegenden Deutschlands zu vergleichen, denn abgesehen von einzelnen Einnahmebudgets deutscher Arbeiter, welche sich verstreut in verschiedenen Werken und Zeitschriften, namentlich im Arbeiterfreund und in der Concordia finden, sind größere Versuche in Deutschland noch nicht gemacht worden.

Wohl aber liegt ein größerer Versuch schon seit längerer Zeit aus Belgien vor. Diesen Versuch hat in den fünfziger Jahren Ducpétiaux angestellt. Bei 200 belgischen Arbeiterfamilien stellt sich der Antheil der Familienglieder etwas anders als in deutschen Arbeiterfamilien, weil die Berechnung eine etwas andere ist. Ducpétiaux hat nämlich außer der Rubrik Einnahme aus Arbeit von Mann, Frau und Kindern noch die Rubrik andere Einnahmequellen. Diese Rubrik enthält bei den reicheren Arbeitern Einnahmen aus Capitalien, sei es in Werthpapieren, sei es in Land, sei es in freier Wohnung, welche in Geld geschätzt ist, was bei Frief nicht der Fall, bei den ärmeren Arbeitern dagegen sind diese Einnahmen außer den für die reicheren erwähnten Einnahmequellen auch noch Unterstützungen von Verwandten oder der Gemeinde, milder Stiftungen u. s. w. Nach den Angaben von Ducpétiaux berechnet sich, daß der Mann verdient 54, die Frau 9, die Kinder 20 pCt. und daß 17 pCt. auf sonstige Einnahmen fallen. Läßt man, um die Zahlen mit den deutschen etwas vergleichbarer zu machen, die sonstigen Einnahmen weg, so fallen von den gesammten Einnahmen aus Arbeit auf den Vater 65 pCt., auf die Mutter 11, auf die Kinder 24. Hiernach würde in Belgien die Frauen- und Kinderarbeit eine viel wichtigere Rolle spielen als in Schlesien, wo auf den Vater 81, auf die Mutter 8, auf die Kinder 11 pCt. fallen. Der Verdienst der Mutter stände in beiden Ländern einander noch am nächsten, während die Kinder in Belgien sehr viel stärker zur Arbeit herangezogen werden. Ganz so groß, wie die Zahlen zeigen, dürften übrigens die Unterschiede in dem, was die Kinder durchschnittlich aufbringen müssen, nicht sein, denn in den Beobachtungen von Ducpétiaux sind sehr vielfach die Naturalleistungen der Familienangehörigen in der Wirthschaft, z. B. in der Landwirthschaft, mit in Geld veranschlagt, was bei Frief nicht der Fall. Endlich haben wir noch zur Vergleichung ein von le Play gesammeltes kleineres aber besonders genau ermitteltes Material von 39 Familien aus Frankreich und den nächstanliegenden, hart an Frankreich grenzenden Gegenden. Hier fallen neben wiederum 13 pCt. aus anderen Einnahmen, als aus Arbeit, auf die Arbeit des Mannes 59 pCt., der Frau 14 pCt. und der Kinder gleichfalls 14 pCt. Hier wäre der Antheil des Mannes noch geringer als in Belgien, allein hier erst recht gilt, daß die Arbeit von Frau und Kindern so hoch erscheint, weil bei ihnen le Play auf das Allergenaueste jede Arbeit, welche Naturalprodukte, nicht Geld lieferte, nach Geldwerth geschätzt hat. Freilich ist das beim Familienhaupt auch geschehen, bei diesem macht der Verdienst in natura meistens aber sehr wenig aus, verglichen mit seinem Geldverdienst. Läßt man hier gleichfalls die Rubrik „andere Einnahmen" weg, so fallen von allen Einnahmen aus Arbeit auf den Vater 67 pCt., auf die Frau 16 pCt. und auf die Kinder gleichfalls 16 pCt. Das ergäbe für den Vater fast genau gleichen Antheil, wie in dem vielfach ähnlichem Belgien, ebenso natürlich für Frauen und Kinder zusammen, während auf die Frau allein in Frankreich viel mehr, auf die Kinder weniger käme als in Belgien. Doch wir

dürfen auf diese 39 französischen Einnahmebudgets, obwohl sie die am genauesten berechneten sind, hier kein zu großes Gewicht legen, denn es sind ihrer noch zu wenige.

Sehr zu wünschen wäre, wenn Untersuchungen der oben geschilderten sehr verdienstlichen Art, wie sie Frief angestellt hat, in Deutschland Nachahmung fänden; vor Allem könnten gerade die Fabrikinspektoren (wenn wir nur erst dieselben in genügender Anzahl hätten!) so gut wie Frief, über alle Gegenden Deutschlands ähnliche Enquêten veranstalten, nur wäre zu wünschen, daß nicht Jeder auf eigene Hand vorginge, sondern daß nach gemeinsamem Plane gearbeitet würde. Darum sagte ich neulich in einem Artikel dieser Revue, daß für die statistischen Aufgaben der Fabrikinspektoren ein gemeinsamer Mittelpunkt in dem statistischen Amt des deutschen Reiches oder im Anschlusse an dasselbe gefunden werden müßte. Das Reich, welches solche Untersuchungen, die schneidig in die wirthschaftlichen Verhältnisse eines Jeden eindringen, beim heutigen Standpunkte der Bildung nicht füglich offiziell anstellen kann, könnte indirekt durch Gewährung der nöthigen Mittel für solche halbprivate Arbeiten diese Art der Enquête wesentlich fördern. Auf der anderen Seite würde die Arbeit Derer, welche wie Frief solche Forschungen machen wollen, wesentlich gefördert werden, wenn endlich über Deutschland ein derartiges Netz von statistischen Vereinen gespannt würde, wie Engel dasselbe schon oft geplant und vorgeschlagen hat. Sollte die gegenwärtige Zeit nicht passend sein, nochmals den Versuch zu machen, derartige statistische Vereine in's Leben zu rufen?

Wesen und Entwicklung der Sprache.

II.

Apperception und Flexion.

Von
M. Carriere.
München.

Unser Denken ist ein Unterscheiden und Beziehen, und kraft dessen bemerken wir bald, daß wir Schiller von Goethe anders als von einem Stein, den Löwen anders von einer Blume als von einem Hund unterscheiden, daß wir nach wesentlichen und gemeinsamen Merkmalen ganze Gruppen von Erscheinungen zusammenfassen und von einander sondern, die wieder durch andere Eigenthümlichkeiten geeint sind. Anders wäre es auch nicht möglich, die unabsehbare Fülle der Dinge, der Eindrücke bestimmt zu erfassen und im Gedächtniß zu behalten; das Chaos würden wir nicht erkennen, es würde uns betäuben und verwirren, der Kosmos aber, die gesetzlich und begrifflich geordnete Welt, mahnt uns zur Ordnung der Anschauungsbilder im Bewußtsein, zum Begreifen. Wir bleiben nicht bei den Einzelempfindungen und den danach entworfenen Anschauungen stehen, wir fassen die wesengleichen unter einer gemeinsamen Vorstellung zusammen, und diese Vorstellung Mensch, Löwe, Stein, welche das Gattungsmäßige erfaßt und das Individuelle darunter begreift, sie bedarf einen Träger, einen Ausdruck, durch den sie Bestand und Halt gewinnt und mittheilbar wird, und dieser Träger ist das Wort, der articulirte

Laut, der nicht blos einen Sinnesausdruck wiedergiebt, sondern einen Begriff ausdrückt, eine Vorstellung bezeichnet. Wir denken aber in Vorstellungen, und unsere entwickelte menschliche Sprache bezeichnet nicht das Besondere, sondern das Allgemeine; Baum, Sohn, Liebe, Handeln, Genießen, warm, schwer, schön, das sind ja alles Worte für ein Allgemeines, das viele Erscheinungen und Empfindungen oder Thätigkeiten unter sich begreift; das Aeußere aber für dieses Innere, das Reale, in welchem dieses Ideale verwirklicht und mittheilbar wird, ist das Wort. Hier vollendet sich sein Begriff, hier zeigt sich die Untrennbarkeit von Denken und Sprechen, die den Griechen in dem einen Ausdruck Logos für beide gegenwärtig war; es ist in Namen, daß wir denken, sagt Hegel, das heißt: in benannten Vorstellungen.

Die Seele bewahrt, erinnert, was sie einmal hervorgebildet hat, und so ruft ein anderer gleicher Eindruck den früheren in ihr hervor, gesellt sich ihm, wird daran erkannt und damit verschmolzen. So verdichten sich viele Erscheinungen zu einem Gesammtbilde, das sie repräsentirt, dem keine einzelne ganz gleich ist, das als solches nicht erschaubar ist; die Dreiecke sind entweder recht- oder spitz- oder stumpfwinklig, doch fassen wir alle in der Vorstellung des Dreiecks zusammen, und diese hat ihren Träger im Wort; der Laut, der mit der ursprünglichen Anschauung ausgesprochen wird, den die Erinnerung mit ihr verbunden behält, wird innerlich bei den neuen Wahrnehmungen wiederholt und der Inhalt dadurch als Eigenthum der Seele befestigt.

Hier tritt das Walten der Apperception ein, jener Begriff, den Kant und Herbart in die Psychologie eingeführt; seine Ausbildung ist ein Hauptverdienst der Dioskuren Lazarus und Steinthal. (Zeitschrift für Völkerpsychologie; Lazarus: Das Leben der Seele in Monographien über ihre Erscheinungen und Gesetze; Steinthal: Abriß der Sprachwissenschaft.) Bewegungen zu verinnerlichen in der Empfindung, vom eigenen Zustand aus Bewegungen hervorzubringen, liegt im Wesen der Seele. Alles Geschehen ist Wirkung und Gegenwirkung; die Seele antwortet durch ihre Thätigkeit auf die Reize der Außenwelt, sie nimmt dieselben auf nach ihrer eigenen Natur. Ursprünglich liegt in dieser kein Gedankeninhalt, jedes Kind muß selbst zu denken anheben, seine Weltanschauung, seinen Vorstellungsreichthum sich erwecken; aber sogleich nach den ersten Empfindungen und Anschauungen ist die Seele nicht mehr leer, sondern sie hat bestimmten Inhalt gewonnen und sie appercipirt nun, sie eignet sich Neues an gemäß den in früherer Thätigkeit erworbenen Elementen. Frische Bilder entstehen, sie sind uns fremd, bis wir wissen, wo wir sie hinthun, welcher bereits vorhandenen Erkenntniß wir sie einordnen sollen. Sie bereichern, befestigen, verdeutlichen das Vorhandene, sie verschmelzen mit ihm. Jedes Wiedererkennen einer Person oder Sache ist das einfachste Beispiel der Apperception; aber neue Eindrücke wollen wir nicht blos wahrnehmen, sondern sie mit dem Gedankeninhalt der Seele verknüpfen, und wie wir aus vielen verwandten Erscheinungen einen Gattungsbegriff derselben bilden, so wenden wir die allgemeinen Vorstellungen sofort auf die Dinge und Ereignisse an, um sie darunter und dadurch zu begreifen. Die mannigfaltigen Beziehungen der Dinge zu erfassen, das Neue an das Alte anzuknüpfen und dadurch neue höhere Gesichtspunkte für die Betrachtung der Welt zu gewinnen, das bezeichnet den Fort-

schritt der Cultur für den Einzelnen wie für die Menschheit. Einige Hundert Grundanschauungen derselben sind in den Urlauten, den Wurzeln der Sprache eines Volkes, ausgeprägt; neue Gegenstände, neue Erfahrungen des äußeren und inneren Lebens werden an sie angeknüpft, mittels einer derselben appercipirt und darnach benannt, indem nach der Bereicherung des Gedankeninhalts auch der Laut eine leise Modification erfährt. Die Thätigkeit des Zerreibens prägte ein Mensch der Urzeit im Laute mar aus; der ward als zutreffend aufgenommen und wiederholt, und das r etwas weicher wird l in Malen und Mühle, in Malerei; Mars wird der Zermalmer, der Kriegsgott der Römer genannt, und das Kämpfen heißt den Griechen marmamai, sich aneinander reiben; Krankheit und Tod appercipirt der Lateiner gleichfalls als dunkle Zerreiber, morbus und mors; das Meer, mare, ist dem Germanen das Zerreibende oder Zerstörende, die Wasserwüste, während es dem Griechen als Völkerbrücke, pontos, erscheint, der Deutsche es See als das Siedende, Wogende nennt, wonach wieder die Seele als das bewegende Lebensprinzip savala benannt wird; die Seele war, wie Max Müller sinnig bemerkt, von unseren Ahnen ursprünglich als ein Meer in uns aufgefaßt, das mit jedem Athemzuge auf und nieder wogt und Himmel und Erde auf seiner Tiefe spiegelt. Der vorwiegende Eindruck, den ein Gegenstand auf den Menschen macht, hängt wesentlich von der Stimmung und Bildung der auffassenden Persönlichkeit ab; darnach appercipirt und nennt sie ihn. Welche Laute ein Volk für die ersten Eindrücke verwerthet, wie es dieselben artikulirt, dann welche Wurzeln es nimmt, um nach ihnen einen neuen Eindruck zu bezeichnen, und wie es endlich die Elemente der Sprache zum Satze verbindet, das macht die innere Sprachform aus. Wie in der bekannten Anecdote der Zimmermann in der Eiche zuerst den Tragbalken, der Lohgerber die Borke, der Maler den Baumschlag bemerkt, sie also mit seinem eigenen Wesen in Beziehung setzt und demgemäß appercipirt, so betrachtet der Römer den Menschen nach seinem Stoff und nennt ihn homo, Erdensohn, der Grieche nach seiner Form und nennt ihn ἄνθρωπος, den Aufrechten, Aufwärtsblickenden, der Inder und Germane nimmt das Innerliche, das Denken, die Wurzel man, zur Bezeichnung, er appercipirt den Menschen als den Denkenden. Dem einen Volk ist der Mond der Weiße, dem andern der Messer der Zeit. Dem einen schwebt die Sonne als lichter Schwan am Himmel, dem andern ist sie ein Feuerrad, dem dritten das Auge des Himmelsgottes.

Alle Eindrücke, welche viele Bäume als grünende und welkende, blühende und verdorrte, als Laub- und Nadelholz gemacht, sind in der einen Vorstellung und dem einen Worte Baum zusammengefaßt, verdichtet; mannigfaltige Verfassungsformen, Institutionen und Behörden sind in dem Worte Staat begriffen. Der Fortschritt der Lebenserfahrungen hat sie dem Worte verschmolzen, das Kind hört aber jetzt die fertigen Worte, in welchen ihm die Gedankenarbeit von Jahrtausenden überliefert wird und erhält die umgekehrte Aufgabe, sie allmählich mit dem Anschauungsreichthum zu erfüllen. Dem Kenner sagt das Wort Pferd mehr als dem gewöhnlichen Menschen, und er sieht auch auf den ersten Blick das einzelne Thier, das er unter dieser Vorstellung appercipirt, viel schärfer und vollständiger; dem Kenner ist Geist, Poesie, Liebe viel herrlicher als dem, welcher von Platon, Shakespeare und dem eigenen Herzen im Wechselleben mit einem andern noch keine oder

geringe Erfahrung hat. In der Sprache aber haben wir den Zusammenhang der Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Das Kind lernt sie nicht äußerlich, es erzeugt sie innerlich, aber unter dem Einflusse des Hauses, des Volkes, und sein Denkenlernen ist ein Sprechenlernen in der Muttersprache; es wächst in die Ueberlieferung hinein, um sie selbst weiter zu bilden. Wir schaffen keine frischen Wurzeln mehr, weil wir auch neue Dinge, wie Dampfwagen und Eisenbahn, an Bekanntes anknüpfen und darnach benennen.

Jede Anschauung giebt uns das Ganze einer Erscheinung. Die denkende Betrachtung gewahrt an dem Dinge, das sie mit vielen ähnlichen Wesen vergleicht und unter einer Vorstellung mit ihnen begreift, Eigenschaften und Beziehungen, die sie wieder an vielen Gegenständen wahrnimmt, die sie gleichfalls als Eigenschaften, als Thun und Leiden vielfältiger und allgemeiner Art in Vorstellungen zusammenfaßt; indem die Träger dieser Beziehungen von ihnen unterschieden werden, finden sie eine unterscheidende Bezeichnung auch in der Sprache, als Substantive, und Eigenschafts- und Zeitwörter schließen sich denselben an. Die Urlaute, sagte ich, waren Keime von Sätzen, drückten einen Totaleindruck aus; sie wurden die Wurzeln, aus denen nun auch die besondern Wortarten hervorwuchsen, kraft der unterscheidenden Denkthätigkeit, nicht von selbst oder gar als Ursache des vernünftigen Denkens, wie die Gedankenlosigkeit faselt. Daß ein und dasselbe Ding bald in Ruhe, der Mensch schlafend und wachend, handelnd und leidend, der Baum mit grünem und welkem Laub und laublos, e i n Hund schwarz, der andere weiß, der eine liegend, der andere laufend erschien, das führte auf dem Wege der Erfahrung zu diesem Sondern von Wesen, Eigenschaft und Verhalten hin; aber es bedurfte des denkenden Bewußtseins, um darnach die unterschiedenen Vorstellungen und Worte zu bilden. Das mittels ihrer entwickelte Denken und Sprechen ist nun wieder das Beziehen des Unterschiedenen, die Verbindung von Subject und Prädicat, ein Urtheil, der Satz: Die Sonne wärmt, dies bellende Ding ist ein Hund, der Mensch ist groß.

Die Vorstellung ist ein psychisches Gebilde, welches dadurch entsteht und besteht, daß wir mit dem Wort, das eine ursprüngliche Anschauung bezeichnet hat, nun alles Aehnliche appercipiren und ebenso benennen; sie ist eine Abbreviatur vieler Anschauungen, hat etwas unbestimmt Schwebendes, und der Fortgang zum Begriff geschieht durch eine wissenschaftliche Thätigkeit, welche die wesentlichen Merkmale ausdrücklich hervorhebt und die Sache im Zusammenhang der Dinge und nach ihrem Grund und Zweck auffaßt. „Die Vorstellung des Gelben ist ein verworrenes, unbestimmtes Bild aller Schattirungen dieser Farbe; der Begriff des Gelben beruht auf der Kenntniß des Farbendreiecks und bezeichnet den Inhalt als den bestimmten derjenigen Farbe, welche zwischen Grün und Violett liegt“ (Lazarus), oder der lichtreichsten Farbe im Gegensatz zum lichtarmen Blau, mit dem vereint sie das ausgleichende vermittelnde Grün bildet, und der Physiker giebt die Zahl und Breite der Aetherwellen an, die in uns die Empfindung des Gelben hervorrufen. Die Vorstellung des Feuers ist dieselbe wie vor Jahrtausenden, aber sein Begriff war damals der eines einfachen Elementes, jetzt wissen wir, daß es die Erscheinung eines physikalischen Processes, der Wärmeentwicklung bei der chemischen Verbindung des Sauerstoffs mit dem Wasser- oder Kohlenstoff ist. Aber zu diesem Begreifen

der Dinge, wie zur idealen Auffassung der Welt, zur subjektiven Anschauung des Seinsollenden und Vollkommenen auf sittlichem und künstlerischem Gebiet und zur voranschreitenden Verwirklichung desselben im Leben wie in der Dichtung kommen wir mittels der Sprache. Daß wir für geistige Kategorien, wie für das Gute, Schöne, Wahre, für sittliche Gefühle und Begriffe wie Liebe, Muth, Freiheit Worte finden, dadurch wird es Licht in uns und kommen wir zur klaren Bestimmtheit einer idealen Welt geistiger Güter, zu einem Gedankenreich, das wir über dem Reiche der Natur aufbauen.

Wie die Wirklichkeit außer uns, so ist ihr sprachliches Abbild in uns ein Organismus, Entwicklung des Mannigfaltigen aus einheitlichem Keim und Zusammenwirken des Besonderen zum einheitlichen Ganzen. Ein Laut vertritt einen Totaleindruck und damit einen Satz. Dann werden reale Wesen, Eigenschaften, Beziehungen, Veränderungen der Zustände, Thun und Leiden unterschieden, und damit auch besondere Wörter als Substantiva, Adjectiva, Verba, Präpositionen. Zuerst stehen die Wörter blos nebeneinander, wie heute noch im Chinesischen, ob sie vor oder nachstehen, deutet ihre Beziehung zu einander an; oder die innere Empfindung verknüpft sie; „Fritz Fleisch haben", sagt auch bei uns noch das Kind ohne alle Flexion. Dann stellt man Wörter, die bestimmte Beziehungen ausdrücken, wie Pronomina, Präpositionen, zu den Hauptwörtern; sie gehören diesen ursprünglich auch an, werden aber anders verwerthet, und causa (die Ursache) oder Wille wird so zum Beziehungswort in honoris causa, um der Ehre willen, wegen der Ehre, auch wegen ist aus Wegen entstanden. Die zweite Sprachstufe ist, daß solche Nebenwörter, wie wir sie heißen wollen, an die Hauptwörter vorn oder hinten angehängt werden, wobei man ihre Bedeutung noch empfindet; das ist die „agglutinirende" Weise der turanischen Sprachen, im Türkischen bewundernswerth ausgebildet. Fügt das Chinesische wie ein Bauwerk Stein an Stein, oder lagern sich die Worte wie die Molecüle im Krystall, so vergleicht sich das Turanische den Pflanzen: Stamm und Wurzel bleiben sichtbar, der Zweig trägt die Blätter. Nun aber schleifen die Anfügungen sich ab, das Gefühl ihrer Bedeutung erlischt und sie werden zum Ausdruck von Formbeziehungen, zur Flexion. Sagen wir heute gnadenvoll, so spüren wir noch zwei Wörter; sagen wir gefährlich, so spüren wir nur die Modification des einen Wortes Gefahr, ursprünglich war lich aber leik und hieß Gestalt, gefährlich also gefahrgestaltet, gefahrartig. Mente heißt im Lateinischen mit Sinn, aus dulci mente wird dolcemente, doucement, das Adverbium süß im Romanischen. I loved ich liebte und I did love ich thät lieben ist ganz dasselbe; in d und t ist der Rest von did und that; aus ich liebenthät (liobteta) ist liebte geworden. Masi, tasi, anti (wir, ihr, sie) wird im Sanscrit deutlich an das Zeitwort angehängt, lagamasi, lagatasi, laganti liegenwir, liegenihr, liegensie; es klingt nach im Lateinischen legimus, legitis, legunt wir lesen, ihr lest, sie lesen. Werden die Endungen abgeschliffen, dann wird es nöthig das Pronomen wieder vor zu setzen; aus Präpositionen sind die Casusendungen geworden, mit de, a, to, of ersetzt sie der Italiener, Franzose, Engländer, nachdem er sie verschluckt hat, sagt statt matris de la mère, of the mother. Indem nun Vorwörter, Fürwörter, Hilfszeitwörter mit dem Stamm zusammenwuchsen und nicht mehr für sich, sondern nur als Formbestimmung empfunden wurden, entstand die

dritte und höchste Stufe der Sprache, die flectirende. In ihr liegen die einzelnen Theile des Satzes nicht mehr neben und außer einander wie selbständig da, sondern die Wechselbeziehung der Wörter scheint durch eigene organische Thätigkeit aus ihnen hervorzukommen, die Modificationen, die sie in ihren Beziehungen zu einander erfahren und bewirken, erscheinen als an ihnen selbst gesetzt; das Zeitwort richtet sich in seiner Formendung nach dem Subject und bestimmt die Formendung des Objects. Die Wörter sind Glieder, nicht blos Theile des Satzes, der Sinn des Ganzen ist die gestaltende Seele, die wie im Menschenleibe jede einzelne Zelle bildet, die Endungen sprießen aus innerem Gestaltungsdrang hervor, um in jedem Wort den Einfluß, den es übt oder erfährt, zur klaren Bestimmtheit des Gedankens vernehmlich zu machen. Das Indische, das Griechische zeigen diese Blüthe der Sprache, es ist als ob die künstlerische Thätigkeit des Geistes, die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit, in Sprachschöpfung und Sprachbildung aufgegangen. Aber das Wurzelbewußtsein erlischt und die Flexionen verfallen und werden wieder durch Partikeln ersetzt, und nun wird es Aufgabe der Kunst als solcher, der Poesie, daß sie das Lautgefühl wieder belebt und die Bildlichkeit der Rede statt der mangelnden Anschaulichkeit jener Wörter eintreten läßt, die zu bloßen Vorstellungszeichen geworden sind. Daß dies geschah, ist für unser Denken hochwichtig. Es gewann eine viel größere Beweglichkeit und Freiheit, wenn in den Worten, welche Begriffe ausdrücken, nicht immer auch das Anschauungsbild in der Seele mit hervorgerufen, sondern der Gedanke unmittelbar als solcher für sich vernommen ward. Wir denken bei der Frage nach der Zweckmäßigkeit der Kirchengesetze nicht an den schwarzen Holznagel in der Scheibe, nach dem der Schütze zielt (Zweck), noch an das Maß, womit wir Flüssigkeiten, Zeug oder Getreide messen, noch an das körperliche Setzen und Sitzen, auch nicht an den Gott dem Herrn geweihten Bau; wir reden von einer Herrschaft der Vernunft, ohne uns an das Verhältniß an Herr und Knecht, ohne an das äußerliche Nehmen und Vernehmen zu erinnern, ohne daß diese Anschauungsbilder vor unserer Seele vorüberziehen und die Enge unseres Bewußtseins ausfüllen; nur dadurch, daß wir von ihnen abstrahiren lernen, gewinnen wir Raum für die Entwicklung des Wissens selbst.

Unser Denken erfaßt das Allgemeine, die Begriffe und Gesetze, welche die gemeinsame Form und Beziehungen vieler individueller Wesen und Kräfte bezeichnen; das thut es mittels der Sprache dadurch, daß das Wort der Ausdruck der Vorstellung ist; das Individuelle können wir nicht sagen, darauf müssen wir deuten, das müssen wir hören und sehen, diesen Baum, jene Nachtigall. Ebenso können wir mit Worten nur sehr mangelhaft schildern, wie uns zu Muthe ist, das klingt unmittelbar im Ton der Stimme als Stimmungsäußerung mit, und erscheint viel energischer in Stimme und Geberde. Wir können fühlen, streben, begehren, anschauen ohne Sprache, denken nicht. Darum müssen wir Gemälde sehen, Musik hören, Wein trinken, Liebe fühlen und üben, die Worte thun's freilich nicht, hier ist das Unsagbare; die Worte können nur Eigenschaften, Sinn und Bedeutung desselben hervorheben, bestimmen, und dadurch das Verständniß fördern. Denn in Bildern und Klängen prägen sich Ideen aus wie in Gedichten, und diese Ideen, nicht aber den specifischen Zauber ihrer Ausprägung in sichtbaren Formen und Farben, in wohllautenden Tonverbindungen kann die Sprache darstellen.

In der Sprache bietet sich uns der Gedankengehalt unseres Volkes, wie ihn seine größten Geister erarbeitet haben, allein wir gewinnen ihn nur dadurch, daß wir ihn in uns nacherzeugen, daß wir zu den Worten auch die in ihnen ausgeprägten Anschauungen und Begriffe durch Erfahrung und Nachsinnen erwecken. Die Scholastik hält sich an die Worte und bereitet aus ihnen ihre Systeme, ohne sich um die Sache zu kümmern, und wie viele Menschen beschwatzen, was sie nicht verstehen. Wir lernen gar oft die Namen der Dinge früher als die Sache kennen. Sehr viele Mißverständnisse entstehen dadurch, daß der Redende und Hörende mit demselben Wort einen anderen Sinn und Begriff verbindet. Auch hier herrscht nur im Allgemeinen die Gleichheit, näher betrachtet hat jeder Mensch seine eigene Sprache wie sein eigenes Gesicht, obwohl er die Züge seiner Nation, seiner Race, den menschlichen Typus trägt. Und dabei lassen wir uns von Lazarus daran erinnern, daß das eigentliche Denken nicht in dem bloßen Denken der einzelnen Vorstellungen, welche das Ganze eines Gedankens ausmachen, besteht, daß es vielmehr die beziehende Thätigkeit des Geistes, die gegenseitig durchdringende und alle Theile umspannende Verbindung des Denkinhaltes ist; — Kant hat dies den intuitiven Verstand, Schelling die intellectuelle Anschauung genannt: es ist das Erfassen der Idee als des einheitlichen Grundes und Zweckes des Mannigfaltigen und der Entwicklung nicht außerhalb, sondern innerhalb dieser, durch sie in der Beziehung des Unterschiedenen verwirklicht als lebendiger Organismus. Ohne das discursive Denken in Worten gelangen wir nicht zu diesem umfassenden Geistesblick, er selbst aber schwebt über ihm in eigener idealer Wahrheit.

Schon im Alterthume ward die Frage nach dem Ursprung der Sprache aufgeworfen, ob sie ein Werk der Uebereinkunft oder der Natur sei. Demokrit entschied sich für das erstere, Heraklit für das letztere. Ich habe einmal in der Gegenwart (1874, Band VI., 34) darüber gesagt: „Wo so große Geister, wie hier der lachende und der weinende Philosoph, eine gegensätzliche Entscheidung fällen, da kann man wohl annehmen, daß sie ein Recht, daß sie gute Gründe haben, daß sie eine Seite der Sache erfassen; ist ja doch auch das Weltleid wie die Weltverlachung in der Seelenstimmung des einen wie des anderen durch die Welt selbst veranlaßt, die Tragödie wie die Komödie. Die Denker haben Recht in dem, was sie behaupten, Unrecht in dem, was sie verneinen, wenn sie ihren Satz für die ganze Wahrheit ausgeben. Ist nun hier und sonst ein Halber der, welcher der ganzen Wahrheit nachtrachtet, und ein Ganzer der, welcher sich an einer Einseitigkeit hartnäckig und ausschließlich anklammert? Heraklit hat Recht: die Menschen sind nicht absichtlich und willkürlich übereingekommen, die Dinge, ihre Eigenschaften und Beziehungen so und so zu wechselseitigem Verständniß zu bezeichnen; das hätte ja auch schon ein Wissen von der Sprache und diese selbst vorausgesetzt. Aber ist die Sprache nicht unsere bewußte Erfindung, so ist sie uns ebenso wenig durch Natur oder göttliche Offenbarung gegeben, da hat Demokrit wieder Recht; denn es ist unmöglich, uns mit einer fertigen Sprache zu beschenken, das Wort ist ja erst dadurch Wort und kein leerer Schall, daß ein Begriff, eine Anschauung in ihm ausgeprägt ist, und ehe wir diese Begriffe selber erfaßt, diese Anschauungen selber gehabt, sagt es uns nichts; wir müssen Laut und Gedanken selber in eins bilden, im Bewußtsein ist nur wirklich,

was es in sich hervorbringt. Also: gegeben von Gott und Natur ist das Sprachvermögen, die Vernunftanlage, die in der Seele so gut wie im Pflanzenkeim oder im Ei liegenden organischen Bildungsgesetze; gegeben ist das leibliche Vermögen, den Laut zu artikuliren: aber diese doppelte Gabe ist zugleich die Aufgabe, sie zu entwickeln, durch eigene That die Wörter und ihre Formen zu erzeugen. Heraklit hat Recht: die Worte sind Bilder der Dinge; er vergleicht sie den Abspiegelungen eines Baumes im Wasser. Aber wir fügen hinzu: die Seele ist kein passiver Spiegel, die Aetherwellen werden erst in ihr zur Lichtempfindung, sie gewinnt durch die Energie ihrer eigenen Sinnlichkeit erst die Töne, die Farben, und bildet daraus die Anschauung einer Erscheinungsweise, die so nur in ihr vorhanden ist, die sie außer sich setzt und vorstellt, und diese ihre Anschauung bezeichnet sie durch ein Lautbild, das sie schafft. Demokrit hat Recht: wir bilden die Worte; er vergleicht sie den Statuen. Aber wir fügen hinzu: die Künstlerin, die Seele, schafft und formt diese Gebilde nicht mit Reflexion, wie Reflexlaute vielmehr brechen sie unwillkürlich hervor, im unbewußten Drang des Geistes zu sich selbst zu kommen und der Welt bewußt zu werden. Herder nennt in der Schrift vom Ursprunge der Sprache diese des Menschen That und Werk, dann in den Ideen macht er Gott zu ihrem Urheber: Beides ist wahr, nur muß man es in dem alten Spruch des Hippokrates zusammen fassen: alles göttlich und menschlich alles! Die Sprache wie alles Große in unserer Geschichte, in Religion, Kunst und Wissenschaft entsteht im Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit." Das ist eine der Ideen, die ich in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung ausgeführt; das erste Capitel des ersten Bandes, das von der Sprache und ihrer Entwicklung als der philosophischen und dichterischen Urthat der Menschheit handelt, wird ebenso sehr in mancher Beziehung durch die gegenwärtige Betrachtung ergänzt, wie der Leser dort vielfältige Erläuterung und Erweiterung dieses Berichtes findet.

Cypern und seine Bedeutung für England.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Die alte herrliche Kypros im fernsten Osten des blauen Mittelmeers, lange Zeit hindurch fast nur ein Gegenstand gelehrter Alterthumsforschung, ist nun über Nacht ein Brennpunkt für die allgemeine Aufmerksamkeit geworden, als der Ort, von wo früher oder später Schritte von unberechenbarer Wirkung auf die staatlichen Machtverhältnisse der ganzen Ostfeste unserer Erde ihren Ausgang nehmen werden. Das friedliche Inselland, die Heimstätte der schaumentstiegenen Göttin, sah gerade in unseren Tagen nicht im entferntesten so aus, als sollte sich hier nach alter Neigung Ares der Aphrodite gesellen; nur zertrümmertes Bildwerk, noch in der Zerstörung erhaben, erinnerte daran, daß einst vornehmlich hier der holdesten Griechengottheit stets duftende Altäre errichtet waren, und sehr gemächliche Garnisonstage verlebten hier einige Hundert türkischer Soldaten inmitten einer der Waffen längst entwöhnten Bevölkerung. Uns kam wenig zum Bewußtsein, wie

diese Insel, nach der doch auch wir das Kupfer und die Cypresse benennen, in der Geschichte der Verknüpfung von Ost und West vor Zeiten schon eine wichtige Rolle gespielt haben müßte, und selbst die Geographen wußten mehr von Neuseeland als von Cypern.

Räumliche Größe ist es nicht, was Cypern auszeichnet. Unsere Tagesblätter verbreiteten eine starke Uebertreibung, als sie in sichtlicher Abhängigkeit von einem neueren glatt geschriebenen Reisebuch gelegentlich der Besprechung des großen Ereignisses der englischen Besitznahme meldeten, die Insel sei so groß wie Württemberg. Wohl war sie Jahrhunderte lang im Mittelalter ein Königreich, ja zur altgriechischen Zeit umschloß sie der Königreiche neun; jedoch nicht einmal mit dem kleinsten Königreiche des heutigen Europa, dem in seiner Kleinheit eben großen Königreich Sachsen, hält Cypern den Größenvergleich aus: es kommt nicht voll zwei Dritteln desselben gleich, obwohl es mit seiner größten Längenerstreckung (von 30 deutschen Meilen) sich gerade auf Sachsen decken ließe.

In die Nische zwischen der kleinasiatischen und der syrischen Küsten hineingeschoben, liegt Cypern der ersteren nicht nur etwas näher, sondern muß auch noch wenigstens im Tertiäralter ein Bestandtheil von ihr gewesen sein. Darauf deutet der ähnliche Gesteinscharakter, die mit dem cilicischen Taurus durchaus verwandte Richtung der Gebirgsketten in sanft nach Süden convexen westöstlichen Bogen, die große Uebereinstimmung in der Pflanzen- und Thierwelt, endlich die mäßige Seetiefe, welche man zwischen Cypern und Kleinasien bis in den Golf von Iskanderun gefunden hat; über 900 ^{m} sinkt das Loth nur von den Ost-, Süd- und Westküsten der Insel.

Wir wissen jetzt, daß die Entstehung von Kettengebirgen entlang den Landesküsten in einer zwar noch räthselhaften, aber unbestreitbaren Lagenabhängigkeit von diesen zu erfolgen pflegt. Indessen, Cyperns Gebirge müssen schon ihre Bogenlinien geschwungen haben, als das Land ein Halbinselvorsprung Ciliciens war; und bei untersinkenden Landmassen bestimmt sich ebenso natürlich umgekehrt der Zug der Küstenlinie nach der Streichrichtung der Gebirge, wie bei einer Ueberschwemmung die wachsende Wasserhöhe Parallelen zu den Firstlinien der Giebeldächer zieht. Sonach versteht es sich aus der Entwicklungsgeschichte von selbst, daß wie die südliche, ursprünglich am Seestrand aufgerichtete, auch die nördliche, ehedem binnenländische Gebirgskette Cyperns der Küste benachbart verläuft. Beide Gebirgszüge messen etwa 20 Meilen (wie unser Thüringer-Franken-Wald); der nördliche, zugleich der schmälere und niedrigere, greift in seiner Verflachung zur karpasischen Landzunge weit ostwärts aus, während der südliche weiter im Westen anhebt, folglich im Osten eher schließt. Das bestimmt wesentlich die Gestalt des Ganzen als eines nach Nordosten ausgezogenen Parallelogramms; denn zwischen den beiden völlig von einander getrennten Gebirgen lagert eine gebirgsfreie Tiefebene, in welche das Meer von Osten und von Westen je einen flachen Golf einschneidet.

Heimat der Quellen ist hauptsächlich die südliche Gebirgsmasse, welche nicht so wie die andere fast nur aus gehobenen Kalk- und Sandsteinlagen der ehemaligen Meere besteht, den ganzen Südwesten der Insel auch breit erfüllt und im Tróodos, dem cyprischen Olymp, bis gegen 2000 ^{m} emporsteigt. Und nur in der großen Mittelebene vermögen sich diese Quellwasser zu ansehnlicheren Flüssen zu vereinigen

und auszubreiten. Mesaria oder Mesaoria heißt noch heute die Ebene, ja im Bauernmund hat sich mit deutlichem Digammalaut noch das alte „Mesavoria" oder „Mesavuria" erhalten; der Name bedeutet also das Land „inmitten der Gebirge". Gewaltig haben da die Gewässer das Flachland zerschnitten; von der einst ziemlich horizontalen und zusammenhängenden Kalkplatte des Bodens mit ihrer Conglomeratdecke hinterließen sie nur flachstirnige Höhenreste niedriger und selbstverständlich untereinander völlig gleicher Erhebung, den témoins der Sahara vergleichbar, hier „Tafeln" genannt. Zwischen ihnen liegt nun, von den Gewässern aufgeschwemmt, fettestes Erdreich. Das Westviertel der Mesaoria hat einer ungleichmäßigen Neigung der Gesammtebene zufolge einen kleineren Flußlauf für sich, den Morfu-Fluß; alles Uebrige wird durch den Pedias und seine Vasallen mit dem ersehnten Naß und mit furchtbarstem Schlamm zur Zeit des winterlichen Austretens über die Flußufer versehen, so daß schon die Alten den Pedias mit dem Nil verglichen. Wie stark erhöhend im Lauf weniger Jahrhunderte die Gewässer dadurch auf den Boden wirken, daß sie den ganzen Abrieb der Höhen in diese Niederung führen und größtentheils hier zurücklassen, kann man aus den Funden alter Gräberstätten bemessen: die Grabeshöhlen zeigen sich oft ganz erfüllt von der mit dem Sickerwasser eingedrungenen Feinerde, und bei dem alten Idalion z. B. befindet sich die altgriechische Gräberschicht etwas über meterhoch über der phönizischen.

Bereits als im frühen Alterthum, wie Eratosthenes erzählt, Abgabenfreiheit als Belohnung gesetzt wurde auf jede neugewonnene Rodung im cyprischen Urwalddickicht, hatte man trotz der dichten Wipfelmassen und der rauschenden Bergströme für Bewässerung behufs des Anbaues zu sorgen. Die großartigen Cisternenanlagen, in welche auf eingehauenen Felsrinnen das Wasser in den Monaten des Ueberflusses gesammelt wurde, und die trefflich gemauerten Weiterleitungskanäle dürfen zusammen mit dem uralten Berieselungssystem von Garten- und Ackerland sogar als früheste Denkmäler hiesiger Gesittungshebung angesehen werden, die man wahrscheinlich den ersten Ansiedlern von der in solchen Künsten alterfahrenen syrischen Küste her, den kanaanitischen (mit den Phöniziern nächstverwandten) Kittim zu danken hat. Denn wollte man vom schweifenden Jägerleben dazu übergehen, den winkenden Fruchtlohn der reichen Gebiete am Pedias seßhaft zu ernten, so galt es den Kampf mit dem mittelmeerischen Klima. Wenn sich in Cypern während des Oktober der bis dahin azurblaue Himmel bewölkt, so tritt bald die Regenzeit ein, welche nie ohne starke, sogar oft gewitterhafte Ergüsse vorüberzieht; Mitte Februar hält ein wonniger Lenz seinen Einzug; während der Olymp noch die Schneehaube trägt, blüht drunten das bunte Blumenheer lilienartiger Gewächse aus verborgener Zwiebel auf, die Schwalben kommen und die Schmetterlinge flattern unter dem wieder blauen Himmel. Von Mitte Mai aber hört aller Regen auf, es beginnt jene wolkenlose Zeit, in der die Sonnenhitze Alles zu vernichten droht, statt aus der Blüthe die Frucht zu zeitigen. Diese Natur eben erzog den Menschen, sinnreich seine Werke dem Gang der Horen anzupassen, um nicht die gute Gabe der einen Jahreshälfte der neidischen anderen opfern zu müssen. Von jeder Fruchtaue Cyperns durfte man, wie Euripides von der paphischen, rühmen: „Auch ohne Regen wird sie befruchtet mit hundertthoriger Bewässerung aus dem Wildstrom."

Unerschöpflich schienen einst die Holzvorräthe der Insel für den Schiffsbau und für Verhüttung der Silber-, mehr noch der Kupfererze, deren Schätze die klugen Phönizier vor allen anderen anziehen mochten. Bis zur obersten Kuppe im höhenreichen Südwest deckte ein immergrünes Wälderkleid die cyprischen Gebirge, denn Nadelholz vom Kieferngeschlecht, namentlich von Seekiefern, bezeichnet noch überall diesen Höhenschmuck, wo er sich überhaupt noch in Restbeständen findet. Eichen und Platanen, Eschen und prächtige Nußbäume beschatten den Fuß der Gebirge. Aus dem östlichen Iran hierher verpflanzt, gedieh die Cypresse zu mächtigeren schwarzgrünen Pyramiden, wie im ferneren Westen; die Dattelpalme wiegt ihr schwankes Haupt wie unter afrikanischem Himmel, aber nur vom Menschen gepflegt bei seinen Wohnstätten, nicht schmackhafte Früchte reifend. Vorzüglich gedieh dagegen, ganz wie die gleichfalls trockene Hitze liebenden aromatischen Sträucher, z. B. der geschätzte, alteinheimische Cistusbusch mit dem Ladanbalsam, der Oelbaum, und zwar bis auf beträchtliche Höhe. Oel, Wein und Weizen machten immer den köstlichen Hauptertrag der Insel aus. Das Mittelalter brachte zur Granate und Feige die Orange, die Citrone und das Zuckerrohr auf diesen Boden, dazu den Maulbeerbaum mit der Seidenraupe, aus Persien die nicht minder vorzüglich hier anschlagende Baumwolle. Dann aber stockte die Zufuhr neuer Erzeugnisse, und der Ertrag der bisherigen gerieth in jähen Verfall: auf die gute Zeit, wo Cypern nach Richard Löwenherz' Handstreich von 1191 ein eigenes kleines Lehnsreich unter der seine Interessen fördernden Dynastie der Lusignans war, und auf die noch erträgliche Zeit, wo seit 1489 Venedig die Insel als auswärtigen Besitz immerhin gut verwalten ließ, wenn auch nur zur Mehrung der eigenen Revenuen, folgte mit dem greuelvollen Blutbad von 1571 die türkische Herrschaft. Zu dem für das Gebirgssteigen ausgezeichnet geschickten cyprischen Maulthier führten die Osmanen das Lieblingsthier des Propheten, das arabische Kamel, zum Transport in der Ebene ein, welches vordem seltener dort gesehen werden mochte, — sonst aber verstanden sie sich auch in Cypern nur auf die eine Kunst: Anbau und Gewerbefleiß, mithin Volkszahl und Menschenglück auch auf dieser Stätte üppiger Fruchtbarkeit, günstiger Handelslage, angestammter Betriebsamkeit rüstig herunterzubringen.

Die bekannte Thorheit türkischer Finanzweisheit, die Rajah auf solchen Wegen auszusaugen, die sie nicht blos arm, sondern auch für weitere Productionsleistung unlustig, ja unfähig machen mußte, hat sammt der meist schnöden Wirthschaft ewig wechselnder Paschas aus dem prangenden Eiland Aphrodites, dem mit stolzen Domen und Burgen geschmückten reichen östlichsten Vorland der Christenheit gegen den Halbmond ein Land der Armuth und der Verödung gemacht. Nach algebraischem Osmanen-Leichtsinn wurde von den Feldfrüchten der vierte Theil als „Zehnten“ erhoben, alle den Rohstoff veredelnde Thätigkeit, selbst die Kelterung des herrlichen Traubenbluts, schwer belastet, die Ausfuhr noch weit höher als die Einfuhr; frei blieben nur Viehzucht und Holznutzung. Was Wunder also, wenn Acker- und Weinbau blos noch nothdürftig und überwiegend nur zu eigenem Bedarf getrieben wurde um die elenden Dörfer oder die dorfähnlich aus Lehm- und Fachwerkhäusern (oft auf Steinfundamenten der Vorzeit) erbauten Städte? Was Wunder, wenn das übrige Land vertristete, zu nichts weiter benutzt ward, als zur Weide

für Wollschafe und der Milch wegen für die Ziegen, Hochwald aber zuletzt nur in Fetzen schwer zugängliche Höhen bekleidete? Alte Riesenstämme von Föhren, die dem elenden Handbeil trotzten, blieben wie lebende Ruinen stehen; auch sie nur zu oft unten einseitig entrindet und angekohlt, weil man ihnen in solch barbarischer Weise das Harz entlockte für das Auspichen der Weinschläuche aus Ziegenfell. Mit der Handspindel zog die Bäuerin den Heerden nach, wenn sie Sommers auf die Hochweide getrieben wurden; die im Mittelalter schwunghaft betriebene Sammt- und Seidenweberei kam völlig in Vergessenheit; der Landmann schaute verwundert drein, wenn man schöne „Finikia“ ausgrub, schöne Vasen aus farbigem phönizischen Glas mit zierlichen Henkeln durchscheinenden Bernsteins (wohl vom Libanon) — er selbst begnügte sich in seiner armseligen Hütte, in der doch einige Rohrschemel, eine Bettstelle, vielleicht ein Tisch, an die vormaligen Kultureinwirkungen des fränkischen Abendlands erinnerten, mit einem Holzladen am offnen Lukenfenster und benutzte etwa einen antiken Säulenschaft, um das platte Dach wieder zu ebenen, falls winterliche Gewitter gar zu tiefe Löcher in dessen Lehm und Reisig gerissen.

Schweigen des Grabes mehr als Stille des Friedens ruhte über den cyprischen Gefilden bräunlicher oder bleicher Farbentöne mit so seltenem Grün außerhalb der von Sturzbächen durchrauschten Felsschluchten unangetasteter Naturfrische, voll hohem Adlerfarn und Oleander. Die unverändert wundervolle Durchsichtigkeit und Lichtfülle des Firmaments ließ zumal das Landschaftsbild der Mesaoria nur um so leerer erscheinen im Prachtrahmen der kühn und malerisch geschnittenen in intensives Blau oder Violett getauchten Zinnen der beiden Gebirge. Niemand kann ja sagen, auf ein wie kleines Häuflein Menschen die Inselbevölkerung sank, seitdem der türkische Eroberer jene hochragende Hagia Sophia, welche mitten aus der cyprischen Ebene aufsteigt, wie der Straßburger Münster aus der rheinischen, zur Moschee verwandelte. Gewiß ist nur, daß es, als man am 15. Juli 1878 die englische Flagge auf Cypern entfaltete, daselbst nicht mehr als drei nennenswerthe Städte gab: an den beiden besten Rheden der (hafenlosen) Insel im Südosten Limisso und Larnaka, sie beide durch eine Einwohnerzahl von ungefähr 12 000 übertreffend im Mittelpunkt der Hauptebene, sodann die Residenzstadt des Paschas wie des purpurbekleideten Erzbischofs: Leukosia. Die Gesammtzahl der Cyprier veranschlagte man auf 144 000, was auf eine der russischen vergleichbare, die in unserer Lüneburger Landdrostei noch nicht zur Hälfte erreichende Dichtigkeit der Bewohnung schließen läßt. Griechischer Abkunft und orientalisch-christlichen Bekenntnisses waren darunter über $^2/_3$; das auf die Mohammedaner entfallende kleinere Drittel darf indessen nicht als türkisches verrechnet werden, weil manche cyprische Griechen, die sogenannten Leinenbaumwollnen, nur äußerlich sich zum Islam bekannten, um dadurch von der jedem ausgesprochenen Christen obliegenden Soldatensteuer frei zu sein. Griechisch ist seit der Verdrängung der Phönizier durch die hellenische Colonisation die allgemeine Verkehrssprache; selbst die als Arbeiter und Diener von den trägen Türken eingeführten Neger reden geläufig griechisch. Nach Inselart ist eben der gegenseitige Abschluß von Türken und Griechen kein so vollständiger geblieben: in demselben Küstenring haben beide von einander angenommen, der Türke vom Griechen die Sprache, der Grieche vom Türken manches in Tracht und Speise, so daß namentlich das Leibgericht des letzteren, die Reis- und Hammelfleischspeise des

Pillaw, auch einen regelmäßigen Theil jedes christlichen Gastmahls auf Cypern bildet. Unter der Bedingung des Glaubenswechsels erkor sich der cyprische Türke nicht eben selten auch eine griechische Jungfrau zum Weibe. Der Gehorsam einer dreihundertjährigen Knechtschaft stumpfte den Rassenhaß ab; ungestört blieb der christliche Gottesdienst neben dem mohammedanischen bestehen, der griechische Erzbischof wurde sogar mit der Besorgung der Anleihen amtlich betraut, so oft der Pascha solcher bedurfte. Verschwunden war den Cypriern aber mit dem Mannesmuth auch jegliche tiefere Anregung. In den Bergen nährte sich von dürftiger Kost ein frischerer, freilich geringzähliger Menschenschlag, den Altvordern noch eher verwandt in freiem Gesichtsausdruck, harmloser Naturfreude; in der Niederung, wo sich der Türke in den Städten als Herr eingenistet hatte, fristete ein schwächliches Geschlecht griechisch-fränkischer Blutmischung, von der Welt fast abgeschieden, ein freudenarmes Dasein.

Eine schöne Aufgabe ist nun England zugefallen; wir zweifeln nicht an deren so dankbarer Lösung, wofern einer friedlichen Entwicklung die Zeit vergönnt wird. Gilt es doch nur abzuthun jene schweren Mißbräuche einer kurzsichtig eigensüchtigen Verwaltung, befreiten Kräften, modernem Fortschritt ein Land zu öffnen, das hinter sein feudales Mittelalter sogar zurückgesunken ist. Zur Belohnung für jahrhundertlange Türkenherrschaft kann man einem Lande nichts Besseres wünschen als deren erlösendes Gegentheil, eine englische Regierung, so sehr dieselbe auch in Cypern Nachfolgerin der venetianischen werden mag, insofern sie einen gesunden Egoismus nach dem cyprischen Klein-Indien bringen wird. Sie wird in klarer Einsicht der hohen Bedeutung des Waldes für ein Mittelmeerland der unsinnigen Waldverheerung Cyperns Einhalt thun und alles versuchen, damit es um die quellenspeisenden Höhen der cyprischen Gebirge schier zur Verwunderung der letzten noch erhaltenen Rudel widderhörniger Wildschafe, der Muflons, wieder von Kiefernforsten ergrüne; sie wird dem Anbau des Landes die schmählichen Fesseln nehmen und ihn durch den Reiz des Gewinnes mit kräftigen Schwingen versehen. Wir sehen schon neben den Tabak- und Krappfeldern, die hier das beste Türkisch-Roth liefern, die Baumwollenfelder in mächtigem Umfang erstehen und den altcyprischen Namen des Goldkrautes bewähren, den man einst ebenda für die fremde Blume mit dem wollenen Apfel erfand, da sie so viel goldne Zechinen einbringe. Wir sehen die Eisenbahn mit europäischen Waaren vom abermals durch Kunst ausgebauten Larnakahafen in die Mesaoria dampfen und zurückkehren zum Bord der abendländischen Dampfer mit kostbaren Landeserzeugnissen, auch der einstmaligen Johanniter-Commende Cyperns verdienten Nachruhm in Europa zu erneuern durch den feurigen dunkelrothen Commanderia, den edelsten Kypros-Nektar. Und bange ist uns nicht davor, ob dies cyprische Volk sich werde durch energische Bildung für werkthätiges Schaffen zu frohem Lebensgenuß auf dieser erlesenen Scholle hindurchringen. Sind doch die Neugriechen das Salz der Levante; und bethätigten nicht schon die letzten Jahre hindurch auch die cyprischen Griechen den ihrer Nation neben der festen Grundlage innigen Familienlebens eigenen zweiten Culturadel, die Werthschätzung der Schulbildung, wenn sie trotz ihrer kleinbürgerlichen Beengtheit Schulen in ihren kleinen Städten aus eigenen Mitteln gründeten, und ihnen ein paar hundert Mark jährliches Schulgeld nicht zu viel war, um ihren Söhnen auch nur eine genügende Mittelschulerziehung werden zu lassen?

Jedoch die Engländer sind freilich nicht nach der alten Semiteninsel gekommen, damit sie ihren Dank durch erziehliche Spenden dafür abtrügen, daß die Phönizier vor dreitausend Jahren, oft wohl mit Schiffen cyprischer Werfte, auf ihre Zinninseln lossteuerten und dort unbeabsichtigte Keime der östlichen Gesittung unter den keltischen Britanniern ausstreuten. Mit unverblümten Worten sagt es die Botschaft Salisburys an Layard vom 30. Mai: Cyperns Besetzung mit indisch-englischen Truppen ist nur das Mittel zur Ausführung von Zwecken, die weit über diese Perle des Mittelmeers hinausgehen; Cypern ist seit der Landung Sir Garnet Wolseleys das ständige Heerlager Albions zur scharfen Beobachtung Rußlands in seinen ferneren auf die asiatische Türkei gerichteten Plänen, d. h. in seiner unmittelbaren Bedrohung der gewichtigsten asiatischen Interessen Englands, der indischen.

Käme die asiatische Türkei oder nur Syrien in russische Hand, so führte der gerade Weg zwischen England und Indien unter den russischen Kanonen hin, denn eine Neutralisirung des Suez-Canals würde dann für den Kriegsfall illusorisch sein. Indem nun England einsieht, daß somit jedes Vorrücken der Russen von den armenischen Hochflächen auf die Euphratlinie zu die Möglichkeit einer Unterbindung seiner indischen Lebensadern näher und näher rückt, folglich begreift und auch offen bekennt, daß auf asiatischem Boden sein Interesse gegen Rußland mit dem der Türkei solidarisch sei, konnte es als festen Stützpunkt zur Erfüllung der übernommenen Schutzpflicht des osmanischen Anatoliens gar keine bessere Stelle erwählen als Cypern. Ueberall streben die Briten von Inseln oder Halbinseln, die wie Gibraltar oder Aden strategisch Inseln sind, wichtige Meerestheile zu beherrschen, um von möglichst gut zu haltenden Punkten aus sofort ihre Kriegsschiffe in See schicken zu können. Gerade aber auf der britisch-indischen Handels- und Verkehrsstraße, deren selbst vorübergehende Unterbrechung ihnen schon empfindlichen Schaden zufügen würde, fehlte ihnen zwischen Malta und Bab el Mandeb eine Etappe. Cypern mußte also schon darum ihr Sehnsuchtsziel sein, weil es das einzige Eiland ist in jener weiten Lücke, das obendrein auf halbem Weg zwischen Großbritannien und Indien für ersteres sehr viel günstiger liegt als z. B. Malta zur Vereinigung seiner europäischen und indischen Streitkräfte. Unschätzbar muß aber Cyperns Lage vollends für die fest in Sicht genommene Defensive erscheinen: von Cypern aus erkennt man Kleinasiens wie Syriens Berge bei klarem Wetter mit unbewaffnetem Auge, nach diesen beiden Seiten also kann von jetzt ab England jederzeit seine Waffen ohne Verzug wenden, binnen wenigen Stunden vermag es von Cypern aus eine Landungsarmee in den innersten Golf des Mittelmeers zu werfen, von dessen Küste der Euphrat fast so leicht erreichbar ist, wie Berlin vom Stettiner Haff; noch näher liegt dem Strande von Larnaka die große mittlere Eingangspforte Syriens bei Tarabulus, dem alten Tripolis, von wo um das Nordende des Libanon ein nirgend über 600 m steigender Weg nach Mesopotamien offen liegt; und, was vor allem zu beherzigen, die einzige enge Wasserstraße zwischen London und Bombay, die keine englischen Batterien decken, die von Port Said nach Suez, steht von nun ab unter dem nahen Machteinfluß des Gouverneurs von Cypern.

Vielleicht erleben wir nunmehr, wo so starker Schutz gewährleistet wird, den Ausbau der längst geplanten Euphratbahn, welche der Post nach Indien und

dem ganzen südöstlichen Asien den weiten Umweg um Arabien ersparen würde; vielleicht geht dann Syrien, eingeschlossen ins Netz solcher Weltverkehrslinien, mit seiner, Culturfortschritten nicht abholden arabischen Bevölkerung einem bedeutungsvollen Aufschwung entgegen. Scheel würden solchen unter Englands Aegide und natürlich zum materiellen Hauptvortheil von Englands Handel wie Industrie erzielten Erfolgen Frankreich und Italien zuschauen, die schon am Tage der britischen Besitznahme Cyperns ausriefen: Nun ist das Mittelmeer ein englischer Binnensee! Indessen das wäre für diese nicht grundlos allerdings sich in Schatten gestellt fühlenden Mittelmeerstaaten noch nicht die verhängnißvollste Wendung von Beaconsfields kühnem Schachzug gegen Gortschakoff. Das glaubt doch niemand, daß England aus Mitgefühl für den kranken Mann als gepanzerte Schutzmacht Vorderasiens an Cyperns Gestaden aufstieg! Wie nun, wenn Rußland den Fehdehandschuh annimmt, den England ihm beim Friedensschluß von Berlin hinwarf? Unbedingt wird England nur in diejenige Theilung der Türkei willigen, die ihm eben die Lande zueignet, welche es heute von der cyprischen Warte behütet, wo naturgemäß von jeher friedlich oder kriegerisch Europas, Afrikas und Asiens Beziehungen am häufigsten sich berührten.

Die Sterblichkeit der Kinder besonders im ersten Lebensjahre.

Von
J. Seitz.
München.

Die große Sterblichkeit der Kinder, und zwar besonders während des ersten Lebensjahres, ist einer der am meisten besprochenen Gegenstände in der heutigen Medicin. Ein guter Theil der Neugebornen tritt trotz aller ärztlichen Bemühungen schon nach kurzer Frist aus diesem Leben ab. Gleich in den ersten 24 Stunden nach der Geburt ist die Sterblichkeit viel größer als an irgend einem andern spätern Tage des menschlichen Lebens. Nach den statistischen Zusammenstellungen der europäischen Staaten bilden die im ersten Lebensjahre Gestorbenen gegen 30 pCt., die in den ersten fünf Lebensjahren zusammen Verstorbenen 45, oft 50 pCt. und mehr aller Todesfälle. Die Höhe der Kindersterblichkeit ist so bedeutend, daß von ihr an vielen Orten, so in München, die Größe der allgemeinen Sterblichkeitsziffer abhängt. Unter 6939 Verstorbenen fanden sich im Jahre 1875 daselbst 3145 = 45,3 pCt. Kinder im ersten Lebensjahre, im Jahre 1876 unter 6830 Verstorbenen 3173 = 46,46 pCt. der Gesammtsterblichkeit. Bei Ausschließung des ersten Lebensjahres würde sich für das Jahr 1876 die Mortalitäts-Verhältnißzahl Münchens, die auf 1000 Lebende sich zu 34,5 berechnet, auf 22,6 veringern.

Die Größe der Kindersterblichkeit ist in den einzelnen Ländern eine verschiedene. So starben von 100 lebend Gebornen im ersten Lebensjahre:

In Norwegen (1856—65)	10,4,
„ Schweden (1861—67)	13,5,
„ England (1851—60)	15,4,
„ Frankreich (1851—60)	17,3,
„ Preußen (1859—64)	20,4,

in Italien (1863—1868)	. . . . .	22,8,
„ Oesterreich (1856—65)	. . . . .	25,1,
„ Sachsen (1859—65)	. . . . .	26,3,
„ Baden (1864—69)	. . . . . .	27,9,
„ Bayern (1867—69)	. . . . .	30,7,
„ Württemberg (1862—68)	. . . .	36,0.

(Die Kindersterblichkeit von Dr. L. Pfeiffer in Dr. O. Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten. Tübingen 1877, I. Band S. 544.)

Bei Vergleichung der Kindersterblichkeit in verschiedenen Zeiträumen hat man ungleiche Resultate gefunden. Nach Casper soll vor 100 Jahren nach einer aus verschiedenen großen Städten gewonnenen Berechnung die Mortalität der Kinder im ersten Lebensjahre 38 pCt. der ganzen Sterblichkeit gewesen sein und jetzt nur mehr 33 pCt. betragen. In Schweden hat nach Berg (Statistisk Tidskrift, 23. Heft, Stockholm 1869) die Kindersterblichkeit im ersten Jahre seit einem Jahrhundert um ein Drittel abgenommen. Sie berechnete sich in den Jahren 1755—1775 auf 20,46 pCt., in den Jahren 1861—1867 auf 13,53. Nach einer Mittheilung von Marc d'Espine sollen in Genf von 1000 lebend gebornen Kindern

im 16. Jahrhundert von 0—1 Jahr	.	260,
im 17. Jahrhundert	. . . .	237,
im 18. Jahrhundert	. . . .	202 und
in den Jahren 1838—1845	. . . . .	123

gestorben sein.

Eine gleiche Abnahme der Sterblichkeit zeigten auch die spätern Kinderjahre von 2—11 Jahr; es starben nämlich von 1000 lebend Gebornen

im 16. Jahrhundert	. . . .	313,
im 17. Jahrhundert	. . . .	283,
im 18. Jahrhundert	. . . .	187,
in den Jahren 1838—1845	. . . . .	138.

Dagegen wurde in Bayern während der Jahre von 1827/28—1868/69 eine Zunahme der Sterblichkeit von 29,5 auf 32,7 auf 100 lebend Geborene im ersten Jahre berechnet. (Die Sterblichkeit der Kinder während des ersten Lebensjahres in Süddeutschland, insbesondere in Bayern von Dr. G. Mayr. Zeitschrift d. k. bayerischen statistischen Bureaus. II. Jahrgang. 1870. S. 201.) In gleicher Weise hat Dr. A. Wolf eine Zunahme der Sterblichkeit der Kinder im Alter von 0—1 Jahr in Erfurt beobachtet. Es starben daselbst im Mittel in den Jahren 1850—59 20,4 pCt., 1860—69 22,1 pCt., 1870—1874 28,7 pCt. (Untersuchungen über die Kindersterblichkeit. Erfurt. 1874. S. 14). Auch in Glasgow bezeugten sorgfältige Erhebungen eine Zunahme der Kindersterblichkeit. In den 5 Jahren 1821—1826 war daselbst die Sterblichkeit der Knaben unter 5 Jahren = 8,08, in den 5 Jahren 1835—1840 = 9,78, von 1865 an sogar 11,48, bei den Mädchen 10,36.

Nach Wappaeus (Allgemeine Bevölkerungsstatistik. II. Theil. Leipzig. 1861. S. 387) und Oesterlen (Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1864. S. 145) ergiebt die Kindersterblichkeit im Alter von 1—5 Jahren in Procenten der Gebornen ausgedrückt:

in Bayern	. . . .	40,52 pCt.,
„ Sardinien	. . . .	36,54 „
„ Preußen·	. . . .	33,93 „
„ Niederland	. . . .	33,54 „
„ Belgien	. . . .	31,74 „
„ Frankreich	. . . .	31,48 „
„ England	. . . .	30,23 „
„ Holstein	. . . .	27,27 „
„ Dänemark	. . . .	26,45 „
„ Schweden	. . . .	26,03 „
„ Norwegen	. . . .	21,99 „
	im Mittel	30,88 pCt.

Demnach starben von 100 Kindern vor Ablauf des 5. Lebensjahres im Mittel 30,88, leben also nach den zuverlässigsten Mortalitäts-Tabellen am Schlusse des 5. Jahres nur etwa noch 65—70. Kaum ins Leben getreten, verläßt es $1/_{10}$ aller lebend Gebornen schon innerhalb des ersten Monats wieder, $1/_5$ vor Ablauf des ersten Lebensjahres, $1/_3$ im Laufe der ersten 5 Jahre, und kaum 7 von 10 erreichen das 6. Jahr. Es scheint, daß in den Ländern mit sehr hoher Sterblichkeit im Säuglingsalter die Kinderjahre 1—5 eine niederere Sterblichkeit haben. Vom 5.—14. Lebensjahre, dem Rest der Kindheit, ist die Sterblichkeit gering und auffallend constant. Sie sinkt vom 5. bis zum 14. Jahre, um von da an wieder zu steigen. Ein Einfluß der Pubertätsentwicklung auf die Sterblichkeit macht sich nicht bemerklich. Nur durch Epidemien des Scharlach, der Masern, des Keuchhustens und der Diphtherie werden zeitweise Schwankungen in der Zahl der Todesfälle in der Altersgruppe vom 2.—15. Lebensjahre verursacht.

Die Höhe der Sterblichkeitsziffer der Kinder ist von verschiedenen Ursachen abhängig. Sie steht zunächst im Verhältniß zur **Häufigkeit der Geburten**. Je größer die Zahl der Geburten ist, welche auf die gleiche Bevölkerungszahl trifft, um so höher ist im Allgemeinen die Kindersterblichkeit. Mayr hat für Bayern in der eben genannten Abhandlung gezeigt, daß Bezirke mit der höchsten Kindersterblichkeit eine außerordentlich hohe Geburtsziffer haben. Während sich diese für das ganze Land auf 37,2 für 1000 Einwohner stellt, steigt sie in der Gruppe der höchsten Kindersterblichkeit auf 43,3 mit einer Schwankung zwischen 41,6 und 45,3. Der Bezirk, welcher die letztere Ziffer aufweist, ist auch derjenige, welcher die höchste Sterblichkeit in Süddeutschland zeigt. So rasch neue Generationen gezeugt werden, ebenso rasch sinkt schon im ersten Lebensjahr fast die Hälfte der Gezeugten ins Grab.

Das Klima und die **Witterungsverhältnisse der Jahreszeiten** sind von Einfluß auf die Kindersterblichkeit und zwar sind es besonders die Extreme der Temperatur, die sich als schädlich erweisen. Von weniger Bedeutung ist die Elevation über dem Meere. Besonders die Kälte vermehrt nach Lombard (Traité de Climatologie médicale. Paris 1877. Tome I. p. 498) die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Monaten ihres Lebens. In der ganzen Polarzone ist das Mortalitätsverhältniß der Kinder sehr hoch. In Archangel starb nach Richter (Versuch einer medicinischen Topographie von Archangel. Dorpat 1828) die Hälfte

aller Gebornen vor Ablauf des ersten Lebensjahres. Sie gehen häufig an Convulsionen und Trismus zu Grund, in Rußland oft 20 pCt., mehr noch auf der Insel Westmannöe bei Island. Dort starben früher 62 pCt. aller Gebornen in den ersten 14 Tagen ihres Lebens an Convulsionen, jetzt seit Errichtung einer Gebär- und Kinderpfleganstalt nach Dr. Schleißner noch 28 pCt. (Oesterlen S. 148). Nach den Beobachtungen französischer Aerzte, wie Boudin, Martin und Folley, ist die Sterblichkeit der Kinder der Europäer und Creolen in Algerien wenigstens viermal so groß als in Frankreich und England.

Nach Lombards statistischer Zusammenstellung über den Einfluß der verschiedenen Klimate auf die Kindersterblichkeit (a. a. O. p. 491) trifft dieselbe im Norden und im Centrum Europa's vorzugsweise auf den Winter und Frühling, in südlichen Ländern aber mehr auf den Sommer und Herbst. Nach den in jüngster Zeit zahlreich erschienenen Untersuchungen über diesen Gegenstand fällt bei uns in Deutschland das überwiegende Absterben der Kinder in die heiße Jahreszeit Juli, August und September. Die in der Zeit, besonders in sehr warmen Sommern, herrschenden Darmkatarrhe und Brechdurchfälle raffen überall: in Berlin, Hamburg, Stettin, Erfurt, Weimar und München, Kinder im Säuglingsalter in großer Zahl hinweg. Wolf hat für Erfurt nachgewiesen, daß die wärmeren Sommer durchgängig hohe Sterbeziffern bei Kindern hatten. So berechnete auch Escherich für einen Grad Wärme über das Mittel hinaus eine Steigerung der Säuglingssterblichkeit um 1,3 pCt., für 2 Grad um 5—5,5 pCt. In gleicher Weise constatirte Baginsky für Berlin den Parallelismus der Säuglingssterblichkeit mit dem Steigen der Lufttemperatur. Man hat die den Kindern so verderblichen Sommerdiarrhöen außerdem auf eine Infection durch Bodengase, Bodenpilze, inficirtes, der Kindermilch zugesetztes Trinkwasser von anderen Seiten auf verdorbene Milch zurückzuführen versucht.

Von einigen Beobachtern ist der Versuch gemacht worden, der Höhe der Wohnorte über dem Meere einen entscheidenden Einfluß auf die Kindersterblichkeit zuzuschreiben. Solchen war Escherich bestrebt für Bayern, von Sick in Württemberg und Ploß in Sachsen nachzuweisen. Dieser Einfluß der höheren Lage könnte doch nur, wie Escherich hervorhebt, darin begründet sein, daß schnellere Temperaturwechsel und stärkere Windströmungen, die derselben zukommen, das kindliche Leben benachtheiligen. Ein Blick auf die der obengenannten Abhandlung von Mayr zu Grunde liegende kartographische Darstellung der Kindersterblichkeit in Süddeutschland zeigt, daß die Höhe über dem Meere kein entscheidendes Moment für dieselbe sein kann. In Oberbayern wie in Niederbayern, in beiden fränkischen Kreisen und in der Oberpfalz nimmt nach dieser die Sterblichkeit mit der Abnahme der Elevation in steigender Progression zu. Auch Ploß hat in einer zweiten, im Archiv des Vereins für gemeinschaftliche Arbeiten zur Förderung der wissenschaftlichen Heilkunde erschienenen Abhandlung über die Kindersterblichkeit und ihre Beziehung zur Elevation des Bodens, sowie zur Fruchtbarkeit und Beschäftigungsweise der Bevölkerung auf Grund spezieller Nachweisungen für Sachsen der Bodenerhebung nur einen beschränkten Einfluß zugestanden und glaubt, daß sich die mit der letzteren wechselnde Kindersterblichkeit zum großen Theile aus einer Differenz in der Ernährungsweise erklären läßt.

Mehr als Klima und Höhenlage äußern die Lebensverhältnisse, Kulturzustände und vor Allem die Ernährungsweise Einfluß auf die Kindersterblichkeit. So sind die günstigen Absterbeverhältnisse in dem nördlich gelegenen Schweden und Norwegen neben der niedern Geburtsziffer bedingt durch günstige sittliche und materielle Zustände auch in den niedern Schichten der Bevölkerung. Aus den statistischen Berichten aller Länder ist zu ersehen, daß die Größe der Kindersterblichkeit im Verhältniß steht zu Wohlstand oder Armuth der Bevölkerung. Der Druck der Armuth lastet noch schwerer auf den Kindern als auf den Erwachsenen. Sterben von 100 Neugeborenen der wohlhabenden und gebildeten Klassen 10—20 vor Ablauf des fünften Lebensjahres, so gehen in den ärmern von Fabrik- und Handarbeit lebenden Familien 30—60 innerhalb dieser Altersperiode zu Grunde, in Fabrikstädten wie Lille, Mühlhausen, Manchester sogar 90. In Sachsen betrug die Kindersterblichkeit nach Engel in vorwiegend industriellen und commerciellen Bezirken 40,9 pCt., in vorwiegend ackerbautreibenden nur 33,4 pCt. der Gesammtsterblichkeit. Während nach Clays Berechnung in England und Wales von 100 Kindern im Durchschnitt 39 starben, starben in Preston von Kindern der Gentry jährlich 17 pCt., von denen des Arbeiterstandes 55 pCt. In München betrugen die Antheile des ersten Jahresfünftes an der Gesammtzahl der Sterbefälle in dem zuletzt verflossenen Jahre 1877

in der Gruppe der Gewerbegehilfen .	66,74
selbständigen Gewerbtreibenden . . .	63,60
persönlichen Dienstleistung	58,00
Dienstboten	41,92
Gelehrten und Künstler	41,90
Beamten	41,10
Militärs	33,03
Privatiers	14,29 pCt.

(Bericht des magistratischen statistischen Bureaus über die Aenderungen in der Bevölkerungszahl Münchens durch Geburten, Sterbefälle, Zuzug und Wegzug während des Jahres 1877, S. 43). Es sind in den Städten zum großen Theile die Wohnungsverhältnisse, welche bei dem ärmern Theile der Bevölkerung die Widerstandskraft gegen krankmachende Einflüsse schwächen. In engen Straßen und schlecht gelüfteten Wohnungen großer Städte steigert sich die Kindersterblichkeit in einem der Ziffer der Findelhäuser sich annähernden Maße. Die große Zahl der verkümmernden unehelichen Kinder, die der mütterlichen Pflege entbehrend gegen Bezahlung von armen Leuten übernommen werden, rührt zum Theil von der schlechten, unreinen Luft in den mit Kindern und Erwachsenen überfüllten Stuben her, in denen sie aufgezogen werden. Die Thatsache der auffallend größern Sterblichkeit der unehelichen außerhalb der Familie aufwachsenden Kinder während des Säuglingsalters im Vergleich zu den ehelichen ist in allen Ländern bekannt. So giebt die officielle Statistik Frankreichs für die Jahre 1861—65 eine Säuglingssterblichkeit für die ehelichen Kinder von 16 pCt. der Gestorbenen, für die unehelichen aber 32 pCt. und in den Jahren 1870—1875 für erstere den Procentsatz 14, für die unehelichen 32 an. Auch Schweden hat bei seiner geringen Kindersterblichkeit überhaupt für die unehelichen eine Sterblichkeitsziffer von 25 pCt.

Unter den Krankheiten, welche den Tod der Kinder im ersten Lebensjahre verursachen, nehmen Verdauungsstörungen die erste Stelle ein. Darunter sind nicht nur Katarrhe des Darmkanals und Brechdurchfälle zu rechnen. Auch andere Krankheitsformen, namentlich Gehirn- und Nervenzufälle (Krämpfe und Fraisen) verdanken Verdauungsstörungen ihre Entstehung. Todesfälle durch Gehirn- und Nervenzufälle sind ja auch, wie wir dieses oben für Darmkatarrhe und Brechdurchfälle angaben, am häufigsten im Sommer und Herbst. Nach statistischen Mittheilungen muß man 40—70 pCt. aller im ersten Jahre gestorbenen Kinder als Opfer von Verdauungsstörungen betrachten. Die große Mehrzahl derselben stirbt an unstillbarer Diarrhoe, welche nach kürzerer oder längerer Frist zu Marasmus führt. Diese Diarrhoe, welche die wichtigste Erscheinung des bei Säuglingen so häufig vorkommenden Magen-Darmkatarrhs ist, wird bei denselben, wenn sie künstlich mit Mehlbrei, anderen Amylaceen oder schlechter Milch aufgezogen werden, durch diese in saure Gährung übergehende Nahrungsmittel hervorgerufen und unterhalten. Die Kinder riechen dabei sauer aus dem Munde, scheuen sich satt zu trinken, weil sie bei Ausdehnung des Magens Schmerzempfindung haben, erbrechen die ungeeignete Nahrung, haben häufige, gelbgrüne, dünne flockige Darmentleerungen mit Schmerzen, wobei sie die unteren Extremitäten an den Leib anziehen. Rasch schwindet bei der Fortdauer der Diarrhoe das Fettpolster am ganzen kindlichen Körper (besonders im Antlitz, das ein greisenhaftes Aussehen bekommt). Unter peinlicher Unruhe und großen Qualen erlischt nach kurzer Zeit das Leben. Nur ausnahmsweise werden Kinder an der Mutterbrust, oder solche, die von Ammen gestillt werden, von Darmkrankheiten befallen.

Das sicherste Mittel zur Verhütung des Darmkatarrhs und der durch denselben eingeleiteten Abzehrung ist nach der übereinstimmenden Erfahrung der Aerzte unter allen Himmelsstrichen die naturgemäße Ernährung der Neugebornen an der Brust der Mutter oder einer gesunden Amme. Die Statistik hat auf Grund der Beobachtungen über die Sterblichkeit künstlich aufgefütterter Kinder nachgewiesen, welch' große Lebensbedrohung die Entziehung der Mutterbrust für die Kinder mit sich bringt. In Schweden, das durch eine sehr geringe Kindersterblichkeit ausgezeichnet ist, stillen fast alle Mütter, selbst die der reichen Klasse, ihre Kinder. Ebenso soll, nach einer Mittheilung von Dr. Burke, in Irland die künstliche Ernährung der Kinder fast ganz unbekannt, und dabei trotz der ungünstigen allgemeinen wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse die Sterblichkeit der Kinder außerordentlich gering sein. Mayer hat den entscheidenden Einfluß der falschen Ernährung auf die hohe Kindersterblichkeit in einzelnen Theilen Bayerns nachgewiesen. In der Pfalz, wo die Mutterbrust ungewöhnlich lange gereicht wird, in Oberfranken und den nördlichen Theilen von Mittelfranken, wo die Mütter in der Regel ihre Kinder stillen, findet sich eine mäßige Kindersterblichkeit im Vergleich zu den südlichen Kreisen Bayerns: im ehemaligen Fürstbisthum Eichstädt, in Nieder- und Oberbayern und Schwaben, wo die Auffütterung mit Mehlbrei, Milch und Gerstenwasser üblich ist.

Die Ursache der künstlichen Ernährung ist in den meisten Fällen die Unfähigkeit der Mütter zum Stillen. So zeigen in der That die Organe für dasselbe bei vielen Frauen in Bayerns Hauptstadt eine mit ihrem sonstigen kräftigen, wohl-

genährten, saftreichen Körper nicht im Verhältniß stehende Verkümmerung. Dieselbe scheint von der lange in Oberbayern üblich gewesenen künstlichen Ernährung der Kinder und von dem bis vor wenig Decennien bei der bürgerlichen und ländlichen Bevölkerung gewohnten Tragen von engen, die Brüste zusammendrückenden sogenannten Schnürmiedern herzurühren. Wie andere Organe, z. B. die Muskeln, wenn sie nicht gebraucht werden, schwinden, so auch die Brüste. Es ist daher wohl erklärlich, daß die Brüste, wenn, wie in Oberbayern und Schwaben, bei den Frauen das Nichtstillen mehrerer Generationen hindurch Regel geworden ist, ihre physiologische Function verlieren und schwinden. Das in den Mädchenschulen eingeführte Turnen wird, nachdem das oben genannte verderbliche Kleidungsstück bei der Stadtbevölkerung mehr und mehr aus der Mode gekommen ist, günstigen Einfluß auf die Entwicklung dieser Organe wie des ganzen Körpers bei dem Heranwachsen der weiblichen Generation äußern. Dazu darf keine Gelegenheit ungenützt gelassen werden, um die Mütter durch Belehrung und Ermahnung zum Selbststillen zu vermögen. Am sichersten für die Erhaltung der Neugebornen, die von ihren Müttern nicht gestillt werden können, wird bei Ersetzung derselben durch eine gesunde Amme vorgesorgt. Doch bringt das Miethen von Ammen ihr eignes Kind in große Gefahr zu Gunsten des aus wohlhabenderem Stande stammenden Pflegekindes. Durch das Ammenwesen wird die allgemeine Kindersterblichkeit durchaus nicht vermindert, wie durch Berichte aus Frankreich bekannt wurde, in welchem Lande die Ammenindustrie am meisten ausgebildet ist. Nach Monot, der im Canton Chateau Chinon, Nievre mit ausgebildeter Ammenindustrie practicirt, betrug in den 12 Jahren 1858—1869 daselbst unter 3950 Entbundenen die Zahl der Ammen, die nach außen, meist nach Paris, gingen, 2710. Die Zahl der in gleicher Zeit im Canton gestorbenen Kinder berechnete sich auf 779, d. i. 33 pCt., und viele der Ueberlebenden waren rhachitisch, scrophulös und für einen frühen Tod prädestinirt. Im Canton fiel die Sterblichkeit der Kinder während der Belagerung von Paris, wo die Ammen zu Hause bleiben mußten, auf 17 pCt. Bessere Erfolge sieht man von der Verbringung schwächlicher Kinder im Säuglingsalter aus übervölkerten Städten auf das Land. Dieselben gelangen bei Ernährung mit guter Kuhmilch, die dort überall zu finden ist, oft bald zu gedeihlicher Entwicklung. In den Städten selbst ist die Beschaffung guter Kuhmilch, des besten Surrogats für Muttermilch, eine der die große Kindersterblichkeit am sichersten beschränkenden Maßnahmen. Leider ist dieselbe an vielen Orten, so in München, wo die Fütterung der Kühe mit Trebern aus Brauereien derselben eine sauere Beschaffenheit verleiht, eine Quelle der Darmerkrankungen der zarten Kinder. Auch Krippenanstalten, in welchen die Kinder von Arbeiterfamilien am Tage, während die Eltern bei der Arbeit vom Hause abwesend sind, gute Nahrung und Pflege finden, haben sich zur gesunden Erhaltung der Neugebornen vortheilhaft erwiesen. Von viel geringerem Einfluß auf die Sterblichkeit der Kinder als die Verdauungsstörungen zeigen sich die Krankheiten der Athmungsorgane. Auf die Zahl der Todesfälle an denselben äußern klimatische Verhältnisse unbestreitbaren Einfluß. So kommen nach einer Zusammenstellung von Pfeiffer von 100 Todesfällen der Säuglinge in Berlin 8, in Tübingen 25,3, in Thüringen 28 auf diese Krankheitsformen. Auf der Höhe des Thüringerwaldes tritt nach der Beobachtung des obengenannten Arztes Luftröhrenentzündung (Bronchitis)

bei Kindern viel häufiger und gefährlicher auf, während dort Krankheiten der Verdauungsorgane seltener zu sein scheinen. Hirn- und Nervenkrankheiten mit großer Mortalität (40 pCt.) der Erkrankten reihen sich an die Krankheiten der Athmungsorgane. Sie kommen beide in gesteigerter Häufigkeit nach dem Säuglingsalter und in den späteren Kinderjahren zur Beobachtung. In diese Jahre fallen auch die Infectionskrankheiten: Keuchhusten, Pocken, Masern, Scharlach, Diphtherie, Cholera und Typhus. Es steht zu hoffen, daß der bei herrschenden Epidemien dieser Krankheiten bedeutende Antheil derselben an der Sterblichkeitsziffer des kindlichen Alters mit dem Fortschreiten unserer Erkenntniß ihrer Ursachen und der Mittel zu ihrer Verhütung sich verringern wird.

Aus dem Gebiete der Electricität.

Von
Edmund Reitlinger.
Wien.

Die Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts erwecken beinahe den Anschein, als ob zwischen den beiden physikalischen Großmächten Licht und Electricität ein förmlicher Wettkampf stattfinden würde, welche von ihnen dem Fortschritt der Menschheit größere Dienste leiste. Um nur Einiges vom Wichtigsten zu erwähnen, zerlegte man zwar mittelst der Voltasäule, erfunden 1800, schon im ersten Decennium unseres Jahrhunderts die bis dahin unzersetzten Alkalien und alkalischen Erden und gelangte so zum wahren Systeme chemischer Elemente. Doch entdeckte man jene Stoffe damals noch nicht, welche durch ihre zu geringe Quantität neben anderen verborgen werden. Dazu mußte der Chemiker nicht bei der Electricität, sondern beim Licht Hülfe suchen — erst das Spectroskop offenbarte auch die nur in sehr kleinen Mengen vorkommenden Grundstoffe. Aber nicht nur mit der electrochemischen Zersetzung, sondern auch mit der merkwürdigsten aller durch den Voltastrom ermöglichten Erfindungen, mit der electrischen Telegraphie wetteifert die Spectralanalyse. Während für die Gedankenmittheilung des Telegraphen alle irdischen Entfernungen verschwinden und ihr auch die Oceane keine Schranken setzen, überbrückt das Spectroskop sogar die Millionen Meilen des Aethermeeres und weist irdische Stoffe in fernen Himmelskörpern nach. So findet ein rastloser Wettstreit zwischen Licht und Electricität statt, wie zwischen England und Rußland im Kampfe um die Herrschaft in Asien. Neuestens erhielten auch jene optischen Erfindungen aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, welche die Grenzen unseres Gesichtssinnes so sehr über ihr natürliches Maß erweitert haben, das Teleskop und das Mikroskop, electrische Rivalen: das Telephon und das Mikrophon. Hört man mittelst des ersteren Musik und Rede aus meilenweiter Ferne, so ist dagegen letzteres bestimmt, schwächste Schallerregungen, welche ihre zu kleine Intensität dem unbewaffneten Ohr entzieht, wie z. B. die Fußtritte einer Fliege, wahrnehmbar zu machen. So leisten sie dem Ohre, was Teleskop und Mikroskop dem Auge, oder werden es wenigstens leisten, wenn sie auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung angelangt sein werden. In Bezug auf das Nützliche und Wunderbare ihrer Anwendungen sind also Licht und Electricität glückliche Rivalen. Damit steht in auffälligstem Gegensatze die Erklärung ihrer Erscheinungen.

Wir können hier auf die Undulationstheorie des Lichtes nicht näher eingehen. Aber wir wollen in Erinnerung bringen, daß sie in Form und Inhalt nur von der Gravitationslehre übertroffen wird. Selbst so verwickelte Phänomene, wie die Farbenringe der Krystalle im polarisirten Lichte, lassen sich der Gestalt und Färbung nach aus ihr ableiten und auch bei den weniger vollendeten Partien leitet sie auf den richtigen Weg. Vor Allem aber begründet sie eine klare und anschauliche Vorstellung vom Wesen des Lichtes. Wie ganz anders steht es mit der Electricität. Hier behelfen wir uns mit Theorien und Vorstellungen, von deren Unwahrheit die meisten Physiker überzeugt sind, die man aber als magische Formeln weiter benützt, weil sie zu allen jenen zauberhaften Anwendungen genügen, welche wir eingangs erwähnten und auf welche unser Jahrhundert mit Recht stolz ist. In ihnen feiert der erfindende Menschengeist seine höchsten Triumphe; doch mußten jedesmal Entdeckungen den Erfindungen die Fackel vorantragen: ohne Galvanismus kein Telegraph, ohne Induction kein Telephon. Also werden wir die Frage, warum das Wesen der Electricität uns so verborgen blieb, während deren Anwendung die höchsten Erfolge erzielt, keineswegs dahin beantworten können: weil unsere Zeit mehr eine Zeit der Erfindungen als der Entdeckungen sei. Dies ist um so unmöglicher, als unserer Zeit eine der größten aller Entdeckungen, die des Gesetzes der Erhaltung der Kraft, angehört. Wohl aber scheint uns auch für die Wissenschaft der bekannte Ausspruch zu gelten, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin sei. Ja mit noch viel größerem Rechte, als in der Politik. Denn in der Wissenschaft kann nicht der Wahnsinn eines oder weniger Individuen so störend in die folgerichtige Entwicklung eingreifen, als in der politischen Geschichte der Völker. Heißt Jemand heutzutage die Erde stillestehen und streitet wider Kopernikus, so schädigt er doch nur sich selbst und sonst Niemand.

In unserem Falle ist es nun gerade die Geschichte der Optik, von der wir glauben, daß sie nützliche Winke giebt. Eine Erfindung, ebenbürtig den electrischen unseres Jahrhunderts, war die optische des achromatischen Fernrohres; sie geschah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Was Newton für unmöglich erklärt hatte, war ihr gelungen. Dennoch führte sie wohl zu mancherlei mathematischen Theorien, aber zu keiner besseren Aufklärung über das Wesen des Lichtes. Dazu bedurfte es zahlreicher Experimente über Interferenz des gewöhnlichen und des polarisirten Lichtes. Auf diesem der Anwendung fernliegenden Gebiete wurden die merkwürdigen Thatsachen gefunden, mit deren Hülfe man, wenn auch mit Mühe und erst nach und nach, zu den richtigen Vorstellungen gelangte. Hiezu waren solche Thatsachen erforderlich, welche aus den bis dahin allgemein angenommenen Voraussetzungen nicht abgeleitet werden konnten, wie daß zwei zusammentreffende Lichtstrahlen aus einer und derselben Quelle einander bald verdunkeln, bald verstärken, oder daß man durch Doppelbrechung und andere Mittel den Lichtstrahlen eine je nach der Richtung der Ebene, die man durch sie legt, verschiedene Beschaffenheit ertheilen könne ꝛc. Mochten auch jene Voraussetzungen für die Lehren der Katoptrik und Dioptrik ausreichen und bei der Construction optischer Instrumente die trefflichsten Dienste leisten, das Wesen des Lichtes konnte nur aus Erscheinungen gefolgert werden, für welche die frühere Auffassung des Lichtstrahles nicht genügte. Sollte nicht etwas Aehnliches auch bei der Electricität stattfinden? Hier genügt es, für die praktischen

Zwecke zwei electrische Materien anzunehmen, deren Theilchen sich nach einem gewissen mathematischen Gesetze anziehen, wenn sie ungleichnamig sind, und abstoßen, wenn gleichnamig. Indem das mathematische Gesetz die relative Bewegung, beziehungsweise Ruhe der Theilchen berücksichtigt, umfaßt es Electrostatik und Electrodynamik. Eine weitere Verschiedenheit der beiden Materien wird nicht vorausgesetzt. Wenn nun aber Thatsachen existiren, welche bei der übrigens sehr fraglichen Annahme der zwei Materien eine wesentlich verschiedene Beschaffenheit derselben beweisen würden, sagen wir in der Art, wie sie zwischen zwei chemisch verschiedenen Stoffen stattfindet, wie kann man, wenn man nur die Consequenzen der erwähnten einfacheren Annahme, sei es mathematisch oder experimentell verfolgt, je hoffen, das Wesen der Electricität richtig zu erfassen? Dies ist ebenso unmöglich, als aus dem unpolarisirten Lichtstrahle dessen Transversalschwingung zu erschließen. Nun giebt es aber solche Thatsachen, die jedoch im Allgemeinen ebenso stiefmütterlich behandelt werden, wie, um bei unserer Parallele zu bleiben, Beugung und Doppelbrechung des Lichtes im vorigen Jahrhunderte. Nicht daß man die Funde von Grimaldi, Bartholin und Huyghens todt schwieg, aber man legte ihnen nicht die verdiente Bedeutung für die Frage nach dem Wesen des Lichtes bei. Man erwähnte sie so flüchtig in Hand- und Lehrbüchern, wie gegenwärtig die Lichtenbergischen Figuren, das positive und negative electrische Licht oder überhaupt irgend welche Artunterschiede der positiven und negativen Electricität. Dennoch glichen sie in unserem Jahrhunderte der dreisprachigen Inschrift von Rosette und entschleierten die Hieroglyphen des Lichtes. Und so macht uns auch die geringe Beachtung, welche heutzutage den Artunterschieden der positiven und negativen Electricität gezollt wird, in unserer Ueberzeugung nicht irre, daß dieselben die Staarbrille liefern werden, um das Wesen der Electricität zu erblicken. Man kann die sämmtlichen hierher gehörigen Erscheinungen kurz als die der Electropolarität zusammenfassen. Indem wir uns dieser Bezeichnung bedienen, wagen wir den Ausspruch: Die Electropolarität ist bestimmt, für die Electricitätslehre das zu werden, was die Polarisation des Lichtes für die Optik war.

Kurz nachdem der Verfasser dieser Zeilen selbständige Experimentaluntersuchungen auf dem Gebiete der Electricität begonnen hatte, vor beinahe zwanzig Jahren, gewann er bereits die eben ausgesprochene Ueberzeugung. Von ihr geleitet, stellte er jene Experimentalforschungen über Lichtenbergische Figuren und andere Artunterschiede der positiven und negativen Electricität an, welche in den Berichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien aus den Jahren 1860 — 1862 enthalten sind. Die hohe Bedeutung des Gebietes selbst vertrat er 1861 und 1863 in populären Vorträgen, veröffentlicht in den Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien (1. u. 3. Bd.). Doch litten diese Arbeiten sämmtlich unter der Ungunst des Gegenstandes. Wenn wir aber demselben gerade jetzt einen Aufsatz in diesen Blättern widmen, so veranlassen uns hierzu verschiedene Umstände. Der eingangs erwähnte Contrast zwischen theoretischer Erklärung und praktischer Anwendung electrischer Erscheinungen ist auffällig genug geworden, um jeder Andeutung über eine Abhülfe Theilnahme zu sichern; auch hat sich die Beachtung des Gebietes gesteigert und wurden in den letzten Jahren verschiedene einschlägige Untersuchungen von hervor-

ragenden Forschern angestellt; vor Allem jedoch griffen wir zur Feder, weil es heuer hundert Jahre ist, seit der wichtigste Fortschritt auf diesem Gebiete stattfand, seit der geistreiche und tiefsinnige deutsche Physiker Lichtenberg die nach ihm benannten Figuren entdeckte. Lichtenberg ist ein Mann, auf den die deutsche Nation allen Grund hat, stolz zu sein. Beinahe alle großen deutschen Gelehrten von Leibnitz bis Liebig und Helmholtz zeichneten sich dadurch aus, daß sie zugleich Denker, Forscher und Schriftsteller waren. Sie waren keine einseitigen Fachmänner, sondern umfaßten die gesammte Bildung ihrer Zeit; daher wirkten sie auch nicht nur auf Berufsgenossen, sondern auf die Nation. Der hervorragendsten und eigenthümlichsten Einer in dieser Richtung war aber Lichtenberg, der berühmte Ausleger Hogarths, der witzige Satyriker, welcher Faselei und Schwärmerei unbarmherzig verspottete, während er in edler Begeisterung die Segnungen einer geläuterten Naturerkenntniß weiteren Kreisen zugänglich zu machen strebte. Als selbständiger Forscher war er erfindungsreich und sorgfältig. Kein Umstand entging seiner Beachtung, und dieser glücklichen Eigenschaft eines Experimentators verdankte er die merkwürdigste seiner Entdeckungen, die der Lichtenbergischen Figuren. Längst aber schien es uns, als ob man nur aus der Noth eine Tugend mache, wenn man die erste Thräne des Neugebornen oder den letzten Seufzer des Sterbenden der Säcularfeier eines großen Mannes zu Grunde legt. Soll diese auf offenem Markte und von der ganzen Nation begangen werden, so liefern wohl nur Geburt und Tod die geeigneten Momente. Auch die eifrigsten Verehrer Lichtenbergs werden kaum erwarten, daß er je zum Helden einer solchen Feier auserseheu werde. In auserwähltem Kreise, vor den Lesern dieser Blätter, seiner zu gedenken, ist aber sicher das Säcularjahr seiner größten Entdeckung ein passender Anlaß. Nahe legt es auch die Frage: was aus der durch ihn geschehenen Aussaat geworden sei, und wie weit die Ernte den von ihm gehegten Erwartungen entsprochen habe.

Schon vor einigen Jahren veröffentlichte Professor M. Kuhn im Programm der Schottenfelder Ober-Realschule zu Wien eine Monographie: „Ueber die Lichtenbergischen Figuren. (Ein Jahrhundert nach ihrer Entdeckung)." Dieselbe beantwortet die obige Frage eben so gründlich, als vollständig. Indem wir bezüglich alles Uebrigen auf diese Schrift verweisen, können wir hier nur einen Punkt ins Auge fassen. Lichtenberg theilte seine Entdeckung unter dem Titel mit: „Von einer neuen Methode, Natur und Bewegung des electrischen Fluidums zu erforschen." Der große Physiker glaubte also durch seine Entdeckung einen Weg eröffnet zu haben, das Wesen der Electricität selbst zu erkennen. Dennoch wird sie heutzutage kaum je einmal bei der Discussion electrischer Theorien und Vorstellungen erwähnt. Wie ganz anders verhielt es sich damit in den ersten Decennien nach der Entdeckung! Damals waren es geradezu Beobachtungen an Lichtenbergischen Figuren, wodurch die Holländer Paets van Troostwijk und Krayenhoff Franklins unitarische Hypothese, der Schwede Ekmark dagegen Symmers Dualismus beweisen wollten. Daß man die principielle Bedeutung der Lichtenbergischen Figuren immer mehr verkannte, dazu mochte auch der Berliner Akademiker Rieß, der berühmte Kenner der Reibungselectricität, beigetragen haben. Er faßte ihre Formverschiedenheit als eine nur secundäre Erscheinung auf. Bekanntlich entstehen die Lichtenbergischen Figuren, wenn eine electrische Entladung gegen eine isolirende Platte stattgefunden hat. Wird kurz darauf

die Platte mit Staub bestreut, so bildet dieser einen strahligen Stern, wenn die Entladung positiv war, eine runde Figur, eine Kreisscheibe aber, wenn negativ. Villarsy lehrte bei der Bestäubung ein Gemenge von Schwefel- und Mennigpulver anwenden. Dadurch erhält man alle strahligen Sterne gelb und alle Kreisscheiben roth. So hat man gewissermaßen vor Augen, daß Lichtenberg mit der Annahme im Rechte war, die Formverschiedenheit der Figuren sei an den electrischen Gegensatz gebunden. Nach der herrschenden Lehre fällt der electrische Gegensatz mit einem mathematischen zusammen, der sein Symbol durch + und — findet. Beweist nicht schon der Unterschied der positiven und negativen Figur in Form und Ausdehnung das Ungenügende dieser Lehre? Rieß verneint. Nach ihm entstehen nur bei discontinuirlichen Entladungen, welche aus mehreren Partialentladungen bestehen, Staubfiguren. Da treibt nun die erste Partialentladung feuchte Luft gegen die Platte, wodurch diese, entsprechend Faradays Versuchen, negativ electrisirt wird. Daher wird sich die nachströmende Electricität verschieden ausbreiten, je nachdem sie positiv oder negativ. Im ersten Falle wird ein leichtes Ausbreiten stattfinden, im letzteren aber ein Zurückdrängen und Eindämmen. Dadurch entstehe die größere Ausdehnung der positiven Figur gegenüber der negativen unter sonst gleichen Umständen, sowie die strahlige Form der ersteren und die runde der letzteren. Beim Lullin'schen Versuche befindet sich zwischen zwei einander nicht gegenüberstehenden Metallspitzen ein Kartenblatt. Im Falle einer Funkenentladung wird letzteres an der von der negativen Spitze berührten Stelle durchbohrt. Auch diesen Versuch erklärt Rieß in der angegebenen Weise. Ja sogar den Unterschied der positiven und negativen Lichterscheinung sucht er durch die Annahme begreiflich zu machen, daß in einer ersten Partialentladung feuchte Luft gegen trockene getrieben und so letztere negativ electrisirt wird. Man fühlt sich an Biots Versuch, die Erscheinungen des polarisirten Lichtes aus der Emanationstheorie abzuleiten, erinnert. „Sehr scharfsinnig, aber viel zu künstlich, um wahr zu sein," ruft man bei flüchtigster Kenntnißnahme solcher Theorien aus. Man braucht nur die feinen gelben Aestchen der positiven Figuren neben den rothen runden Beeren der negativen mit unbefangenem Blick zu betrachten, um bereits für die Formverschiedenheit der Figuren die Erklärung von Rieß nur wenig gelungen zu finden.

Zu ihrer gänzlichen Widerlegung führten Untersuchungen, welche der Verfasser dieses Aufsatzes 1860—62 angestellt und in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hat. Es ergab sich, daß die Figuren bei Luftverdünnung im umgekehrten Verhältnisse des Luftdruckes größer werden, ein Gesetz, welches W. v. Bezold in seiner Abhandlung: über das Bildungsgesetz der Lichtenbergischen Figuren, vollinhaltlich bestätigt fand. Daraus folgt aber, daß der Entladungsvorgang in der Luft die ursprüngliche Ursache für Größe und Form der Figuren ist. Es unterscheiden sich daher Staubfiguren und Lichtbüschel nur durch die Art und Weise, wie man sie wahrnimmt; bei letzteren leuchten die electrisirten Theilchen, bei ersteren theilen sie ihre Electricität der isolirenden Platte mit. Hier bleibt sie haften und zeigt so bei der Bestäubung nachträglich dem Auge, was während des Vorganges selbst unsichtbar geblieben war. Nun sind aber die Lichtbüschel je nach der Luftart verschieden. Nach dem Gesagten müssen es also auch die Lichtenbergischen Figuren sein. Deshalb untersuchte der Verfasser die

Figuren in Luft, Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlensäure. Die Uebereinstimmung mit den Lichterscheinungen war vollständig. So war die positive Figur ebenso wie das positive Lichtbüschel in Wasserstoffgas reicher und schöner verästelt, als in Luft; dagegen in Kohlensäure dürftiger und weniger ausgebildet. Wichtig war, daß bei Kohlensäure sich der Unterschied der Formen erhielt, während die positive Figur von der negativen unter sonst gleichen Umständen an Ausdehnung übertroffen wurde. Da konnte nun doch unmöglich, wie Rieß wollte, ihre strahlige Form von einer leichteren Ausbreitung herrühren. So folgte aus diesen und zahlreichen anderen Versuchen, daß die Erklärung von Rieß für die Formverschiedenheit der Figuren unhaltbar sei. Dagegen bestätigte sich durchwegs der innige Zusammenhang zwischen Lichtenbergischen Figuren und electrischen Lichterscheinungen. Dadurch sieht man sich veranlaßt, den electropolaren Unterschied in beiden Fällen aus derselben Ursache, aus dem verschiedenen Entladungsvorgange an der positiven und der negativen Electrode, abzuleiten. Welche nähere Vorstellung aber hat man sich über diesen Unterschied des Entladungsvorganges an den Electroden zu bilden? Hier erwies sich dem Verfasser eine Stelle in Plückers Abhandlungen über die Entladung in gasverdünnten Räumen als fruchtbare Anregung. Um die Spirale des positiven Lichtes in solchen Räumen unter der Einwirkung des Magnetes zu erklären, nahm Plücker an, daß die Theilchen in der Nähe der positiven Elektrode eine eigene Bewegung in der Richtung des Stromes besitzen, die Theilchen an der negativen Electrode aber nicht. Diese von Plücker für einen speciellen Fall ersonnene Annahme fand nun Verfasser in zahlreichen anderen Fällen nicht minder verwendbar. Mit ihrer Hülfe glaubte er die Formverschiedenheit der Lichtenbergischen Figuren, den Unterschied der positiven und negativen Lichterscheinung, den Lullinschen Versuch, ja fast alle Artunterschiede der positiven und negativen Electricität aus einem und demselben Gesichtspunkte begreifen zu können. Näheres hierüber theilte er in zwei 1860 erschienenen Abhandlungen mit*). Schon damals wies er auf die Bedeutung der Annahme für die Theorie hin und erwähnte, daß die unitarische Hypothese eine einfachere Deutung derselben zulasse, als die dualistische.

In Plückers Annahme ist aber Zweierlei enthalten: eine größere Geschwindigkeit der Theilchen an der positiven Electrode und eine bestimmte Richtung ihrer Bewegung. In ersterer Beziehung ist durch eine sehr werthvolle Untersuchung von Wiedemann und Rühlmann aus dem Jahre 1871 ein strengerer Beweis und eine tiefere Fassung gewonnen worden. Hiernach erfordert die Einleitung einer Entladung an der positiven Electrode ein größeres Potential, als an der negativen. Auf diesen Satz lassen sich auch die interessanten Thatsachen zurückführen, mit welchen Herwig's Arbeiten das Kapitel der Artunterschiede in den letzten Jahren bereichert haben. Herwig erwarb sich noch überdies das Verdienst, die fundamentale Bedeutung des obigen Satzes für die Theorie der Electricität hervorgehoben und erläutert zu haben. Aber auch der zweite Theil von Plückers Annahme, der sich auf die Bewegungsrichtung der Theilchen bezieht, ist unentbehrlich. Ohne ihn läßt sich die Formverschiedenheit der Lichtenbergischen Figuren nicht begreifen und das-

*) „Zur Erklärung der Lichtenbergischen Figuren." „Zur Erklärung des Lullinschen Versuches und einiger anderen Artunterschiede der positiven und negativen Electricität." XLI. Bd. d. Sitzungsberichte d. K. Akad. d. Wissenschaften zu Wien.

selbe gilt von zahlreichen anderen Artunterschieden. Er fügt dem mechanischen Momente gewissermaßen ein morphologisches bei. Von einem solchen scheint uns aber in wichtigen Fällen die natürliche Wirkung der Electricität abzuhängen. Näheres hierüber müssen wir einem späteren Aufsatze vorbehalten. Unsere heutige Absicht haben wir erreicht, wenn unsere Leser dem Satze beistimmen: Nur jene Theorie der Electricität wird sich dauernd als wahr behaupten können, welche Plückers Annahme ihrem vollen Umfange nach befriedigt. Dadurch ist aber auch den Lichtenbergischen Figuren ihr ursprüngliches Recht wiedergewonnen; man erkennt neuerdings ihre fundamentale Bedeutung „für Natur und Bewegung" der Electricität an — zur Säkularfeier ihrer Entdeckung.

Zur Zukunft des Brennereibetriebs in der Landwirthschaft.

Von
K. Birnbaum.
Leipzig.

In der Geschichte der Spiritusbrennerei giebt es die folgenden bemerkenswerthen Epochen: bis zum Jahre 1590 kannte man „gebrannte Wasser" nur als Weindestillat oder „Weingeist". Wein und Hefe waren die Materialien zur Darstellung des Destillats und dieses war fast ausschließlich Apothekerwaare. Von da ab verbreitete sich die Getreidebrennerei mit immer häufigerer Anwendung des Destillats als Getränk. Im Jahre 1810 lernte man das Material um die Kartoffel zu vermehren, im Jahre 1850 etwa erhält diese in der Zuckerrübe eine mächtige Concurrentin und im Jahre 1860 giebt es fabrikmäßig hergestellten Spiritus aus Holz, Moos u. dergl. Material.

Im Jahre 1728 sieht man sich in England genöthigt, dem Consum von Branntwein durch eine (Fabrikat-) Besteuerung von 1.1 Mark pro Liter, welche 1735 auf 5.5 Mark erhöht wird, entgegenzuwirken; schon im Jahre 1759 aber hat man die Finanzsteuer. In Frankreich entstand die Steuer auf Spiritus als eine Art von Zehntabgabe schon im Jahre 1659, in Rußland im 16. Jahrhundert durch Monopol, in Oesterreich zuerst als gutsherrliche, dann 1829 als Staatssteuer, in Deutschland unter dem Großen Kurfürsten als Zoll- und Accisetarif. Je mehr der Spiritus als ergiebige Finanzquelle betrachtet wurde, um so mehr Formen gab es, durch welche man die Steuer auferlegte und in allen Ländern, in welchen überhaupt dieses Destillat besteuert wurde, wechselte man zeitweise mit den Systemen. In Deutschland giebt es zur Zeit noch: 1) die Kesselsteuer oder den Blasenzins (in Baden), d. h. die Besteuerung nach dem Inhalt der Kessel, in welchen die alkoholige Masse gekocht wird zum Zwecke der Austreibung des Alkohols in Dampfform mit darauf folgender Verdichtung durch Abkühlung (Alkoholdampf entwickelt sich bei 78, Wasserdampf bei 100° C.); 2) den Malzaufschlag und die Malzsteuer, d. i. die Besteuerung des aus dem Getreide bereiteten Malzes, in Bayern und Württemberg; in letzterem Lande giebt es auch noch eine Gewerbesteuer und eine Steuer für den Kleinverkauf; 3) die Maischraumsteuer, d. i. eine Steuer vom Rauminhalt der Gefäße, in welchen das alkoholige Material der Gährung unterworfen wird, im übrigen Deutschland, und 4) eine Rohmaterialsteuer daselbst, neben

der Maischraumsteuer, erhoben zu verschiedenen Sätzen von Wein- und Obsttrester, Hefen aller Art, Obst, Wachholder, umgeschlagenen Bieren und Zuckerwasser. Alle diese Besteuerungsarten haben ihre Vortheile und ihre Nachtheile; zu den letzteren gehört in erster Linie die, daß die Steuer die verwendeten Materialien nicht völlig gleichmäßig nach Maßgabe des darin enthaltenen oder daraus zu gewinnenden Alkohols (wasserfrei; Spiritus und Branntwein sind Gemische von Alkohol mit mehr oder weniger Wasser) trifft oder die, daß die brauchbaren Materialien nicht gleichmäßig und zum Theil gar nicht zur Fabrikation verwendet werden können. So lange man nur Wein (Bier, Obstwein), Hefe, Getreide und Kartoffeln als brauchbare Materialien kannte, waren die Steuersätze und die Controle ziemlich einfach zu handhaben, viel schwerer aber wurde die Sache, seitdem man weiß, daß man Alkohol erzeugen kann aus jeder Substanz, welche die zur Fabrikation brauchbaren Zuckerarten (Zuckerrüben, Möhren, Zuckerrohr, Maisstengel, Sorghum, Quecken, alle Obstarten, Cactusfrüchte, Krapp, Melasse, Trestern, Honig und Milch) oder Stoffe enthält, welche in Zucker verwandelt werden können (S t ä r k e m e h l, in allen Getreidearten und Hülsenfruchtarten, in den Wurzeln oder Knollen der Kartoffel, Topinambur, Kaiserkrone und Georgine, in Kastanien, Roßkastanien und Eicheln, C e l l u l o s e (Holzfaser), in Holz, Papier, Stroh, Heu, F l e c h t e n s t ä r k e (Lichenin), in Moos und Flechten — ö l b i l d e n d e s G a s u n d W a s s e r —: Mineralspiritus u. s. w.)

Manche der genannten Substanzen eignen sich, selbst wenn die Art der Besteuerung nicht hindernd im Wege stände, der Kosten der Darstellung oder der Geringfügigkeit des Materials wegen, noch nicht zur Fabrikation im Großen, viele aber können mit gleichem Erfolge, wie Kartoffeln und Getreide, zu Spiritus verarbeitet werden und selbst der Gedanke, die vielen Abfallstoffe in den Städten, welche man hier als Unrath entfernen muß, dazu zu verwerthen, liegt nahe genug. Man bringt daher, und auch deswegen, weil die Besteuerung dadurch gerechter auferlegt werden kann, immer mehr darauf, die sogen. F a b r i k a t s t e u e r, in Rußland und Amerika bereits eingeführt und früher schon mehrfach dagewesen, d. h. die direkte Besteuerung des fertigen Produkts, einzuführen. Bis jetzt hat man sich bei uns dazu aus dem Grunde noch nicht entschließen können, weil die Controlapparate, durch welche die Menge des erzeugten Destillats angezeigt werden soll, noch nicht mit genügender Sicherheit arbeiten, d. h. noch nicht so eingerichtet werden können, daß unsere Steuerbehörden sicher vor Betrug sind. Man arbeitet unausgesetzt an deren Vervollkommnung, und es ist nicht zu bezweifeln, daß über kurz oder lang diese Besteuerungsart die alleinige und allgemein eingeführte sein wird. Man muß voraussagen, daß, sowie wir die Fabrikatsteuer haben, die Spiritusfabrikation einer großartigen Umwandlung unterliegen wird. Schon jetzt haben die Vervollkommnung in der Technik und die Höhe der Steuer andererseits es dahin gebracht, daß fast nur noch der Großbetrieb rentabel ist; von Jahr zu Jahr verringert sich die Zahl der Brennereien in Deutschland und vermehrt sich das Quantum des im Durchschnitt von den einzelnen im Betrieb erhaltenen Brennereien erzeugten Quantums. Am sichtbarsten zeigen sich diese Veränderungen in den Brennereien auf Landgütern; viele davon sind schon ganz eingegangen, Hunderte werden gar nicht mehr betrieben und bei Hunderten wissen die Besitzer, daß sie nur noch um der Rück-

stände für die Fütterung, der sogen. Schlempe, willen, fortarbeiten lassen*). Am lebhaftesten interessiren sich daher die Landwirthe für die künftige Art der Besteuerung des Branntweins, jedoch nicht in gleicher Meinung. Alle Landwirthe, welche stärkmehlreiche Kartoffeln, d. h. solche mit wenigstens 21 pCt. Stärke (der Gehalt schwankt, je nach Lage, Boden, Düngung, Behandlung und Sorte von 16 bis 25 pCt., und ebenso der Ertrag pro Hektare, so daß man 12 000 bis 40 000 Kilo ernten kann oder 1 920 bis 10 000 Kilo Stärke) sind lebhaft dabei interessirt, daß die Raumsteuer erhalten bleibt, weil sie im gleichen Rauminhalt der Gährbottiche mit ihrem Material das Maximum von Alkohol concentriren können. Diejenigen Landwirthe, welche, im Gegensatz zu diesen, vorzugsweise in Nordosten heimischen, Collegen, nur Kartoffeln mit geringerem Ertrag an Stärke anbauen können und besonders die, welche Zuckerrüben zu bauen vermögen, haben mit allen anderen Brennern das größte Interesse an der Einführung der Fabrikatsteuer, weil diese es ihnen allein ermöglichen kann, Alkohol aus stärkemehlärmerem oder aus anderweitigem Material aller Art concurrenzfähig zu erzielen. Als Auskunftsmittel hatte man die sogen. fakultative Besteuerung, d. h. die Form vorgeschlagen, daß es jedem Brenner gestattet sein sollte, sich nach Belieben durch Raum- oder Fabrikatsteuer besteuern zu lassen; dieser Vorschlag erscheint undurchführbar; es giebt hier nur das Entweder — Oder und dieserhalb ist es auf dem Kongreß deutscher Landwirthe schon dazu gekommen, daß die mittel-, süd- und westdeutschen Landwirthe sich wegen der Annahme einer Resolution zu Gunsten der Raumsteuer isolirten, beziehungsweise nicht mehr betheiligten. Von da an datirte das Uebergewicht und schließlich die Alleinherrschaft der sogen. Agrarier, welche vorzugsweise aus den Großgrundbesitzern im Nordosten sich recrutiren. Für diese hat die Steuerfrage allerdings eine sehr ernste Bedeutung. Das Getreide lohnt nicht mehr wie vordem, die Schafzucht wird beeinflußt durch die australische Concurrenz, feudale Anschauungen, Indolenz und Unverstand haben viel mit dazu beigetragen, daß die Arbeiterverhältnisse so ungünstig wie möglich geworden sind (Mecklenburg!), an Communicationswegen und Eisenbahnen fehlt es, die Industrie wollen die Herren nicht unter sich aufkommen lassen, und so bleibt denn nicht viel mehr übrig als die Kartoffel in Spiritus umzuwandeln. Die Kartoffel als solche kann nicht weit verfrachtet werden, wenn es durch Fuhrwerk geschehen soll. Die durchschnittlich höchste Ernte von 40 000 Kilo pro Hektar à 25 pCt. Stärke schrumpft als absoluter Alkohol auf 4 150 Kilo zusammen und als Sprit à 75 pCt., wie er in der Regel dort erzeugt wird, doch wenigstens auf 5 200 Kilo, welche also fast 8mal so weit verfrachtet werden können; für die Durchschnittsernten aber kann man wohl die 9—10fache Entfernung annehmen. Mit dem Brennereibetrieb ist der Vortheil verbunden, daß die sämmtlichen Mineralstoffe dem Boden erhalten bleiben, da Spiritus keine solche enthält; im kapitalarmen Lande ohne Handel ein nicht hoch genug zu schätzender Vortheil!

Das Alles muß sich mit der Fabrikatsteuer ändern; zunächst wird diese das Uebergewicht im Brennereibetrieb in die Rübenzuckergegenden verlegen, nach und nach aber dahin es bringen, daß man bei der Erzeugung von Spiritus gar nicht mehr nach der Verwerthung der Abfälle als Futter fragt, d. h. Spiritus aus Materialien,

*) Im Jahre 1875 zählte man im deutschen Reiche, incl. der Reichslande, im Ganzen 63 988 Brennereien, welche 4 534 559 Hektoliter Sprit zu 50 pCt. Alkohol erzeugten.

welche gar nichts mit der Landwirthschaft zu thun haben, en gros machen lernt. Eine Zuckerrübenernte von 50000 Kilo à 10—13 pCt. Rohzucker soll theoretisch 3595 Liter Alkohol geben können, giebt aber bis jetzt nur 2362 Liter (etwa 4310 und 2830 Kilo). Der Hauptvortheil für den Zuckerfabrikanten liegt aber darin, daß er, wenn die Fabrikatsteuer ihm das ermöglicht, die zuckerarmen Rüben und Theile von Rüben zu Spiritus, die daran reichen zu Zucker verarbeiten kann und daß er zur ersteren Fabrikation nur die Destillirapparate anzuschaffen braucht. Ja, er kann mit ausgepreßtem Safte zu Spiritus arbeiten (jetzt verboten) und von solchen Landwirthen, welche nicht selbst Fabriken haben, diesen kaufen oder deren Rüben nur auspressen und ihnen die Preßlinge zurückgeben. Auf alle Fälle arbeitet er billiger und leichter, wie der nordische Landwirth mit großen Massen.

Freilich wird das nur so lange der Fall sein, als Technik und Wissenschaft noch nicht gelehrt haben, Spiritus aus noch billigerem und in noch größeren Mengen zu habendem Material zu bereiten. Das zweite Stadium wird die Spiritusbrennerei im Walde sein, die schon in Schweden en gros betriebene Holzspiritusbrennerei, welcher auch der Rübenbauer die Herrschaft seiner Zeit wird abtreten müssen, wenn nicht früher noch andere Concurrenten auftreten. Die Landwirthe müssen sich also daran gewöhnen, in Zukunft den Spiritusbetrieb nicht mehr zu erlernen zu brauchen — und auch diese „Calamität" wie andere zu überwinden. Zur Krisis braucht es darum nicht zu kommen; Manche aber wird dieser nothwendige Vorgang hart genug treffen und am härtesten die, welche nicht gerüstet dem allmählich sich vollziehenden Umschwung gegenüberstehen. Es wird Zeit, nach und nach daran zu denken, wie der Betrieb ohne Brennerei da, wo diese bis jetzt als unentbehrlich gilt, organisirt werden müßte; es wäre besser, schon jetzt das ins Auge zu fassen, als sich in der Opposition gegen Ereignisse zu gefallen, welche man zwar etwas aufhalten, aber nicht verhindern kann. Auch hier steht das allgemeine Interesse höher, wie das Einzelner, mögen diese selbst zusammen eine stattliche Zahl repräsentiren. Jenes Interesse aber erheischt, die Spiritusproduktion möglichst billig sich gestalten zu lassen und vor Allem die Darstellung aus Materialien, welche nicht mehr auch als Nahrungsmittel für den Menschen in Betracht kommen.

Die Bedeutung des Chlorophylls für das Leben der Pflanze.

Von
J. Wiesner.
Wien.

Der Physiologe unterscheidet scharf zwischen grüner und nicht grüner Pflanze. Und mit Recht. Denn nicht nur die Prozesse der Stoffbildung sind in beiden specifisch verschieden; es bietet die grüne Pflanze zudem eine Reihe von anderen scharf hervortretenden Eigenthümlichkeiten dar, so daß eine Zusammenfassung aller mit grünem Farbstoff begabten Pflanzen in eine physiologische Gruppe völlig gerechtfertigt ist. Für die Bildung „natürlicher" Familien oder anderer größerer Abtheilungen des Pflanzenreichs hat der Besitz an grüner Substanz nichts zu bedeuten, da die Bildung solcher natürlichen Gruppen nothwendigerweise von rein morphologischen Gesichtspunkten aus geschehen muß.

Der tiefgreifende Unterschied, welcher in physiologischer Beziehung zwischen grünen und nicht grünen Gewächsen besteht, muß nicht nothwendig im Besitze, beziehungsweise im Mangel an grüner Substanz, an Chlorophyll, begründet sein. Denn es ist ganz gut denkbar, daß die physiologischen Prozesse, welche die grüne Pflanze ausschließlich beherrschen, nebenher, wenn auch nothwendig zur Entstehung des Chlorophylls führen, welches aber für die Lebensvorgänge der Pflanze selbst ganz bedeutungslos sein könnte. Verhielte sich die Sache in der That so, so wäre die vielbesprochene grüne Substanz nichts als ein äußeres Kennzeichen für die Wirksamkeit bestimmter physiologischer Prozesse in der Pflanze.

Jeder über die Alltagsarbeit der Botaniker hinausblickende Forscher wird diesen nur selten zum Ausdruck gebrachten, wenngleich vollkommen berechtigten Gesichtspunkt nicht aus dem Auge verlieren; wohl aber, so lange eine völlige Entscheidung in der Frage über die wahre Bedeutung des Chlorophyllfarbstoffes nicht zu Stande gebracht wurde, den Forschungen über etwaige Funktionen dieses Körpers mit kritischem Auge folgen.

Seitdem die experimentelle Untersuchung auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie wieder zu neuem Leben erwachte, erfreut sich die Chlorophyllfrage einer seltenen Bevorzugung. Man darf wahrlich schon von einer eigenen Chlorophyllliteratur sprechen, die namentlich in den letzten Jahren sich aufgethürmt hat. Sehr erfolgreich waren die Studien über die Form, in welcher das Chlorophyll in der Zelle auftritt. Es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß dieser Körper in der lebenden Zelle stets an das Protoplasma geknüpft ist. Entweder ist das ganze Plasma oder häufiger bestimmte abgegrenzte Theile desselben, meist kleine rundliche Protoplasmakörperchen mit der Chlorophyllsubstanz tingirt. Daß diese Protoplasmagebilde, z. B. die gewöhnlichste Form derselben, die Chlorophyllkörner, mit Chlorophylllösungen tingirt sind, ist eigentlich selbstverständlich; aber das Lösungsmittel, oder die Flüssigkeiten, in welchen die grüne Substanz aufgelöst in den Chlorophyllkörpern auftreten, wurden noch nicht ermittelt. Bedeutungsvoll war die Auffindung von Sachs, daß unter dem Einflusse des Lichtes in Chlorophyllkörnern Stärke auftritt; sie wurde, wie ich später ausführen werde, zum Ausgangspunkte einer besonderen Theorie der Assimilation.

Mit einem wahren Enthusiasmus hat man sich auf das Studium der optischen Eigenschaften des Chlorophylls geworfen und ganz besonders ist es das merkwürdige Absorptionsspectrum der Chlorophyll-Extracte, welches viele Forscher anlockte. Zumeist wurde aber hier blos descriptiv vorgegangen: es wurde die Zahl und Lage der Absorptionsbänder, welche das Chlorophyllspectrum darbietet, ermittelt; und nur wenige Forscher gingen der physiologischen Bedeutung dieser merkwürdigen Erscheinung nach. Und doch knüpft sich, seit konstatirt wurde, daß die Chlorophyll-Extracte im Wesentlichen dasselbe Absorptionsspectrum liefern wie ein lebendes Chlorophyllkorn, des Interesses genug an diesen Vorgang, bei welchem sichtlich Licht ausgelöscht und in eine andere Arbeitsform umgewandelt wird.

Die chemischen Eigenschaften der Chlorophyllsubstanz wurden vielfach geprüft; allein über die wahre chemische Natur dieses chemischen Individuums ist nichts bekannt, kaum daß man nothdürftig die Grundstoffe kennt, aus welchen es sich aufbaut. Die Schwierigkeit liegt hier zum großen Theile in der Beschaffung der für

chemische Untersuchungen nothwendigen Substanzmenge. Alle, welche sich mit chemischen Arbeiten über das Chlorophyll beschäftigten, mochten sich wohl von der Richtigkeit des Ausspruchs von Berzelius erinnert haben, daß das Laub eines mächtigen Eichbaums zur Noth einige Gramm Chlorophyll liefert. Aber das von diesem großen Chemiker dargestellte Chlorophyll war noch mit fremden Substanzen behaftet. Es ist nicht übertrieben, was Hlasiwitz sagte, daß zu einer Analyse des Chlorophylls als Rohmaterial das Gras einer Wiese nöthig sei.

Die Ansicht, daß das Chlorophyll das erste Assimilationsprodukt, aus den Nährstoffen der Pflanze entstanden, sei, hat man wohl aufgegeben, seitdem man die Entstehung der Chlorophyllkörper in der Zelle direkt verfolgte. Daß dieser Körper, wie man wohl schon früher vermuthete, ich aber erst vor Kurzem bewies*), aus dem in vergeilten Pflanzen vorkommenden gelben Farbstoff (Etiolin), welcher auch als steter Begleiter des Chlorophylls auftritt (Xanthophyll), hervorgeht, führt uns auf eine genetische Beziehung zwischen Kohlenhydrate und dem Chlorophyll, welche von Sachße**) und mir eingehender begründet wurde. Ich habe auch die lange streitige Frage, ob das Chlorophyll eisenhaltig sei, durch ein einfaches Experiment zu lösen vermocht, indem ich zeigte, daß Benzol keinerlei Eisensalze in sich aufnimmt und in einer Benzol-Chlorophylllösung sich kein Eisen zu erkennen gebe, wohl aber in dem Aschenrückstand desselben. Daraus konnte der Schluß gezogen werden, daß das Eisen im Chlorophyll in Form einer organischen Verbindung, in welcher es durch die Reaktionen auf Eisensalze nicht erweislich ist, vorkommt, etwa so wie im Blutlaugensalz. Die Versuche haben aber weiter gelehrt, daß auch das Etiolin, aus welchem das Chlorophyll hervorgeht, und zwar in demselben Sinne wie letzteres eisenhaltig ist. Es liegt auf der Hand, daß man nunmehr schärfer als früher zwischen etiolirten und chlorotischen Pflanzen unterscheiden könne.

Die Untersuchungen, betreffend die physiologische Bedeutung des Chlorophyllfarbstoffes, hatten mit wenigen Ausnahmen den Zweck, die Rolle kennen zu lernen, welche die grüne Substanz bei der Assimilation spielt. Offenbar drängen sich die hierauf bezüglichen Fragen mehr auf, als jene nach der Bedeutung der Absorption des Lichtes im Chlorophyll.

Leider ist trotz eines großen Aufwandes von geistiger Arbeit in ersterer Beziehung nur sehr wenig zu Tage gefördert worden, und auch dieses trägt den Charakter der Hypothese auf der Stirne.

Bekanntlich haben sich Liebig und Rochleder eine Theorie der Assimilation ausgedacht, die bis in die jüngste Zeit viel Anhänger gefunden. Nach dieser Theorie entständen durch Reduction der Kohlensäure und Verbindung der Reductionsprodukte mit Wasser aus letzteren successive organische Säuren von niederem, später von höherem Atomgewicht, endlich Kohlenhydrate. Rochleder, welcher diese Theorie besonders pflegte, stützte sich namentlich auf die berühmte Berthelot'sche Synthese der Ameisensäure, bei welcher durch Addition von Kohlenoxyd und Wasser diese niedrig zusammengesetzte Fettsäure entsteht, und nahm an, daß in der grünen Pflanze unter Mitwirkung des Sonnenlichts zunächst (durch das Chlorophyll) die Kohlensäure zerlegt wird in Kohlenoxydgas und Sauerstoff, der von der Pflanze preisgegeben

*) Die Entstehung des Chlorophylls. Wien. A. Hölder. 1877.

**) Die Chemie und Physiologie der Farbstoffe &c. Leipzig. 1877.

wird, während ersteres mit Wasser zu Ameisensäure zusammentritt. Durch weitere Addition von Kohlenoxydgas oder Kohlensäure und Wasser gehen höhere Säuren, und aus diesen, z. B. aus der Essigsäure durch Polymerisirung, die Kohlenhydrate hervor.

Die Unhaltbarkeit dieser Theorie wurde bald erkannt und es ist heute Jedem, der die Eigenschaften des Chlorophylls kennt, sofort klar, daß im Chlorophyllkorn organische Säuren nicht bestehen können, da dieselben den grünen Farbstoff sogleich zerstören würden. Auch ist bei der Raschheit, mit welcher im assimilirenden Chlorophyllkorn Stärke gebildet wird, anzunehmen, daß diese Körper, wenn nicht direkt, so doch nicht auf so langen Umwegen, wie es die Liebig-Rochleder'sche Theorie fordert, entstehen dürfte.

Die heute herrschende Assimilationshypothese stützt sich auf die oben mitgetheilte Entdeckung von Sachs, wonach im Sonnenlichte Stärke sich innerhalb der Chlorophyllkörner bildet. Theoretisch ist eine direkte Addition von Kohlensäure und Wasser zu einem Kohlenhydrat unter Ausscheidung einer gewissen Menge von Sauerstoff denkbar. Man hat in der That auch angenommen, daß die Stärke in so einfacher Weise aus den Nährstoffen hervorgeht, und fiel so in das andere Extrem, freilich aus demselben Grunde wie früher, weil man den Thatsachen doch zu wenig Rechnung trug. Schon Boussingault hat auf den Umstand hingewiesen, daß die Menge des Sauerstoffes, welche bei der Assimilation im Sonnenlichte frei wird, der angenommenen Zersetzungsgleichung nicht genau entspricht, und Sachs betrachtet die Stärke nicht als das erste, sondern als das erste sichtbare Assimilationsprodukt, welches aus Kohlensäure und Wasser entsteht, wodurch die ganze Theorie wieder in Nebel gehüllt erscheint. Auch leidet diese Theorie oder, richtiger gesagt, diese Hypothese an dem Mangel, daß sie über die Betheiligung des Chlorophylls bei der Assimilation nichts zu sagen weiß.

Weitaus befriedigender ist eine vor mehreren Jahren von A. Baeyer aufgestellte, von pflanzenphysiologischer Seite anfänglich übersehene Hypothese, da sie nicht nur vom chemischen Standpunkte aus völlig berechtigt erscheint, sondern auch mit den anatomischen Thatsachen im Einklange steht. Baeyer nimmt an, daß das Chlorophyll ähnlich so, wie das Haemoglobin der rothen Blutkörperchen, Kohlenoxyd binde. Im Sonnenlichte erfährt, so wird weiter angenommen, die Kohlensäure, welche das Chlorophyll umgiebt, dieselbe Dissociation, wie in hoher Temperatur; sie zerfällt in Kohlenoxydgas und Sauerstoff. Erstere wird vom Chlorophyll gebunden, letztere in Freiheit gesetzt. Die einfachste Reduktion des Kohlenoxyds ist die zum Aldehyd der Ameisensäure (Formaldehyd), wobei einfach nur Wasserstoff aufgenommen wird. Da nun das Formaldehyd, wie Butlerow fand, unter Einwirkung von Alkalien zu einem zuckerartigen Körper wird, so erscheint die Annahme berechtigt, daß im Protoplasma des Chlorophyllkorns, welches gleich dem Cambium (schwach) alkalische Reaction hat, aus dem Formaldehyd ein Kohlenhydrat, z. B. Stärke, welches das Anhydrid des Traubenzuckers ist, entsteht.

Von Sachße ist jüngsthin eine neue Ansicht über die Beziehung des Chlorophylls zur Assimilation vorgetragen worden. Er findet auf Grund bestimmter Reactionen eine genetische Beziehung zwischen Chlorophyll und Stärke und glaubt, daß letztere durch Reduction unmittelbar aus ersterem entstehe.

Man sieht, wie es in dieser wichtigsten Frage der chemischen Physiologie der Pflanzen bestellt ist; kaum, daß man einen Schritt vorwärts thun will, verliert man den Boden der Thatsachen unter den Füßen.

Man glaubte bis vor Kurzem, daß dem Chlorophyll keine andere Rolle zufällt, als die, bei der Assimilation zu fungiren. Die Studien über die physiologische Bedeutung der Lichtabsorption haben aber eine ungeahnte Function dieser merkwürdigen Substanz erschlossen. Man stellte sich anfänglich vor, daß die Arbeit, welche in Folge der Auslöschung des Lichtes im Chlorophyll, wie uns selbe im Absorptionsspectrum des letzteren erscheint, geleistet wird, identisch ist mit der chemischen Arbeit bei der Entstehung der organischen Substanz aus Kohlensäure und Wasser. So sicher es nun ist, daß das Licht, indem es chemische Arbeit leistet, als Licht verschwindet, so sicher ist es, daß die sieben Absorptionsbänder, welche im Spectrum des Chlorophylls erscheinen, mit dieser Leistung nichts zu schaffen haben; denn es wurde auf das Bestimmteste nachgewiesen, daß gerade Antheile des Lichtes, in welchem kein Absorptionsband zu liegen kommt, die größte assimilatorische Kraft besitzen.

Indem der physiologischen Bedeutung dieser Lichtabsorption im Chlorophyll nachgegangen wurde, gelang es nicht nur, dieselbe in befriedigender Weise aufzuklären, sondern gleichzeitig ein Räthsel, welches den Physiologen seit länger als einem Jahrhundert vorlag, zu lösen.

Seit Guettard weiß man nämlich, daß die Pflanzen im Lichte weit mehr transspiriren, als im Dunkeln, selbst unter sonst völlig gleichbleibenden Bedingungen. Spätere Untersuchungen haben diese Thatsachen nicht nur vollauf erhärtet, sondern auch die große Differenz in der Wasserverdunstung, welche eine Pflanze zeigt, indem sie entweder von der Sonne beschienen wird oder im tiefen Dunkel sich befindet, dargelegt. Es tauchte nun der Gedanke auf, ob der von Guettard aufgestellte Satz allgemeine Geltung habe, oder ob er nur für gewisse Pflanzen gelte. Es hat sich da mit Sicherheit herausgestellt, daß diese auffälligen Unterschiede in der Transspiration beleuchteter und dunkel gehaltener Pflanzen nur bei grünen Gewächsen vorkommt. Namentlich wenn eine etiolirte (vergeilte) Pflanze in dieser Hinsicht geprüft, und dann, nachdem man sie rasch ergrünen ließ, was in wenigen Stunden geschehen kann, bezüglich ihrer Transspiration in Vergleich gezogen wird, tritt die Bedeutung des Chlorophylls für die verstärkte Respiration im Lichte mit großer Deutlichkeit hervor. Läßt man nun eine grüne Pflanze in einem Lichte transspiriren, welches eine Chlorophylllösung passiren müßte, so verhält sie sich dabei, als stände sie im Finstern: denn hier wurden jene Lichtstrahlen, welche sonst im Chlorophyll der lebenden Pflanze zur Arbeit herangezogen werden, in der Chlorophylllösung ausgelöscht. Prüft man nun ein Pflänzchen im objectiven Spectrum auf die Stärke der Transspiration, so erkennt man, daß sie im Bereiche jener Strahlen, welche im Chlorophyllspectrum ausgelöscht werden, die stärkste Verdunstung zeigt, hingegen in den übrigen Strahlen nur schwach transspirirt. Alle diese Thatsachen zusammengenommen führen zu dem Resultate, daß die im Chlorophyll ausgelöschten Strahlen in Wärme umgesetzt werden, die in den lebenden Geweben selbst wieder eine Arbeit leisten. Ob wir die ganze durch diesen Umsatz von Licht in Wärme geleistete Arbeit kennen, ist noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß aber ein

großer Theil dieser Wärme — möglicher Weise die ganze Wärme — dazu dient, die Spannkraft des Wasserdampfes in den Geweben zu steigern und hierdurch die Transspiration zu verstärken, ist durch die angestellten Experimente sichergestellt.

Hierdurch wurde eine wichtige Function des Chlorophylls aufgefunden, nämlich die Transspiration und damit die Flüssigkeitsbewegung innerhalb der Pflanze gerade unter Verhältnissen zu befördern, unter welchen die Bedingungen für die Assimilation der zugeführten Nährstoffe die günstigsten sind. *)

Man sieht also, daß die frühere berechtigte skeptische Ansicht, demzufolge das Chlorophyll möglicher Weise nur als ein Kennzeichen für den Ablauf bestimmter Processe in der Pflanze anzusehen wäre, nunmehr aufgegeben werden müsse; denn wenn auch keine einzige Thatsache für die — allerdings höchst wahrscheinliche — directe Bethätigung des Chlorophylls beim Assimilationsprocesse spricht, so ist doch eine wichtige physiologische Function dieser Substanz bereits außer Zweifel gestellt.

Der fahrende Gewerbebetrieb.

Von
Josef Landgraf.
Stuttgart.

Zu den stehenden Klagen in Bezug auf die deutsche Gewerbeordnung zählt in erster Linie jene über die sogenannten Wanderlager, die wir zusammen mit dem Hausirgewerbe vorstehend in ihrer Gesammtheit als eine Art fahrenden Gewerbebetriebs markirt haben. Wir dürfen uns von vornherein nicht verhehlen, daß bei der Beurtheilung dieser modernen Erscheinung des gewerblichen Lebens Haß und Liebe sehr viel mitbestimmend gewirkt haben mögen. Es mag an diesem Platze versucht sein, der Sache so unbefangen wie möglich vom wirthschaftspolitischen Gesichtspunkte näher zu treten. Wer die reiche Literatur einer genaueren Beachtung würdig gefunden hat, welche die gewerbliche Fachpresse und die Berichte der Handels- und Gewerbekammern und der verschiedenen darüber gehörten Verwaltungsbehörden in den letzten Jahren darüber geboten haben, dürfte besonders ein Moment wesentlich dabei unterschätzt finden. Man stellt sich viel zu wenig auf den Standpunkt des heute durchaus veränderten Verkehrs. Eine kurze Rückerinnerung an die eisenbahnlose Zeit giebt dafür die überzeugendsten Anhaltspunkte. Ein Fachmann hat vor einigen Jahren eine sehr klar geschriebene Broschüre veröffentlicht unter dem Titel: „Die Verkehrsstraßen in Beziehung zur Volkswirthschaft und Verwaltung." Da heißt es denn unter Anderm: „Bevor die Eisenbahnen bestanden, bildeten die Städte den Marktplatz für den umliegenden Landbezirk. Wenn nicht die Lage an einem Flusse oder am Fuße eines Gebirges maßgebend war, so wurden diese Marktplätze in einer solchen Entfernung von einander situirt, daß ein Fuhrwerk von der Grenze des Marktbezirks die Hin- und Rückreise in einem Tage bequem zurücklegen konnte, also ohne an einem fremden Orte übernachten zu müssen. Die Entfernung zwischen den einzelnen Marktplätzen und Städten betrug daher 3—5 Meilen. In den Städten verkauften die Landbewohner

*) S. Botan. Jahresbericht. Bd. IV. Berlin, 1878. p. 727 ff.

an bestimmten Markttagen ihre Erzeugnisse und kauften dagegen ihre Bedürfnisse ein. Die Städte waren daher der Sitz der Kleingewerbe und bildeten mit den angrenzenden Landgemeinden einen besonderen Consumtions- und Produktionsbezirk. Von außen kamen nun Colonial- und Manufakturwaaren, deren Erzeugung in dem Bezirk wegen lokaler Verhältnisse unmöglich oder unvortheilhaft war. Die Industrie hat in dieser Periode noch nicht das Gebiet der Kleingewerbe usurpirt und stützte sich überhaupt mehr als jetzt auf lokale Vortheile, nahen Bezug der Rohprodukte und billige Betriebskraft." Wie ist das seit der Entwicklung der Eisenbahnen anders geworden? Meint doch diese genannte Broschüre sogar, ähnlich wie die neuste Arbeit eines Regierungsassessor Menz, „der Transportluxus", daß die Eisenbahnen sogar unnöthigen Transport erzeugten. Z. B. meint der Erstere, „habe man früher in Oberschlesien guten Flachs, der an Ort und Stelle oder in der nächsten Stadt gesponnen, gewebt, gebleicht und verwendet wurde, gewonnen. Jetzt werde der Flachs an demselben Orte an einen Händler verkauft, gehe mit mehrfachem Hin- und Rücktransport durch die Hände mehrerer Kaufleute, komme schließlich vielleicht nach England zum Verspinnen, werde als Garn wieder mehrfach verhandelt und transportirt, dann wieder in Bielefeld verwebt, in Mittelschlesien gebleicht und komme schließlich wieder, nachdem er als fertiges Leinen mehrfach verkauft und transportirt ist, an seinen Entstehungsort zurück, um hier verbraucht zu werden." So parador dieses einerseits und so verurtheilend andererseits für unsere Verhältnisse klingen mag, so spricht sich doch darin eine ebenso unzweifelhafte Einseitigkeit aus. Der Verfasser hat die Lichtseiten der modernen Verkehrstechnik vollständig aus den Augen gelassen: und wenn es nur die momentanen Hungerjahre wären, die uns die Eisenbahnperiode wieder abgenommen hat, seitdem nun die spezifisch niedrigsten Tauschwerthe, welche das größte Mißverhältniß zwischen Werth und Volumen tragen, frachtbar geworden, der Tausch wäre nicht mehr rückgängig zu machen, das Licht wäre um so manches Schatten willen zu ertragen. Doch nicht darum handelt es sich hier; wie an dem ins Extreme geschilderten Bilde gezeigt werden sollte, hat die heutige Verkehrstechnik doch ein gänzlich verändertes Gewerbeleben herausgefordert. Der Handel mußte unter diesen Umständen jenen möglichst hohen Grad ökonomischer Elasticität gewinnen, in jedem Moment die Güter überall und in dem Umfange auszubieten, welche und wo sie am meisten begehrt werden. Die Verkehrsstraßen gestatten solche momentane Supplirungen und der Handel benützt sie. Solchen veränderten Verhältnissen gegenüber mußte natürlich an die Stelle der zünftischen Bannrechte das gerade Gegentheil möglich sein. Die gewerbliche Freiheit und vor allem die gewerbliche Freizügigkeit, wie sie unsere deutsche Gewerbeordnung geschaffen haben, waren ein gar nicht mehr zu verweigerndes Resultat der Verkehrsentwicklung selbst, weil die Controle eines gegentheiligen Zustandes unmöglich wurde. Noch mehr: dieselbe Elasticität des Verkehrs hat nicht nur neue Verhältnisse geschaffen, sie hat auch alte beseitigt oder doch wesentlich verändert. Die frühere Zeit verlangte nicht weniger wie die heutige hin und wieder Gelegenheiten, um sich auch einmal auf einem größeren und zugleich weiteren Spielraum für Angebot und Nachfrage an Bedarfsgütern in ökonomischester Weise zu decken. Dafür sorgten die Jahrmärkte, die Messen, Dulten u. s. w. Besondere Vorrichtungen, die dazu ge-

boten schienen, — die Spesen, die dadurch erwuchsen, ließen solche Märkte allmählich seltener werden. Und heute haben sie eben aus den oben angeführten Gründen vielfach keinen Boden mehr. Gerade die modernen Verkehrserleichterungen gestatten, solchen Bedarf ohne Weiteres zu stillen; die Wanderlager ersetzen schon jetzt vielfach die Jahrmärkte. So wurde beispielsweise in Rosenheim in Ober-Bayern der Osterdienstag-Jahrmarkt aufgehoben; die Folge war, daß daselbst in den Jahren 1874, 1875 und 1876 um die Osterzeit ein Waarenlager auftauchte, an welchem achtzehn Geschäftsleute, meist aus Ober-Bayern selbst, betheiligt waren, dieselben Leute sogar, welche früher erwähnten Jahrmarkt besucht hatten. Aehnliches wird von anderen Orten berichtet. Ganz natürlich: die Wanderlager sind die Erben der Jahrmärkte. Sind anfänglich die großen deutschen Messen den Weg alles Fleisches gegangen, so ist heute die Reihe an den Jahrmärkten und Messen der kleineren Städte und Flecken. Diese Wandlung kann sich natürlich nur schrittweise vollziehen, aber sie vollzieht sich mit zweifelloser Sicherheit. Ist die Filialisirung großer Geschäfte in unseren umfangreicheren Städten an der Peripherie der Stadt nicht nur, auch in deren nächsten concentrischen Kreisen um die Stadt wesentlich anders? Sie vollzieht sich unter demselben Aufwande von ira et studium, wie die Entwicklung des Markt- und Messewesens selbst. Dieselben Nächstbetheiligten, die sich so schwer an den Verlust des örtlichen factischen Bannrechtes der eisenbahnlosen Zeit gewöhnt hatten und nicht an den periodischen einmaligen Mitbewerb auf dem Jahrmarkt mit Fremben gewöhnen wollten, bringen nun gegen Wanderlager wieder dieselben Gründe, die wir noch vor Kurzem gegen die Messen und Dulten selbst hören konnten; wir erinnern uns wenigstens bei der mehrjährigen Agitation in München gegen die Messen der Vorstadt Au genau derselben Eingelenke der Angesessenen. Das allein mahnt schon, die Opposition mit größter Vorsicht aufzunehmen. Die Wanderlager sind aber nicht bloß mobilisirte Märkte, sie stellen auch im Princip eine wirthschaftlich höhere Stufe in den Verkaufsgelegenheiten dar. Das zeigt schon ein Blick auf die Geschichte der Messen selbst. Diese pflegten immer kürzer zu werden, weil die Concentration der Geschäfte dadurch den größten Umschlag mit den relativ geringsten Spesen versprach. Gerade die mehrfach erwähnte dreitägige Auen-Dult in München ist dafür ein treffendes Beispiel gewesen. Nur das moderne Wanderlager läßt dem Händler vollständigste Anpassung seines Verkaufs in Bezug auf Zeit, Waare und Ort; er ist nicht mehr gebunden an die Meß- und Markteinrichtungen, die ihm Ort und Zeit wenigstens vorschrieben. Das kommt ihm, kommt seinen Consumenten im Preise zu Gute. Jede Conjunctur kann sofort ausgenutzt werden, jeder Tag ist für ihn Markttag; damit erhalten aber auch die Consumenten ebenso gut sofort jede Conjunctur vermittelt; die Wohlthat für den Einzelnen ist eine Wohlthat für Alle. Aber auch die Producenten eines jeden Platzes stehen freilich dadurch unter einer zeitweisen, vielleicht hin und wieder unsanften Erinnerung an den Verlust ihres früheren örtlichen Monopols. Das ist ja auch der Zweck und der Geist der deutschen Gewerbeordnung: gründliches Aufräumen mit allen Alleinrechten. Was die Consumvereine in Bezug auf Nahrungsmittel und andere Haushaltsbedürfnisse hervorrufen (sie theilen brüderlich mit den Wanderlagern den Haß der betheiligten Ansässigen), das besorgen die Wanderlager im Principe für andere Güter. Wir haben die principielle Wichtigkeit und Zutreffendheit dieser Erwägungen und Folgerungen stets

festgehalten, weil wir weit entfernt sind, zu verkennen, daß der Uebergang zu dieser Mobilisirung immer hart ist und seine Wirkungen ungleich abheben. Märkte und Wanderlager cumuliren sich noch mannigfach. Gar manche unsaubere Elemente drängen sich in dieses Gewerbe, welches scheinbar eine Prämie auf Unredlichkeit in der leichteren Möglichkeit, sich der Controle der Kundschaft wie der Polizei zu entziehen bietet. Die Gütermetzgerei der Vergangenheit hat der Waarenmetzgerei der Gegenwart gar oft durch die gleichen Subjecte die Hand gereicht. Da ist die Neuheit der Sache, die Schwerfälligkeit des an die Immobilisirung gewöhnten Gewerbsmannes aus der alten zünftigen Schule, wie wir solche noch vielfach haben, — noch aus der Schule, wo die Benutzung fremder Kapitale an sich schon eine mit scheelen Augen angesehene Handlung war. Gerade das wirkt natürlich sehr auf die Qualität der Personen ein, in deren Hände der fahrende Geschäftsbetrieb gelangt. War das in der Entwicklung des deutschen Städtewesens, das bekanntlich identisch ist mit dem Beginn des Handwerks, anders? Rekrutirte sich doch das Handwerk auch ursprünglich vielfach aus sehr zweifelhaften Elementen; aber das war sein Glück, so entstanden die festen geschlossenen, selbst bewaffneten Gilden, die mächtigen, volkswirthschaftlich hochbedeutenden Zünfte der Vergangenheit. Auch die Uebergangszeit der mobilisirten Märkte wird vorübergehen, und es wäre nicht das schlechteste Verdienst dieser Uebergangszeit, wenn sie die soliden Geschäfte auch einmal wieder wie ehedem gegen die Mißbräuche des Wanderlagerwesens, die gerade der Volkswirth am wenigsten entschuldigt, zu strammen Corporationen zusammenschweißte. Aber der hier schon so oft beklagte Mangel associativer Organisation in Deutschland läßt gegen Mißbräuche ohnmächtig sein. Eine Zeit so vielfacher Vergantungen, — so leichtsinniger Creditgebahrungen, — so gelockerter Rechtsanschauungen, — so blinder Arbeit auf den Schein im Interesse höchster Billigkeit verschärft natürlich die Wirkungen dieses Wanderlagerwesens im höchsten Maße. Auch die große Consumtionsbeschränkung, die sich alle Lebenskreise auferlegen, — die Uebersetzung aller Gewerbszweige, — die Versiegung des Exportes, — der übertriebene Zwischenhandel mehren diese Mobilisirung des Verkaufs weit intensiver als in normalen Zeiten. Auch hier wird also die Rückkehr geregelter Productions- und Handelsverhältnisse abgewartet werden müssen. Das schließt freilich eine strenge Reaktion gegen unberechtigte Auswüchse nicht aus, nur der ehrliche Erwerb soll begünstigt, nicht der Betrug prämiirt werden; daher ist es nur zu billigen, wenn der Wanderlagerhalter über seine Firma den Behörden wie dem Publikum gegenüber sich offen legitimiren muß, wenn überhaupt Sorge getragen wird, denselben für Uebervortheilungen verantwortlich zu machen. Ebenso ist es aus demselben Grunde nur gerechtfertigt, wenn solche Waaren auch vom Wanderlagerverkauf ausgeschlossen werden, welche am meisten eine dauernde Verantwortlichkeit des Verkäufers voraussetzen, bei denen erst der längere Gebrauch, jedenfalls aber nicht der erste Augenblick die Echtheit der Waaren erkennbar macht, also z. B. Edelmetallwaaren, Uhren u. s. w. Freilich ist bei der großen Fälschungskunst unserer Tage der Kreis dieser Waaren sehr schwer bestimmbar. Immerhin wird hier Manches geschehen können. Auch die öffentlichen Abgaben müssen in gleicher Schwere auf dem Wanderlagerhalter wie auf dem Einheimischen lasten und nach dem oben Ausgeführten ist es nur correct, wenn dabei, ohne die Steuer in den Dienst der Polizei zu stellen, ein leichter Druck auf recht kurzen Wandergewerbebetrieb ge-

legt wird. — Die Erhebungen, welche das deutsche Reichskanzleramt in dieser Materie gepflogen hat, haben übrigens ergeben, daß das Geschrei in den interessirten Kreisen weit größer war, als das Bischen Wolle triftiger Gegengründe; jedenfalls ist aber die Möglichkeit des Hintergangenwerdens durch den fahrenden Gewerbebetrieb im Ganzen keine größere als durch die stehende Gewerbeausübung.

Zur Jugendgeschichte Napoleons I.

Von
H. Breßlau.
Berlin.

So viel auch in fast zahllosen Biographien über die Geschichte des großen Corsen geschrieben ist, der wie ein glänzendes Meteor an dem blutgefärbten Himmel der französischen Revolution auftauchte, um eine Welt aus ihren Angeln zu reißen; immer noch bedarf das Leben dieses merkwürdigen Mannes erneuter und sorgfamster Erforschung. Der romanhafte Glorienschein, mit dem Thiers die Geschichte seines vergötterten Helden umgeben hatte, ist heute freilich zum größten Theil beseitigt; und mit scharfer und unbarmherziger Kritik haben in Frankreich Lanfrey, in Deutschland namentlich H. v. Sybel das sagenhafte Gebilde der napoleonischen Legende zerstört, an die man so lange geglaubt hatte. Aber wie Thiers, so beschäftigen sich auch die beiden zuletzt genannten Forscher vorwiegend mit dem Mannesalter Bonapartes, mit der Zeit, da er begann, die ersten Stufen zu der schwindelnden Höhe emporzusteigen, auf der ihn die staunende Welt so bald erblicken sollte. Ueber seine Jugend eilen beide mit wenigen flüchtigen Strichen hinweg. Und doch, für das Verständniß jenes wunderbar gemischten Charakters, dessen einzelne Züge ebenso oft Bewunderung wie sittliche Entrüstung, bald Zorn und Abscheu, bald selbst ein gewisses Maß von Ehrfurcht und Achtung abnöthigen, für das Verständniß seiner geistigen Entwicklung und die dadurch ermöglichte psychologische Interpretation seiner Thaten wäre nichts wichtiger als eine eingehende Kenntniß seiner Jugendzeit und seines Bildungsganges.

Eben diese Kenntniß hat uns nun freilich Napoleon selbst außerordentlich erschwert. Als er auf St. Helena sein eigener Geschichtschreiber wurde, war ihm daran gelegen, seine Jugendbestrebungen und Pläne zu unterdrücken oder zu entstellen; aus Gründen, die uns bald klar werden sollen, zog er es vor, sie in einen dichten und halbmystischen Schleier zu hüllen. Und dieselben Gründe veranlaßten Napoleon III., als er die Correspondenz seines Oheims herauszugeben beschloß, diesen Schleier nicht zu lüften; dieselbe beginnt erst mit Napoleons Auftreten vor Toulon im Herbst 1793. Wenig brauchbar für die Zwecke des Historikers sind die zahlreichen schlecht oder gar nicht beglaubigten Anekdoten, welche über die ersten Jahre des Imperators im Umlauf waren, und außerordentlich dürftig ist das wirklich echte und zuverlässige Quellenmaterial. Um so dankenswerther ist es, daß vor Kurzem ein talentvoller, jüngerer Forscher, Dr. **Böhtlingk** in Jena, eine sorgsame und kritische Bearbeitung dieses Quellenmaterials unternommen und auf Grund derselben eine Monographie über „**Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen**" (Jena 1877) veröffentlicht hat, die, wenn man auch nicht allen Einzelergebnissen

zustimmt, zu denen ihr Verfasser gelangt ist, doch unsere Kenntniß wesentlich berichtigt und erweitert hat. Im Anschluß an diese Arbeit, und so gut es unsere lückenhafte Kenntniß von diesen Dingen gestattet, versuchen wir im Nachfolgenden ein Bild von dem Entwicklungsgange Bonapartes in seinen Jünglingsjahren bis zu jenen Ereignissen vor Toulon, die seinen Namen zuerst berühmt machten, zu geben.

Das erste Auftreten Napoleons versteht man nur aus der Geschichte Corsikas, seiner Heimathinsel. Wer hat nicht von dem heldenmüthigen Kampfe gehört, den etwa seit dem Jahre 1730 die von naturwüchsiger Kraft überströmende, von Vaterlandsliebe und Freiheitsdurst erfüllte Bevölkerung des armen und kleinen Landes gegen die blutsaugerische Zwingherrschaft der Republik Genua führte, welche zuerst schon im 12. Jahrhundert auf der Insel festen Fuß gefaßt hatte; wer kennt nicht den Namen des ebenso edel denkenden wie weise handelnden, ebenso tapfer kämpfenden wie trefflich regierenden Pasquale Paoli, von dessen Ruhmesthaten in diesem Kampfe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz Europa erfüllt war? Der Erfolg hatte seine Wirksamkeit gekrönt; bei Anbruch des Jahres 1764 war bis auf wenige noch in den Händen der Genuesen befindliche Küstenplätze die ganze Insel der nationalen Regierung unterworfen. Da entwand die listige und verschlagene Politik des französischen Ministers Choiseul dem ruhmbedeckten Helden die Früchte seiner Siege; zwischen Frankreich und Genua wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Insel mit voller Souveränetät, wenn auch mit Vorbehalt eines gewissen Pfandeinlösungsrechtes an den König Ludwig XV. abgetreten wurde. Den überlegenen Streitkräften Frankreichs war es bald gelungen, den verzweifelten Widerstand, welchen die Corsen versuchten, zu überwinden; im Juni 1769 verließ Paoli seine geliebte Heimath, um in der Fremde eine Zuflucht zu suchen: Corsika hatte einen neuen Herrn.

Am 15. August desselben Jahres wurde Napoleon Bonaparte geboren. Er hatte die glorreiche Zeit der Kämpfe und Siege Paoli's nicht erlebt; er hatte den gefeierten Helden der Freiheit nicht mit eigenen Augen gesehen: aber er lernte in seinen Jugendtagen jene bewundern und diesen lieben; und glühender Haß gegen die Franzosen erfüllte seinen feurigen Geist. Das ist eine Thatsache, die nach den neuesten Untersuchungen nicht mehr bezweifelt werden kann, so sehr sie der spätere Kaiser selbst und seine französischen Biographen zu verdunkeln bemüht waren. Eines Tages, so hat einer seiner Lehrer auf der Militärschule von Brienne berichtet, der Napoleon von 1779 bis 1784 angehörte, unterhielten sich einige seiner Kameraden in der Schulstube über die Eroberung Corsikas; sie beschuldigten die Corsen der Feigheit. „O wären wir nur einer gegen vier gewesen", rief der Knabe mit ausgestreckten Armen aus, „allein es kamen zehn Franzosen auf einen Corsen!" Er trug sich mit dem kühnen Gedanken, eines Tages für sein Vaterland wirken zu können; „ich hoffe", äußerte er einmal, „Corsika einst seine Freiheit wieder zu geben". An niemanden unter den verhaßten Franzosen, die seine Mitschüler waren, schloß er sich an; isolirt und einsam lebte er nur seinen Träumereien und seinen Studien; er galt für einen Sonderling, für einen Misanthropen. Und seine Lage wurde keine andere, als er im Jahre 1785 Officier in einem Artillerieregiment wurde;

wie er ein Fremdling unter den Kadetten gewesen war, so blieb er ein Fremdling unter den Officieren. Aus seinem Tagebuche, das er in dieser Zeit führte, ist nur eine Stelle bisher bekannt geworden, die er im Sommer 1786 niedergeschrieben hat: „hätte ich nur einen Mann zu vernichten", schreibt er hier, „um dadurch meine Landsleute zu befreien; ich würde mich sofort aufmachen; ich würde das Schwert, welches das Vaterland und die verletzten Gesetze rächt, dem Tyrannen in die Brust stoßen." Gleichzeitig beschäftigte er sich aufs eifrigste mit der Geschichte seiner Heimath, studirte er ihre geographische Lage, ihre strategischen Hilfsmittel, entwarf er Pläne für die Vertheidigung und Befestigung der Insel. Diese Documente scheinen noch vorhanden zu sein; ein neuerer Historiker, Libri, hat sie eingesehen; er bemerkt, ihr Umfang und ihre Zahl lasse keinen Zweifel, daß Napoleon damals ausschließlich an Corsika dachte, daß er sich darauf vorbereitete, eines Tages daselbst die Rolle Paoli's zu spielen.

Da trat die Revolution von 1789 ein, die der hart bedrückten Insel aufzuathmen gestattete. Auch Corsika wurde von derselben ergriffen, und Napoleon war einer der Ersten, der sie dahin zu verpflanzen eilte. Während die Insel durch ein Decret der Nationalversammlung, zu der auch sie ihre Deputirten entsandt hatte, in Frankreich nun förmlich einverleibt wurde und jedes Verhältniß zu Genua damit endgültig aufgehoben ward, gestattete man den Corsen ein ziemlich ausgedehntes Maß von Selbstverwaltung; wie die Bewohner anderer französischen Departements durften auch die Corsen sich ihre Gemeinde- und Departementalbehörden in freier Wahl ernennen; Paoli, der sich beeilt hatte, in die Heimath zurückzukehren, die er seit einundzwanzig Jahren hatte entbehren müssen, wurde als Präsident an die Spitze der nationalen Vertretung gestellt. Inzwischen war der junge Bonaparte auf seiner Heimathinsel unermüdlich thätig gewesen. Nur auf kurze Zeit war er im Anfange 1790 wieder zu seinem Regimente zurückgekehrt; sehr bald nachher befand er sich abermals auf Urlaub in Ajaccio, setzte die Wahl seines Bruders Joseph in den Gemeinderath dieser Stadt durch, ward der Führer einer Bewegung, durch welche die letzten von der königlichen Regierung ernannten Beamten von ihren Aemtern entfernt und gefangen genommen wurden, war die Seele des revolutionären Clubs von Ajaccio und suchte sich auf jede Weise durch Geldspenden und Geschenke, durch Wort und Schrift jene Popularität zu verschaffen, deren er für seine weiteren Pläne bedurfte. Ein alle anderen Empfindungen und Regungen seines Innern beherrschender Ehrgeiz hatte ihn ergriffen: der gewaltige Umschwung aller Verhältnisse, der durch die Revolution eingetreten war, erfüllte seinen Geist mit den kühnsten Hoffnungen; um jeden Preis emporzukommen aus der bescheidenen Stellung eines Subalternoffiziers, die er noch immer einnahm, sich aufzuschwingen zu den Höhen des menschlichen Daseins — nicht auf dem langsamen mühevollen Wege des gewöhnlichen militärischen Avancements, sondern schnell und plötzlich, wie die Revolution selbst — danach dürstete seine Seele. Noch dachte er dabei schwerlich an Frankreich; noch versuchte er seinen Ehrgeiz und seinen Patriotismus in Einklang zu bringen; noch war es ihm genug, der Befreier Corsikas zu werden. So erklärt es sich, daß er seine Stellung im französischen Heere aufgab; er hielt seinen Urlaub, der am 1. Januar 1792 ablief, nicht inne, und verlor seinen Posten, indem er aus den Listen der Armee gestrichen wurde; dafür ward er zum Ba-

taillonschef der Nationalgarde von Ajaccio ernannt; in Corsika allein mußte er nun versuchen, sein Glück zu machen.

Da aber mußte er bald mit Paoli in einen inneren Gegensatz gerathen. Der frühere Dictator war sicherlich nicht in dem Sinne Franzose geworden, daß er jeden Gedanken an eine dereinstige Unabhängigkeit seiner Insel aufgegeben hätte. Aber er wollte diese Unabhängigkeit nicht auf gewaltsamem Wege erzwingen, er meinte — irriger Weise vielleicht —, daß dieselbe sich auf dem Wege ruhiger und langsamer Entwicklung von selbst, als eine Consequenz des durch die Revolution aufgestellten Princips der Selbstbestimmung der Völker ergeben würde; er wäre vielleicht auch zufrieden gewesen, wenn den Corsen unter Beibehaltung der politischen Verbindung mit Frankreich ein so hohes Maß provinzieller Autonomie, wie sie sich dessen in diesen ersten Jahren der Revolution erfreuten, dauernd wäre belassen worden. Vor allem aber: er stand hoch genug, um nicht nöthig zu haben etwas für sich wünschen, und er war Staatsmann genug, um warten zu können. Napoleon dagegen stand noch auf den untersten Stufen der Leiter, deren Spitze Paoli erklommen hatte, und hatte nicht zu warten gelernt; er war zu jung dazu. Durch einen tollkühnen Streich suchte er im April 1792 sich zum Herrn von Ajaccio zu machen; das von ihm befebligte Bataillon, seinem tapferen Führer unbedingt ergeben, größtentheils bestehend aus den Bewohnern der Berge im Innern der Insel, zwischen denen und den Bürgern der Stadt alte Feindschaft bestand, gerieth in einen Kampf mit den Städtern. Es war der Wunsch Napoleons sich der von regulären Linientruppen besetzten Citadelle, welche die Stadt beherrschte, zu bemächtigen; seine Hoffnung mochte sein, daß die Linientruppen, die ebenfalls meist Corsen waren, mit der Nationalgarde fraternisiren, daß es gelingen würde die französischen Offiziere zu beseitigen und er somit zum Befehl über das gesammte Militär zunächst Ajaccios, dann der ganzen Insel gelangen würde. An der Festigkeit des Commandanten der Citadelle scheiterte der Plan; Commissäre der Departementalbehörde stellten die Ruhe her. Napoleon aber wurde das Opfer seines mißlungenen Putsches: er wurde von Paoli, der, um die Ruhe auf der Insel verbürgen zu können, die ehrgeizigen Streber vor Allem beseitigen mußte, von seinem militärischen Posten entsetzt.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß seit diesen Ereignissen die Agitation gegen Paoli's Regierung immer breitere und weitere Kreise ergriff, daß die Familie Bonaparte bei diesen Wühlereien eine hervorragende Rolle spielte. Napoleons Bruder, Lucian Bonaparte, war bei denselben vorwiegend betheiligt; er stand an der Spitze jener Deputation, welche im Januar 1793 von Ajaccio nach Marseille hinüber segelte, um Paoli zunächst bei den Clubs von Marseille und Toulon, dann bei den Jacobinern in Paris zu denunciren: ihm galt es vor allen Dingen Paoli zu beseitigen, wenn die Bonapartes auf Corsika emporkommen sollten. Paoli hatte die Jahre seiner Verbannung in England zugebracht und eine englische Pension bezogen, er hatte mit den Führern des britischen Parlaments und den Mitgliedern der Regierung die besten Beziehungen unterhalten: was lag, nachdem der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen war, näher, als ihn der Verrätherei zu beschuldigen, der Conspiration mit England, um Corsika den Franzosen zu entreißen? Im April 1793 wurde die von Lucian verfaßte Anklageschrift auf der

Tribüne des Convents verlesen; mit seiner gewöhnlichen Wuth donnerte Marat gegen den „feigen Ränkeschmied, der seine Insel unterjoche, und den Aufgeklärten spiele, damit er das Volk betrüge"; der Beschluß ging dahin, außerordentliche Commissäre auf die Insel abzuordnen, um Paoli und Pozzo di Borgo, den nächsten Vertrauten des Präsidenten, nach Paris zu schaffen. So trieb man Paoli, der bis dahin an eine revolutionäre Erhebung gegen Frankreich nicht gedacht zu haben scheint, gewaltsam zu derselben: wollte er nicht seinen Kopf der Guillotine Preis geben, die ihn in Paris erwartet hätte, so mußte er sich den Engländern in die Arme werfen.

Bei den hinterlassenen Papieren Napoleons hat sich ein höchst merkwürdiges Document gefunden, das in dieser Zeit abgefaßt sein muß; es ist wunderbarerweise eine Vertheidigungsschrift für Paoli, gerichtet an den Convent, abgefaßt in jenem pathetisch-declamatorischen Style, der Napoleon so geläufig war, und der über seine Autorschaft keinen Zweifel läßt. Es ist sehr schwierig, das Actenstück psychologisch zu erklären; nicht unmöglich erscheint allerdings Böhtlingks Vermuthung, daß darin nichts als eitel Heuchelei zu erblicken sei; daß es Napoleons Absicht gewesen sei, Paoli zu retten, aber ihn sich eben dadurch zum Danke zu verpflichten; daß er gehofft habe, Pozzo di Borgo zu beseitigen, selbst an dessen Stelle zu treten und auf diese Weise dereinst der Nachfolger des alternden Präsidenten zu werden. Ob das Schriftstück dagegen wirklich abgesandt ist, erscheint uns sehr zweifelhaft; sichere Zeugnisse dafür, daß es dem Convente vorgelegt sei, finden sich nicht.

Mochten die Bonapartes gehofft haben, Paoli zu jener Reise nach Paris zu bewegen, die sein Verderben geworden wäre, oder mochten sie der Meinung gewesen sein, die Bevölkerung der Insel werde ihm nicht folgen, wenn er sie zum Anschluß an England aufrufe — in jedem Falle hatten sie sich geirrt. Eine National-Consulta, die sich jetzt wieder, wie einst zur Zeit der Freiheitskriege versammelte, erklärte das Decret des Convents gegen Paoli und Pozzo für ungültig, verweigerte seinen Commissären den Gehorsam, ächtete die Familie Bonaparte und einige andere, die mit ihr verbunden waren. Alsbald entbrannte auf Corsika der Kampf auf der ganzen Linie; die Franzosen wurden in die Küstenplätze zurückgedrängt; auch diese gingen innerhalb weniger Monate verloren, seit im Februar 1794 ein englisches Truppencorps auf der Insel gelandet war. Die Bonapartes flüchteten nach dem Festlande; dort und dort allein mußte fortan Napoleon versuchen sein Glück zu machen.

Schwerlich wird Böhtlingk Recht haben, wenn er andeutet, daß Napoleon auch noch in den nächsten zwei Jahren an jene corsische Laufbahn gedacht habe, von der er einst in seinen Jugendjahren geträumt hatte. Was er dafür anführt, beweist doch nur, daß Napoleon auch jetzt noch eine Wiedereroberung der Insel beabsichtigt, daß er seine Heimath, was ja begreiflich genug ist, nie ganz aus den Augen verloren hat. Aber eine Wiedereroberung Corsikas für Frankreich war doch himmelweit verschieden von jenen Plänen, die einst das Herz des Kadetten von Brienne erfüllt hatten. Weichen wir in dieser Beziehung von Böhtlingks Ansicht ab, so stimmen wir dagegen völlig den feinen und treffenden Erörterungen über die Folgen zu, welche die Entwicklung der corsischen Dinge auf den Charakter Napoleons ausgeübt hat. Mit dem Vaterlande verlor er den letzten sittlichen Halt, der seinem

grenzenlosen Ehrgeiz vielleicht noch Maß und Ziel zu setzen vermocht hätte. Immer ausschließlicher gab er sich dem Waffenhandwerk als solchem hin. Er sank dadurch vom Standpunkt eines Nationalhelden, der er einst hatte werden wollen, immer mehr zu demjenigen eines Truppenführers, eines mittelalterlichen Condottiere herab.

Antike Stoffe in modernem Gewande.

Von
Adolf Strodtmann.
Steglitz bei Berlin.

Zu den interessantesten Aufgaben literaturgeschichtlicher Kritik gehörte von jeher die Untersuchung, in welcher Art die Dichter verschiedener Zeiten und Völker einen und denselben poetischen Vorwurf behandelt haben. Wenn die Poesie eines bestimmten Zeitalters und Volkes am getreuesten dessen jeweiligen Kulturzustand abspiegelt, so muß eine derartige vergleichende Prüfung der abweichenden Behandlungsart eines und desselben Stoffes in verschiedenen Jahrhunderten und Ländern uns einen bedeutsamen Einblick in die fortschreitende Entwicklung des Bildungsganges der Menschheit gewähren; ja, sie wird sich in gewissem Sinne zu einer Geschichte der weltbewegenden sittlichen Ideen gestalten, die von der ältesten bis auf die neueste Zeit in vielfachen Wandlungen und Modifikationen das treibende Princip alles menschlichen Thuns gewesen sind. Denn kaum in einem einzigen wesentlichen Punkte ist die Welt- und Lebensanschauung der Menschen sich im Laufe der Jahrhunderte völlig gleich geblieben; selbst eine Betrachtung der einfachsten, uralten Hauptthemata der lyrischen Dichtung — Frühling und Herbst, Wein und Liebe — würde uns zeigen, daß sich die ethische Auffassung derselben von Geschlecht zu Geschlecht vertieft und veredelt hat. Es ist schon charakteristisch, daß die heitere Lebensphilosophie der alten Hellenen sich in der Lyrik äußerst selten mit Herbstbetrachtungen befaßte, weil ihr das Element ernster Schwermuth fernlag, welches durch das Christenthum in die Welt gekommen ist, und im Abwelken der Natur ein Symbol der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge und eine Mahnung zur Einkehr in uns selber erblickt, wie sie uns z. B. aus den Lenau'schen Herbstelegien und aus dem Freiligrath'schen Gedichte „Und wieder ist es Herbst!" so ergreifend entgegen klingt. Oder man vergleiche mit den anakreontischen Liebeständeleien das unendlich erhöhte Ideal der Liebe bei den modernen Dichtern, um sofort zu erkennen, wie das bloße sinnliche Behagen an äußerer Schönheit sich in eine Verherrlichung der sittlichen Vorzüge des Weibes als der geistig gleichberechtigten Helferin und Gefährtin des Mannes verwandelt hat. Selbst manche Trinklieder der neueren Zeit durchweht ein Hauch der Gedankentiefe, welcher den Alten, die den Wein nur als den fröhlichen Sorgenlöser priesen, völlig unbekannt war. Wo fände man in der ganzen griechischen Anthologie ein Analogon zu der Reinick'schen „Trinker-Weisheit", diesem unvergleichlichen Memento vivere!

Strahlt vor dir im Humpen echter Wein,
Laß dir rathen: schau zuvor hinein!
Schaue:

Wie sie blühn und glühn, die duft'gen Fluthen!
Wie sie sprühn so kühn, die hellen Gluthen!
Laß den Sinn im Dufte ganz versinken,
Frühlingsrosen in dem Glanz dir winken!
Schaue!

Hast du so in Weines Grund geblickt,
Sei der Humpen an den Mund gedrückt:
Koste!
Keusch wie Bienen erst an Rosen nippen,
Küß' den Becher du mit reinen Lippen;
Sauge draus der Sonne Himmelskräfte,
Sauge draus der Erde Blumensäfte!
Koste!

Und nun trinke, trink' das duft'ge Naß,
Und der Schenke schenke Glas auf Glas!
Trinke!
Daß im Blut du fühlst der Sonne Strahlen,
In der Fluth wegspülst der Erde Qualen,
Daß die Geister, die in Reben leben,
Immer dreister dich zum Leben heben:
Trinke!

Also wird in jedem Tropfen Wein
Alle Fülle dieses Lebens dein.
Lebe!
Küß und juble! singe frische Weisen,
Laß des Lebens Pulse voller kreisen,
Schmück' dein Haupt mit Rosen und mit Reben,
Und des Weines würdig sei dein Leben!
Lebe!

Ungleich schärfer tritt diese Verschiedenheit der sittlichen Auffassung jedoch in der modernen Behandlung dramatischer Stoffe aus dem Alterthum zu Tage. Die antike Weltanschauung differirt in Bezug auf die Grundansichten über Staat und Gesellschaft, Religion und Moral so stark von der Weltanschauung der Gegenwart, daß sich zunächst die Frage aufdrängen muß, ob der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts nicht viel besser thäte, seine dramatischen Vorwürfe dem Leben seiner eigenen Zeit zu entnehmen, als in eine Vergangenheit zurückzugreifen, deren Konflikte dem heutigen Geschlecht oftmals nur mit Hilfe gründlicher geschichtlicher Studien verständlich sind und nach unserer Vorstellung in manchem Fall eine ganz andere sittliche Lösung erfordern, als sie in früherer Zeit geboten ward. Ohne Zweifel empfiehlt es sich im Allgemeinen dem modernen Dramatiker, die Bearbeitung antiker Stoffe zu vermeiden, da ihm nur zwei, im Grunde gleich bedenkliche Wege offen stehen. Entweder muß er sich künstlich auf den Standpunkt einer im Bewußtsein der Gegenwart überwundenen Kultur zurückversetzen, und geräth dabei in Gefahr, dem Zuschauer nur ein nach dem Oel der Studirlampe riechendes antiquarisches Schattenbild zu geben; oder er muß den Gestalten der

Vorzeit die fortgeschrittene Denkweise seines eigenen Jahrhunderts unterlegen, und geräth dadurch in Zwiespalt mit der kulturgeschichtlichen Wahrheit. Den letzten Weg schlägt Goethe in seiner „Iphigenie auf Tauris" ein. Er modernisirt durchaus die Empfindungen der Charaktere und findet eine echt menschliche Lösung für den bei Euripides nur durch das Einschreiten der Göttin Athene entwirrbaren Konflikt, freilich nicht, ohne diesen in undramatischer Art abzuschwächen und dadurch die Handlung zum großen Theil ihrer aufregenden Spannung zu entkleiden. Wäre die Ausführung nicht von so unvergleichlicher Schönheit und Harmonie, und hätte die damalige Anlehnung unsrer größten Schriftsteller an hellenische Muster nicht die Wahl eines antiken Stoffes nahe gelegt, so könnte man sich wundern, daß Goethe, statt mit dem bekannten Stück eines altgriechischen Tragikers zu rivalisiren, nicht lieber zu einer frei erfundenen Fabel aus dem Leben der Gegenwart griff. Aus den angedeuteten Ursachen wird jedoch der Vergleich seiner „Iphigenie" mit dem Drama des Euripides immer höchst anziehend und lehrreich sein, und man wird nicht müde werden, den fundamentalen Gegensatz zwischen der Weltanschauung der antiken und der modernen Zeit in zwei so grundverschiedenen, durch die Kluft zweier Jahrtausende von einander getrennten Bearbeitungen eines und desselben dramatischen Stoffes auf sich wirken zu lassen.

In unserm Jahrhundert aber hat sich die Poesie aller Länder mehr und mehr von der Nachahmung antiker Vorbilder befreit und sich in Form und Inhalt mit Vorliebe modernen Stoffen zugewandt. Mit besonderem Nachdruck macht das nationale Element sich geltend, das den Dichter vor Allem auf die Darstellung des heimathlichen Lebens verweist. Was ist ihm Hekuba — oder Antigone?

Diese Betrachtungen erweckt uns das Trauerspiel „Antigone", mit welchem einer unsrer jüngsten Poeten, Eugen Reichel, der unter dem Pseudonym Eugen Leyden schreibt, vor Kurzem hervorgetreten ist. Seine früheren Produktionen („Gedichte", 2. Aufl. 1875, und „Schlichte Gedichte", 2 Hefte, 1876 und 1877), vorwiegend epigrammatisch-satirischen Inhalts, ließen ihn als einen Dichter von durchaus moderner Tendenz und revolutionärer, hie und da socialdemokratisch angehauchter Färbung erscheinen. Die Freiheit geht ihm über Alles, ohne sie dünkt ihn selbst die schwer errungene Einheit der Nation nur ein werthloses Trugbild, er feiert die Sänger, welche inmitten des Strebens nach gemeinen Erdengütern das Panier des idealen Sinnes hoch voran tragen, und ruft den Dichtern unsrer Zeit die ernste Mahnung zu:

Zerreißt, ihr zarten Liedersaiten!
Verwehe, weichlich süßer Sang!
Zu furchtbar ernst sind unsre Zeiten,
Gewöhnt an lauten Donnergang.
Es darf sich Niemand selbst belügen,
Wenn rings Entscheidungskämpfe dräun:
Der Sänger soll der Zeit genügen,
Und unsre Zeit bedarf des Leun.

Er singt den Ruhm Darwins, und preist sich glücklich, wenn er, in das Herz der Menschen blickend, darin den Funken glühen sieht, der verborgen unter dem Schutt der schlechten Sitten glimmt, wenn er in den Herzen die Gewißheit besserer Zeiten liest,

Da die Menschen
Frei sich fühlen werden
Von den lästigen Fesseln,
Die die Mode wie die Bosheit ihnen auflegt;
Da sie mit der ernsten Welt
Ausgesöhnt sein werden,
Wenn auch manche Leiden sie noch drücken;
Da sie glücklich werden sein.

Es ist wahr, in all diesen Liedern und Stachelversen, die manchmal recht anspruchsvoll in die Posaune des Selbstlobs stoßen, gährt noch viel trüber Bodensatz unabgeklärter, jugendlicher Weltstürmerei, und die Anklänge an Goethe, Hölty, Uhland, Heine, Wilhelm Müller, Geibel, Herwegh und andere Dichter rauben den sich gefällig ins Ohr schmeichelnden Weisen häufig jeden selbständigen Ton. Trotzdem ist das Talent des Verfassers unverkennbar, er bedarf nur der Besonnenheit und Reife, um aus den buntschillernden Erzstufen das Gold echter Poesie herauszuschmelzen, und zuweilen gelingt ihm heute schon ein Lied wie die nachfolgende Romanze, welche nicht bloß dem Inhalte nach, sondern auch in volksliedartiger Schlichtheit und Anmuth der Form mit dem Goethe'schen Gedichte „Das Veilchen" verwandt ist:

Im Walde.

Es stand ein Veilchen ganz allein
Auf grünem Rain
Im Walde.
„Wie bin ich kleines Veilchen froh
Und glücklich so
Im Walde!"

Ein Wanderbursche kam daher,
Von Sorgen leer,
Im Walde.
Er sang ein lustig Liedel sich —
„„Wie froh bin ich
Im Walde!""

Nun sah er still das Veilchen stehn:
„„Was läßt sich sehn
Im Walde?
Ich brech' das Veilchen."" — „Lasse mich,
Ich bitte Dich,
Im Walde!"

„„Was willst Du hier so einsam sein
Auf grünem Rain
Im Walde?"" —
„Beschau mich; aber lasse mich,
Ich bitte Dich,
Im Walde!"

„„Ich liebe Dich und breche Dich,"" —
„Laß blühen mich
Im Walde! —
O weh, Du böser Bube, Du!
Raubst mir die Ruh'
Im Walde."

„„Was wolltest Du, schön Blümelein,
So ganz allein
Im Walde?
Du duftest schön; Dein Duft verweht,
Wo Niemand geht
Im Walde.""

Schön Veilchen sprach: „Allein für mich
Wollt' blühen ich
Im Walde." —
„„So blüh denn ferner auch allein,
Keusch Blümelein,
Im Walde!""

Und warf es böse lachend fort,
An dunklem Ort
Im Walde;
Ging weiter, sang ein Liedel sich:
„„Wie froh bin ich
Im Walde!""

Arm Veilchen lag im Welken da.
Ach, was geschah
Im Walde!
Der Wurzel baar mußt' es vergehn;
Könnt' heut noch stehn
Im Walde.

Es mag auf den ersten Blick befremden, daß ein so leidenschaftlich moderner Dichter uns in seiner neuesten Schöpfung mit einer „Antigone" überrascht. Bei näherer Prüfung erkennen wir freilich bald, daß er es auf eine „akademische" Studie nicht abgesehen hat, sondern, wie Goethe in seiner „Iphigenie", bei der Neubearbeitung des antiken Stoffes die Motive und Empfindungen der handelnden Personen völlig modernisirt. Aber das Wagniß ist, abgesehen von der veränderten Strömung unserer Literatur, in diesem Fall ein weit größeres, als in jenem. Denn hier handelt es sich um das künstlerisch vollendetste Drama des Sophokles, ja vielleicht des ganzen klassischen Alterthums, um ein Drama obendrein, das den Konflikt zwischen Staat und Individuum in einer für alle Zeiten typischen Weise zum Austrag bringt. Je weniger Herr Eugen Leyden die äußerlichen Grundzüge der Handlung des sophokleischen Werkes verändert hat, desto bedenklicher erscheint die radikale Umwandlung, welche er die Charaktere erleiden läßt. Kreon, der kraftvolle Herrscher, welcher sich als Repräsentant des Staates bei Sophokles mit dem Gesetz identificirt, und nur durch die drohende Mahnung des Priesters Teiresias, wenn auch zu spät, bewogen wird, sich dem Rathschluß der Götter zu fügen, sinkt bei Leyden zum verächtlichen Spielball des intriguanten Pfaffen Hippolyt und der Bürger von Theben herab, zum elenden Wichte, der jede edlere Regung seines Herzens erstickt, nur um sich den vermeintlich gefährdeten Thron zu bewahren. Antigone, deren reine Gestalt im Ganzen ziemlich intakt geblieben ist, hat allerdings guten Grund, sich über diesen „kalten Staat" zu erbosen, in welchem König und Bürger nur von Lug und Trug leben; doch verliert ihre Unterwerfung unter die über sie verhängte Strafe an Werth, da sie die Existenzberechtigung eines solchen Staates nicht anerkennt, vielmehr die Zertrümmerung dieses „gottverhaßten Baues" ersehnt. Die originellste Partie des Leyden'schen Trauerspiels ist die entrüstete Zornrede, in welcher Hämon den so heftig auf den Tod der Antigone dringenden Thebanern ihre feige und nichtswürdige Handlungsweise gegen das ganze Geschlecht des Oedipus vorwirft. Keiner, so sagt er, hat den Laios gerichtet, als er, vom delphischen Orakelspruche geängstigt, seinen Sohn aussetzen ließ, der nur durch Zufall dem Tode entging. Der Frevel des Laios war ein planvoll beabsichtigter Mord; Oedipus dagegen fehlte, als er die Mutter heirathete, im unbewußten Drange des Herzens. Warum mußte er als Verbannter das Land verlassen, in welchem sein schuldbeladener Vater ungehindert, geehrt von allen Bürgern, herrschen durfte? Ebenso verbrecherisch war es, den Eteokles zu unterstützen, als er seinem Bruder Polyneikes das wohlverbriefte Recht auf die Herrschaft nach Ablauf der verabredeten Frist vorenthielt, und nun Jenen als Helden zu ehren, Diesen durch Verweigerung einer ehrlichen Bestattung noch im Tode zu beschimpfen.

Man sieht schon aus dieser Stelle, daß der ethische Maßstab, welchen der

Verfasser an die Handlungen seiner Charaktere legt, nicht im mindesten der althellenische, sondern ganz und gar der des neunzehnten Jahrhunderts ist. Wozu aber den Schatten der Antigone heraufbeschwören, wenn es einer radikalen Umwandlung aller Motive bedarf, um die Fabel des Stückes in Einklang mit dem sittlichen Bewußtsein unserer Zeit zu setzen? Herr Leyden sucht sich durch das Motto des Titelblattes zu decken: „Die Schönheit ist in jedem Kleide schön“, und wir stehen nicht an, ihm das Zeugniß zu ertheilen, daß er in seinem Trauerspiele, trotz mancher prosaischen Derbheit des Ausdrucks, die Hauptzüge der erhabenen Schönheit des sophokleischen Dramas feinsinnig bewahrt hat. Allein — um mit einem Bilde zu schließen — solcher Kleiderwechsel dünkt uns ein unerfreulicher Mummenschanz, wenn er darauf hinausläuft, die herrliche Jungfrau, welche ein Prinz von Gottes Gnaden heimgeführt, der goldenen Fürstengewänder zu entkleiden, um sie wieder in das grobe Hauskleid Aschenbrödels zu hüllen.

Die Reise nach Berlin.

(1808.)

Aus Eberweins Erinnerungen

mitgetheilt

von

M. Fürstenau.

Dresden.

„Unser Theater (in Weimar) hatte schon geraume Zeit seinen Wohnsitz in dem freundlichen Lauchstedt wieder aufgeschlagen, als ich von dem Geheimerath eine Abschrift der Zelter'schen Recension über meine Compositionen von Karlsbad aus erhielt, wie sie in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter der Oeffentlichkeit übergeben ist. *)

Zunächst bespricht Zelter in derselben das Lied: „Am Neujahrstage“. Er bekennt, daß in demselben eine bestimmte Empfindung, die sich homogen anhält, vorwalte. Der fünfstimmige Satz habe eine nothwendige Ursache und sei fleißig durchgeführt. Den Satz findet er nothwendig rein, woran er den angehenden Componisten zu erkennen glaubt, zugleich aber zugiebt, daß sich die Mittelstimmen natürlich genug bewegen.

Schließlich wendet sich Zelter zur musikalischen Declamation desselben. „Das Meiste“, bemerkt er, „läßt sich gegen die Declamation einwenden. Der Anfang des Gedichts besteht in einer Anrufung, die nach meiner Empfindung hier falsch behandelt ist. Die Anrufung „Meister göttlichen Gesanges“ gehört hier nicht an die Eigenschaft, welche sich von selber versteht, sondern an die Person. Der Componist aber hat diese Eigenschaft vier Tonstufen höher accentuirt, als die Person, und daher hat der erste Takt etwas Unmelodisches, Zerstückelndes, wodurch der Anfang unverständlich erscheint.“

Meiner Ansicht nach war der Anfang jenes Gedichts eine A n r e d e des Meisters vor seinen Schülern, die mit Bescheidenheit sich ihm ehrfurchtsvoll nahen. Wie

*) Brief an Goethe vom 6. April 1808.

Zelter anzunehmen, daß Goethe's außerordentliche Eigenschaften sich bei einem Meister von selbst verstehen, lag mir fern, weshalb ich die Worte „göttlichen Gesanges“ mit erhöhter Stimme accentuirte, um zugleich auf den Ursprung seiner Gesänge hinzudeuten.

Inwiefern durch diese Behandlung der Worte die Melodie verunstaltet, zerstückelt sei, ist mir nach so vielen Jahren noch nicht einleuchtend.

Zu eigener Beurtheilung möge die Musik hier folgen:



„Das Lied: „Ich denke Dein“, bemerkt Zelter, „hat etwas Kirchenartiges und dabei Lamentables. Ich dächte, es könnte eher hoffnungsvoll sein. Die Molltonart will mir nicht eingehen, wie ich überhaupt das tiefe Traurige nicht ohne den tiefsten Schmerz gestatten möchte.“

Meine geneigten Leser werden sich erinnern, daß ich jenes Lied componirte, als das Schicksal mich von Louise *) trennte. Das Hoffnungslose, Tieftraurige findet somit in demselben seine volle Berechtigung.

Der Geheimerath gewährte mir den erbetenen Urlaub zu meiner Reise nach Berlin. Mein Vater war gegen dieselbe, weil er glaubte, ich könne bei Max **) ebensogut fortstudiren, als bei Zelter. Da aber die Mutter sie begünstigte, mir auch ein ansehnliches Reisegeld dazu nach Lauchstedt schickte, so ließ er sie geschehen und wünschte mir glückliche Reise.

Als ich mich bei Frau Concertmeister Häßler und ihrer liebenswürdigen Tochter ***) verabschiedet hatte, begab ich mich auf die Reise.

Den 19. August, 5 Uhr des Morgens, kam ich nach dreitägiger Fahrt in einem miserabeln Postwagen glieberlahm in Berlin an. Einen dienstwilligen Postgeist, der sich meines Gepäckes bemächtigte, bat ich, mich in den ersten besten Gasthof zu bringen. Im goldenen Engel in der Heiligen Geiststraße räumte man mir ein Zimmer ein. Nach sorgfältigem Verschluß der Thür war ich sehr erfreut, als ich in einem weichen Bette meine Glieder wieder einmal ausstrecken konnte.

Gegen 11 Uhr Morgens erwachte ich neu gestärkt. Nach dem Frühstück eilte ich zu Zelter, der in der Münzstraße Nr. 1 wohnte. Das Volksgewühl in der Königsstraße, die Paläste und die geschmückten Kaufläden mit schönen kostbaren Gegenständen überraschten mich angenehm.

In Weimar, wo alle Welt sich kennt, war des Grüßens kein Ende; in Berlin rannten die Menschen an einander vorüber, als hätte sie ein Zufall aus entfernten Welttheilen hier zusammen geführt. Beim Anblick des französischen

*) Die erste Geliebte Eberwein's. F.

**) Traugott Maximilian Eberwein, geb. zu Weimar den 27. October 1775, der ältere Bruder Carl Eberwein's, starb den 2. Dezember 1831 als Hofkapellmeister zu Rudolstadt. Er galt als vorzüglicher Lehrer und tüchtiger Componist. F.

***) Henriette Häßler, die spätere Gattin Eberwein's. F.

Militärs, das Berlin noch occupirte, erwachten traurige Erinnerungen. So oft mich eine Schildwache in der Nacht „Qui vive“ anrief, erschrak ich jedesmal.

Zelter wurde erst freundlich, als ich mich ihm als den Componisten jener Lieder zu erkennen gab, die ihm Goethe von mir zur Ansicht geschickt hatte. Anfangs schien er unschlüssig, was er mit mir beginnen sollte. Der Geheimerath hatte ihm nur geschrieben, daß er mich zu Michaelis nach Berlin senden werde, damit ich mich seines gegenwärtigen Einflusses erfreue. Zelter rieth mir, bei einer Professorin ein Chambre garnie zu miethen, die nur drei Häuser von ihm in der Schönhauser Straße wohnte. Das Logis gefiel mir und bald einigte ich mich mit der Professorin über den Preis desselben. Den folgenden Morgen überbrachte ich Zelter'n meine Hefte, damit er sehe, wie weit ich in der Composition vorgeschritten sei. Als er einige Zeit darin geblättert, übergab er mir ein Gesangbuch, bezeichnete aus demselben ein Lied, das ich im Nebenzimmer vierstimmig aufschreiben sollte. Sobald ich es gelesen, setzte ich es für vier Stimmen in Musik. Als ich wieder bei Zelter ins Zimmer trat, sagte er: „Na, das hat lange gewährt. Doch, das ist ja nicht die Melodie des Liedes!“ „Nein,“ erwiderte ich, „da mir jene Melodie nicht bekannt war, so habe ich mir selbst eine dazu geschrieben.“

Nachdem sich Zelter im meinem Heft überzeugt hatte, daß ich mit dem doppelten Contrapunkte in der Octave im Reinen sei, so trug er mir auf, mich sofort mit den übrigen Intervallen in derselben Gattung zu beschäftigen. Jeden Morgen erhielt er von mir eine neue Arbeit zur Ansicht.

Zelter säumte nicht, mich in die Singakademie, deren Director er war, einzuführen. Den Eingang derselben überwachte ein Mann, der sich tief vor Zelter'n verneigte. Im runden Saal, wo sich die Notenschränke befanden, die der Obhut des pensionirten Kammermusikus Patzig anvertraut waren, stand derselbe, Zelter's Befehl gewärtig, was an jenem Abende gesungen werden sollte*). Zelter wählte Naumann's 111. Psalm. In jenem Saale waren zu beiden Seiten die Büsten von Fasch und Zelter's zweiter Frau, die ihrer Familie und der Kunst zu früh entrissen ward, zum Zeichen inniger Verehrung von Seiten der Akademie in Nischen zu sehen. Die Zelter sang nur in der Akademie, die sich ausschließlich mit religiöser Musik beschäftigt, wobei es lediglich auf Haltung und Tragung der Stimme ankommt. In dieser Gattung soll sich die Zelter rühmlichst ausgezeichnet haben. Zelter hatte sie selbst zur Sängerin gebildet**). Mithin irrte sich die Mara, als sie Häßler in Moskau sagte: In Berlin gäbe es keinen Gesangsunterricht. Die Singübungen fanden in dem größern Saale statt, der ein längliches Viereck bildete. Was uns Zelter über den anständigen Ton von den Mitgliedern der Akademie mittheilte, fand ich durchaus bestätigt. Geräuschlos verfügte man sich an seinen bestimmten Platz. Störendes Herüber- und Hinüberlaufen war nicht zu bemerken. Gespräche führte man nur, wenn der Gesang ruhte, mit gemäßigter Stimme. Die

*) Joh. Aug. Patzig war Musiklehrer, nicht Kammermusikus. Er war ein sehr eifriges Mitglied der Singakademie und führte die Listen derselben bis zu seinem Tode, der den 26. August 1816 erfolgte. F.

**) Julie Zelter, geb. Pappritz, starb den 16. März 1806 bei der Entbindung von einer todten Tochter, im 39. Lebensjahre. Die Büste, welche Eberwein erwähnt, ist von Schadow. F.

Gesänge wurden stehend ausgeführt. Helbig*), Zelter's unermüdlicher Adjutant, vertheilte die Noten an die Sänger und forderte sie wieder zurück. Zelter bediente sich zur Direction eines Kielenflügels von Silbermann. Die Saiten desselben wurden nicht durch Hämmerchen in Vibration gesetzt, sondern durch Stückchen Federspule geschnippt (pizzicato). Dieser veraltete Flügel erhielt durch Beethoven, der am Schluß einer Akademie auf demselben frei phantasirte, einen hohen Werth. Zelter rühmte jene Phantasie als das Schönste, was er von Beethoven gehört habe.

Während Zelter einige Gänge auf dem Flügel spielte, stellten sich die Sänger in Reih und Glied. Als er sich überzeugt, daß sie sich nach Vorschrift geordnet hatten, eröffnete er Naumann's Psalm mit einigen vorgeschriebenen Accorden. Die Präcision, mit welcher der Chor einsetzte und die Anmuth der Stimmen, selbst im Forte, womit die Sänger frohlockend das Hallelujah (Gelobt sei Gott!) vortrugen, sodann Naumann's geistreiche Composition, versetzten mich in freudiges Erstaunen.

Das Leben und Weben der Stimmen, als wollten sie sich unter einander den Vorrang im Lobe Gottes streitig machen, übertraf bei Weitem Alles, was ich bis dahin im Kirchenstyl hörte. Dem Hallelujah schließt sich ein Andante mit den Worten an: „Ich danke dem Herrn von ganzem Herzen, im Rath der Frommen und in der Gemeine". Auch ich fühlte mich gedrungen, dem Herrn herzinniglich zu danken, daß er mir gestattet, mich des Raths der Frommen zu erfreuen.

Das Terzett: „Was er ordnet, das ist löblich und herrlich und seine Güte bleibet ewiglich" sangen Fräulein Voitus, die gesangreiche, liebenswürdige Tochter der Frau Generalchirurgus Voitus, welche zum Wachsthum der Sing-Akademie wesentlich beigetragen,**) sodann Fräulein Blank mit schöner Altstimme***) und der anmuthige Tenorist Stümer.†) Der Eindruck, den jene gediegene, dramatisch gehaltene Composition, sowie der seelenvolle, echt religiöse Vortrag der Genannten auf mich machte, war groß und bleibend. So oft ich jenes Terzett bei Goethe, in der Kirche oder in meinem Gesangverein singen ließ, war ich eifrig bemüht, daß es ebenso, wie ich es in Berlin hörte, ausgeführt wurde.

Den Vers: „Er hat ein Gedächtniß gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr" hat Naumann zu einer kunstreichen Fuge in C benutzt. In derselben befindet sich gegen das Ende auf die Worte: „Der gnädige und

*) Ludwig Hellwig, damals Kaufmann, war tüchtig musikalisch gebildet und vertrat 1803 Zelter während einer Krankheit in der Leitung der Akademie. 1812 widmete er sich ganz der Musik, ward 1813 zum Königlichen Hof-Dom-Organist ernannt und starb den 24. November 1838 in Berlin. F.

**) Im Hause der Mutter, Sidonie Voitus, geb. Pappritz, der Schwägerin Zelter's, versammelte sich zuerst am 24. Mai 1791 der später unter dem Namen „Sing-Akademie" berühmt gewordene, von Fasch gestiftete Gesangverein. Ernestine Voitus war eine Schülerin von Julie Zelter und besonders geschickt im Coloraturgesange. 1805 ward sie als Concertsängerin nach Leipzig berufen, kehrte aber 1807 nach Berlin zurück und starb dort am 11. Juni 1859. Ihre Mutter war ihr am 7. Mai 1837 vorangegangen. F.

***) Constanze Blank, eine sehr geschätzte Solistin der Sing-Akademie, feierte am 23. April 1833 ihr 50jähriges Jubiläum als Mitglied derselben und lebte noch 1859. F.

†) Heinrich Stümer, seit 1810 Mitglied der Königl. Oper in Berlin, starb, dort sehr beliebt, am 27. December 1857. F.

barmherzige Herr" eine Modulation nach As und zurück nach C, die Anfangs piano und dann crescendo vorgetragen, einen so wundervollen Effect macht, als wenn nach einer Sonnenfinsterniß das Licht der Sonne sich durch die Dämmerung wieder Bahn bricht und die Welt erleuchtet.

Was bis dahin von der Composition und des Vortrags Gutes und Schönes zu rühmen war, gilt auch für die drei folgenden Nummern. Als aber der Baß die Worte: „Heilig und hehr ist sein Name" piano anhub, dann Sopran und Alt und endlich der Tenor mit ihm vereinigt ihre Töne bis zum forte anschwellen ließen, da war es mir, als schwände der Boden unter mir und himmlische Harmonien trügen mich in höhere Regionen.

Auf Zelter's freundliche Fürsprache wurde ich zum Mitglied der Akademie aufgenommen. Ich hatte nun die Freude, allen ihren Versammlungen beiwohnen zu dürfen und mich an den Meisterwerken eines Fasch, eines S. Bach u. A. zu ergötzen und sie zu studiren. Die Kunstgenüsse, die mir in der Akademie zu Theil wurden, zog ich allen anderen vor und habe keine einzige versäumt.

Das National-Theater.

Die theatralischen Vorstellungen fanden in der, für Berlin so trüben Zeit ausschließlich im Schauspielhause statt. Die geringere Theilnahme des Publicums an den Kunstleistungen des Theaters gestattete nicht, auch im großen Opernhause Vorstellungen zu geben. Selbst die Erhaltung des einen Theaters war für den Director Iffland eine schwere Aufgabe. Seiner ausgezeichneten Direction gelang es, sie vollständig zu lösen. Der König Friedrich Wilhelm III. schmückte ihn zum Dank für seine geleisteten Dienste mit dem rothen Adlerorden.

Die Oper „Armida" von Gluck gab man mit einer Pracht der Costume, der Decorationen u. d. m., wie ich zuvor nichts Aehnliches gesehen. Gluck's System, sich nie von der Situation zu entfernen und das Interesse aus der vollkommenen Uebereinstimmung aller Theile des Dramas mit der Musik zu bilden, sodann seine Oeconomie in der Benutzung der Instrumente, hatte ich bis dahin in Weimar nur in seiner Iphigenie auf Tauris bewundern können.

Madame Schick, Repräsentantin der Armida, vereinigte alle die Eigenschaften in sich, wie Tasso sie in seinem befreiten Jerusalem schilderte. Ihr einnehmendes Gesicht, ihre reizende Gestalt, majestätische Haltung und die plastisch schönen Geberden mit hoher Kunst des Gesanges verbunden, entzückten mich in hohem Grade.

Zu geeigneten Chören, Ballets und Recitativen hatte man die Blasinstrumente verdoppelt. Diese Art, Gluck's Instrumentation für ein großes Gebäude wie das Berliner wirksamer zu machen, läßt sich rechtfertigen. In jeder anderen Weise finde ich es eben so unpassend, als wenn man auf ein altes Kleid einen neuen Lappen setzt. Eunicke gab den Rinaldo ausgezeichnet, Kapellmeister A. Weber dirigirte mit Liebe und Umsicht. Der Kammermusikus Schröck trug die Flötensoli mit schönem Ton und Geschmack vor. Der Chor und das Ballet waren durchaus zu loben. In Betreff des Letzteren war ich leicht zu befriedigen, denn die höhere Tanzkunst wurde in Weimar nicht gepflegt.

Frau Bethmann, die allerliebste Schauspielerin, wie Goethe sie nennt, der

Liebling des Publikums, glänzte auch in der Operette als Gräfin Armand im „Wasserträger", als „Fanchon", als „Königin von Golkonda" und als Meisterin im „lustigen Schuster". Iffland als Herr von Langsalm im „Wirrwarr", Frau Bethmann als Kammerjungfer und Beschort als Kammerdiener in „Maske für Maske" zu sehen, machte mir großes Vergnügen. Ueberhaupt was ich von Opern und Lustspielen in Berlin sah und hörte, gefiel mir ungemein. In der Tragödie aber konnte ich mich mit dem nüchternen Realismus der Ifflandschen Schule nicht durchaus befreunden. Als Frau Bethmann die Maria Stuart in Weimar als Gast gab, wurde Schiller während der Vorstellung gefragt, wie sie ihm gefalle. „Ich höre meine Worte nicht", gab er unwillig zur Antwort. Die Eigenheit der Bethmann, sich ihre Partien in Versen wie in Prosa umschreiben zu lassen, mag wohl zum Theil Schiller zu jener Aeußerung Veranlassung gegeben haben.

Cäcilie*) kritisirt ihre Darstellung als Marie in Weimar wie folgt:

„Die hohen Vorrechte der königlichen Würde nie vergessende Fürstin und auch die schwärmerische, liebevolle Frau vernachlässigte sie nicht; aber das Ideal, das dem Dichter dabei vorgeschwebt, erreichte doch die Darstellerin nicht allenthalben. Zu Anfang des dritten Aktes sprach sie den Dialog mit Begeisterung, aber nicht mit der einer dichterischen Seele; ihre Begeisterung war vielmehr nur angebildet, viel zu fein und künstlich, um reiner, wahrer Aufschwung der Einbildungskraft zu sein. Den fünften Akt spielte sie, auch was die Treue und Pracht des Costums anbelangt, untadelhaft; nur in der Stelle, wo sie ihr Herz nach Frankreich zu senden befiehlt, klang das: „Ach, es war immer dort" wie im Tone des Lustspiels. Im Ganzen übertraf sie ihre Vorgängerin, Frau Vohs, die ihr an Jugend und Schönheit weit überlegen war, und deswegen immer eine große Partei für sich hatte."

Die Ankündigung der „Jungfrau von Orleans" von Schiller wurde von den Theaterfreunden freudig begrüßt. Ein sehr schätzbarer Gewerbsmann, der sich im Leben wenig um Poesie bekümmert hatte, äußerte: „Aus dem Gedichte mache er sich eigentlich nichts; aber den prachtvollen Krönungszug, der über eine halbe Stunde dauere, den müsse er sehen."

Wohl eine Stunde vor Eröffnung des Theaters hatte sich dort eine große Anzahl Schaulustiger eingefunden. Als dem Publikum der Zutritt in das Theater gestattet wurde, war der Andrang so gewaltig, daß man um die Erhaltung seines Lebens besorgt sein mußte.

Die Maas, deren kleine Figur sich keineswegs zur Darstellung einer Heldin eignete, wagte es als Johanna d'Arc aufzutreten. Sie mag der Ansicht gewesen sein, daß man um Wunder zu thun, keiner hervorragenden Größe des Körpers bedürfe. Um aber ihre Erscheinung imposant zu machen, bediente sie sich eines mit gewaltig hohen Federn geschmückten Helms, der für ihre Person zu groß war, und anstatt diese zu heben, erschien sie gedrückt. Abgesehen davon war ihre Jungfrau bezüglich der Declamation und des ausdrucksvollen Spiels immer noch eine achtungswerthe Kunstleistung zu nennen, wie sie auch vom Publikum beifällig erkannt wurde.

*) Eine Schwägerin Eberwein's. F.

Beschort gab den König mit der ihm eigenthümlichen Noblesse. Mattausch spielte den Bastard von Orleans ebenso ungestüm und energisch wie unser Haide. Ueberwältigend war der Beifallssturm, der seinen Worten: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht Alles dran setzt an ihre Ehre!“ folgte. Er bewies, wie glühende Rachegefühle die Herzen der Preußen gegen ihre Unterdrücker erfüllte.

Die Ausstattung des Stücks war prachtvoll. Der Krönungszug konnte mir aus dem Grunde nicht behagen, weil der Garderobier und der Inspicient die Aufmerksamkeit des Publikums zum Nachtheil des Dichters allein für sich in Anspruch nahmen. Der übertrieben lange Zug, der sich wie ein Berg in die Handlung drängte, hob das Interesse des Zuschauers, das der Dichter vom Anfang an bei ihm für die handelnden Personen erweckt, völlig auf. Anselm Weber's graciöser Krönungsmarsch mit Trompeten und Pauken im Orchester und im Zuge auf der Bühne, trug denn auch nicht wenig dazu bei. In der Wirklichkeit ist es auch wohl noch nicht vorgekommen, daß ein Fürst auf dem Wege zur Kirche, wo er sein Knie vor dem Höchsten beugen und von seinem Diener die Krone empfangen will, sich mit einer rauschenden, kriegerischen Musik den Hallen des Tempels genaht habe. Nachdem die strahlende Krone als Zeichen weltlicher Macht und Gewalt das Haupt eines Fürsten schmückt, dann ist ein Triumphzug, wie in Berlin, gerechtfertigt.

Schiller wählte zum Krönungszuge einen religiösen Marsch aus Medea von Benda, der, sowie der Zug sich nahte, piano gespielt wurde, dann crescendo bis zum Erscheinen des Königs und von da an wieder decrescendo. Am Zuge betheiligten sich nur eine geringe Zahl der zur Handlung gehörigen Stände, als Trabanten, Kinder, Bürgerschaft, Klerisei, der König umgeben von den Großen des Reichs und der Ritterschaft.

In dem dreiactigen Ballet: „Arlequins Geburt“ mit Musik von A. Weber, gab es so viel zu sehen und zu hören, daß Einem darüber fast Sehen und Hören verging. Die Vorstellung spielte drei volle Stunden. So ermüdend auch das Ganze war, so hielt ich doch aus. Bei Balletcompositionen war es mir in der Folge sehr ersprießlich, zu wissen, wie der Componist sich dabei zu benehmen hat.

Unterm 9. September 1808 schrieb Zelter folgenden Brief an Goethe:

„Der junge Eberwein ist am 19. vorigen Monats hier eingetroffen und am Tage darauf haben wir zusammen unsere scholastischen Unterhaltungen begonnen. Da er nur drei Monat Urlaub hat*), so wird es schwer halten, manche Vorbedingungen der Kunst, welche eigentlich schon von Jugend an ins Blut übergehen müssen, für diese Zeit zuzuschneiden; er wünscht daher, daß ich mich bei Ihnen verwenden möge, ihm bei Ihnen, mein Freund, einen längeren Urlaub zu erbitten. Dieses thue ich denn recht gern, um so lieber als ich hoffe, er werde diesen längeren Urlaub nach seiner Zurückkunft desto reichlicher vergüten. Ich bitte daher, daß Sie ihn wenigstens den nächsten Winter in Berlin lassen, der hier zu Lande für Musik allein einigen Vortheil gewährt**). Er hat sich schon viele Freunde gemacht. Gestern hat er sich zum ersten Male öffentlich, nicht ohne Beifall, auf der

*) Im Original des Briefes ist nur von einem „kurzen Urlaub“ die Rede. F.

**) Hier läßt Eberwein eine Stelle des Briefes weg. F.

Violine hören lassen. Sein Ton ist schön und rein, aber er hat sich, Gott weiß nach welchem Muster, eine weinerliche, ritardirende Cantilene angewöhnt, deren Nachtheile ich ihm gehörig auseinander setzen werde."

„Sie verbinden mich aufs Neue", antwortete Goethe am 19. September hierauf, „durch die gute Aufnahme Herrn Eberwein's. Als ich ihm nach Berlin den kurzen Urlaub gegeben, konnte ich freilich nur die Absicht haben, ihm gewahr werden zu lassen, daß die Kunst eine Höhe und Tiefe habe, die er nur dunkel zu ahnen schien, und ein Gesetz, von dem man sich freilich so von außen, und bei der gewöhnlichen Art, wie junge Menschen in die Vorhöfe gelangen, nicht den mindesten Begriff machen kann. Leider kann ich seinen Urlaub diesmal nicht verlängern, und es soll mir schon genug sein, wenn er, mit den Herrenhutern zu reden, als ein Sünder zurückkommt, wenn er fühlt, daß Manches abzulegen ist, was er fürs Rechte gehalten hatte, wenn er merkt, daß das oft Irrwege sind, was die Welt für Wege zum Ziele giebt, wenn in ihm eine unendliche Sehnsucht erregt ist, Sie wieder zu sehen und sich unter Ihnen zu bilden. Finde ich ihn auf diese Weise angegriffen, so will ich suchen, ihm das künftig zu verschaffen, was er jetzt entbehren muß."

Der Congreß am 8. October in Erfurt, sodann die Festlichkeiten zu Ehren der gekrönten Häupter in Weimar, hatten die Eltern so in Anspruch genommen, daß sie nicht dazu kamen, mir zu schreiben, daß es der Mutter gelungen sei, von Kirms*) einen längeren Urlaub für mich zu erhalten, und mir die erbetenen Subsidien zu übersenden.

Um mit Ablauf meines Urlaubs in Weimar eintreffen zu können, lieh mir Zelter 20 Thaler zur Zurückreise, die eben nur ausreichten. Denn als ich in Weimar den unvermeidlichen Schirrmeister befriedigt hatte, war meine Kasse so blank, wie der Knopf eines Soldaten.

Mein Empfang im Vaterhause war eben nicht verbindlich. Die Mutter, überrascht von meiner unvermutheten Erscheinung, frug mich: „Na, was willst denn Du?"

In Abwesenheit Goethe's meldete ich dem Geheimen Hofrath Kirms meine übereilte Zurückkunft und den Entschluß, mit seiner gütigen Erlaubniß sogleich nach Berlin zurückzukehren.

„Wissen Sie was", versetzte der prosaische Herr, „Ihr College Götz**) geht auf drei Monate nach Gotha, um sich bei Spohr im Violinspiel weiter auszubilden. Bleiben Sie so lange hier, bis er von dort zurückkehrt; dann mögen Sie in Gottes Namen wieder nach Berlin reisen."

Den Eltern, Henrietten und meinem hohen Gönner, dem Geheimerath von Goethe, wieder einige Zeit nahe zu sein, kam mir sehr erwünscht. Ohnehin hatte ich mich noch nicht in das großstädtische Berliner Wesen eingelebt. Die schönen Gebäude in Berlin boten mir auf die Länge keinen Ersatz für die freundliche Natur, womit Weimar umgeben ist. Ungeachtet des vielen Guten und Schönen,

*) Franz Kirms war seit 1791 bis zu seinem Tode bei der Intendanz des Hoftheaters angestellt; er starb 1826 in Weimar als Geh. Hofrath. F.

**) Johann Nicolaus Conrad Götze, ein geschickter Violinist und Componist, starb als Großherzogl. Musikdirector am 5. Febr. 1861 in Weimar. F.

das mir von Künstlern und Freunden zu Theil wurde, kamen doch Zeiten, wo ich mich des Heimwehs nicht erwehren konnte.

Sobald der Geheimerath wieder in Weimar eintraf, machte ich ihm meine Aufwartung. Er empfing mich mit gewohnter Freundlichkeit und forderte mich auf, ihm recht viel von Berlin zu erzählen. Als ich die Pracht rühmte, mit welcher man im Theater die Stücke in Scene setze, so bemerkte er: „Ja, was man mit Geld machen kann, das hat das Berliner Theater."

Unterm 7. November 1808 schrieb Goethe an Zelter folgenden Brief:

„Wir haben uns gestern an mancher Ihrer Gaben ergötzt, an Ihren Compositionen, sowie an Ihren Rüben;*) auch habe ich Ihrer dankbar gedacht, indem Eberwein etwas von Ihrem Ernste mitgebracht zu haben scheint. Er kommt mir vor wie Moses, der vom Berge kam und dessen Gesicht glänzte. Wenn das auch nur eine äußerliche Wirkung ist, so läßt sich vermuthen, daß doch auch Etwas ins Innere eingedrungen sein mag. Ich danke Ihnen, daß Sie ihm so gütig fortgeholfen haben: denn seine Wiederkunft ist für ihn und für uns günstig. Unser kleiner Chorgesang wäre den Winter ganz zu Grunde gegangen; nun mag er sich fassen und prüfen und etwa um Palmarum wieder zu Ihnen wallfahrten."

Die Uebungen der Hauskapelle wurden unter meiner Leitung mit großem Eifer fortgesetzt. Wie früher war Donnerstag Abends Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahle zusammenblieb; Sonntag Morgens Aufführung vor großer, guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Frühstück.**)

Anfangs machte mich Goethe's Gegenwart in den Proben befangen. Ich fürchtete ihn durch öftere Repetitionen oder Bemerkungen über Eintheilung und Vortrag zu ermüden. Als er aber darüber weder Unlust noch Mißbehagen blicken ließ, vielmehr selbst beim Einstudiren seiner Lieder, hinsichtlich des Vortrages, eine nicht zu besiegende Zähigkeit an den Tag legte, bis wir das Rechte getroffen hatten, so gewann ich allmählich den Muth, die Direction nach Pflicht und Ueberzeugung zu handhaben.

Hochbeglückt, unsern verehrten Meister für so manche Unbill, die er unsertwegen erdulbete, durch unsere geringen Kräfte einigermaßen entschädigen zu können, kam es Keinem zu Sinn, unsere Leistungen in seinem Hause als einen Dienst zu betrachten, der eines Lohnes würdig wäre. Um so angenehmer war die Ueberraschung, als die Geheimeräthin im Auftrag ihres Gemahls uns zum Weihnachtsfeste ansehnlich beschenkte. Unsere Sängerinnen erhielten Putzsachen, die sie um so höher schätzten, weil sie von Goethe kamen. Mich hatte der Meister ganz besonders gut bedacht."

Im Februar 1809 ging Eberwein abermals nach Berlin zu Zelter und blieb dort bis zum October desselben Jahres. Nach seiner Rückkehr wurden die Uebungen der Hauskapelle wieder aufgenommen und scheinen mit einzelnen Unterbrechungen bis zum Jahre 1814 bestanden zu haben. Am 23. Februar d. Jahres schrieb Goethe an

*) Goethe hatte sich Teltower Rüben erbeten. F.

**) Es wurden nun auch Schülerinnen Eberwein's und Mitglieder des Stadtchores zugezogen. F.

Zelter: „Kannst Du mir etwas zu meinem kleinen Singeconcert mittheilen, so ist es eine große Gabe. Dieses Anstältchen zieht sich durch Zeit und Umstände hindurch, wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmassen, bald metallhaltig, bearbeitet man sie mit Vortheil, bald ist es aber auch nur Gangart, die zuletzt selbst so schmal wird und zu verschwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man beharrlich fortarbeitend in derselben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde.“ F.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„Revue des deux mondes“ v. 15. Juni u. 1. Juli enthält: Die Vorstellung Jean Téterols. III. u. Schluß. Von Victor Cherbuliez. — Die französische Diplomatie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts: Hugues de Lionne. Von Marius Topin. — Der Roman eines Malers. II. u. Schluß. Von Ferdinand Fabre. — Die Bank von Frankreich während der Commune. III. IV. Von Maxime du Camp. — Eine griechische Stadt aus dem heroischen Zeitalter: Mycene und seine Schätze. Von George Cogordan. — Die Kinder in Paris. V. Von Othenin d'Haussonville. — Die Konflikte der öffentlichen Gewalten unter dem (ancien régime) Königthum. I. u. II. Von Ch. Louandre. — Französische Heilige: St. Paulin von Nola. Von Gaston Boissier. — Chinas und Japans Handel. Von George Bousquet. — Die Zollfrage. III. Von Victor Bonnet. — Die Attentate des 11. Mai und 2. Juni 1878. Von G. Valbert. — Halbmonatl. Chronik, Geschichte, Politik, Literatur, Aufsätze und Bemerkungen.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger.“ (Juni.) Die Türkei, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Midhat Pascha. — Königl. Institut für Großbritannien. Th. W. Huxley: Will. Harvey und die Entdeckung der Blutcirculation. — Bericht aus den gelehrten Gesellschaften: Die Pariser Akademie der Wissenschaften. — Das centrale Europa nach Elysée Reclus. — Richet: Der Magensaft bei Mensch und Thieren. — Vélain: I. Die Thierwelt von den Inseln St. Paul und Amsterdam. Geologische Beschreibung der Halbinsel von Aden. — Das Jahresfest der militärärztlichen Pepinière. Von Helmholtz. — Der Handelsvertrag zwischen Frankreich und Italien. Von Luzzati. — Improvisirte Festungswerke im Orientkriege 1877. Von General Brialmont.

„Revue politique et litteraire.“ (Juni.) Westminster Abtei. — Konferenzen von Max Müller: Ursprung der Religion. — Europa in Berlin. Der Kongreß. Von Louis Jezierski. — Neue Studien über das Mittelalter. Von E. de Pressensé. — Welt-Ausstellung. Malerei. — II. Die fremden Schulen. Von Ch. Bigot. — Englische Staatsmänner der Neuzeit. Lord John Russel. Von Léo Quesnel. — Religiöse Geschichte und Alterthumskunde. Von Maurice Vernes. — Paris und St. Petersburg am Vorabend der Revolution. Nach russischen Urkunden. Von Alfr. Rambaud. — Acclimatisations-Gesellschaft. Jahres-Sitzung. de Usfalvy: Die Jagden im inneren Asien. — Welt-Ausstellung. Die Cantonal-Museen.

„La Revue historique." (Juli II., August I.) V. Duruy: Septimius Severus, 193—211. — A. Sorel: Der Friede zu Basel, 1795. (Schluß.) — S. Luce: Die Juden unter Karl V. dem Weisen. — Historische Schau: Frankreich. Von G. Monod. — Deutschland: Arbeiten über die griechische Geschichte. Von A. Schaeffer. — Dänemark. Von J. Steenstrup. — Kritische Berichte: Ueber die vorgebliche Auffindung eines Nachtrags zu den Memoiren Richelieus rc.

Belgien.

„Revue de Belgique." (15. Juni.) Charles Rahlenbeck: Gui de Brès. Geschichtsstudien. — Eugène Gens: Das Vorurtheil der Bibel. — Em. Leclercq: Alexander der Große. Th. II. — L. — V. Reymeulen: Napoléon I. und das Testament Peters des Großen. — W. de Hacmind: Chronik der niederländischen Literatur.

Italien.

„La Rivista Europea." (Juni.) Monti und sein Zeitalter. Von C. Cantu. VII.—VIII. — Die republikanische Partei in Italien. Von Ugo Pesci. — Der Kardinal von Rohan und Marie Antoinette. Von Matteo Lore. — Ueber das Leben und die Werke des Paracelsus. Von Professor G. A. Barbaglia. — Bemerkungen zu drei Satiren. Von C. R. Massa. — Die internationale Ausstellung in Paris vom Jahre 1878. Von Diego Martello. — Brief an den Herausgeber der europäischen Revue. Von A. Ademollo. — Das System des beschränkten Stimmrechts für die administrativen Wahlen. Von A. Morelli. — Ueber die moralische Erziehung in den Schulen. Ein Traum. Von G. B. — Betrachtungen über die französische Revolution von 1789. Von P. B. C. D. — Flußübungen und Wettfahrten bei den englischen Schulen und Universitäten. Von B. de Tivoli. — Ueber einige Ausgaben aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Von Sabatini. — Historische Kritik. Ueber das Leben und die Werke des Pietro Delle Vigne des Leop. Pagano. Von Prof. Pagano rc.

„La Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti." (Juli) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Luigi Carlo Farini. Von G. Finali. — Physiologie der Malerei des dreizehnten Jahrhunderts. Von G. B. Toschi. — Ueber den technischen höheren Unterricht und das Industrie-Museum zu Turin. Von V. Devincenzi. — Der Planet Mars und die modernen Fernröhre. Von G. V. Schiaparelli. — Der Katechismus in den Schulen und die katholische Sittenlehre. Von Terenzio Mamiani. — Ueber den Text von den „Grazien" des Ugo Foscolo nach den Authographen. Von Giuseppe Chiarini. — Friedrich der Große und Voltaire. (Die Eroberung Schlesiens.) Von Emilio Broglio. — Der zukünftige Palast der nationalen Kunstausstellung in Rom. Von Camillo Boito rc.

„La Civiltà Cattolica." (Heft 671.) Die Encyclica des heiligen Vaters Leo's XIII. — Das hundertjährige Erinnerungsfest des Todes von Voltaire. — Die Weltanschauung der Chaldäer im Vergleich zu der mosaischen. — Ueber die Volkswahlen in der Kirche rc.

Rußland.

„Russische Revue“. (6. Heft.) Ueber die Hausindustrie im Gouvernement Moskau. Von Alphons Thun. — Das russische Eisenbahnnetz und die wichtigsten Betriebsresultate der russischen Eisenbahnen. Von S. Jastrshemski. (Schluß.) — Die Reise des Obristen Prshewalsky zum Lob Nor. — Kleine Mittheilungen 2c.

Spanien.

„Revista de España.“ (Juni.) Ueber die Handelsmarine und die Differenzialzölle der Schiffsflagge. Von Servando Ruiz Gomez. — Memoiren und Kommentare über die Belagerung von Cartagena. Von José Lopez Dominguez. — Die Bewegung in der Bevölkerung Spaniens während des Jahrzehnts von 1861 bis 1870. Von J. Jimeno Agius. — Charakteristische Eigenthümlichkeiten der arabischen Kultur. Von Rafael Contreraz. — Großbritanniens Colonialmacht. Von Servando Ruiz Gomez. — Der Bergbau und die Kolonisirung in Australien, Tasmanien und Neu-Seeland. Von Juan Morphy und J. Jordana y Morera. — Nebelbilder in der Geschichte von dem öffentlichen Vermögen in Spanien. Von Juan Garciá Torres. — Die Einführung des freien Unterrichts. Der Katheder-Socialismus. Von Gabriel Rodriguez 2c.

England.

„The nineteenth Century“. (Juli.) Die Stelle des Gewissens bei der Evolution. Von Pfarrer F. W. Fowle. — Die Geschichte der internationalen Association. Von George Howell. — Gepanzerte Feld-Artillerie. Von Obrist C. B. Brackenburg. — Das Testament Peters des Großen. Vom W. J. Thoms. — Eindrücke aus Amerika. IV. Von P. W. Dale. — Der zweite Advent und die Kirchenfrage. Vom Pfarrer Dr. G. Vance Smith. — Juden und Judenthum. Eine Erwiderung. Vom Rabbiner Hermann Adler 2c.

„Frasers Magazine“. (Juli.) Die Vertheidigung unseres Kaiserreiches. — Hydrologische Rundschau über England. — Die Verfassung Norwegens. — Briefe von Coleridge, Southey und Lamb an Mathilde Betham. — Unter den Burmanen. I. — Die französische Schule zu Athen und Rom. — Die Religionen der asiatischen Türkei 2c.

„The Fortnightly Review“. (1. Juli.) Lancashire. Von John Morley. — Irländischer Katholizismus und britischer Liberalismus. Von Matthes Arnold. — Emilio Castelar. (Schluß.) Von M. E. Grant Duff. — Davos im Winter. Von John Addington Symonds. — Ein Wort über die Indignations-Meetings. Von G. Smith. — Octave Feuillet. Von George Saintsbury. — Der Platz der Gesellschaftslehre. Von J. H. Bridges. — Die Herrschaft des Ceremoniells. VI. Von Herbert Spencer 2c.

„The contemporary Review“. (Juli.) Mallock's Anrecht in Betreff der Kirche von Rom. Von den Pfarrern Reynolds und Conder. — Die Stellung und der Einfluß der Frauen im alten Griechenland. Von James Donaldson. — Die indische kriegführende Macht. Vom General-Lieutenant

J. L. Vaughan. — Urvorweltliche Seelenwanderung. Von Francis Peek. — Johnson ohne Bothwell. Von Will. Cyples. — Paris während der Welt-Ausstellung. Von Lady Verney. — G. H. Lewes' Vortrag über die Erfahrung. Von Prof. T. H. Green. — Die Zukunft des Judenthums. Von Pfarrer W. H. Freemantle &c.

„The British Quarterly Review." (Juli.) Taines Kunstphilosophie. — Die Ethik von der Evolutionslehre. — Bryan Waller Procter. — Der russisch-türkische Krieg. — Das jüngste Gericht. — Neueste Geschichte von der Leichenverbrennungs-Frage. — Die spätere griechische Nation. — Der congregationelle Gesichtspunkt von der religiösen Gemeinschaft. — Zeit-Literatur.

Schottland.

„Blackwoods Edinburgh Magazine". (Juli.) John Caldigate. — Uebersetzungen von Heine. — Gordon Baldwin. I. Th. — Gälische Sprache und moderne Volksredensarten. — Die südafrikanische Frage. — Der Kongreß &c.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 12. September 1878.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 12.

(September 1878.)

Berlin, 1878.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Rundschau über das nationale Leben.

Allgemeiner Theil.

Fachmännische Beleuchtung der Katastrophe des deutschen Panzerschiffes „Großer Kurfürst“.

Von einem vormaligen Seeoffizier.

Die Kunde von dem Untergange des „Großer Kurfürst“ am 31. Mai d. J. hat überall im Vaterlande Trauer und Schrecken hervorgerufen. Trauer über den Tod von 270 braven Seeleuten und in zweiter Reihe über den Verlust eines so schönen und starken Schiffes unserer jungen Marine — Schrecken in dem Gedanken, daß sich ein so furchtbares Unglück mitten im Frieden, bei dem schönsten Wetter und ganz ruhigem Wasser, also unter den denkbar günstigsten Umständen der Seefahrt zutragen konnte. — Seitdem ist fast ein Vierteljahr verflossen. Das Ereigniß ist in der Tagespresse von verschiedenen Seiten mit mehr oder minder Verständniß besprochen, aber diejenige Seite, welche allein im Stande war, klaren erschöpfenden Aufschluß über den Unglücksfall und seine Ursachen zu geben, die oberste Marinebehörde hat bisher beharrlich geschwiegen.

Der erste kurze Bericht des Geschwaderchefs über den Zusammenstoß, einige offiziöse Notizen über die Havariecommission und die Zusammensetzung des Kriegsgerichts ohne Eingehen auf die Sache selbst — das ist alles, was das Publikum aus der Admiralität erfahren hat. Dazu tritt noch die Zuschrift eines Seeoffiziers in der Weserzeitung vom 7. Juli, welche den Fall eingehend behandelt und ganz den Eindruck macht, als sei sie auf Befehl geschrieben.

Alle übrigen Daten haben wir uns mühsam aus den Zeitungen, die meisten aus englischen Blättern zusammenlesen und nach und nach durch mündliche oder schriftliche Mittheilungen von Augenzeugen ergänzen müssen. Eine solche Behandlung einer Sache, die ganz Deutschland so nahe angeht, können wir nur als bedauerlich bezeichnen. Einmal muß sie einen eigenthümlichen Eindruck machen, als sei Vieles nicht in Ordnung und müsse verschwiegen werden, wodurch allerlei Vermuthungen Thür und Thor geöffnet wird, und dann ist sie für das Land auch geradezu verletzend. Dasselbe hat doch wohl ein unbestrittenes Recht auf die Be-

antwortung der Frage: „Wie ist es möglich gewesen, daß unter den oben erwähnten günstigen Umständen ein solches Unglück passiren konnte, das 270 Menschen in den Tod führte und außerdem dem Staate einen Verlust von 10—12 Millionen verursachte?“ Unserer Ansicht nach muß die Marinebehörde darauf eine klare und umfassende Antwort geben und es ist Sache des Reichstags, die Gutachten der Havariecommission und der ihr vorgesetzten Behörden sobald wie möglich zu fordern.

Bei dem allgemeinen und brennenden Interesse, welches der Unglücksfall für die Nation besitzt, wollen wir inzwischen an der Hand der von uns gesammelten zuverlässigen Nachrichten versuchen, den Hergang in seinen Hauptzügen und mit Weglassung aller nicht thatsächlich festgestellten Nebenumstände dem Leser vorzuführen und daran einige kritische Bemerkungen zu knüpfen, durch welche wir nachzuweisen hoffen, daß es an der Zeit ist, seitens des Landes den inneren Marineverhältnissen eine schärfere Beachtung zu schenken, als es bisher der Fall gewesen.

Der kurzgefaßte Verlauf der Katastrophe ist der folgende:

Die drei Schiffe „König Wilhelm“ (Capitain zur See Kühne), „Großer Kurfürst“ (Capitain zur See Graf Monts) und „Preußen“ (Capitain zur See im Admiralstabe und Chef des Stabes der Marine von Blanc) waren am 6. Mai in den Dienst gestellt, bis zum 27. Mai ausgerüstet, an diesem Tage unter Commando des Admiral Batsch zu einem Geschwader formirt und hatten am 29. ihre Reise nach dem Mittelmeere angetreten. Am 31. Mai Morgens befand sich das Geschwader in der Nähe des Städtchens Folkestone. Es dampfte in doppelter Kiellinie, d. h. „König Wilhelm“ und hinter ihm „Preußen“ bildeten die eine Colonne, während „Großer Kurfürst“ die andere rechte, nach der englischen Küste hin darstellte. Wäre „Friedrich der Große“ nicht durch seine Grundberührung und Beschädigung im Belt, deren Reparatur 5—6 Monate beanspruchen wird, daran gehindert worden, zu dem Geschwader zu stoßen, so würde er das zweite Schiff in der rechten Colonne gebildet haben. Die Entfernung zwischen den drei Schiffen betrug anfänglich 400 Meter; etwa eine Stunde vor dem Zusammenstoß war jedoch „Großer Kurfürst“ durch Signal angewiesen worden, die seitliche Entfernung von der linken Colonne bis auf 100 Meter zu verkürzen und dampfte seit jener Zeit in der befohlenen Stellung.

Gegen 10 Uhr kam ein kreuzendes Handelsschiff dem Geschwader so entgegen, daß dieses nach den bestehenden internationalen Vorschriften, über das Ausweichen auf See, nach der englischen Küste zu ausbiegen mußte. „Großer Kurfürst“ begann ebenfalls, den bevorstehenden Vorschriften gemäß, mit dem Manöver zuerst und legte das Ruder nach Backbord, um nach Steuerbord, d. h. nach rechts hinter dem Handelsschiffe herumzugehen. Als er im Abbiegen begriffen war, folgte „König Wilhelm“ mit demselben Manöver.

Als dann „Großer Kurfürst“ das Handelsschiff an seiner linken Seite sah und damit sein Weg frei war, wollte er in der neuen Richtung weiter fahren, bis das Schiff passirt sei, um danach den früheren Cours wieder aufzunehmen. Zu dieser Zeit bemerkte er jedoch, daß noch ein zweites Handelsschiff in derselben Weise wie das erste auf ihn zukam. Um auch diesem aus dem Wege zu gehen, ließ der Commandant das Ruder wieder Backbord legen, und bog in Folge dessen noch weiter nach rechts und der englischen Küste zu.

Unmittelbar nach diesem Manöver bemerkte er, wie „König Wilhelm" statt concentrisch mit „Großer Kurfürst" zu drehen, in einem viel gekrümmteren Kreisbogen so schnell herumflog und auf letzteres Schiff loskam, daß sehr bald eine Collision unvermeidlich schien.

Obwohl Graf Monts das Ruder augenblicklich scharf nach Backbord legen und die Maschine mit äußerster Kraft vorwärts schlagen ließ, weil darin die einzige, wenn auch schwache Möglichkeit lag, der Gefahr zu entfliehen, so war „König Wilhelm" schon zu nahe herangekommen.

Letzterer ließ in Erkenntniß des drohenden Unheils zwar auch die Maschine mit voller Kraft rückwärts schlagen; da er aber eine Schnelligkeit von 9 Knoten (2¼ deutsche Meilen in der Stunde) gehabt hatte, so konnte er die Fahrt nicht schnell genug hemmen und traf den „Großer Kurfürst" mit seinem Sporn. Das einzige, was dieser durch sein Manöver noch erreicht hatte und was unter den obwaltenden Umständen allerdings noch sehr wesentlich erscheint, war, daß durch sein Abbiegen der Stoß nicht quer, sondern mehr schräg von hinten erfolgte und dadurch an Heftigkeit verlor. — Wäre er mehr quer gekommen, so hätte das gewaltige Moment des colossalen „König Wilhelm" sein Opfer wahrscheinlich durchgeschnitten oder so gewaltig getroffen, daß „Großer Kurfürst" vermuthlich wie das italienische Panzerschiff, „Re d'Italia", in der Schlacht bei Lissa, in wenigen Minuten versunken wäre.

In Folge des so viel schwächeren Stoßes vergingen jedoch etwa 15 Minuten, bis das Schiff untersank und es konnten über 200 Menschen noch gerettet werden.

Die Rettung geschah hauptsächlich durch „König Wilhelm", der zwar durch den Stoß selbst schwer beschädigt wurde und gefahrdrohend leckte; aber treu in unmittelbarer Nähe des sinkenden Schiffes blieb, seine sämmtlichen Boote aussetzte und 140 Menschenleben dem nassen Grabe entriß. —

In der Nähe der Unglücksstätte befindlichen und schnell herbeieilenden englischen Fischerbooten gelang es, etwa 60 der Schiffbrüchigen zu bergen. Durch das Panzerschiff „Preußen" wurden 2 Mann gerettet.

Dies ist der thatsächliche Hergang der Sache, und wir wollen nun einzelne Punkte desselben näher betrachten.

Dabei haben wir die Frage „was war die directe Ursache des Zusammenstoßes?" zunächst ins Auge zu fassen.

Die Antwort lautet: „Die Leute am Ruder des „König Wilhelm" haben im Momente der Gefahr den Kopf verloren und — wie es in den officiösen Auslassungen über diesen Punkt heißt — gegen den wiederholten Befehl des Wachofficiers das Ruder nach der entgegengesetzten Seite, d. h. nach Backbord, statt nach Steuerbord gelegt."

Wir haben keinerlei Ursache, diese Angaben zu bezweifeln und nehmen sie als völlig richtig an; aber dann müssen wir unbedingt die andere Frage stellen: „Wie ist es möglich, daß sechs Seeleute, zu deren fachlichen Obliegenheiten das Steuern eines Schiffes gehört und ebenso der mit der Aufsicht am Ruder betraute Unterofficier sämmtlich den Kopf verlieren konnten?"

Darauf giebt es nur eine Antwort: „die Leute waren seemännisch für ihren Dienst nicht geeignet, sonst ist die Sache einfach nicht möglich".

Bei zuverlässigen Seeleuten von genügender fachlicher Erfahrung, wie man sie ausnahmslos auf allen andern Marinen für den so wichtigen und die größte Aufmerksamkeit und Verantwortlichkeit erfordernden Posten des Steuerns von Kriegsschiffen aussucht und außerdem dauernd übt, kann dergleichen gar nicht vorkommen.

Ebensowenig wie eine ganze Corporalschaft von mehrjährig gedienten Soldaten, mit einem erfahrenen Unterofficier an der Spitze, auf das wiederholt gegebene Commando „Links um" hartnäckig „Rechts um" machen wird, wenn dies auch möglicher Weise einem von ihnen passiren könnte, ebensowenig werden 7 seemännisch wirklich tüchtige Matrosen und Unterofficiere das Ruder Backbord, statt des befohlenen und von Handwinken begleiteten Steuerbord legen.

Das kann eben nur fachmännisch ungeeigneten und Leuten passiren, die noch nie auf größeren Kriegsschiffen längere Zeit gesteuert haben.

Wie die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" officiös verkündet, hat die Havarie-Commission die Leute am Ruder von Schuld **freigesprochen**.

Da es aber nach derselben officiösen Quelle feststeht, daß die Leute, entgegen den empfangenen Befehlen nach der verkehrten Seite gedreht haben, so können wir nur annehmen, daß auch die Havariecommission zu demselben Schlusse gekommen ist, wie wir; damit stimmt auch überein, wie verlautet, daß die sechs Rudergänger frischeingezogene Rekruten, deren fachliche Qualification Niemand kannte, und der dienstthuende Unterofficier ein Einjähriger Freiwilliger von gänzlich unzureichender seemännischer Erfahrung gewesen sein soll.

Wenn nun aber alle anderen Nationen ihre Kriegsschiffe nur durch ausgewählte, gediente und nach jeder Richtung dazu befähigte Leute steuern lassen, weshalb macht die deutsche Marine allein davon eine Ausnahme?

Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf die tiefer liegenden Ursachen des furchtbaren Unglücks, die man in dem in unserer Marine befolgten Systeme zu suchen hat.

Dies System geht davon aus, daß die praktischen seemännischen Erfahrungen, welche andere Marinen im Laufe von Jahrhunderten gemacht und deren weise und zweckmäßige Ausnutzung Schiffe und Geschwader vor Unglücksfällen bewahren, in unserer Marine vielfach als überflüssig betrachtet werden.

Man will an maßgebender Stelle nicht anerkennen, daß praktische Seemannschaft die Grundlage aller Nautik ist.

Man stellt statt ihrer die Theorie und das rein militärische Princip, deren sonstige volle Berechtigung wir jedoch willig anerkennen, in die erste Reihe, sowohl für Officiere wie für Mannschaften, anstatt es umgekehrt zu machen, und das ist ein falsches Princip.

Dieses unglückliche System, das zu Zeiten des Prinzen Adalbert von Preußen zum großen Nutzen der Marine nicht herrschte, ist nicht nur die indirecte Ursache der Katastrophe, sondern muß, wenn es nicht verlassen wird, die Marine unfehlbar dem Ruin entgegenführen, von dem der Untergang des „Großer Kurfürst" und die schwere Beschädigung des „König Wilhelm" nur der Anfang sind.

In jeder anderen Marine ist es als nothwendig erkannt worden, daß alle neuen Schiffe, namentlich aber Panzerschiffe, nach allen Richtungen hin probirt werden, ehe man sie überhaupt in Dienst stellt.

Sollten sie danach einem Geschwader zugetheilt werden, so giebt man den Commandanten wiederum ausgiebige Gelegenheit, sich genaue Kenntniß von den besonderen nautischen Eigenschaften und von der Befähigung ihrer Officiere und Mannschaften zu verschaffen, um letztere richtig verwerthen zu können.

Jede Serie dieser ausgedehnten Versuche beansprucht mindestens 4 Wochen und oft noch längere Zeit, und ist ein unbedingtes Gebot seemännischer Vorsicht, dessen Außerachtlassung sich alsbald unheilvoll rächt und dessen Nothwendigkeit auch wohl für einen Laien offen zu Tage liegt.

Wie ist es aber in unserer Marine?

Das neue Schiff „Großer Kurfürst" hat vor der Indienststellung lediglich die Maschine probirt, und nach derselben sind ebensowenig eingehendere Versuche damit vorgenommen, wie mit den übrigen Schiffen des Geschwaders.

Erfährt man nun noch, wie uns von zuverlässiger Seite mitgetheilt ist, daß nach Kaiserlicher Bestimmung unsere Schiffe, ehe sie zu einem Geschwader vereinigt werden, ebenfalls, wie es in allen anderen Marinen vorgeschrieben, die Vorübungen mit den einzelnen Schiffen auf das eingehendste anstellen sollen, wozu, wie bereits bemerkt, mindestens 4 Wochen nöthig sind, so fragt man: „wie ist es möglich, daß einmal in solcher Weise jede seemännische Vorsicht versäumt und andererseits direct gegen die Kaiserlichen Bestimmungen gehandelt werden konnte?"

Wären jene kaiserlichen Bestimmungen befolgt, so würde mit aller Wahrscheinlichkeit das Unglück vermieden worden sein.

Während mehrwöchentlicher Einzelübungen würde man auf „König Wilhelm" unter allen Umständen, entweder die Unfähigkeit der Ruderleute und des dienstthuenden Unterofficiers erkannt und sie durch geeignetere Leute ersetzt haben, oder aber, es würden jene während der Zeit mit den besonderen Verhältnissen des Schiffes und des Ruders bekannt und durch längere Uebung für ihren Dienst fähiger geworden sein. —

Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß die von mehreren Zeitungen gebrachte Notiz, das Unglück sei zum Theil auf die schlechte Steuerfähigkeit des „König Wilhelm" zurückzuführen, auf einem Irrthume beruht. — Wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, steuert „König Wilhelm" im Gegentheil vorzüglich und gehorcht dem Ruder, Dank dessen besonderer Construction, viel schneller, als irgend ein anderes unserer Panzerschiffe. Nur ist es allerdings nothwendig, daß die betreffenden Rudergänger ihre Sache verstehen, was auf diesem Schiffe ohne vorgängige, längere Uebung nicht möglich ist. —

Aus der obigen, auf Thatsachen gestützten Darlegung geht aber hervor, daß der Untergang des „Großer Kurfürst" nicht lediglich Folge eines unglücklichen Zufalles war.

Man könnte noch eine gewisse, wenn auch immerhin schwache, Entschuldigung gelten lassen, wenn irgend eine Gefahr im Verzuge gewesen wäre; aber diese lag, unseres Wissens, keineswegs vor.

Wozu mußten die Schiffe, nach kaum vollendeter und überstürzter Ausrüstung

sofort zu einem Geschwader vereinigt und nach zwei Tagen, unfertig für ihren Zweck, in See geschickt werden?

Der Krieg war ja beendet. Während dessen heftigster Periode hatten unsere Holzschiffe im Mittelmeere völlig genügt, und daß keine anderweiten, zwingende politische Gründe vorlagen, welche die Entsendung des Panzergeschwaders, auf Kosten von dessen Sicherheit forderten, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß nach dem Unfalle keine anderen Schiffe hingeschickt, sondern die Holzcorvette „Hertha“ sogar noch zurückgerufen wurde.

Was war also der Grund zu einer so wunderbaren Handlungsweise? — Nennen wir die Sache beim rechten Namen, so war es eine Mißachtung aller seemännischen Praxis und Erfahrung. Es sollte den übrigen Nationen gezeigt werden: „Sehet, was sind wir Deutsche gegen Euch doch für tüchtige Leute! Ihr bedürft, um ein Panzergeschwader in See zu schicken, 2 Monate, wir nur 2 Tage!“ —

Das falsche System hat sich furchtbar gerächt! —

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Punkte.

Es ist im Publicum vielfach die Frage aufgeworfen, ob die Formation, in der sich das Geschwader bewegte, nicht zu eng geschlossen gewesen sei?

Wir nehmen keinen Anstand, diese Frage entschieden zu bejahen.

Der officiöse Artikel des „Seeofficiers“ in der Weserzeitung vom 7. Juli belehrt uns, daß das vom Kaiser genehmigte Evolutionsreglement der Marine als gewöhnliche Entfernung der einzelnen Schiffe von einander im Geschwader 400 Meter feststellt. Das ist eine sehr weise Vorschrift; denn bei solcher Entfernung können sich die Schiffe ungefährdet aus dem Wege gehen, wenn ihnen irgend etwas zustößt und aus diesem Grunde sind solche Entfernungen auch bei allen anderen Marinen maßgebend.

Was konnte nun den Geschwaderchef bewegen, diese gewöhnliche Entfernung in einem so von Schiffen besetzten Fahrwasser, wie der englische Canal, wo jeden Augenblick plötzliches Ausweichen geboten sein konnte, auf den vierten Theil zu verkürzen? —

Soweit irgend etwas darüber bekannt geworden, lag nach keiner Richtung irgend eine Veranlassung dazu vor, und so lange uns die oberste Marinebehörde nicht mit überzeugenden Gründen eines anderen belehren kann, vermögen wir der engen Formation, in der sich die Schiffe anrennen mußten, sobald ihnen etwas passirte, nur das Bestreben zu erblicken, den Engländern in ähnlicher Weise, wie schon oben bemerkt, imponiren zu wollen.

In wie weit solches gelungen, darüber giebt die „Times“ Aufschluß. Bei der Besprechung des Unfalls, Anfang Juni, sagt sie:

„Die Ursache des Unfalls ist in erster Reihe Mangel an Erfahrung. Hätten die Deutschen mit Panzerschiffen solche Erfahrungen wie wir, so würden sie nicht so kurze Entfernungen zwischen den Schiffen gewählt haben.“ —

Das ist für die deutsche Marine ziemlich beschämend, aber die „Times“ konnte nicht wohl anders urtheilen, da ihr die inneren Verhältnisse unserer Marine nicht bekannt genug sind.

Wäre freilich die Motivirung dieser engen Fahrordnung durch den oben

erwähnten „Seeofficier" in der angezogenen Zuschrift an die Weserzeitung den Engländern zu Gesicht gekommen, so würde unsere Marine wohl noch ganz andere und beschämendere Bemerkungen haben hören müssen.

Diese Motivirung sagt, jene enge Fahrordnung sei von den Officieren der Admiralität in Berlin bei dem Seekriegsspiel als die beste erkannt und **deshalb** gewählt worden.

Wir müssen gestehen, wir trauten kaum unseren Augen, als wir obiges lasen und nichts kann unsere ausgesprochene Behauptung, daß von maßgebender Stelle seemännische Praxis als überflüssig betrachtet werde, besser rechtfertigen als jene Worte.

Also jetzt werden die seemännischen Manöver auf Papier mit Bleistift und Zirkel in der Stube ausgeführt. Das ist ja eine prachtvolle Erfindung! Da der „Seeofficier" nicht davon spricht, daß etwa noch eine praktische Erprobung erforderlich sei, sondern lediglich die am grünen Tisch verfaßte Ordnung als die beste erklärt und fertig hinstellt, so bedürfen unsere Seeofficiere fernerhin nur noch Uebung in einigen geometrischen Constructionen und sie sind geeignet, ihre Geschwader gegen den Feind zu führen und ihn natürlich zu schlagen.

Einzelne Kleinigkeiten, auf welche die Seeleute alten Schlages einigen Werth zu legen pflegen, wie z. B. Strömung, unegales Steuern, plötzliches Ausweichen, Pulver- und Kohlenrauch, Versagen von Maschine und Ruder ꝛc. ꝛc., sind freilich von den Tactikern der Admiralität nicht in Betracht gezogen; — aber was kommt es darauf an. Das ist nach den Anschauungen der neuesten Schule, zu welcher der „Seeofficier" zu gehören scheint, längst überwundener Standpunkt.

Noch einige ähnliche Bemerkungen macht der „Seeofficier".

Er erklärt die bei Folkestone gewählte enge Fahrordnung für den Krieg als unübertrefflich und auch völlig gefahrlos, **wenn Ruder und Maschine ihre Schuldigkeit thun.**

Ja, aber hatten wir denn Krieg, war nicht vielmehr tiefer Friede, und gaben die Schiffe mit ihren gänzlich ungeübten Besatzungen irgend welche Sicherheit, daß Ruder und Maschine ihre Schuldigkeit thun **würden**?

Was würde wohl ein commandirender General sagen, wenn der ihm unterstellte Commandeur eines Reiterregiments, dessen Mannschaften, zu wenigstens zwei Drittheilen, aus frischeingezogenen Recruten besteht, nach zwei Tagen auf ihnen unbekannte Pferde gesetzt sind, das Regiment am dritten Tage in geschlossener Formation eine Attaque ausführen ließe?

Nun das ist, abgesehen von dem Hinken eines jeden Vergleichs, die Situation des Geschwaders am 31. Mai gewesen, mit dem allerdings bedeutenden Unterschiede, daß ein solches neumilitärisches Manöver dem Lande nicht Hunderte von Menschenleben und 10 bis 12 Millionen Mark kosten würde.

Endlich glaubt der „Seeofficier" das Publicum noch dadurch abfertigen zu können, daß er sagt, in der Armee könne es, und würde es auch später, ebenso wie in der Marine, stets vorkommen, daß einmal „Rechts um" statt „Links um" gemacht würde.

Darin geben wir ihm völlig Recht; nur pflegen in der Armee die einzelnen Leute, die Rotten und Züge solche Entfernung von einander zu haben, daß sie bei

falschen Wendungen sich nicht gegenseitig berühren, geschweige denn die Köpfe einrennen und das ist es ja, was für die Fahrordnungen der Marine auch gefordert wird.

Uebrigens ist bei jener Motivirung des „Seeofficiers" noch ein Umstand ganz besonders aufgefallen.

Nach unserer Kenntniß von militärischen Dingen bedarf jedes tactische und Exercierreglement der Kaiserlichen Genehmigung und ohne letztere dürfen von Truppenbefehlshabern oder einzelnen Officieren keinerlei Aenderungen an den bestehenden Bestimmungen vorgenommen werden.

Wie kommen nun die Officiere der Admiralität dazu, plötzlich, auf Grund ihrer in Berlin bei dem Seekriegsspiel gewonnenen Erfahrungen, eine so radicale Aenderung der Reglements vorzunehmen, die so verhängnißvolle Folgen nach sich zieht?

Stützen sie sich wenigstens auf die Sanctionirung der Neuerung durch den Admiralitätsrath, der nach Kaiserlicher Bestimmung bei allen wichtigen, die Marine betreffenden Fragen zusammentreten soll? Der „Seeofficier" erwähnt nichts davon; auch anderweitig haben wir nicht vernommen, daß der aus den ältesten Seeofficieren resp. Technikern bestehende Admiralitätsrath in den 7 Jahren, seit seiner Installirung, je berufen worden wäre, und bitten wir um Belehrung, wenn wir in diesem Punkte irren sollten.

So hat denn, wie wir aus Vorstehendem sehen können, der „Seeofficier" mit seinen Expectorationen entschiedenes Unglück gehabt und man kann hier wirklich sagen: „Si tacuisses!" — Dieser gewaltsame Artikel macht übrigens ganz den Eindruck, auf Befehl geschrieben zu sein, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Standpunkt des Verfassers als einen in der Marine vereinsamten bezeichnen.

Endlich bedarf noch ein anderer Punkt einer Erörterung.

In den ersten Nachrichten, welche englische Blätter über den Zusammenstoß brachten, wurde hervorgehoben, daß durch die Panzerfregatte „Preußen" wegen Zuspätkommens ihrer Boote, fast kein Verunglückter gerettet worden sei und es wurde hinzugefügt, dieser Umstand bedürfe noch der Aufklärung. So aufmerksam wir alle Zeitungen gelesen haben, ist uns bis jetzt keine solche Erklärung zu Gesicht gekommen. Nach den von uns eingezogenen Erkundigungen, die wir für ziemlich genau zu halten Ursache haben, sollen durch „König Wilhelm" 140, durch „Preußen" aber nur zwei Menschen von der Besatzung des „Großer Kurfürst" gerettet worden sein. Der Unterschied ist so ungemein groß, daß er auffallen muß. War „Preußen" durch irgend welche Umstände verhindert, sich in ähnlicher Weise, wie „König Wilhelm" und die englischen Fischerboote, an dem Rettungswerke zu betheiligen?

Das absolute Schweigen seitens der Admiralität über diesen Punkt, der doch jeden Deutschen lebhaft interessiren muß, ist jedenfalls nicht vortheilhaft für die Beurtheilung und es wäre dringend zu wünschen, etwas mehr Licht darüber zu erhalten, wie denn überhaupt die möglichst offene Behandlung der ganzen unglücklichen Angelegenheit einen besseren Eindruck gemacht und der Admiralität in der öffentlichen Meinung eine günstigere Stellung verschafft haben würde, als das bis jetzt von ihr beliebte Verfahren es möglich gemacht hat.

Anfänglich schien man ersteres auch zu beabsichtigen, denn die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" versicherte bestimmt, das Gutachten der Havariecommission solle dem Lande offen mitgetheilt werden. Davon ist jetzt jedoch keine Rede mehr, und in der „Norddeutschen" spielt dafür das zu berufende Kriegsgericht eine Rolle, das aus einer überwiegenden Majorität von Generälen und 3 Capitains zur See bestehen und sich lediglich mit der Frage beschäftigen soll, ob der Unfall dadurch herbeigeführt ist, daß seitens eines oder mehrerer Officiere der Schiffe gegen bestehende Befehle gehandelt worden ist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich dies in irgend einer Weise wird nachweisen lassen und so wird sich wohl ein Schuldiger finden; aber damit ist unserer Ansicht nach durchaus nicht der Kern der Sache getroffen. Wie wir gezeigt, liegen die eigentlichen Ursachen der Katastrophe tiefer und nach einer ganz anderen Richtung.

Wir können deshalb den Ausführungen der „Weserzeitung" vom 1. August, in denen sie bei dem Kriegsgericht eine Majorität von Seeoffieieren und nicht von Generälen verlangt, und die Möglichkeit nachweist, daß dies unter Wahrung der gesetzlichen Vorschriften zur Ausführung kommen könne, nur vollständig beipflichten.

Bei Untersuchung dieses schweren Unglücksfalles handelt es sich nicht sowohl darum, die Schuldigen im concreten Falle herauszufinden, sondern zu prüfen, ob die Hauptschuld nicht einem unrichtigen System zur Last fällt, das verlassen werden muß, wenn die Marine nicht noch von einer Reihe ähnlicher Unglücksfälle heimgesucht werden soll. Das ist aber eine rein technische Frage, und da sie den Hauptgegenstand der kriegsgerichtlichen Untersuchung bilden sollte, so müßte wenigstens die Majorität der Richter aus Seeofficieren bestehen.

Die officiöse Erwiderung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 4. August auf den beregten Artikel der „Weserzeitung" macht einen ungemein schwächlichen Eindruck.

Der Verfasser ist offenbar in peinlicher Verlegenheit gewesen, was er hat antworten sollen.

Die Frage, weshalb auch der dritte, bisher ganz unbetheiligte Contre-Admiral vom Kriegsgerichte ausgeschlossen werden soll und die Klasse der Contre-Admiräle nicht, wie dies gesetzlich gestattet ist, durch Capitains zur See ersetzt werden kann, wodurch die Zahl der seemännischen Richter auf 7, statt 3 erhöht werden würde, übergeht die „Norddeutsche" gänzlich mit Stillschweigen.

Bei dem eingeschlagenen Verfahren liegt unverkennbar die Absicht vor, die Admiräle gänzlich aus dem Kriegsgerichte fern zu halten und von den Capitains zur See nur eine kleine Minorität zuzulassen. Dies giebt aber der Sache von vornherein ein so eigenthümliches Gepräge, daß das bereits im Lande erwachte Mißtrauen nothwendig stark wachsen muß. —

Wir haben uns bemüht, unsere vorstehenden Erörterungen möglichst objectiv zu halten und nachzuweisen, daß in unserer Marine, welcher von ganz Deutschland so warme Sympathien entgegengebracht werden, mancherlei nicht so ist, wie es sein sollte, daß vielmehr das jetzt herrschende System die Marine auf eine gefährlich abschüssige Bahn geführt hat.

Wir fürchten keine Berichtigungen von irgend welcher Seite,

da wir nur von feststehenden Thatsachen und auf Grund langjähriger, sachlicher Erfahrung geurtheilt haben.

Wenn wir auch seit längeren Jahren dem activen Seeofficiercorps nicht mehr angehören, so haben wir die bisherige Entwickelung unserer jungen Flotte mit großer Aufmerksamkeit und regstem Interesse verfolgt und sind mit ihr in enger Fühlung verblieben.

Dieses lebendige Interesse ist auch die Ursache, daß wir es für nöthig hielten, auf Schäden aufmerksam zu machen, die im System liegen und nothwendig beseitigt werden müssen.

Wir haben die Ueberzeugung, daß der Reichstag der Marine eine schärfere Beachtung schenken muß, als bisher, und haben es deshalb, im Interesse des Landes, für Pflicht gehalten, ihm diejenigen Punkte zu bezeichnen, an welche die bessernde Hand zunächst gelegt werden muß.

Der Geigenmacher von Absam.

Novelle

von

Julius von der Traun.

I.

Eine schwarze Gondel durchschnitt die trägen Fluthen des Canal grande. Zwei Nobili saßen darinnen in behaglicher Ruhe; ein leichter Seewind, der die Lagunen erfrischend durchzog, spielte mit den schwarzen Federn ihrer Barette und wehte die dunklen Locken aus ihren Stirnen.

Der Eine von Beiden hatte die Arme verschränkt und senkte das Haupt, die Augen waren ihm zugefallen; die schön gewölbten Brauen, der schwarze Fransenvorhang der Augenlider und der wie Ebenholz glänzende Bart lagen wie ernste Schatten auf seinem blassen Gesichte.

Der Andere, an Jahren jünger und frischeren Aussehens, lenkte seine schlau funkelnden Augen nach allen Fenstern und Balkonen; seine häufigen und immer freundlich und herzlich erwiederten Grüße ließen vermuthen, daß er sich der beneidenswerthen Gunst holder Damen erfreue. An der Riva di Biasio angelangt, gab er dem Barcajuolo das Zeichen, in den Rio di Canareggio einzulenken, an dessen Ufern das Sestiere gleichen Namens mit seinen zahlreichen Kirchen und wundervollen Palästen prangt. Dieser Theil der Stadt gehört zu Venedigs späteren Bauten. Während lange schon die weißen Kuppeln der Markuskirche in hoher Luft erglänzten, rauschte hier noch auf seichter Lagune das Schilf, welches der Italiener canna nennt, von welchem auch der älteste Name dieses Quartieres „canario“ stammt. Hier stehen heute noch die Marmor-Paläste der ältesten und vornehmsten Familien, der Vendramin, der Grimani, Savorgnani, Grandenighi, Morosini, Contarini und vieler anderer, zu der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, belebt vom blühenden Wohlstande stolzer Geschlechter, erfüllt von hohen Schätzen der Kunst, umrauscht und durchduftet von herrlichen Gärten, welche heute verschwunden sind oder pflegelos verwildern.

Als die Gondel an dem Palazzo Valmarana vorüber war, über dessen Säulenpforte damals noch in frischer Farbenpracht das berühmte Frescobild des Paolo Veronese „Der Triumph Neptuns“ prangte, richtete der jüngere Edelmann das Auge bald auf seinen schlummernden Gefährten, bald auf ein nicht allzugroßes nettes Haus, das aus der Front der Nachbargebäude nur wenige Schritte zurücktrat. Der kleine dadurch gewonnene Raum war gegen den Canal von einer steinernen Mauer begränzt, über welche sich die grünen Blätterkronen einiger Bäume erhoben. Endlich rief er: „Wach' auf, Andrea, das räthselhafte Haus steht vor uns!“ Der Angeredete schlug die Augen auf, nickte dem Gefährten dankbar zu und versank ins Anschauen des kleinen Gebäudes, aus dessen Fenstern eine Fülle von blühenden Rosen duftete und nickte. Durch das Blättergeflüster klangen leise Pizzicatos und Bogenstriche einer Geige.

„Sie läßt sich heute nicht blicken“, sagte Andrea. „Weißt Du noch immer nicht, wer sie ist, — wie ihre Eltern heißen, was sie treiben? Du lächelst so schlau, o sage, was Du weißt, theurer Antonio.“

„Es war ja nicht schwer zu erfahren,“ versetzte Antonio. „Dieses Haus gehört dem Meister Pietro Vimercati, einem berühmten Geigenmacher, und der Stern Deines Herzens ist seine Tochter Chiara.“

„O schöner Stern!“ rief Andrea. „Gestern Nachts fuhr ich allein in meiner Gondel hier vorbei; diese Wellen und jene Bäume rauschten nur leise, der Mond hing seinen silbernen Schleier über das stille Haus. Der seelenvolle Ton einer Geige erklang unter den Bäumen des Vorhofes, ich habe nie so schön spielen gehört. Die Töne athmeten Sehnsucht und heiße Liebe und zerflossen in schluchzende Klagen. So träumt ein Gefangener von seiner grünen Heimath, wacht auf, hört seine Fesseln klirren und weint. Meine Seele war ganz in diese Klänge versunken; da neigte sie sich aus jenem Fenster dort, sie, der Stern meines Herzens! — Sie hatte Perlen durch das Haar geflochten, goldene Ketten und Schnüre um Hals und Arm gewunden. Sie rief herab: „Giacomo, was weinst Du schon wieder? Laß die klagende Geige ruhen und komme herauf zu mir, die Nacht ist schön, sie athmet lauter Liebe.“ Die Geigentöne klangen fort, dazu die Worte: „Chiara — wo hast Du all' den Putz und Tand wieder her?“ Darauf antwortete die Schöne schmeichelnd: „Du weißt, das Gold ist meine Freude. Dein Herz ist treu und edel wie lauteres Gold, darum hat's mich bezwungen, der goldene Klang Deiner Stimme und Deiner Geige haben mich besiegt. Diese Kette und Spangen habe ich mir heute auf dem Rialto gekauft, um mich Deiner zu erinnern, wenn Du nicht mehr bei mir bist.“ „Du verschwendest die Früchte meines Fleißes und weihst Dein Herz dem Mammon. Dein Vater berauscht sich im Weine, Du berauschst Dich im Strome Deiner Eitelkeit. Du liebst mich um des Goldes willen, um Gold wirst Du mich verrathen.“ Die Geige tönte beständig zu diesen Klagen — meine Gondel trieb vorüber, und endlich verhallte der letzte Schall.“

„Da wüßten wir ja den Schlüssel zu jener Thür!“ sagte Antonio; Andrea aber versetzte: „Bei Gott, mir wäre lieber, es gäbe einen anderen Weg!“ —

„O!“ erwiederte Antonio, „ich hoffe, der nächtliche Geigenspieler wird wohl sorgen, daß Du kein leichtes Spiel hast.“

„Das wollen wir sehen!" rief Andrea, und über sein Antlitz flog eine dunkle Röthe, die eben so schnell verschwand, als sie erschienen war.

Während dieses Gespräches hatte der Barcajuolo die Gondel gewendet und ruderte den Weg zurück, welchen er gekommen war. Am Dogenpalaste stiegen die beiden Nobili ans Land. Sie verloren sich bald in der bunten, wachsenden Menge, welche bereits die Piazzetta erfüllte, denn die Sonne begann zu sinken, und kühle Abendlüfte weckten Venedigs regeres Leben.

II.

In der Werkstätte des Meisters Pietro Vimercati saß mutterseelenallein ein fleißiger Geselle und feilte und schabte sorgsam und bedächtlich an dem Resonanzboden einer Violine. Er hatte sich das grüne Sammtkäppchen aus der hohen Stirn geschoben, daß es leicht und keck auf dem Scheitel saß, von dem lange, blonde Locken auf die Schultern herabrollten. Die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch die halb von Kastanienlaub, halb von Blumen verhüllten Fenster und fielen auf die kunstgewandten Hände des Gesellen, — er sah nicht auf und schien für nichts Sinn zu haben, als für das Instrument, welches er schuf.

Ein flüchtiger Blick auf sein Aeußeres verrieth den Deutschen, auch pfiff er eine jener einfachen Volksweisen, die in den Lagunen nicht heimisch sind. Schon war es 24 Uhr vorüber, die Marangona wurde geläutet, und der Mond zog wie ein Schifflein am tiefblauen Himmel herauf, doch der Geselle erhob kein Auge und schien noch immer seine Arbeit nicht enden zu wollen. Da rauschte ein Seidenkleid an der Thür, eine zarte Hand öffnete, und ein schönes Gesicht schaute in die Werkstätte herein.

Der Geselle erhob seine blauen Augen, legte die Arbeit von sich und rief: „Chiara!"

„Komm, Giacomo, komm hinüber zum Vater," sagte sie, „und trinke ein Glas Wein, Du hast heute genug gearbeitet."

Da bewölkte sich die heiter gewordene Stirn des Gesellen und er versetzte: „Genug? Hätte ich zehn Arme, und bedürfte ich weder des Schlafes noch der Ruhe, und fielen der Chier und aller Schmuck und Kleiderprunk um die Hälfte ihres Preises, ich würde doch nie genug Geld herbeischaffen, um Deines Vaters Trinklust und Deine Putzsucht zu befriedigen."

„Engel!" erwiederte Chiara, indem sie zu ihm trat und den weißen Arm um seinen Nacken schlang, „wenn man jung ist, muß man genießen."

„Und Dein alter Vater?" fragte Giacomo.

„Es ist nun einmal seine Schwäche!" war die Antwort.

„Und das Ende vom Liede?" fragte Giacomo wieder.

Da stolperte der alte Vimercati zur Thür herein; mit der freundlichsten Miene seines weinrothen Gesichtes grüßte er den Gesellen und bot ihm köstlichen Chier an, der in einem Krystallpokal perlte.

Giacomo nippte.

„Wie schmeckt Dir der Wein?" fragte der Alte.

„Er ist gut," versetzte Giacomo, „und kostet auch mehr als jene zwei guten Violinen, welche ihr gestern dem deutschen Herrn verkauft habt, mehr als zwei

Monate habe ich an ihnen gearbeitet! Was von dem Erlöse noch übrig blieb, hat sich in allerlei Tand und leichtfertigen Zierrath verwandelt und liegt in Chiara's Schmuckkästchen. Meister, mir schmeckt Wein und Brot in Eurem Hause nicht mehr, und Eure Tochter gefällt mir von Tag zu Tag weniger. Ihr habt mir ihre Hand versprochen, so ich Euch treu und fleißig diene. Ich gebe Euch Euer Wort zurück. Ich weiß, es wäre Euch lieb, wenn ich bei Euch bliebe, um Euch die Zechinen zu verdienen, die Ihr im Spiel und Trunk verschleudert. Ich weiß, Chiara, es wäre Dir lieb, wenn ich bei Dir bleibe, daß sich an meiner jungen Kraft Deine Leidenschaft erfrische, daß im Bewußtsein, von mir geliebt zu werden, Dein Auge heller glänze, und die hübschen Nobili dem schönen Liebessterne williger nachzögen, um Liebe, Huld und Gnade von der Divina Chiara zu erflehen. Ich habe Dich gut erkannt, als Du die sammtene Maske vorhieltest und in den Prokuratien an mir vorbeihuschtest. Der Domino, der Dir nacheilte, war der Marchese Antonio Grimani. Mehr als kindischer Muthwille treibt Dich des Nachts in die Gondel, auf dem Markusplatze und auf der Piazzetta umher. Durch List und Trug werdet Ihr mich nicht halten. Mit Liebe und offener Treue hättet Ihr mich fesseln können. Das liegt aber nicht in Eurem Sinne, und darum danke ich dem Meister für seine Arbeit und der Meisterstochter für ihre Liebe."

Hier schwieg Giacomo erschöpft und holte tief Athem, wie Einer, der ein Ungewitter fürchtet, das er durch Umstände gezwungen herauf beschwören mußte, und nun die Donnerschläge ruhig abwartet. Vimercati aber warf, ohne ein Wort zu reden, dem Gesellen einen giftigen Blick zu und zog seine Tochter, die von Verdruß, ohnmächtigem Zorn, Eigennutz und Liebe aufs heftigste bewegt war, nach sich aus der Werkstätte.

Als Giacomo allein war, brachen die Thränen aus seinen Augen und er rief aus: „So findet ein treues Herz doch überall Falschheit und Täuschung, und das Auge erschaut nur Masken und schnöden Trug in diesem Lande der milden Nächte!"

Vimercati saß oben in seinem Zimmer und leerte ein Glas Chier um das andere, während Chiara am Fenster stand, in den Rosen wühlte und dem Fluge der Gondeln nachsah, die pfeilschnell vorüber eilten.

„Was ist zu thun," sagte endlich der Alte, „wir halten ihn mit guten Worten nimmer, die ganze Arbeit fällt wieder mir anheim, wenn er uns verläßt, und ich bin sie lange schon nicht mehr gewöhnt. Ich fürchte, der Himmel schickt uns nicht zum zweiten Male einen solchen Gesellen. Giacomo traut unseren besten Versprechungen nicht mehr."

„Ach, Vater, Ihr treibt's auch zu bunt!" seufzte Chiara.

„Und das Töchterlein spart's auch nicht!" versetzte Vimercati.

„Ach Gott," sagte Chiara, „die Welt ist so groß, der schönen Dinge sind so viele, mein Herz ist weit — und das Leben so kurz. Ihr wißt selber, wie schwer es ist, sich eine Lust zu versagen!"

Der Alte hatte den kostbaren Wein vor sich, und wagte nicht zu widersprechen.

„Ich weiß nur ein Mittel," nahm Chiara wieder das Wort: „Auf der Riva bei Schiavoni wohnt die alte Brigitta; wohlerfahren in geheimen Künsten braute sie

schon manchen guten Liebestrank, bezwang durch kräftigen Zauber viele spröde Herzen und bannte den fliehenden Fuß des Mannes von Neuem an die Ferse der verschmähten Geliebten. Gebt mir einige Ducati, Vater." Der Alte zog seine Börse, in der nur noch wenige Goldstücke klapperten, aus dem Gürtel und theilte seine Baarschaft mit Chiara, denn es galt ein wichtiges Unternehmen. Ein Stündchen vergnügte er sich noch mit dem Becher, während Chiara, die keineswegs geneigt war, nach dem Besuche bei der alten Brigitta den Rest der Nacht im einsamen Schlafgemache zuzubringen, sich auf das reizendste und geschmackvollste putzte. Endlich erlosch in Giacomo's Fenster das Licht — eine kleine Weile darauf warf Vimercati seinen rothen Mantel um (die besseren Bürger und selbst Nobili, wenn sie unerkannt sein wollten, trugen damals dieses Kleid) und stieg mit seiner Tochter in die Gondel. Bei den Gefängnissen (le prigioni) landeten sie, der Alte begab sich über die Brücke nach der Piazzetta, um dort seine Dukaten im Spiele zu wagen, oder sonst seine lange Weile oder seinen Unmuth zu tödten; Chiara aber ging am Ufer des Meeres hinauf, das Haus der Sybille zu suchen.

III.

An einer jener Säulen, welche die Galerie des Dogenpalastes stützen, lehnte der edle Andrea Foscari, durch das Gewühl der Piazzetta auf die See hinausschauend. Lustig rauschten und hüpften die Wogen im Hafen durcheinander. Der Strahlenkegel des Mondes bedeckte eine breite Fläche der Lagune, und feenhaft war es anzuschauen, wenn die Lichter der Gondeln, sobald diese in das Bereich der Mondstrahlen geriethen, zu erlöschen schienen, nach wenigen Ruderschlägen aber aus dem dunkelgrünen Gewässer mit neuem Glanze aufstrahlten. Tausend helle Sterne flimmerten über der erhöhten Bildsäule des S. Teodoro und den ausgebreiteten Flügeln des Markus-Löwen, welcher die zweite Säule der Piazzetta ziert.

Venedig freute sich der schönen sternenhellen Nacht, und auch dem edlen Andrea war der Stern seines Herzens im Innern wieder aufgegangen in neuer Schönheit.

Der Marchese Antonio Grimani, welcher an Andrea's Seite stand, war heute schweigsamer als sonst; der scharfe Blick seines schlauen Auges war an die Brücke am Ende des Dogenpalastes geheftet. Endlich erschien dort eine ausgezeichnete Frauengestalt. Sie trug die maschera nobile. Kaum hatte Antonio sie erblickt, so wendete er sich lächelnd zu Andrea.

„Laß ab, mein Freund, Deine Bitten an Mond, Sterne, Wogen, und wie sonst all' die Boten sehnsüchtiger Liebe heißen mögen, zu richten, und höre einmal Deinen Antonio an, der Dich nicht leiden sehen kann, ohne Dir zu helfen."

Andrea wendete, ohne seine Stellung zu verändern, das blasse Gesicht dem Redner zu und sagte: „Was nützt Dein Spott oder Dein Prahlen? Die Wände des stillen Hauses in Canareggio schließen die schöne Chiara ein, wie die Muschel die kostbare Perle. Nie sah ich noch die Thür in jener Vormauer sich öffnen, und zierlichen Schrittes die holde Einsiedlerin die Marmorstufen herab in die Gondel treten. Die Sage von den Syreneninseln fällt mir immer ein, wenn ich des Nachts an Vimercati's Hause vorüberfahre und Chiara hinter den Blumen ihres Fensters singt. — Haft

Du sie nie singen gehört? — Gestern nach Mitternacht hörte ich sie wieder. — Mir war's, als triebe ich auf hoher See vor einer weißen Marmorinsel, welche in ihrem Innern blühende Länder birgt, Königreiche des Lenzes. Alles darinnen schien zu singen, jeder Baum, jede Quelle, jede Blume, und in diesen Lenzchoral mischten sich die Liebesklagen schöner Frauen, sterbender Schwäne und gefangener Nachtigallen. Antonio, ich beneidete die Wogen, welche die Stufen vor ihrer Hausthüre küßten!"

„Höre mich an!" versetzte Antonio Grimani lachend. „Du warst sechs Jahre von Venedig abwesend und weißt nicht, daß Pietro Vimercati, Chiara's Vater, vor fünf Jahren aus Cremona hier einwanderte, sich das kleine Haus kaufte und seine Kunst trieb, in der er sich bald vor allen hiesigen Meistern auszeichnete. Ein geschickter Geselle, welchen er später anwarb, vermehrte seinen Gewinn und seinen Ruf. Seine Mandolinen und Geigen sind gut — seine Tochter ist leichtsinnig und eitel. Ich kümmerte mich nie viel um die Verhältnisse ihres Hauses, doch scheint es dort immer an Geld zu fehlen; das ist aber ein Uebel, an dem sogar viele Namen des goldenen Buches leiden. Lasse daher Dein Schmachten und wende Dich offen an Deine Schöne. Der witzige Sangrado, der schöne Morosini und der gewandte Gritti können Dir mit gutem Rathe an die Hand gehen, und auch Dein treuer Freund Antonio Grimani, zu dem die Schöne oft genug aus dem Thore huschte und in die Gondel sprang, hilft Dir gerne."

„Wenn Du lügst und sie beschimpfst!" rief Andrea, und griff an seinen Degen. Antonio aber schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Noch heute sollst Du mit ihr im Palaste Grimani speisen!" Inzwischen war die Maske an den Redner herangetreten, lüftete die Sammtlarve und winkte ihm, ihr zu folgen. Er gewann kaum Zeit, dem erstaunten Foscari zuzurufen: „Komme mit uns!" Schnell war er dann bei dem schönen Mädchen, das den Arm in seinen legte und, mit Scherzen und Schmeicheleien den galanten Edelmann überhäufend, einer Gondel zuschritt. Als das Fahrzeug schon vom Ufer abgestoßen war, gewahrte Chiara, denn niemand Anderer war die Maske, in demselben außer Grimani noch einen zweiten ihr unbekannten Mann, der sie unverwandt mit Blicken voll Schmerz und Liebe ansah. „Wer ist denn dieser stumme Begleiter?" fragte sie ihren Seladon. „Mein Freund Foscari," war die Antwort, „der Tag und Nacht sich sehnte, einmal in einer Gondel mit Dir die Canäle zu durchkreuzen, der Tag und Nacht nur dem Einen Wunsche lebte, den Hauch Deines Mundes zu trinken und im Glanze Deiner Schönheit zu erblinden."

Chiara hörte diese Schmeicheleien mit großer Gleichgiltigkeit. Dagegen musterte sie den Foscari mit forschendem Blicke, endlich reichte sie ihm, wie einem alten Bekannten die Hand und sagte mit einer verbindlichen Verneigung gegen Grimani: „Wohlan, ein neuer Freund!"

Antonio fuhr es bei dieser mehr als intimen Begrüßung wie ein kalter Stahl durch sein feurig schwärmendes Herz. Er unterließ es, Chiara's Händchen mit zärtlichem Drucke zu bewillkommenen, vielmehr legte er dasselbe mit höflicher Zurückhaltung auf das Knie der ihm gegenüber sitzenden Schönen zurück.

„Ich muß nur bedauern, Signori, nahm Chiara wieder das Wort, daß wir an einem Tage zusammentreffen, welcher mich mit Verdrießlichkeiten und Sorgen überlud."

„Häusliche Sorgen?" erwiederte Antonio mit der Börse in seinem Gürtel spielend, „denen wird wohl abzuhelfen sein."

„Nichts dergleichen vor der Hand!" antwortete das Mädchen.

„Eine maßregelnde Mutter? Ein grollender Beichtvater?" fuhr der Marchese fort.

„Nichts von alle dem!" versetzte Chiara. „Es handelt sich um einen dummen Geigenmachergesellen, um weiter nichts."

„Ein Stückchen Eifersucht?" meinte Antonio.

„Von meiner Seite gewiß nicht!" lachte Chiara. „Doch — reden wir nicht länger von Angelegenheiten, welche zu gering sind für Euch vornehme Herren. Wir sind am Palazzo Grimani. Laßt uns fröhlich mitsammen zu Abend essen. Vielleicht finde ich unter Vornehmen die gute Laune wieder, die ich unter Gemeinen verlor."

Die Gondel fuhr zwischen die mit den Hausfarben und den Familienwappen der Grimani geschmückten Pfähle, welche vor den venetianischen Palästen das Anlegen der Schiffe erleichtern; herbeigekommene Diener halfen den Angekommenen ans Land und bald befanden sich die beiden Nobili und ihre Begleiterin in einem ebenso prächtigen, als traulichem Gemache, dessen offene Glasthüre auf einen kleinen Balkon führte. Draußen glänzten die Kuppeln von Santa Maria di salute und von San Giorgio maggiore im Vollmondscheine; der eintönige Ruf der Gondoliere unten wiederhallte von den Façaden der beleuchteten Paläste.

Ein Tisch mit Blumen geschmückt, mit kostbaren Krügen und Pokalen aus venetianischem Glase besetzt, in denen die feurigsten Griechenweine funkelten und glühten, trug eine feine Last gewähltester Erfrischungen: Seekrebse, Austern, Fische, Eis und Früchte. Kein Page, kein Diener war zu sehen, alles war zu ungestörter und intimster Heiterkeit gerüstet. Die erwartete Heiterkeit trat aber nicht ein. Foscari saß schwermüthig und schweigend, mit dem Ausdrucke innigsten Mitleides hing sein Auge an Chiara's Zügen und Gestalt. Während Grimani die Funken seines zärtlichen Witzes sprühen ließ, sprach Foscari kein Wort. Endlich wendete sich Chiara von dem weichlichen Schwärmer geringschätzig ab, verließ den Tisch, von dessen Speisen und Weinen sie kaum genascht und genippt hatte und begann einen Papagei, der sich in seinem Ringe am Fenster schaukelte, mit candirten Früchten zu füttern. Ihre Gedanken waren aber weder mit dem indischen Vogel noch mit den beiden Cavalieren beschäftigt, welche ihr in so ungleicher Weise Gesellschaft leisteten. Der Mittelpunkt, um den dieselben sich drehten, war der fleißige hübsche Giacomo, die Goldquelle des Hauses Vimercati. Sie zitterte vor seinem Verluste, mit ihm schied die Aussicht auf manchen heißverlangten Putz und Schmuck, nebenbei fürchtete sie die üble Laune des neuerdings zur Arbeit gezwungenen Vaters. Auch hatte sie den Gesellen nach ihrer Weise sehr lieb. Jetzt verdroß sie die Anwesenheit des ernsten Foscari; sie hatte sich eine tolle Nacht gehofft, um die Besorgnisse ihres Innern zu verscheuchen, und nun war sie gezwungen, ernsthafter als je an das drohende Mißgeschick zu denken. Endlich verlangte sie nach ihrer Gondel, hüllte sich trotz aller Bitten Antonio's in ihren Mantel, grüßte die Cavaliere kalt und entfernte sich.

„Um Gottenswillen," sagte Antonio zu Andrea, als die Schöne das Gemach verlassen hatte, „Du verscheuchst durch Dein mürrisches Wesen den schönsten Schmetterling aus meinem Garten!"

„Ich bin grenzenlos unglücklich!" entgegnete ihm Andrea. „Mir war es, als müsse ich gerade bei diesem Mädchen das Glück meines Lebens finden, und sehe mich so gänzlich um alle Hoffnungen gebracht. Mir ist's, als hätte ich eine Geliebte, die Jahre lang mein war, verloren."

„Wenn Du Chiara das nächste Mal siehst, wirst Du schon heiterer sein," meinte Antonio.

„Ich will sie nicht wieder sehen," sagte Andrea bestimmt, „rede mir nicht mehr von ihr; ich werde froh sein, wenn ich sie vergessen kann."

Während die Freunde sich so besprachen, ruderten singende Gondoliere Chiara's Gondel dem Hause Vimercati's zu. Kaum aber waren sie durch die Bogen der Rialtobrücke gefahren, als eine zweite Gondel pfeilschnell heranflog. Ein verlarvter Mann saß darin, welcher seine Augen fest auf Chiara's Antlitz heftete; ehe sich aber diese von ihrem Erstaunen über diese seltsame Begegnung erholt hatte, war der Mann sammt seinem Schiffe wieder verschwunden. Als die Schöne vor ihrem Hause aus der Gondel stieg, kam er wieder heran, betrachtete sie fest, als wollte er sich von der Identität ihrer Person überzeugen, und verschwand, als sie die Klinke faßte, um in das Haus zu treten, auf die vorige Weise. Etwa eine halbe Stunde, nachdem Chiara gelandet, kam derselbe Mann in derselben Gondel wieder. Diesmal aber stieg auch er aus, warf dem Gondolier ein Paar Geldstücke in den Hut, zog einen Schlüssel hervor, sperrte die Thür auf und trat in Vimercati's Haus.

IV.

Am anderen Morgen stand Giacomo früh auf, um eine bestellte Violine zu vollenden. Die vier Glocken auf dem Markusthurme wurden geläutet, um nach altem Gebrauche den Anbruch des Tages anzuzeigen; wenige noch vernahmen ihren Schall, der endlich an den geschlossenen Palästen und über dem lautlosen Meere verhallte. Unser Geselle sprach das Morgengebet und begann wacker zu schaffen. Die Sonne stieg höher, Niemand ließ sich in der Werkstätte sehen, Niemand rührte sich im ganzen Hause; nur von dem einen Wunsche beseelt, Venedig bald verlassen zu können, trachtete der Geselle sein Stück zu vollenden und bemühte sich über die Maßen. Jede Stunde seiner Arbeit war gutes Geld werth, — doch war er nicht froh. Wie fröhlich war ich, dachte er, als ich in der freundlichen Innsbrucker Vorstadt Wiltau, welche mehr Bäume und Singvögel als Fenster zählt, an der Seite meines alten lieben Meisters Herz saß und Orgelpfeifen verfertigte. Freilich war seine Wohnung nicht so prächtig und sein Tisch und Keller nicht so kostbar, als in diesem Hause; es herrschte dort aber Zufriedenheit und ein mäßiger und sicherer Wohlstand. Ich weiß auch in ganz Innsbruck kein so schönes Mädchen, wie die böse Chiara; aber das gute Gretchen, das mir immer die frischen Kirschen und Nelken brachte, — das muß in den fünf Jahren, seit ich in der Fremde bin, zu einer lieblichen Jungfrau erblüht sein. Ja, würde man bei uns zu Hause die gute Waare so bezahlen wie hier, ich kaufte in kurzer Zeit ein schmuckes Haus, das mitten in Weizen- und Kornfeldern steht, oder zwischen saftig grünen Bergwiesen am Fuße bläulicher Felsberge, wo braungefleckte Kühe bis an die Wasserfälle hinauf gehen und das Läuten ihrer Glocken in das Geräusch der stürzenden Wellen mischen. — Er ergriff den

Becher, in dem sein Frühtrunk noch unberührt stand: „Auf dein Wohl, mein schönes Vaterland, mein theures Tyrol!“ rief er aus und leerte ihn mit einem Zuge. Darauf begann er wieder mit vielem Eifer seine Arbeit, ohne daß die holden Heimatgedanken ihn verließen. Die Sonne brannte schon heißer durch die Fenster der Werkstätte, und um die Mittagsstunde überkam unseren Gesellen der Schlaf. Mit Gewalt riß er die Augendeckel wieder auf, aber in seinen Ohren tönten verworrene Klänge, als bliesen auf nahen Alpenwiesen die Hirten auf dem Schwegel; die Almerinnen jauchzten von Klippe zu Klippe, dazu läuteten die Heerdenglocken und rauschte der Wind in den Klüften. — Noch einmal versuchte er, sich des Schlafes und des Traumes zu erwehren, aber diesmal waren es Blüthenäste und Nachtigallenlieder, welche aus vollen Laubeskronen strömend seine ankämpfenden Kräfte überwanden. Ihm war es, als ruhe er in einem herrlichen Garten auf einer Marmorbank am Rande eines hellen Bassins. Vor ihm öffnete sich eine Aussicht über Gärten und Weinberge, welche prachtvolle, von Pinien und Cypressen beschattete Villen einschlossen. Ueber Allem erhoben sich in duftiger Ferne blaue Gebirge — die lieben heimatlichen Alpen. Je länger er hinblickte, desto deutlicher glaubten seine Augen die Bergwiesen, von silbernen Bächen durchflochten, zu erkennen; und endlich drang wieder der sehnsüchtige Ruf des Flühvogels, der Ton des Alpenhorns an sein Ohr. „So nimm mich denn wieder, theure Heimat!“ rief Giacomo, „weil Du mich so herzlich rufst und Deine Arme so sehnsüchtig nach mir ausstreckest.“ Er wollte sich von seinem Sitze erheben, aber plötzlich schlang sich ein buntes Gewinde von Rosenkränzen um seine Glieder; bezaubert sank er zurück, zurück in weiche Arme, an eine wogende Brust, und als er seine Augen erhob, leuchteten Chiara's feurige Augen auf ihn nieder.

„Warum willst Du mich verlassen?“ fragte die Schöne.

Kraftlos von all' den Reizen und Düften bezwungen, seufzte Giacomo: „O weh, nun kann ich nicht mehr fliehen, der alte Zauber spinnt wieder seine unseligen Netze. An Dich geschmiedet, muß ich bleiben, das Opfer Deiner Launen, der Spielball Deiner Untreue. Venedig, Venedig, was nährst Du für schöne Schlangen auf Deinem Busen!“

Wieder schlug von ferne der Klang der Heerdenglocke an sein Ohr. „Dank dieser Mahnung!“ rief er und erhob sich erstarkt; „hinaus aus diesen Fesseln! — dort, siehst Du, Chiara! dort ist das Vaterland meines Glückes, dort wird man mich nicht betrügen, wie Du es gethan hast. Dort fehlt es den Menschen an Gold und himmlischen Reizen, aber sie haben Schätze, die Du nicht kennst: — Zufriedenheit und treue Herzen.“

Da zog Chiara ein Messerchen hervor, stach sich in den weißen Arm und fing die Blutstropfen in einem Becher Falerner auf. „Trinke,“ sagte sie, „und nimm mein Herzblut mit in die fernen Thäler, wie Du die Ruhe meiner Seele mit Dir trägst.“

Giacomo zauderte, ein kalter Schauer rieselte durch seine Glieder; Chiara aber schlang den Arm um seine Schulter, drückte einen feurigen Kuß auf seine Lippen, und fest an ihn angeschmiegt, hielt sie ihm den Becher an den Mund. Nichts war dem süßen Dufte des Weines zu vergleichen; unmächtig zu widerstehen, schlürfte er in gierigen Zügen das unwiderstehliche Getränk.

Als er getrunken hatte, sprach Chiara: „Gehe, gehe, Ungetreuer! Fliehe! Räuber meiner Ruhe!" Giacomo verhüllte sich das Gesicht, hob die Hände zum Himmel, — wo er hin sah, lachte ihm Chiara's schönes Antlitz entgegen, aus den Wolken leuchtete es nieder wie die Sonne, der Wind flüsterte in den Zweigen: „Chiara!", die Nachtigallen sangen den süßen Namen, und in seiner Seele widerhallte er zu tausend Malen.

„Gott im Himmel," jammerte er, „mein Herz strebt noch immer in die Heimat, und meine Sinne sind von Dir gefesselt. Lasse mich los, Du zauberisches Weib!"

„Gehe, gehe, ich halte Dich nicht," entgegnete ihm Chiara, und es schien ihm, als spiele ein höhnisches Lächeln um ihre Lippen; „schenke mir nur einen Tropfen Deines Blutes, daß ein Atom Deines Seins durch meine Adern rolle!" Wieder ergriff sie das Messerchen und näherte es dem Arme Giacomo's — in diesem Augenblicke fühlte dieser einen schmerzlichen Stich, fuhr mit einem lauten Schrei auf — öffnete die Augen. Weg war der Traum, weg waren die Gärten, die Weinberge, Felder und blauen Berge — er stand in Vimercati's Werkstätte, vor ihm Chiara, deren entblößter Arm blutete, in der Hand hielt sie eine Lancette, auf der Werkbank standen ein voller und ein geleerter Becher, unter der offenen Thüre stand lauschend der alte Vimercati; Weihrauch und Ambradüfte erfüllten das Zimmer.

„Betrügerische, teuflische Dirne!" donnerte Giacomo, bekreuzte sich und schüttete das volle Glas zu ihren Füßen nieder, „sei Du ein Raub der Hölle und ihrer bösen Geister! Die heilige Jungfrau aber hielt mein Herz in Schutz, als Deine dampfenden Zauberkräuter mich betäubten und hat es aus Deinen Netzen gerettet!"

Da gewahrt er eine Kette von Chiara's Haaren um seinen Hals geschlungen. Er warf dieselbe von sich, sank erschöpft in einen Stuhl und jammerte: „O hätte sich dieses Haus der Sünde nie betreten!"

„Unnatürliches Felsenherz!" stammelte jetzt unter Zornesthränen Chiara, welche erst mühsam ihre Sprache wieder gewann.

„Schweig!" unterbrach sie Giacomo bebend, „ewig möge ein gütiger Himmel den Syrenenklang Deiner Stimme meinen Ohren unhörbar machen, den Glanz Deines Auges in undurchdringliche Finsterniß hüllen. Mögest Du in unendlicher Ferne von mir Deine Tage verleben, von meinem Fluche belastet — unselige Dirne!"

Die Venetianerin sank mit einem furchtbaren Schrei zu Boden. Vimercati, welcher bis jetzt lautlos und rachebrütend an der Thüre gestanden war, erhob nun eine Stimme und rief „Zu Hilfe! Mörder! — meine Tochter liegt in ihrem Blute!"

Ehe er aber aus dem Zimmer gekommen war, faßte ihn Giacomo bei der Kehle und drückte ihn an die Mauer. „Wärest Du mir nicht zu elend, so würde ich an Dir die Kraft meiner Tyroler Fäuste erproben! Schweige, wenn Du nicht willst, daß ich Dich und Deine Tochter dem Gerichte überliefere; es würde Euch beiden Euern Liebestrank und Eure Haargeflechte gut bezahlen, besser, als Ihr sie der alten Brigitta am Riva bei Schiavoni bezahlt habt. Ich folgte in einer Gondel der Eueren. Ich weiß, Alter, wo Du die Nacht zugebracht hast, und sah Chiara in den Palast Grimani treten und wieder von dort nach Hause fahren. Ich gehe und rufe die Sbirren!"

Der Alte taumelte aus dem Gemache und murmelte: „Gehst Du zu dem Gerichte, so soll Dich der Dolch eines Bergamasken um so sicherer erreichen.“

Als Giacomo diese Worte vernahm, wußte er nur zu gut, daß sie aus dem Munde eines Venetianers nicht in den Wind gesprochen waren. Er eilte daher auf sein Zimmer, nahm seine Baarschaft und wenige nothwendige Kleidungsstücke mit sich und verließ, ohne von Jemanden gegrüßt noch gehindert zu werden, das Haus. Seiner deutschen Redlichkeit that es leid, die begonnenen Arbeiten nicht vollendet zu haben; doch die Sorge für sein Leben entband ihn aller andern Pflicht. Er stieg in eine Gondel, wendete der stolzen Königin der Meere den Rücken und fuhr nach Mestre. Glücklich pries er sich wieder, die Terra Ferma unter seinen Füßen zu fühlen und pilgerte rüstig nach Treviso und später durch das Val Sugana nach Trient, um von dort, reich an Kenntnissen und — Schmerzen, in das friedliche Innsbruck heimzukehren.

V.

Zwölf Jahre nach dem im letzten Abschnitte geschilderten Auftritte in Vimercati's Hause saß Giacomo in einer netten Stube seines Hauses in Absam, einem kleinen Dorfe nahe bei der durch ihre Salzwerke seit Jahrhunderten berühmten Bergstadt Hall im Innthale. Er trieb noch immer seine alte liebe Kunst und baute Geigen; freundlicher und lieblicher war aber seine Werkstätte als jene in Venedig, wo er an heißen Sommertagen mutterseelenallein mit seinen Herzensqualen saß. Die blank gebohnten, netten, bequem und zweckmäßig vertheilten Möbel, die lichten Wände, die frischgewaschenen Linnenvorhänge und die reinen, durchsichtigen Fensterscheiben zeugten von dem Wirken einer fleißigen Hausfrau; das Gemach war im Stande, mit seinen schlichten Wänden die Wünsche und Bestrebungen eines übervollen Herzens auf die anmuthigste Weise in die lohnenden und freudenreichen Kreise stillen Familienglückes einzuschränken. Das milde segenvolle Licht, welches das Herz einer liebenden Gattin und Mutter ausstrahlt, erfüllte die engen Räume.

Giacomo hatte nach seiner Rückkehr aus Italien in Innsbruck seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Seine Arbeiten fanden vielen Beifall, und wurden sie auch nicht so glänzend bezahlt, wie in Venedig, so sicherte ihm doch ihr Ertrag ein anständiges Auskommen; Erzherzog Ferdinand Carl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener*), und in aller Herren Länder sangen Jacob Stainers Violinen das Lob ihres Meisters. Giacomo hörte sich wieder gerne mit seinem deutschen Namen Jacob Stainer nennen und vermied selbst aufs sorgfältigste jede Erinnerung an seinen Aufenthalt in Italien. Er führte die ehrbare Jungfrau Magarethe Holzhammer zum Altar, dasselbe Gretchen, das ihm die frischen Kirschen und Nelken durch das Fenster der Orgelbauer-Werkstätte seines alten Meisters in der Vorstadt Wiltau gereicht hatte, und lebte mit ihr in stiller glücklicher Ehe. So meinte die Welt; und es trübte auch keines seiner Worte die reine Seele der tugendhaften Frau.

*) Die betreffende Urkunde, die sich noch in den Händen von Stainers Nachkommen befindet, ist vom Kaiser Leopold dem Ersten im Jahre 1659 unterfertigt.

Eines aber vermißte diese an ihm schmerzlich, das war der heitere Frohsinn. Er zankte nie, er murrte nie, liebte seine Kinder und sorgte mit allen Kräften für ihr Wohl, aber nie zog die dunkle Wolke von seiner Stirn und nie ein Lächeln auf sein Antlitz. So kam er in schwüler Mittagshitze auf die Höhe seines Lebens und seiner Kunst, und wie in Mittagssonnenstrahlen die Stimmen der Vögel verstummen und diese sich im Schatten des tiefen Waldes verbergen, so versiegte auch der Strom seiner Rede. Nur selten brach eine trübe Welle wieder hervor; er sehnte sich nach einer stillen Ruhestätte, nach einer einsamen schattigen Waldrast, wo das bunte Gaukelspiel der Welt ihn nimmer an Gehofftes, Unerreichtes und Verlornes gemahne. Er verließ mit den Seinen das in jenen Tagen gar laute und bewegte Innsbruck und zog in sein Geburtsdörfchen Absam hinaus.

Ein schöner Augustmorgen lachte durch die blanken Fensterscheiben in Stainers Wohnung. Durch die offene Thüre sah man in einen nicht allzu langen Gang, an dessen Ende aus der offenen Küche der flackernde Schein des Heerdfeuers leuchtete, vor dem die schlanke Gestalt der Hausfrau sich bewegte. Oft hob Stainer sein Haupt von der Arbeit empor, und seine Augen suchten zwei blühende Kinder; sein Töchterlein, das auf der Wiese vor dem Hause spielte, während sein einziger Sohn, ein achtjähriger Knabe, am andern Fenster saß und emsig seine Vorschrift nachschrieb. Stainer, der heute düsterer war als je, legte die Werkzeuge aus der Hand und trat zu dem Kleinen, um an dem blühenden Anblicke und dem emsigen Bemühen des Knaben sein Auge zu weiden.

„Sei nur fleißig und brav, mein Söhnlein!“ sagte er, dem Kleinen die rosigen Wangen streichelnd, „der Anfang aller Dinge ist klein, der Fleiß ist der Samen aller großen Werke. Zuerst lerntest Du die Haar- und Schattenstriche, nach und nach verbindest Du sie zu Buchstaben, nun wirst Du bald die Fertigkeit erlangen, in schönen Formen sie wiederzugeben; nach Jahren dienen sie Dir als würdiges Kleid Deiner schönen Gedanken, und bist Du dazu erkoren, so erfüllen zuletzt Dein Geist und Deine Schrift die Welt. Auch ich habe in meiner Kunst klein begonnen und Großes erreicht.“

„Lieber Vater,“ sagte der Knabe, „Du hast mir oft versprochen zu erzählen, wo und wie Du Deine erste Geige machtest. Ich bitte Dich, thue es jetzt.“

„So höre!“ begann Stainer. „Mein Vater war ein armer Bauer hier im Dorfe und hatte viele Kinder. Als ich ein Knabe war wie Du, mußte ich die Gänse hüten. Das Geschnatter that meinen Ohren den ganzen Tag über so wehe, daß ich mich höchst unglücklich fühlte; auch kamen auf den Anger selten andere Vögel als Sperlinge, deren Stimme mir eben so wenig Vergnügen machte als die überlauten Kehlen meiner Pflegebefohlenen. Selten wirbelte über mir eine Lerche in den Lüften, und das war mein einziger Trost. Als ich größer wurde, bekam ich die Stelle eines Kuhhirten und fühlte mich glücklicher. Erstens war schon das melodische Geläute der Kuhglocken meinen Ohren tausendmal angenehmer, als das Geschnatter der Gänse, und zweitens hatte sich auch der Schauplatz meines Lebens bedeutend verändert. Nicht mehr der flache sonnige Dorfanger war mein Aufenthalt, sondern hochgelegene, waldumsäumte Wiesen; auch zogen meine Thiere gern durchs Gehölz. Dann lag ich stundenlang im Schatten eines alten Baumes, von dichten Gesträuchen bedeckt; aus der Tiefe des Waldes rauschten Quellen, oder erkrachten

die Aeste, wenn der Hirsch mit seinem Geweihe durch das Dickicht brach. Die Waldvöglein sangen über mir in tausendstimmigem Chore, darein mischte sich das geheimnißvolle Sumsen der glänzenden Käfer, das Säuseln der Blätter und Zweige, die sich im Zuge der Luft schwangen und küßten, und andere Stimmen, an denen der tiefe Forst so reich ist. Es stimmte alles so schön zusammen, ich erkannte die unendliche Kraft und Schönheit des Wohlklanges. Die ganze Welt erschien mir wie ein Kranz von schönen Tönen, und mein innigster Wunsch war, gern vernommen mitzuklingen. Ich schnitzte mir aus einem Haselaste einen Schwegel, wie ich ihn bei anderen Hirten gesehen, und übte und bemühte mich, bis ich ein Liedchen herausblies. O wie freute ich mich, als ich eines Abends meine Kunstfertigkeit dem vielgeliebten Walde producirte und merkte, daß meine Klänge so hübsch zu seinen Liedern und Tönen paßten und die wiederhallenden Felsen meine Weisen so heiter nachsangen. So bin ich also auch ein Musikant! jubelte ich, wie die Bergamseln und die Bächlein, so wohnt also auch in mir ein Wohlklang wie in den Glocken, die meine Kühe am Halse tragen, oder wie in jenen, welche in unserm Kirchthurm hängen.

Die Sonne ging eben unter, ich blies wieder, meine Kühe kamen herbei und begleiteten mich läutend ins Thal, wo mich das Ave Maria von den Kirchthürmen der nahen Dörfer begrüßte. Vor meines Vaters Thüre standen, als ich heimkam, drei böhmische Musikanten; Einer strich die Geige, der Andre blies die Klarinette und der Dritte das Horn. Ich beneidete im Herzen diese Leute, welche musicirend die ganze Welt durchreisen und sagte meinem Vater offen, wie gerne ich mit diesen pilgern möchte. Der verwies es mir aber streng und ernstlich, und am nächsten Morgen mußte ich wieder mit meinen Kühen auf die Weide. Die Violine von gestern Abend klang noch immer in meinen Ohren, und ich dachte mir: ist dir ein Schwegel gelungen, so kannst du ja auch eine Geige versuchen. Ich suchte mir geeignetes Holz und schnitzte mit unsäglicher Mühe viele Tage lang; darüber wurde es Winter, und die Kühe blieben im Stalle. Ich ging an Sonn- und Feiertagen fleißig in die Kirche; duftete ja doch der Weihrauch wie die Waldblumen, und das Chor erschallte von Musik, als säßen da oben die Waldvöglein und sängen. Ich betete eifrig, daß mir der liebe Gott unter dem Sange und Klange seiner Welt eine gute Stätte bereite, ich habe um sonst nichts gebeten, und das war nicht recht! Jetzt fühl' ich die Strafe."

Hier schwieg Stainer bewegt, der Knabe blickte ihn betroffen an, ohne ihn zu verstehen. Endlich fuhr Stainer fort:

„Als der Frühling wieder angebrochen war, erblühte mir eine große Freude. Der Schullehrer kam zu meinem Vater und sagte: „„Freund, gebt mir Euern Jacob in die Lehre. Ich habe ihn in der Kirche beobachtet, er hat ein feines Ohr und viel Sinn für Musik, auch ist er fromm und stille, wie es für einen Schulmann und Diener der Kirche ziemt, welcher des Schöpfers Macht und Güte mit Gesängen und Klängen preisen soll."" Ich weiß nicht, wie ich den Antheil dieses Mannes erregt hatte, aber seiner Güte danke ich den Grund meines ganzen jetzigen Könnens und Wissens. Ich kam zu ihm, lernte singen und sollte zuletzt auch im Geigenspiel unterrichtet werden — aber mein Meister hatte selbst nur eine schlechte Violine — und sonst gab es keine in ganz Absam; auch fehlte mir und ihm das Geld, eine

neue anzuschaffen. In dieser Noth rückte ich schüchtern mit meiner Geige hervor, welche ich im Winter vollendet hatte. Natürlich war keine Saite darauf, ich hatte nur mit vielem Fleiße die Form jener Violine des böhmischen Musikers, wie sie sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, nachgeahmt. Mein Meister betrachtete mein Machwerk mit stummem Erstaunen und sagte endlich: „„Aus Dir kann viel werden, Deine mechanischen Anlagen übertreffen alle Deine andern!““ und dies bewog ihn, mich bei seinem alten Freunde, dem berühmten Orgelbauer Herz in Innsbruck in die Lehre zu bringen. So baute ich meine erste Geige."

„Wie kommt es aber, Vater," fragte der Knabe, „daß Du doch kein Orgelbauer geworden bist?"

„Mein Kind," entgegnete Stainer, „Meister Herz theilte mir treulich all' seine Kenntnisse mit, doch sagte er auch: „„Mein Sohn, meine Kunst wird Dich besser nähren, als wenn Du ein Bauer geblieben wärest, doch bist Du jung und voll Talent und Fleiß, es wird Dir leicht sein eine bessere Kunst zu erlernen, ich meine die Geigenmacherei. Die meisten Kirchen haben schon ihre Orgeln, die Zeit des Kirchenbauens ist schier zu Ende, Tanz und Spiel, Scherz und Lust nehmen aber immer zu, und die Geigen werden allerwege zu wenig. Werde Du ein Geigenmacher, das ist eine weltliche Kunst und wird gut bezahlt. Er gab mir sofort ein Empfehlungsschreiben an den berühmten Vimercati in Venedig, und in dessen Hause lernte ich vieles kennen, was ich noch nicht ahnte."

Nach diesen Worten wendete sich Stainer rasch von dem horchenden Kinde, und kehrte mit gesenktem Haupte an seine Arbeit zurück.

„Und warum bist Du nicht in Venedig geblieben?" fragte der Knabe unbefangen. „Der Himmel hat es nicht haben wollen!" seufzte Stainer. „Schreibe, mein Söhnlein, schreibe!"

Der folgsame Knabe begann von Neuem seine Federzüge. Vor Stainers Auge erhoben sich die Thürme und Kuppeln der stolzen Königin der Meere; er hörte die Lagunen rauschen und den wehmüthig süßen Gesang einer bezaubernden Stimme.

VI.

Noch heute liegt in ihrem heiterem Glanze am linken Innufer die schöne Weiherburg, das liebliche Jagdschlößchen. Noch heute umgeben es duftende Haine, noch heute bezaubert Jeden, der oben aus dem Fenster schaut, der Anblick des reichen Innthales, der goldenen Aehren- und silbernen Wasserwogen, der grünen Breiten, der waldbewachsenen Hügel und der veilchenblauen mit silbernem Schnee gekrönten Berge, wie er den mächtigen Kaiser Maximilian bezauberte, der hier von Waidmannslust erhellte Tage lebte. Der Zwinger, welcher vor beinahe 200 Jahren ein üppiger Blumengarten war, ist jetzt freilich nur mehr ein fetter Grasplatz; doch steht noch mitten ein runder Steintisch, der wohl aus jenen blumenreichen Kaisertagen stammt.

Wenige Tage nach Stainers Gespräche mit seinem Sohne saß er in diesem von Blumenglanz und Duft erfüllten Zwinger und sah dem Sonnenniedergange zu. Der Erzherzog hatte für diesen Abend ein Hofconcert in der Weiherburg angeordnet, denn eine berühmte italienische Sängerin war angekommen, und Stainer berufen worden, im Orchester mitzuwirken. Während im Schlosse Alles von Hof-

leuten, Gästen und Dienern wimmelte, hatte er sich in den einsamen Garten begeben, um dort zu verharren, bis man ihn rufte. Er saß still, wie immer, und seine Gedanken waren — wie immer in Venedig. Die schöne Chiara kam ihm nicht aus dem Sinne, war sie ihm ja doch wie das verkörperte Ideal seiner kühnsten Jugendträume erschienen, die schöne Gestalt mit der schönen Stimme, wie ein Klang aus Himmelshöhen. Alles, was er dachte und trieb, war seit dem Beginnen seines Denkens von holder Musik durchwoben, Liebe war ihm nichts anders als der höchste Wohlklang der Welt, welcher aus zwei Herzen strömt und zu einem namenlos süßen Tone sich vermählt. „Mein gutes liebes Weib hat mir viel Segen ins Haus gebracht, viel Glück — aber es ist ein anderes Glück, als ich unter Italiens Himmel träumte. O, daß ich die, welche ich allein lieben kann, verachten muß!" Er stützte sein Haupt in die Hände. Da spazierten durch einen nahen Gartengang zwei Hofherren, ohne ihn zu bemerken, im eifrigen Gespräch.

„Ich sage Euch," eiferte der Eine, „mir ist es immer, wenn ich eine Stainer Violine höre, als sänge mit den sanften Geigentönen leise, leise eine herrliche Frauenstimme." Der Andere gab eine weitläufige Antwort, und so gingen die Beiden vorüber und verschwanden im nächsten Laubengange.

„So ist es auch!" sagte Stainer, der ihre Reden vernommen hatte; „wenn mich auch die schöne Chiara verlassen hat, ich meine damit die prachtvolle Frauengestalt von dem feurigen Blute eines liebesüchtigen unbeständigen Herzens durchflossen, so ist mir doch ihr besserer Theil, ihre Stimme, treu geblieben, die himmlische Stimme, die so gerne mit meiner Geige sang und die noch oft über die Alpen hinüberfliegt, um mit den Kindern meiner Kunst zu kosen und sich der unvergeßlichen venetianischen Nächte zu erinnern. Ich bin froh, daß sie nur mehr in leisen Wiederhallen an mein Ohr tönt. Schlüge sie noch einmal in ihrer lebendigen vollen Kraft an meine Brust, sie würde die kaum entschlummerten Schmerzen wieder wach rufen, und ich müßte düsteren Gewalten unterliegen."

Während diesem Gespräche war die Sonne untergegangen, die Sterne standen leuchtend über Innsbruck, das Thal war stille, und der Inn begann lauter zu rauschen. Ein Diener trat zu unserm Meister und rief ihn in den Concertsaal.

Dort strahlte im Lichterglanz ein Kreis von edlen Herren und schönen Damen, in ihr heiteres, halblautes Gespräch mischte sich das Stimmen der Instrumente; endlich trat der Erzherzog ein und die Musik rauschte auf. Als die Italienerin ihre Arie begann, war Stainer ganz in den Ton seiner eigenen Geige vertieft. Aber schon nach den ersten Takten erhob er betroffen das Haupt vom Pulte, und als die Sängerin die volle Kraft ihrer Stimme entfaltete, so wie ein aufgewachter Adler seine Schwingen ausbreitet und mit tönendem Flügelschlage ins Morgenroth taucht, wurde Stainer todtenbleich. Bogen und Geige sanken aus seinen Händen und mit einem dumpfen Schrei stürzte er zu Boden.

Als er die Augen wieder aufschlug, lag er in seinem Hause zu Absam, seine Frau und seine Kinder waren bei ihm, er schien sie aber nicht zu kennen; Wahnsinn und Raserei hatten sich seiner Seele bemächtigt. Er klagte, jammerte und weinte, rief und verfluchte Namen, die Niemand von seiner Umgebung kannte, verwünschte die Stunde seiner Geburt, — man mußte ihn zuletzt in Bande legen und strenge bewachen. Mit der milden Jahreszeit wurde auch er milder, man

konnte ihn wieder frei sich bewegen lassen. Er sprach aber mit keinen seiner Angehörigen und streifte bei schönem Frühlingswetter, von ihnen insgeheim beobachtet, tagelang durch den Wald.

Einst stieß er bei einer solchen Wanderung auf eine hohe Haselfichte, die ihm besonders zu gefallen schien. „Eine schöne Säule," sagte er, „wie auf der Piazzetta. Muß doch sehen, ob diese Säule klingt." Er schlug mit seinem Stocke an den Baum und legte dann sein Ohr an den Stamm. „Ein schöner Klang, venetianischer Klang, süß und feurig! O Chiara, Chiara, ich will Deiner schönen — Deiner wilden Stimme ein Häuschen bauen, ein klingendes Häuschen, ein tönendes Thürmchen, darinnen soll sie gefangen liegen für alle Zeiten, daß sie kein Unheil mehr anrichtet in der Welt. Mag's der schöne Leib allein versuchen, der schöne Schlangenleib?"

Am andern Tage ließ er den Baum fällen, schnitt ein Stück von dem Stamme ab und begann daraus mit allem Fleiße eine Geige zu bauen. Als diese fertig war, hielt er seinen Mund an die Schalllöcher und sang seltsame fremde Weisen hinein. Das trieb er viele Tage. Endlich rief er aus: „So, jetzt bist du hineingebannt sammt all' deinem Zauber. Was bist du auch über die Alpen geflogen, du silberner Singeschwan; auf der Weiherburg haben sie dich am Flügel gefangen; auf der Weiherburg, dem schönen Jagdschlosse, sind gar geschickte Jäger und Vogelsteller zu treffen." Und nun zog er die Saiten auf und begann zu spielen bis tief in die Nacht, wo er erschöpft auf sein Lager sank und rief: „Gott sei Dank, nun sind wir wieder beisammen!"

Früh am andern Morgen war er schon wieder in den Wald gegangen, seine Geige unter dem Arme, und zog musicirend durch die grünen Stellen, wo er einst als froher Knabe die Kühe hütete, den Schwegel schnitzte und blies — und seine erste Geige baute. Mit seiner letzten Geige kam er wieder herauf! Er nannte sie seine Chiara, und sagte oft: „Meine hölzerne Chiara ist mir lieber, als jene lebendige. Sie bleibt doch treu bei mir bis an mein Ende." *)

VII.

Zwei vornehme Herren, vom Kaiser Leopold I. in Wien nach Italien reisend, besuchten die merkwürdigen Salzwerke der alten Stadt Hall am Inn und hielten ein paar Tage in dem schönen Alpenthale Rast. An einem heiteren Nachmittage kamen sie auf einem Spazierritte in die Nähe von Absam. Sie ritten lange in heiterem Gespräche durch das grüne Holz, bis der Eine plötzlich sein Pferd anhielt und zu seinem Nachbar sagte: „Hörst Du die seltsamen feenhaften Töne, die dort droben aus dem Walde klingen?" „Wohl höre ich sie," antwortete der Angesprochene nach kurzem Lauschen, „mir ist es, als spiele ein wunderbarer Künstler auf einer Geige, und eine klare Frauenstimme sänge dazu. Bei Gott — die Stimme ist mir bekannt!" „Und mir das Geigenspiel," meinte der erste Reiter. „Das ist Chiara Vimercati's Stimme!" rief plötzlich der zweite Reiter. „Ich erinnere mich wieder der schönen Zeiten, wo ich in meiner Gondel in Canareggio an ihrem Hause lang-

*) Diese Geige wurde in den dreißiger Jahren dem H. August Lewald bei seiner Anwesenheit in Innsbruck von Jacob Stainers Nachkommen, welche sie als ein theures Kleinod bewahrten, vorgezeigt. (S. Lewald's Tirol: Ein Abend in Absam.)

sam vorbeifuhr bei stiller Nacht, während sie unter den Blütenbäumen und den Rosenbüschen drinnen sang!" „Und der deutsche Geselle geigte dazu," fiel ihm sein Begleiter (es war der Marchese Antonio Grimani) in die Rede. „Seitdem sind beinahe 20 Jahre vergangen."

„Das ist Chiara's Stimme", rief der zweite Reiter wieder, „so wahr ich Andrea Foscari heiße! Die Musik zieht von der Höhe herab. Komm Antonio, wir wollen zu jenem Hause reiten, wo der Waldweg ausläuft und den Geiger und die Sängerin erwarten."

Die beiden Edelleute sprengten vor und hielten an der bezeichneten Stelle. Das räthselhafte Spiel kam immer näher. Die Töne athmeten Sehnsucht und heiße Liebe und zerflossen in schluchzende Klagen. Unterdessen war es Abend geworden. Ein großer, blasser, düsterer Mann trat aus dem Wald, seine Kleider und Haare waren thaudurchnäßt, unter dem Arm trug er Bogen und Geige. Ohne die Fremden zu beachten, trat er in das Haus, vor dem diese hielten.

„Wer war jener Mann, der eben aus dem Walde kam?" fragte Foscari eine Magd, die am nächsten Brunnen ihren Krug füllte.

„Der närrische Stainer!" gab ihnen diese zur Antwort.

* * *

Jacob Stainer lebte noch viele Jahre in seiner Geisteszerrüttung. Als er starb, wurde er auf dem Friedhofe von Absam bestattet; eine weiße Marmortafel bezeichnet heute noch sein Grab.

Erinnerungen an Robert Schumann.

Nebst ungedruckten Briefen.

Mitgetheilt
von
Richard Pohl.

II.

Es war ein schöner, mir unvergeßlicher Nachmittag, am 5. September 1851. — In derselben Nacht reiste ich nach Leipzig zurück. — Eine meiner ersten Arbeiten war dort, „Sängers Fluch" zum endlichen Abschluß zu bringen. Daß es nicht leicht sei, Schumanns Zufriedenheit zu erringen, hatte ich nun schon genügend erfahren. Dies schreckte mich aber keineswegs ab, sondern spornte meinen Eifer an, es ihm nun endlich recht zu machen. Anfang Oktober sandte ich ihm das Manuscript. Erst zwei Monate später erhielt ich folgenden Brief:

(VI.) Düsseldorf, den 7. December 1851.

Geehrter Herr,

Wiederum bringe ich Ihnen späten Dank auf Ihre letzte erfreuende Sendung. Es war eine sehr bewegte Zeit, die letztvergangene. Sodann glaubte und wünschte ich gern, Ihnen vom Fortgang der Composition der Ballade etwas Bestimmteres mittheilen zu können. Aber ich bin, durch andere Arbeiten zurück-

gehalten, leider noch gar nicht zum Anfang gekommen. Haben Sie denn vielen Dank für den Fleiß, den Sie der neuen Bearbeitung gewidmet. Bis auf einige wenige Kürzungen halte ich sie jetzt für eine wohlgelungene, und kann es kaum erwarten, damit anzufangen.

Ihre Fräulein Braut*), wie Sie selbst, hier in Düsseldorf zu sehen, sollte uns sehr erfreuen. Die nächsten Concerte, außer einem am 11. December, sind den 8. und 22. Januar. Wir haben Schluß dieser Woche eine Conferenz, in der die Programme der Concerte festgestellt werden sollen. Könnten Sie mir vielleicht bis Sonnabend noch wissen lassen, ob ein Ausflug nach D.(üsseldorf) noch in Ihrem Plan liegt, und ob Fräulein Eyth im Concert am 8. oder 22. Januar vielleicht spielen würde, so würde ich es nächsten Sonnabend in der Conferenz den Herren vortragen und Ihnen schnell das Nähere mittheilen.

Wegen Luther fängt es mir an, bange zu werden, ob wir der Arbeit Herr werden? Es verlangt mich nach einem größeren Werke. So gern hätte ich das nächste Jahr dazu verwendet. Wird es möglich sein?

Vielen Dank auch für Ihre Gedichte; ich hoffe, daß sich Musik dazu einstellen wird.

Was Sie mir wegen des Antheils am Eigenthumsrecht des Balladentextes schreiben, würden wir später, sobald das Werk gediehen, noch bestimmter zusammen besprechen.**)

Haben Sie meine Ouvertüre zur Braut (von Messina) gehört?***) Ich frage, da Sie ja es waren, der die Lust zu ihrer Composition in mir angeregt. Ueber die Wirkung habe ich Verschiedenes gehört. Ich bin daran gewöhnt, meine Compositionen, die besseren und tieferen zumal, auf das erste Hören vom größeren Theil des Publikums nicht verstanden zu sehen. Bei dieser Ouvertüre indeß, so klar und einfach in der Erfindung, hätte ich ein schnelleres Verständniß erwartet. Ich bin begierig, zu erfahren, welchen Eindruck das Stück auf Sie selbst gemacht. Freilich ohne Studium der Partitur läßt sich kein einigermaßen bedeutendes Werk auf das Erstemal begreifen.

Nun genug. Ich will wünschen, daß Sie mein Brief im besten Wohlsein antrifft, und hoffe recht bald von Ihnen zu hören. Fräulein Eyth bitte ich mich freundlich zu empfehlen. R. Sch.

Es war das erste Mal, daß sich Schumann gegen mich über den Werth und Erfolg eines seiner Werke offen aussprach. Mich freute das, als ein Zeichen seines wachsenden Vertrauens zu mir. Sofort berichtete ich ihm ausführlich über den

*) Ich hatte mich in Karlsruhe mit der Harfenvirtuosin Jeannette Eyth verlobt und plante mit ihr eine Reise nach Düsseldorf, wo sie wünschte, in einem Concert unter Schumann's Direction zu spielen.

**) Ich verlangte von Schumann selbstverständlich kein Honorar, bat aber, wenn er seine Partitur verkaufe, den Verleger wegen des Eigenthumsrechtes am Text an mich zu verweisen. Weil jedoch die Herausgabe erst nach Schumann's Tode erfolgte, kam diese Angelegenheit nie mehr zur Sprache.

***) Sie war im November zum ersten Male im Leipziger Gewandhaus zur Aufführung gekommen.

sehr günstigen Eindruck, den diese Ouvertüre (nach Manfred und Genoveva gewiß seine beste) auf mich und andere seiner Verehrer gemacht hatte, und konnte ihn auch über die allgemeine Aufnahme seines Werkes beruhigen. Freilich verschwieg ich ihm, daß es im großen Publikum eigentlich nur einen succès d'estime gehabt hatte.

Die Concertreise mit meiner Braut nach Düsseldorf wollte ich verschieben bis zur ersten Aufführung von „Sängers Fluch“, da mir Schumann schon in Düsseldorf mitgetheilt hatte, daß in der Ballade die Harfe eine hervorragende Rolle spielen müsse, und diese Partie von der dortigen Harfenspielerin, einer Dilettantin, schwerlich übernommen werden könnte. Er hatte damals bemerkt, daß er die Harfenpartie zugleich für Klavier spielbar machen wolle, da sie vielleicht weniger oft auf der Harfe, als am Klavier zur Ausführung gelangen würde. — Schneller, als ich erwartete, wurde ich von einem neuen Briefe Schumanns überrascht und erfreut. Er schrieb:

(VII.) Düsseldorf, den 10. Januar 1852.

Geehrter Herr und Freund,

In Eile, aber mit vieler Freude schreibe ich Ihnen, daß eine gewisse Harfenpartie vielleicht bald in den Händen Ihrer Fräulein Braut sein könnte. Das Stück ist in der Skizze fertig, die Instrumentirung freilich noch eine bedeutende Arbeit, aber doch vielleicht in nicht zu langer Frist zu bewältigen. Ich habe im großen Feuer gearbeitet und scheint mir das Ganze von großer dramatischer Wirkung.

Dies Eine wollte ich Ihnen mittheilen — und dann das Andere, daß ich nun sehnlichst unserm Reformator entgegensehe, daß ich je eher, je lieber damit anfangen möchte, und daß Sie ihn nicht ganz vergessen möchten.

Seien Sie vielmals gegrüßt und lassen Sie den schönen Anfang vereinter Arbeit nicht den letzten bleiben!

Ihr ergebener R. Schumann.

Den 22. führen wir zum ersten Mal mit Orchester die „Pilgerfahrt der Rose“ auf. Viele Grüße auch an Wenzel.

So hocherfreulich diese Mittheilungen auch waren, so sehr sie mich auch hätten aneifern sollen, Schumanns Wünschen in Betreff „Luthers“ möglichst rasch zu entsprechen, war ich zu jener Zeit doch so sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß ich Schumanns liebenswürdiger Aufforderung für jetzt nicht nachkommen konnte. Ich hatte bei „Sängers Fluch“ ersehen, daß es nicht leicht sei, mit Schumann zu arbeiten. Selbst wenn ich bei der Lutherdichtung ganz auf Schumanns Ideen eingegangen wäre, konnte ich doch nicht hoffen, ihn sofort zu befriedigen. Die Arbeit hätte mindestens ein halbes Jahr Zeit gekostet, und diese hatte ich jetzt, mtt dem besten Willen, nicht zur freien Verfügung. — Ich ließ also diese Frage unerledigt bis auf ruhigere Zeiten, hatte jedoch bald darauf die Freude, Schumann persönlich wieder zu begegnen.

Er kam im März nach Leipzig, zunächst um dort ein Concert zu veranstalten, in welchem die Manfred-Ouverture und die „Pilgerfahrt der Rose“ zur ersten Aufführung gelangten. Ich eilte zu dem interessanten Concert von Dresden herbei.

Es war eine Matinée, die am Sonntag, den 14. März, zu Schumanns Benefiz im Gewandhaus stattfand. Ich hatte erwartet, daß Schumann zu Ehren kein Platz zu haben sein würde, — doch war der Saal keineswegs übermäßig gefüllt; ebenso waren die Ovationen, die man Schumann darbrachte, nach meinem Gefühle zu gering. Ich hörte die Manfred-Ouverture zum ersten Male; sie ergriff mich so tief, daß ich meine Bewegung kaum bemeistern konnte. Der Eindruck, den Schumann während der Direction seines Werkes auf mich machte, mag dazu beigetragen haben. Ich hatte mich auf der Galerie über dem Orchester placirt, so daß ich Schumann ins Gesicht sehen konnte. Seine Stimmung war eine tiefernste. Ganz in die Partitur versenkt, das Publikum völlig vergessend, selbst die Orchestermusiker wenig beachtend, lebte er in seinen Tönen, identificirte sich gleichsam mit seiner Aufgabe — er ward selbst zum Manfred. Ich empfand, wie er dieses Werk mehr vielleicht, als irgend ein anderes, mit seinem Herzblut geschrieben, wie er hier aus innerster Seele zu uns gesprochen hat. Das Publikum fand die Ouverture „zu ernst." Zu ernst — wenn ein Genie an der Grenze des Wahnsinns steht; wenn es den Tod als Erlöser von seinen Seelenqualen herbeiwünscht, wie dieser Manfred! — Und zwei Jahre später, um diese Zeit, hatte der edle Meister diese Grenze des Wahnsinns selbst überschritten, war sein hochstrebender Geist für immer umnachtet! An jenem Morgen im Gewandhaus war mir's, als läse ich eine Ahnung dieses Schicksals in Schumanns Zügen.

Frau Clara Schumann spielte das F-moll-Concert von Chopin, der Bassist Behr sang Lieder von Schumann — Alles schön und trefflich — aber die tiefernste Stimmung, in die mich Manfred versetzt hatte, ließ mich nicht mehr los. Erst die „Pilgerfahrt der Rose" versetzte mich in freundlichere Sphären. Dem Erfolge dieses anmuthigen Werkes hat stets die Parallele mit „Paradies und Peri" geschadet. Die Peri ist ein indisches Märchenkind von den Ufern des Ganges; die Rose erblühte auf deutschem Boden, sie ist ein musikalisches Idyll. Schumann hat hier mit Glück einen populären Ton angeschlagen, wozu nun allerdings die Elfenchöre in der Stimmung nicht ganz passen wollen. So kommt keine rechte Einheit in das Ganze, woran aber der Dichter nicht ohne Schuld ist.

Dieser — Moritz Horn — war selbst anwesend; ferner waren Liszt, Robert Franz, Joachim zur Aufführung gekommen. Sie alle saßen in der Mittelloge; ebenso Schumann mit seiner Gattin, da der Dirigent der Leipziger Singakademie und der Gewandhausconcerte, Julius Rietz, die Leitung dieser Aufführung selbst übernommen hatte. Der Erfolg war wiederum kaum mehr, als ein succès d'estime zu nennen. Die Leipziger verhielten sich, Schumann gegenüber, gerade so reservirt und kühl, wie zu allen Neuerern, die nach ihm gekommen sind. Man muß das gelegentlich constatiren, weil unsere schnell lebende Generation längst vergaß, wie sie vor einem Vierteljahrhundert geurtheilt hat. Es dient das zur Lehre und zum Trost für die Zukunft.

Erst nach dem Concert konnte ich Schumann begrüßen. Er war ersichtlich angegriffen, und bat mich, ihn Abends 6 Uhr in seiner Wohnung (bei der Familie Preußer) aufzusuchen. — Jetzt kam der für mich denkwürdige Moment, wo ich Liszt persönlich kennen lernen sollte. Wiederum war es mein Freund Wenzel, der die erste Annäherung vermittelte. Liszt, liebenswürdig und taktvoll wie immer,

richtete sofort einige freundliche Worte an mich, da er erfahren hatte, daß ich für Schumann arbeitete. Er lud mich ein, ihn zu begleiten; Robert Franz, Bartholf Senff (Redacteur der „Signale“), Wenzel und einige Andere schlossen sich Liszt an; wir speisten Alle zusammen in einer sehr einfachen Restauration. Nach Tisch lud uns Liszt sämmtlich zum Kaffee in das Hotel de Bavière, wo er abgestiegen war. — Das Gespräch wendete sich natürlich auf das eben gehörte Concert. Liszt zeigte besondere Sympathie für die Manfred-Ouverture; er bereitete damals die Aufführung des Dramas vor und lud uns dazu nach Weimar ein. Einige Nummern aus der Manfredmusik (Alpensee, Astarte) hob er besonders rühmend hervor, und sprach die Absicht aus (die er auch drei Jahre später ausführte), Schumanns „Genoveva“ in Weimar aufzuführen. — Robert Franz war von der „Rose Pilgerfahrt“ im Ganzen nicht erbaut; er zeigte sich überhaupt wenig sympathisch für die neueren Compositionen Schumanns. Selbst der Dichter Moritz Horn, den ich am Abend näher kennen lernte, war von der Auffassung seiner Dichtung nicht durchweg befriedigt. So sagte er u. A., daß er den, seitdem so populär gewordenen Männerchor: „Bist Du im Wald gewandelt“, sich ganz anders gedacht habe, nämlich als stimmungsvollen Sologesang. — Kurz — Schumann hatte es eigentlich Niemand ganz recht gemacht. Er mag wohl Manches davon erfahren haben. — Kein Zweifel, daß diese Erfahrungen ihn kränken und niederdrücken mußten, während er doch gerade damals mehr als je der Anerkennung und Aufheiterung bedurft hätte.

Mein Abendbesuch bei ihm war kurz, da ich fühlte, daß er nicht in mittheilsamer Stimmung war. Er stellte mich seinen liebenswürdigen Hauswirthen vor, und diese luden mich sofort zu der musikalischen Matinée, welche sie am folgenden Morgen, Schumann zu Ehren, in ihrer gastlichen Villa veranstalteten. Bei dieser Matinée waren in der That Alle versammelt, die damals in den Leipziger Musikkreisen tonangebend waren. Es war eine glänzende Versammlung von Künstlern: die Directoren und ersten Mitglieder des Gewandhauses, die Professoren des Conservatoriums, Mitglieder des Theaters, die Dichter Adolf Böttger und Moritz Horn ꝛc. Den Mittelpunkt bildete natürlich das Schumann'sche Künstlerpaar und Liszt. Es wurde viel musicirt; eine Hauptnummer bildete die neue (D-moll-) Sonate Schumanns (op. 121) für Violine und Klavier, David gewidmet, welche dieser selbst mit Frau Schumann spielte. Frau Schumann trug auch mehrere Soli vor; Liszt dagegen entsprach der dringenden Aufforderung zum Solospiel nicht. Er erbot sich dagegen zum Vierhändigspielen mit Frau Schumann. Unter den vorhandenen Musikalien wählte er Märsche von Franz Schubert aus. — Schumann hörte lächelnd zu, dann sagte er leise zu mir, der festgebannt dicht am Flügel stand: „Von Liszt kann man sagen, wie 1848 von manchem deutschen Fürsten — Er hat Nichts gelernt und Nichts vergessen.“

Ich fühlte hier zum ersten Male die Kluft, die Schumann von Liszt trennte, der ihm doch stets collegialisch freundlich und künstlerisch fördernd entgegen gekommen war. Schumann stellte sich, Liszt gegenüber, auf den Standpunt einer skeptischen Reserve, unter der er doch selbst zu leiden hatte. Die Spaltung der Musiker in Mendelssohnianer, Schumannianer und Lisztianer, d. h. in die Leipziger, Düsseldorfer und Weimarer Schule, war schon nicht mehr zu

verdecken; der offene Kampf brach aber erst aus, als die Wagnerfrage in demselben Jahre (1852) in der musikalischen Presse ernstlich auf die Tagesordnung kam. Ich schwankte keinen Augenblick, mich auf die Seite der Weimarer Schule zu stellen, als mir wenige Monate später Gelegenheit gegeben wurde, mein Glaubensbekenntniß öffentlich auszusprechen. An jenem Morgen des 15. März aber dachte ich noch nicht daran, daß meine Betheiligung an dem musikalischen Kriege, der seitdem ein Vierteljahrhundert ununterbrochen fortgeführt wurde, schon so nahe sei. Ich hatte damals noch keine Wagner'sche Oper gehört: für mich der entscheidende Moment.

Die ganze Woche, vom 14. bis 21. März, war für Leipzig eine Schumannwoche. Man widmete dem Meister allenthalben die ihm gebührende Achtung und Aufmerksamkeit, man wahrte alle Formen — aber ein herzliches Ineinanderleben, eine aufrichtige Verehrung widmete ihm nur der engere Kreis seiner Anhänger, der damals, den orthodoxen Mendelssohnianern gegenüber, zwar im Zunehmen, aber noch nicht in der Majorität war. — Das Conservatorium für Musik veranstaltete eine Abendunterhaltung, in welcher bei Anwesenheit des Schumann'schen Künstlerpaares und sämmtlicher Professoren — auch Moscheles — das Schumann'sche Klavier-Quintett und das erste Klaviertrio zur Aufführung kamen. Im Gewandhaus-Concert am 18. März kam Schumanns neueste Symphonie in Es-dur (die sogenannte Rheinische) unter seiner eigenen Direction zur Aufführung. — Zum Abschied gab Frau Schumann am 21. März noch eine Matinée für Kammermusik im Gewandhaus, wo Schumanns neuestes Trio (G-moll, op. 110), die neue Violinsonate u. A. zur Aufführung kamen. — Am 23. März reiste Schumann von Leipzig wieder ab. Soviel mir bekannt, ist es das letzte Mal gewesen, daß er in dieser Stadt verweilte, in der er die schönsten Jahre seines künstlerischen Aufschwungs erlebt und seinen Liebestraum mit Clara geträumt hatte.

Ich sprach Schumann vor seiner Abreise noch mehrere Male. Am wichtigsten für mich war meine Unterredung mit ihm am Morgen des 18. März. Er kam nochmals ernstlich auf Luther zurück, erklärte, von diesem Plan nicht ablassen zu wollen, bis wir ihn gemeinsam zu Stande gebracht hätten. Er bat mich, Lust und Muth nicht zu verlieren. Auch von einer komischen Oper sprach er wieder. Ich erwiderte ihm, daß ich diese Aufgabe für die allerschwerste hielte, da man so leicht Gefahr laufe, im Text in Trivialitäten zu verfallen und daß ich keinen Stoff kenne, den ich ihm vorschlagen möchte. „Sehen Sie sich doch einmal die Auerbach'schen Dorfgeschichten an," meinte Schumann, „ob sich da nichts Brauchbares für einen naiv-komischen Operntext findet. Ich habe auch schon an Hermann und Dorothea gedacht; es müßte daraus eine anmuthige idyllische Oper zu machen sein. Die Ouvertüre dazu habe ich schon gemacht; ich schrieb sie gerade zu Weihnachten (1851) mit großer Lust in wenig Stunden. Zunächst aber wollen wir es mit einem Märchen, so etwa im Styl und Umfang von der Rose Pilgerfahrt versuchen. Aber ich möchte einen recht tollen Geisterspuk darin haben. Bearbeiten Sie mir nur recht bald einen wild-phantastischen Stoff." — Das versprach ich gern, denn es war ganz in meinem Sinn. — Ich nahm bewegt von Schumann Abschied, — ich ahnte nicht, daß ich ihn zum letzten Male gesehen und gesprochen hatte!

Es trat jetzt eine Pause von etwa einem halben Jahre ein, in dem ich außer Verkehr mit Schumann stand. Der Grund war meine regelmäßige Mitarbeiterschaft für die (von Schumann gegründete und dann von Brendel übernommene) „Neue Zeitschrift für Musik," die mich fast ausschließlich in Anspruch nahm. Schumann selbst war es, der, diesmal indirect, mir neue Anregung zum schriftlichen Verkehr mit ihm gab. — Der Sohn Carl Maria von Webers, Max Maria von Weber (jetzt als Geh. Regierungs-Rath in Berlin) lebte damals in Dresden als königlicher Eisenbahn-Direktor. Ich verkehrte viel in dem Hause des geistvollen Mannes, der sich seitdem sowohl als Fachschriftsteller, wie als Biograph seines Vaters und brillanter Essayist einen Namen gemacht hat, und verfolgte die poetischen Arbeiten, mit denen er damals seine Schriftstellerlaufbahn begann, mit lebhafter Sympathie. Namentlich war es sein Epos „Rolands Graalfahrt," das ich sehr hoch hielt und zu dessen Veröffentlichung ich das Meinige nach Kräften beigetragen hatte. Weber wollte wegen seiner amtlichen Stellung sich nicht als Verfasser nennen; ich vermittelte den ersten Verkehr mit einem jungen Verleger. Als das kleine, reizende Werk erschien (1852), machte es zwar im größeren Publikum nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte, erregte aber Aufmerksamkeit in den gebildeten Kreisen und ein lebhaftes Nachforschen nach dem Verfasser.

Eines Tages zeigte mir Weber folgenden Brief von Schumann, der durch Vermittlung seines Verlegers an ihn gelangt war:

(VIII.)

Dem Dichter der Graalfahrt erlaubt sich ein Künstler, wenn auch nicht von der poetischen Gilde, seinen verehrungsvollen Gruß zu senden. Am liebsten mit Klängen möchte er die Dichtung umgeben, wenn sie dieser bedürfte, wenn sie nicht selbst Musik wäre. Gewiß — wie Glockenklang wird diese Poesie durch die deutschen Lande schallen.

Wäre das Gerücht wahr, das den Dichter als Sprößling eines Meisters bezeichnet, den die Musiker zu ihren größten und liebsten zählen, so fänden die Zeilen des Schreibers, der Ihnen in früheren Jahren wohl manchmal, wenn auch flüchtig, begegnete, um so eher vielleicht eine freundliche Aufnahme.

Wie dem sei, es galt mir, dem Dichter für die hohen Feststunden zu danken, die sein Gedicht mir bereitete. Möchte der Zuruf, der sich allseitig zu erheben beginnt, ihn zu neuen Schöpfungen begeistern.

Düsseldorf, den 12. December 1852. R. S.

Das war der ganze Schumann, von seiner liebenswürdigsten Seite, der große Künstler, welcher talentreichen jungen Kunstgenossen immer mit wärmster Sympathie entgegen kam. Kurz darauf gab er hiervon einen neuen glänzenden Beweis in dem großes Aufsehen machenden Artikel in der „Neuen Zeitschrift für Musik", womit er Johannes Brahms in die Oeffentlichkeit einführte.

Schumanns Brief erfreute mich um so mehr, als er eine Bestätigung meines eigenen Urtheils war. Ich gab meiner Freude darüber sofort Ausdruck, indem ich Schumann schrieb, daß seine Vermuthung die richtige gewesen, seine Anerkennung des jungen Dichtertalentes mir aus der Seele gesprochen sei. Nun sei auch der

rechte Stoff für ihn gefunden; denn obgleich „Rolands Graalfahrt“ sich nicht componiren lasse, so habe derselbe Dichter doch ein höchst phantastisches Märchen, „Ritter Mond“, schon vor längerer Zeit vollendet, das für Musik wie geschaffen sei. Es würde sicher nur seines Wunsches bedürfen, damit der Dichter es ihm überlasse.

Bald darauf erhielt ich folgende Antwort:

(IX.) Düsseldorf, den 27. Dezember 1852.

Geehrter Herr und Freund,

Mit Vergnügen erkannte ich Ihre Handschrift auf dem Couvert. So lange hörte ich nichts von Ihnen! Haben Sie Dank für Ihre Mittheilung! Gewiß würde es mir eine große Freude sein, im Verein mit Ihrem verehrten Freund etwas zu Tage zu fördern; doch sträubt sich etwas in mir gegen directe Aufforderung, da der Dichter vielleicht denken könnte, mein Brief an ihn, der reinem Herzensdrang entsprang, wäre etwa der Vorläufer eines solchen Anliegens gewesen. Vielleicht wissen Sie den Weg der Vermittlung zu finden.

„Sängers Fluch“ ist längst fertig. Die Aufführung verschob ich, weil mir eine Harfe hier fehlt, die ich doch bei der ersten Aufführung nur ungern vermissen würde. Wäre vielleicht im nächsten Winter eine Aussicht vorhanden, daß Ihre Frau Gemahlin die Partie übernehmen würde? Jedenfalls möchte ich mir erlauben, ihr die Stimme einmal zuzuschicken, über eine und die andere schwierige Stelle ihr Urtheil hören.*)

„Hermann und Dorothea“ ruht;**) leider auch „Luther“. Ich lag fast die Hälfte dieses Jahres sehr krank danieder an einer tiefen Nervenverstimmung — Folge vielleicht zu angestrengter Arbeit. Erst seit 5 bis 6 Wochen geht es mir wieder besser. Doch muß ich noch anstehen, mich größeren Arbeiten hinzugeben, in allen Dingen überhaupt das größeste Maß halten. Mit höherem Beistand hoffe ich, bald meine alte Kraft und Gesundheit wieder zu erlangen.

Auch von Ihnen möchte ich erfahren, wie es Ihnen geht, ob das Leben in Dresden Ihren Wünschen entspricht? — „Luther“ möcht' ich noch nicht aufgeben; möchten auch Sie es nicht! —

In der Hoffnung, bald wieder von Ihnen zu hören, mit besten Wünschen und Grüßen Ihr ergebener R. Schumann.

Es war mir peinlich, Schumann eingestehen zu müssen, daß ich den „Luther“, an dem er mit so großer Ausdauer festhielt, aufgegeben habe. Ich nahm den Text nochmals vor, konnte mich aber jetzt noch weniger, als früher, zu einer Umgestaltung desselben nach den Anforderungen Schumanns entschließen. Seitdem ich R. Wagners dramatisch-musikalische Dichtungen kennen gelernt hatte, war ich vom Concert-Oratorium überhaupt abgekommen. Nur das Kirchen-Oratorium, das der

*) Die Zusendung der Harfenpartie erfolgte später; es kam aber bei Schumanns Lebzeiten zu keiner Aufführung mehr. Die erste Aufführung erfolgte 1857, bei dem Aachener Musikfest, und zwar wiederum durch Liszt.

**) Demnach müßte Schumann eine Textbearbeitung davon entweder schon gehabt oder doch ernstlich geplant haben. Es wäre nicht unmöglich, daß er die poetische Umgestaltung, wenigstens in der Skizze, selbst vorgenommen hätte.

Bühne, nach Stoff und Behandlung, durchaus fern war und bleiben mußte, konnte ich gelten lassen. Dies Schumann offen einzugestehen, widerstrebte mir, und so verschob ich die Antwort auf seinen lieben Brief so lange — bis ich plötzlich einen neuen von ihm erhielt. — Derselbe lautete:

(X.) Düsseldorf, den 21. Februar 1853.

Geehrtester Herr,

Sie scheinen mich vergessen zu haben! Oder hätten Sie meinen letzten Brief nicht empfangen, oder ihn falsch gedeutet? Kaum kann ich es glauben. Gewiß würde es mir eine große Freude sein, mit Max Maria etwas im Verein zu arbeiten. Aber es sträubte sich, kurz nachdem ich ihm geschrieben, etwas dagegen, wie ich Ihnen auch damals schrieb.

Was den heutigen Brief an Sie veranlaßt, ist wieder eine Bitte. Ich las neulich die Ballade von Uhland „Das Glück von Edenhall“; sie scheint mir vortrefflich zu musikalischer Behandlung geeignet. Darf ich auf Ihren poetischen Beistand hoffen? Ich würde Ihnen dann meine weiteren Gedanken darüber mittheilen. Die Arbeit würde in keinem Falle so umfangreich sein, als „Sängers Fluch“. Sehr freuen sollte es mich, wenn Sie meiner Bitte willfahren wollten.

Wie geht es Ihnen, geehrter Herr? Werden wir Sie mit Ihrer Frau Gemahlin nicht bald einmal am Rhein sehen? Anfang nächsten Winters denke ich „Sängers Fluch“ hier aufzuführen und hoffe dabei sehr auf die Unterstützung Ihrer Frau Gemahlin. Die Harfenpartie werde ich ihr ehestens mitzutheilen mir erlauben.

So bitte ich denn noch, mir Ihr freundliches Andenken zu erhalten und mir bald eine Antwort auf mein Anliegen zukommen zu lassen.

Ihr ergebener R. Schumann.

Dieser Brief bereitete mir eine neue Verlegenheit. Also wieder eine Concertballade! Nach der vielen, undankbaren Arbeit, die mir „Sängers Fluch“ gemacht hatte, war ich nichts weniger als eingenommen für dieses neue Project, um so weniger, als ich dem Stoffe keine große Wirkung zutraute, und mir auch nicht klar machen konnte, was und wieviel daran zu ändern sein würde. Schließlich gewann aber doch meine Verehrung für Schumann die Oberhand, und ich erklärte mich zur Bearbeitung bereit. — Zugleich aber bestimmte ich Weber, sein phantastisches Epos „Ritter Mond“ Schumann zu überlassen. Zu diesem Stoff hatte ich gerade für Schumann großes Vertrauen; ich erbot mich, unter des Dichters Zustimmung, das Werk compositionsgerecht zu bearbeiten, und sandte Schumann sowohl die Originalarbeit Webers, als die ausgeführte Skizze meiner Bearbeitung baldmöglichst zu.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie kam in einem Packet, worin die Dichtung Webers, meine Luther-Dichtung, mein Text zu „Sängers Fluch“ und die Harfenstimme zu „Sängers Fluch“ lagen.

(XI.) Düsseldorf, den 18. März 1853.

Geehrter Herr,

Mit vieler Betrübniß sende ich den „Ritter Mond“ zurück. Die poetische Erfindung des Gedichtes scheint mir ausgezeichnet; aber für die Musik, glaub' ich, eignet es sich nicht. Den Mond als Person, als singende zumal, sich vorzustellen,

Aber auch diese Furcht entsprang aus dem unrichtigen Begriff, den man dem Worte populär unterschob. Man hätte sich nur erinnern dürfen, daß die Bibel das populärste Buch der civilisirten Welt ist, daß in der Bibel das hohe Lied Salomonis, die Psalmen Davids vorkommen, daß einige der schönsten Lieder Goethes Volkslieder sind und daß seine Prosa das Muster gemeinverständlicher Schreibart ist; — aber man war einmal in Furcht oder wollte es sein, Furcht aber verwirrt die Begriffe. Sowie es Leute giebt, deren Phantasie bei dem Namen Volk sofort eine Rotte Banditen vor Augen hat, so stand bei dem Worte „populär" vor dem Geiste manches Aesthetikers sofort der verwahrloste Begriff eines Rinaldiniromans oder Bänkelsängerliedes, das man auf regnerischen Novembermärkten um einige Pfennige verkauft.

Aber man irrte sehr; es giebt eine Popularisirung nach oben wie es eine nach unten giebt — und wie man allerdings z. B. die Geschichte eines Friedrich und Joseph II. für einen Theil des Volks zu Schanden popularisiren kann, so giebt es andrerseits eine Popularisirung, die sogar das einfache Leben eines Bürgers in der Darstellung dahin veredelt, daß es von den Gebildetsten der Nation eben so gern betrachtet wird, wie vom schlichten Bürger und Landmann.

Und diese letztere Art der Popularisirung in der Literatur wie in der Wissenschaft ist es, die wir in Deutschland besonders schätzen und anstreben müssen; wir brauchten dies nicht erst jetzt, wenn bei uns die Sprache der Literatur und des Lebens sich wie in Frankreich mehr im Zusammenhange entwickelt hätte; aber da in Deutschland die Wissenschaften — jede für sich — die Literatur für sich, und im Leben der Adel, der Bürger und der Bauer auch wieder für sich lebte und strebte, da kamen, möchte ich sagen, so viele Einsiedler- und Junggesellensprachformen zu Tage, daß wir ernsthaft Noth haben, dieses Hagestolzenthum unserer Sprache in eine gemeinsame Familienform nationalen Denkens, Fühlens und Sprechens zusammenzuleiten und richtig zu verschmelzen. In Frankreich und England wird es wenige Werke der Philosophie und Geschichte, der Politik und Literatur geben, die nicht mit geringen Ausnahmen die große Mehrheit der Nation zu verstehen im Stande wäre; — bei uns aber — man gebe einmal einem sonst ganz verständigen Bürger unsern Philosophen Hegel in die Hand, ob er sich in dessen Sprache finden wird?

Populär — d. i. gemeinverständlich im guten Sinne ist also kein Begriff, welcher der Wissenschaft und Literatur Nachtheil droht; je höher der Bildungsstand einer Nation ist, desto höher ist auch der Begriff populär — gemeinverständlich — anzuschlagen. Durchschauert einen nicht Entzücken und Bewunderung bei dem Gedanken, daß es bei den Griechen einen Bildungsgrad der Nation gab — wo Homer populär war?

So weit sind wir in Deutschland nun freilich noch nicht, aber wir sind auf gutem Wege und zählen Genies zu populären Größen, die auch eine Zierde des blühenden Griechenlands gewesen wären. Man konnte sich der lebhaftesten Freude nicht erwehren, als vor Jahren die erste Verlagshandlung Deutschlands, Cotta in Stuttgart, eine Volksbibliothek ankündigte, deren Bestandtheil unter Anderm das wissenschaftliche Wunderwerk — der „Kosmos" von Humboldt ist! Auf welche Theilnahme, auf welch' hohen und weitverbreiteten Bildungsgrad unserer

Nation mußte die berühmte Verlagshandlung rechnen, da sie **solche Werke zu billigen Preisen** abzugeben und zum Gemeingut der Nation zu machen sich entschlossen hat!

II.

Sehr befördern würde es unsere Betrachtung, wenn sich in Schillers Werken, die selbst ein Gegenstand der Untersuchung sind, Stellen auffinden ließen, die über das Wort „populär" einige enscheidende Ansichten enthielten; und in der That fällt es auch nicht schwer, solche Stellen zu entdecken. Ich erinnere nur an die Recension, welche Schiller über Bürgers Gedichte schrieb; in der Einleitung dieser Recension nimmt er Anlaß, über den Begriff „populär" und über die Bedeutung der „volksthümlichen Dichtung" einige höchst wichtige Ideen auszusprechen.

Und wie lauten Schillers Ideen hierüber? Sind sie geringschätzend? Werth und Bedeutung leugnend? Mit nichten!

„Popularität ist," sagt er, „weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr — und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch' Unternehmen" fährt er fort — „dem heikeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen!... Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle, wird der Volksdichter dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er wird, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens wird ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß bringt er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie im vollen Glanze heraufzuführen. . . . . In diesem Sinne genommen, scheint der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen — so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen! . . ."

Dies der Ausspruch unseres großen Dichters. Welche Anwendung er davon auf Bürgers Gedichte machte, das ist aus der vorerwähnten Recension bekannt; — aber welche Anwendung sollen wir auf Schiller selbst davon machen? Es sei mir erlaubt, eine flüchtige Antwort auf diese Frage zu versuchen....

Schiller ist der **nationalste, populärste Dichter Deutschlands** — wer hätte diesen Ausspruch nicht oft genug gehört und zum Theil schon selbst gethan?

Aber Schiller — der populärste Dichter Deutschlands? — er, der nie darnach gestrebt hat, in dem engern Sinne ein volksthümlicher Dichter zu sein, wie es z. B. Bürger war? War es Schiller nicht stets nur darum zu thun, ohne Rücksicht auf das Publikum auf die höchsten Ziele eines schöpferischen Geistes loszugehen, die erhabensten Formen mit dem gediegensten Inhalt der Wissenschaft und Erfahrung zu füllen — und schließlich in harmonischen Meisterwerken den schönsten Gefühlen des Herzens, den sinnvollsten Forderungen der Vernunft und den blühendsten Gebilden der Phantasie gerecht zu werden?

Schillers eigene Worte, die er bei verschiedenen Anlässen niederschrieb, geben von dem Ziele, das er verfolgte, am besten Zeugniß. Ich erinnere an seinen Jugendaufsatz: „Die Schaubühne, eine moralische Anstalt"; darin steht er nicht an, die Wirkung und Nothwendigkeit der Bühne gleichzustellen der Wirkung und Nothwendigkeit der Religion im Staate, da die Gerichtsbarkeit der Bühne wie der Religion da anfange, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endet. Ich erinnere ferner an die Stelle in der wiederholt erwähnten Recension über Bürger, wo er von dem Dichter verlangt, daß er im Denken und Fühlen auf der Spitze seiner Zeit stehe, im Wissen und Leben die Stufe der Vollkommenheit erlange.

„Begeisterung allein ist nicht genug," sagt er; „man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichsten zu rühren!"

Noch ausführlicher, tiefer und zusammenhängender spricht er sich über die Würde und den Werth der Kunst und Poesie in seinen vortrefflichen „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen" aus. Er sagt hier geradezu — und beweist es auch:

„Die Schönheit (in Kunst und Poesie) ist es, durch welche der Mensch zur Freiheit wandert; denn der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet blos die Macht der Natur; er *erledigt* sich dieser Macht in dem *ästhetischen* Zustande — und er *beherrscht* sie in dem *moralischen*."

Freilich, fragt der Dichter gleich darauf auch: „Existirt aber ein solcher Staat des schönen Scheins und wo ist er zu finden?"

Schiller antwortet:

„Dem Bedürfnisse nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche — *in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden!*"

Da haben wir also deutlich ausgesprochen, wie klein sich Schiller das Publikum dachte, auf welches seine erhabenen Bestrebungen zunächst wirken dürften, und es scheint ein Ruf der edelsten Resignation, wenn wir anderswo lesen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

Und dennoch — dennoch ist es keine bloße Redensart — es ist Wahrheit — Thatsache: *Schiller ist trotzdem der nationalste, der populärste Dichter Deutschlands!*

Wie ist das zugegangen?...

Am Ende so einfach als möglich. Schiller strebte vollkommen zu werden — er wurde es auch in seinen Meisterwerken — und in der Kunst wie in der Poesie fallen für jeden gesunden Sinn vollkommen und verständlich zusammen; während der Kenner ein Kunstwerk mehr denkend genießt, genießt es der Laie mehr fühlend, von geheimnißvoller Gewalt erfaßt!

Schiller hat den Philosophen Respect eingeflößt durch die reiche Fülle seiner Gedanken, er hat den Historikern imponirt, indem er nicht blos Geschichte schrieb, sondern sie auch greifbar zu verkörpern verstand; Schiller hat eine Sprache gefunden, welche vom Gebildeten sofort im ganzen Umfange verstanden wird, den Ungebildeten aber selbst da, wo sie nicht ganz begriffen wird, mit unwiderstehlicher Gewalt fortreißt, erwärmt und läutert!

Wie wenig Schiller während seines Schaffens liebäugelnd nach dem Geschmack des Publikums fragte, wie er mit puritanischer Strenge dem reinen Schöpferdrange nachging, das zeigt uns die gute Lehre, die er dem schöpferischen Talent auf seinem schweren Lebenswege mitgiebt:

„Der Künstler (und Poet) ist zwar der Sohn seiner Zeit," sagt er, „aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. ... Und wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet! Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß!"

So spricht Schiller; so spricht ein Mann!

Welch' eine Erscheinung jenen verbuhlten Talentchen gegenüber, die schon während ihrer Arbeit schmachtend nach den beliebten Schwächen des Publikums spähen, um ihnen gerecht zu werden; die, wenn ihre liebende Musengattin zweier Verslein genesen, alle Glocken läuten, Herolde in die Straßen senden — die gesammte Menschheit zu Gevatter bitten möchten, um das glückliche Familienereigniß mitfeiern zu helfen; die vor jedem Luftzug der Kritik in Ohnmacht fallen, aber schnell wieder erholt — in Gesellschaft ihres lyrisch Neugebornen wochenlang alle Theetische unsicher machen!

Aber die Poesie hat ihre Rachegöttinnen wie das Leben; vertilgt sind die Spuren solcher Schmachtjünger wieder, sowie ihr flüchtiger Anlauf gethan ist; dagegen folgt das verschmähte Glück freiwillig den männlichen Heroen auf dem Fuße; — Schiller trat mit eisernem Fuße mitten in seine betroffene Zeit — und was war seine Strafe? ... Die Nachwelt liegt zu seinen Füßen! ...

III.

Es ist nun die Frage: — enthalten auch Schillers hervorragendste Dichtungen — die dramatischen — jene Art volksthümlicher Elemente, welche, im engern Sinne des Wortes genommen, heutzutage schärfer gefaßt und mit so viel Sorgfalt gehegt werden?

Wir antworten ohne Bedenken: Schillers dramatische Dichtungen enthalten nicht blos volksthümliche Elemente — sie liefern uns sogar einzelne Meisterstellen, wie ganze Werke dieser Art!

Nehmen wir, ohne viel zu wählen — eines der Jugendbramen Schillers — es liegt uns als „bürgerliches Trauerspiel" nahe — „Cabale und Liebe!" ...

Es versteht sich von selbst, daß wir das volksthümliche Element des Stückes vor Allem in der bürgerlichen Stube des Musikus Miller suchen werden; und wir täuschen uns auch nicht. Hier finden wir nicht nur die trefflich gezeichnete Familiengruppe des Miller, seiner Frau und seiner Tochter, die dem Stücke in Wahrheit den Stempel eines bürgerlichen oder — was hier gleichbedeutend ist — volksthümlichen Stückes aufdrücken; auch höher gestellte Personen betreten dieses Terrain und nehmen zum Theil, der Hausbewohner wegen, eine bürgerliche, volksthümliche Sprache an. Daher haben wir vor Allem wohl zu unterscheiden: 1. wo das volksthümliche Element nach Sprache und Charakter ganz rein — und wo es 2. gemischt und nicht ganz natürlich auftritt. ...

In Bezug auf Charakterzeichnung tritt das volksthümliche Element in der Familie Miller bei dem Musikus, seiner Frau — und selbst bei der schwärmerischen Louise vollkommen rein auf; denn die Schwärmerei der letztern ist kein seltener Antheil des bürgerlichen Lebens, besonders in Frauenherzen. Sehen wir aber auf die Sprache des Stücks, so müssen wir gestehen, daß diese in der Miller'schen Familie — im volksthümlichen Sinne — nur ganz rein vom Musikus und dessen Frau gesprochen wird, während Louise die volksthümliche Linie nur stellenweise inne hält, oft genug aber die erlaubte Grenze überschreitet.

Werfen wir z. B. einen flüchtigen Blick auf die Einleitungsscene des ersten Acts. Sie bildet eine Exposition, die nicht klarer, frischer und wahrer sein könnte. Miller und seine Frau sind allein. Charakter und Sprache der beiden Figuren sind dem bürgerlichen Leben aus dem Gesichte geschnitten. Wir haben im aufgeregten Miller das gesunde, männliche, auf Ehr' und Sitte fest fußende Bürgerthum — in seiner Frau aber jenes — leider nicht seltene — breitspurige und an Frivolität streifende Behagen, welches in Gesellschaft des Kaffeetopfs und der Dose das bürgerliche Gewissen jetzt mit einem Schluck aus der Tasse, jetzt mit einer Prise Tabak beschwichtigt.

Kann man ein volksthümliches Stück mit treffendern Worten eröffnen, als es Schiller mit den Worten des Musikus thut?

„Einmal für allemal" ruft er — „der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron in's Geschrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind und — kurz und gut, ich biete den Junker aus!"

Ganz wie es in der Volkssprache sein muß — keine Periode gedrechselt — jeder Gedanke ein Satz — jeder Satz eine Situation — man wird mit wenigen Worten mitten in die Handlung geführt.

Und was erwiedert die ruhige Hausfrau, die im Morgengewand bei ihrer Tasse Kaffee sitzt, Schnupftuch und Dose neben sich?

„Du hast den Baron nicht in dein Haus geschwatzt — hast ihm deine Tochter nicht nachgeworfen."

Was ist natürlicher, als daß gerade diese schwerhörige Ruhe den Miller

schärfer in's Gefecht führt? Er ist gezwungen, seinem Weibe — und somit dem Publikum — die Lage der Dinge deutlicher zu machen und seine Sprache geht einen meisterhaften Schritt vorwärts, indem sie bei steigender Wärme immer handgreiflicher — endlich witzig, sinnbildlich wird und mit Sprichworten um sich wirft. Mit brennenden Farben malt er die Gefahr:

„Gib Du Acht, gib Du Acht! und wenn Du aus jedem Astloch ein Auge strecktest und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er würde sie Dir auf der Nase beschwatzen, dem Mädel Eins hinsetzen und führt sich ab und das Mädel ist verschimpfirt auf ihr Lebenlang!"

Frau Millerin weiß hierauf nichts zu sagen als:

„Gott behüt' uns in Gnaden!"

„Es hat sich zu behüten" ruft Miller und wird immer hitziger, indem er die Gefahren noch ausführlicher darlegt; — die Millerin erwidert auch jetzt nur: „Solltest nur die hübschen Billeter lesen, die der gnädige Herr alle an Deine Tochter schreiben thut. Guter Gott, da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist."

„Das ist die rechte Höhe!" ruft Miller. — „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gesinde macht's der Herrschaft nach, und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen!"

Diese Sprache, die auf dem Trommelfelle tobend jedes anständige Mutterherz aufrütteln müßte — veranlaßt die Frau Millerin höchstens zur schwierigen Wahl zwischen einer Prise und einem Schluck aus der Tasse, wobei sie sehr geschmeichelt bemerkt, was für schöne Bücher der Herr Baron ihrer Tochter in's Haus schicke und ihr letztes Wort — das sie als würdige Hausfrau natürlich haben muß — ist: „Man muß den Herrn Major nicht disguschthüren, weil er des Präsidenten Sohn ist!" —

Das Auftreten des Secretärs Wurm stört den volksthümlichen Ton des Miller'schen Ehepaars nicht; im Gegentheil geht der schlaue Fuchs, den wir später beim Präsidenten die Waffen der Bildung fertig handhaben sehen, beim Musikus in den volksthümlichen Familienton des Hauses ein — keine höhere Phrase, kein metaphysischer Laut seines wohlcultivirten Geistes entschlüpft ihm. Miller und seine Frau aber werden durch die Anwesenheit des Secretärs nur veranlaßt, ihre volksthümlichen Charaktere von ganz neuen Seiten zu zeigen. Sie — die Frau Musikus — die bis jetzt den Reden ihres Mannes nur eine heroische Unerschütterlichkeit entgegengesetzt hat — sie wird jetzt dem Secretär Wurm gegenüber der active, angreifende Theil. Sie sagt dem (früher wahrscheinlich gar nicht ungern gesehenen Bewerber Louisens) erst in Andeutungen, dann mit runden Worten: sie und ihre Tochter seien jetzt andern Sinnes geworden, sie wollten jetzt höher hinaus und er könne gehen, woher er gekommen. Miller — ihr Mann — der sich eine Weile beobachtend und corrigirend verhält, wird endlich gezwungen — gegen seine Frau das Faustrecht zu gebrauchen und dem „blauen Wettermaul" (wie er seine liebende Gattin einmal nennt) das Wort zu entreißen; — erst bürgerlich höflich gegen den Secretär und

ihn sitzen heißend — wird er nun bürgerlich derb und liest dem Brautwerber, der ihn als Fürsprecher bei seiner Tochter zu Hilfe ruft, frischweg den Text:

„Ich rathe meiner Tochter Keinen" sagt er — „aber Sie mißrath' ich meiner Tochter, Herr Secretarius! Lassen mich ausreden! Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, trau' ich — erlauben Sie — keine hohle Haselnuß zu. .. Hat er's Courage nicht, so ist er ein Hasenfuß und für den sind keine Louisen gewachsen!"

Als Wurm mit solchen Complimenten abgefertigt und zur Thür hinausgesteinigt ist, faßt Miller seinen ganzen Zorn noch einmal in ein Donnerwetter gegen das Betragen seiner Frau zusammen — — und mitten in diesem Donnerwetter theilen sich die Wolken und wie eine liebliche Sonne, die uns die Familie in einem ganz neuen Lichte zeigen soll — tritt Louise, eine hold-elegische Erscheinung, aus der Kirche kommend, herein....

Louisens Benehmen in dieser Scene ist noch durchaus volksthümlich und natürlich — und wenn sie hie und da zu Sätzen und Worten greift, die über ihrer Sphäre liegen, so darf nicht vergessen werden, daß kurz zuvor von Büchern die Rede war, die ihr der Herr Major so fleißig in's Haus geschickt; wie wir den Herrn Major — einen braven, aber excentrischen Jüngling — später kennen lernen, mögen diese Bücher zum Theil zwar Werke für höhere Bildung, zum Theil aber auch Romane etwas überspannter Natur gewesen sein. So konnte Louise ganz wohl dazu kommen, feinere Gedanken zu denken und sie gewählter auszudrücken — um so mehr, als ihr diese Gedanken zumeist die Liebe eingiebt — eine Liebe jener wahren, ganzen, begeisterten Art, die den Menschen in ein höheres Wesen umwandelt und leider stets auch über Leben und Tod entscheidet! In diesem Zustande kann Louise ganz wohl einmal zu ihrem Vater sagen:

„Ich beweine mein Schicksal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn (den Major) denken — dies Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen und er träte darauf und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn eine Mücke in ihren Strahlen sich sonnet — kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne?"

Auch in der folgenden Scene, wo der Major Walter zum Musikus kommt, hält sich der Charakter und die Sprache Louisens noch wohl in dem Rahmen des Bürgerlichen; und es ist bezeichnend, daß, als der Major einmal sagt: „Ich schaue durch Deine Seele wie durch das klare Wasser dieses Brillanten; hier wirft sich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in Dein Angesicht, der mir entwischte" — Louise dem Geliebten eine Weile stumm in's Auge sieht und mit Wehmuth sagt:

„Ferdinand, daß Du doch wüßtest, wie schön in dieser Sprache das „bürgerliche Mädchen sich ausnimmt!"

Diese Besinnung hat Louise gerade in den Unterredungen mit Ferdinand oft; dieser feurige, in ewigem Liebes- und Zornsturm hinlebende Jüngling verbraucht gerade in Louisens Nähe einen Aufwand von himmelstürmenden und sublimen Ausdrücken, daß das Bürgermädchen, welches oft nur errathen kann, was er sagt, sich unwillkürlich an ihren beschränkten Lebenskreis erinnert und ihm

gegenüber fast durchwegs nur klare Gedanken einfach ausspricht... Anders freilich verhält sich's in Situationen mit andern Personen; so tritt die Sprache Louisens in der Scene mit Lady Milfort öfter ganz aus dem bürgerlichen Rahmen.

Sätze, wie dieser:

„Ich war eben im Begriff, diesen prächtigen, blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wissen muß, daß seine Besitzerin so scharf wider Eitelkeit eifert" — sind selbst für die gewählteste Bürgersprache nicht mehr zulässig; ebensowenig — so treffend der Gedanke an sich ist — wird folgende Stelle zu billigen sein:

„Wer sollte sich träumen lassen, daß Lady Milfort ihrem Gewissen einen ewigen Scorpion halte, daß sie Geldsummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick schamroth zu werden?"

Noch weniger kann Louise Ausdrücke gebrauchen, die an wissenschaftliche Voraussetzungen erinnern, wie:

„Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie?"

Am wenigsten aber Sätze, wie diesen:

„Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Geschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschauere — warum wollen Menschen so grausam sein?"

Manchmal scheinen die Rollen der Lady und Louisens geradezu verwechselt zu sein. Die Lady wird bürgerlich einfach, derb, ja unanständig gegenüber dem unglücklichen Mädchen — und Louise antwortet ihr wie eine überlegen denkende Dame. So sagt die Lady einmal:

„Wo will Sie hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu niedlich? Ist es ihr Bischen Gesicht, worauf Sie so trotzig thut?" Louise erwidert:

„Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig als meine Herkunft!" Die Lady wird noch zudringlich-derber und sagt der Louise in's Gesicht: — man habe sie mit ihrer Liebe zum Besten — ihre Wangen seien nicht in Feuer vergoldet; was ihr der Spiegel für massiv und ewig verkaufe, sei nur ein dünner, angeflogener Goldschaum, der ihrem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben müsse: — „was werden wir dann machen?" schließt die Lady ihre Invective... Louise lächelt schmerzlich und erwidert:

„Den Anbeter bedauern, Mylady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold schien gefaßt zu sein!"

Was zur Rechtfertigung Louisens in dieser Scene gesagt werden kann, hat auch Lady Milfort bald herausgefunden — sie sieht, daß Louise von dem Umgange mit Ferdinand profitirt haben müsse. „Diesen Trotzkopf hat sie von ihm," sagt die Lady gleich anfangs der Scene und später, als Louise durch Haltung und Sprache imponirt, ruft sie aus: „Mädchen! diese Größe hast Du nicht auf die Welt gebracht und für Deinen Vater ist sie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen anderen Lehrer! . . ."

Indessen — trotz dieser einzelnen Auswüchse — muß man diese Scene im Zusammenhange lesen, um den dramatischen Gang des Dialogs zu bewundern und zu gestehen, daß Louise, was ihren Charakter betrifft, als im Sinne des Volksthümlichen gehalten, vollkommen vertheidigt werden darf. Bei der Louise

Millerin sind und bleiben die Uebertreibungen durchwegs nur auf die Sprache beschränkt — der Charakter ist aus dem Boden des schlichten Bürgerthums gewachsen und erreicht keine Höhe, die dem Bürgerthum unter Verhältnissen nicht erreichbar wäre . . . . Das elegische Auftreten zu Anfang des Stücks — Louisens ahnungsschwere Haltung bei Ferdinands erstem Besuch — ihre anfängliche Schüchternheit bei der Lady, dann ihr gereizter Stolz und ihre tugendhafte Herausforderung der mächtigen Favoritin gegenüber — ferner in der spätern Scene Louisens Verhalten gegen den Peiniger Wurm — endlich die dumpfe Resignation, die heroische Ergebung in ihr Schicksal, als sie im fünften Acte mit ihrem Vater und Ferdinand verkehrt — ja selbst: wie sie stirbt — alle diese Momente sprechen auf's Deutlichste von der wahrhaft volksthümlichen Grundlage in Louisens Charakter . . . .

Und wäre es denn auch anders möglich? Louise ist doch des Musikus Tochter — „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", sagt das Sprichwort; — sollte denn Louise ganz aus der Art geschlagen haben dem bürgerlich kernhaften Vater gegenüber, der nicht nur die volksthümliche Hauptgestalt des Stückes, sondern überhaupt der Typus des mannhaften deutschen Volksthums ist?

Wie — oder wäre dem nicht so? Sollte der Musikus Miller wirklich eines Zuges entbehren, der ihm eine solche Ehre verkürzte? . . .

Wir haben ihn gesehen, wie er gegen seine Frau den heftigen Sittenprediger macht und die Ehre seines Kindes, Hauses und Standes derb, ehrlich, witzig und sinnbildlich vertheidigt; wir haben ihn gesehen, wie er den Secretär Wurm mit einer Aufrichtigkeit behandelt, wie sie seinem Stande ganz angemessen ist; — mit dem Auftreten der Louise wird uns eine ebenso neue als rührende Seite seines Charakters enthüllt. War er bisher polternd und schonungslos — so wird er seinem Kinde gegenüber plötzlich weich, betrübt, voll zärtlicher Schonung. Louise ist sein einziges Kind, ein treffliches, holdes Kind, sie ist ihm lieb wie sein Augapfel — er selbst sagt später, daß er stets an ihr „abgöttisch" hing. Dieses geliebte, einzige Kind ist jetzt unglücklich, ihr Denken und Fühlen geht auf in Liebe zu dem Major; auf den sanften stillen Gruß des Kindes, das eben aus der Kirche kommt, sagt er warm:

„Brav, meine Louise! Freut mich, daß Du so fleißig an Deinen Schöpfer denkst. Bleib' immer so und sein Arm wird Dich halten."

Aber Louise, ganz erfüllt von der einen Leidenschaft ihrer Liebe — springt zu der Frage nach dem Major über: „War er da, Mutter?" und der bekümmerte Vater sagt:

„Ich dachte, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen!"

Als Louise hierauf immer wieder mit elegischen oder energischen Gedanken zu dem einen Gegenstande ihres Herzens zurückkehrt, sind es nicht Vorwürfe, sondern Klagen voll Mitgefühls, die der alte Vater ausstößt; der ganze Lärm und Zorn gegen den früher so scharf abgekanzelten Junker ist hin. — „Nimm meinen alten Kopf," ruft er: „nimm Alles, Alles — den Major — Gott ist mein Zeuge — ich kann Dir ihn nicht geben!" Erst später, wo die Gefahren seines Kindes und Hauses schroff hervortreten, schlägt diese Milde gegen den Baron wieder in heftige Vorwürfe, ja Drohungen um und dieser Zustand bildet

den Uebergang zu jener denkwürdigen und stets hinreißenden Scene am Schlusse des zweiten Acts, wo Miller, sein Kind und sein Haus vertheidigend — als liebender Vater, als beleidigter Bürger, als empörter redlicher Mann zwischen den Formen der Höflichkeit, Sorge, Angst und Verzweiflung hindurch endlich kurzen Prozeß macht und den ungebetenen Gast — den Präsidenten — „halten zu Gnaden" — zur Thüre hinauszuwerfen droht!

Die Art, wie sich Miller im weitern Verlauf des Stückes verhält: — seine männlich-dumpfe Verzweiflung im Anfang des fünften Acts — seine wiederholte Zuflucht zur Religion — seine herzzerreißenden Bitten und religiösen Standreden an seine Tochter, um sie von Selbstmordgedanken zu heilen — sein kindischer Jubel, als ihm das gelingt und er beschließt: mit der Tochter fortzuziehen „und die Geschichte ihres Grams auf die Laute zu setzen"; — ferner sein Auffahren gegen den Major, dessen Leiden er gleich darauf ehrlich bedauert — endlich die unvergleichliche Scene, wie er sich über das vom Major empfangene Gold freut, es ganz und gar für seine Louise verwenden will — aber es entsetzt dem Geber vor die Füße wirft, der ihm den Verlust des Kindes damit ersetzen will: — wer wollte je mehr wahre und mannigfaltige Züge des Lebens in einen Volkscharakter vereinigt haben als Schiller, der Großmeister, in diesem Musikus?

Mit ihm wollen wir auch von dem ganzen Stücke Abschied nehmen, das wir nur darum ausführlicher behandelt haben, um uns die Bewegung durch die übrigen Stücke leichter und freier zu machen; — die Frau Millerin läßt der Dichter als unbedeutende Person selbst bald fallen — und der trefflich gezeichnete Kammerdiener der Lady Milfort ist eine so bekannte, volksthümliche Figur, daß sie füglich nur erwähnt zu werden braucht! . . .

IV.

Aus dem parlamentarischen Leben ist bekannt, wie oft ein bedeutender Mann von einer großen Idee erfaßt, sich einige Freunde wirbt und den Anfang zu einer neuen Partei bildet; je nachdem das Ziel dieser Partei von der öffentlichen Meinung begriffen und gebilligt wird, nimmt die Zahl der Anhänger zu oder ab und es kann geschehen, daß die junge Partei heute der Majorität den Sieg streitig macht, morgen wieder in eine ganz bescheidene Stellung zurückgedrängt wird — bis ein großer Augenblick ihr den Sieg verschafft und sie an's Ruder des Staates führt.

Gerade so ergeht es in Schillers dramatischen Werken dem volksthümlichen Element.

In den „Räubern", zwischen genialen Anläufen und gigantischen Uebertreibungen durchschimmernd, kommt es hauptsächlich in der unedlen Gesellschaft der Mordbrennerbande zum Vorschein und Moors alter Diener, Daniel, rettet dessen Ehre durch braves, wackeres Betragen.

In „Fiesco" tritt das volksthümliche Element schon etwas geordneter und kecker auf und macht unserer Nation alle Ehre in der „handfesten Tapferkeit und ehrlichen Einfalt" des Deutschen in der herzoglichen Leibwache — dessen „deutsche Hiebe" uns immer ein Labsal sind, wenn die „deutsche Friedensliebe" gar zu sehr von hamletischen Bedenken überfließt; aber das volksthümliche Element kann auch

hier noch nicht ganz von unedler Kameradschaft lassen und geht ziemlich vertraut mit dem „confiscirten Mohrenkopf" um — wogegen es aber auch die Ehre hat, vom Helden des Stücks, von Fiesco, ausgezeichnet zu werden, der in der achten Scene des zweiten Acts den aufgeregten Handwerkern über die beste Staatsverfassung eine Volksrede hält, wie sie auf dem römischen Forum kaum jemals wirksamer gehört worden ist.

In „Cabale und Liebe" — dem dritten Stück Schillers — erringt das volksthümliche Element, wie wir gesehen haben, nahezu die Herrschaft — freilich nur, um in dem folgenden Stücke „Don Carlos" wieder ganz vom Schauplatze zu verschwinden.

Aber dieses gänzliche Entfernen des volksthümlichen Elements scheint nur deßhalb geboten zu sein, um es in „Wallensteins Lager" desto reiner und würdiger vorführen zu können. Hier breitet sich's in wunderbar treuer Kriegsscene vor uns aus, verkörpert uns deutsche und ausländische Stammeseigenthümlichkeiten, führt sich in allen Waffengattungen, in Religionsparteien, im Rock des Bürgers und Bauers — ja selbst im Weiberrock der berühmten „Gustel von Blasewitz" vor. Zwar verschwindet es in den „Piccolomini's" wieder, aber in „Wallensteins Tod" marschirt es wenigstens flüchtig noch einmal in Gestalt eines Gefreiten und seiner Kürassiere auf.

Wieder verläßt das volksthümliche Element in der „Maria Stuart" die Bühne fast ganz — nimmt in der „Jungfrau von Orleans" ein romantisches Gewand um und geht gottbegeistert unter Landleute und Hirten; — — da erscheint endlich der große Augenblick — das volksthümliche Element wird mannhaft — siegreich — beherrscht zuletzt die Handlung eines ganzen Meisterwerks — im „Wilhelm Tell!"

Hier befiehlt es über ein ganzes Volk von Hirten — ja was sage ich? — es beherrscht Land und Leute! Denn die belebte, wie die leblose Natur — Thiere, Luft, Seen und Berge spielen mit und entlehnen dem Volksthümlichen ihren Charakter. . . . Da kommt der Sturm „als grauer Thalvogt" durch das Land; — da „zieht der Mythenstein seine Haube an;" — da „springen die Fische und das Wasserhuhn taucht unter" — dieweil ein Gewitter in der Luft und ein Wetter des Volkes in Anzug ist; Volk und See „wollen ihr Opfer haben;" — und als endlich Hochwachen auf den Bergen stehen, die Burgen der Peiniger gebrochen sind und die Siegesfeuer auf den Bergen leuchten — da giebt „die Jungfrau, die seit Ewigkeit verschleiert über dem Lande sitzt" im Alpenglühen ihre Freude zu erkennen, daß ein braves Volk gerettet ist! . . .

Wie die „Räuber" ein Vorspiel der französischen Revolution gewesen — so war „Wilhelm Tell" das nationale Vorspiel der Tirolerkämpfe 1809 und der Befreiungskriege 1813. Napoleon — ein unendlich größerer Landvogt — aber doch ein Landvogt für Deutschland, der unser Volk zwang, den Reichsapfel der Einheit vom Haupte unserer jugendfrischen Zukunft zu schießen — Napoleon haßte unsern großen Dichter — er fürchtete in ihm vielleicht das Tellsgeschoß des Schicksals, welches ihn später auf den Feldern von Leipzig streifte, bei Waterloo tödtlich verwundete — und dem er auf der Insel St. Helena endlich erlag! . . .

Ziehen wir eine Summe der volksthümlichen Elemente, die in Schillers dramatischen Werken zur Geltung kommen, so finden wir in Bezug auf die

Sprache, daß sie — abgesehen von den Auswüchsen in den Jugenddramen — das wahrhaft Volksthümliche besitzt: bestimmt, klar, sachlich, den Umständen und Personen angemessen zu sein und nicht selten durch Sprichworte oder symbolisch-allgemeine Ausdrücke überraschend anschaulich zu werden; — besehen wir uns die Charaktere, so finden wir, daß uns diese im Allgemeinen das Standesgemäße, aus fester Sitte Gewordene darstellen, wobei das Gute und Ehrenhafte, wie das Unedle, Aberglaube, Vorurtheil u. s. w. nicht fehlen.

Merkwürdig genug aber — eine unentbehrliche und für das deutsche Volksthum besonders bezeichnende Eigenschaft suchen wir in allen Dramen Schillers bis zum „Tell" herauf vergebens — es ist das „Familienhaft-Naive" mit den kleinen goethischen Ansätzen häuslicher Sitte.

Wie reizend, wie wahr, wie krystallig klar in der Form sind die Volksgestalten Goethe's und welches Detail finden wir z. B. im Egmont, wie in vielen größern und kleinern Stücken! Schillers Figuren geben uns doch zumeist nur das Reinmenschliche in beschränkter Volksgestalt, dagegen fehlt ihnen nur zu oft das Concrete, wie es sich im abgegrenzten Familienleben ausbildet. Das kommt aber auch großen Theils daher, daß sich Schiller — und das ist keine seiner geringsten Tugenden — als Dramatiker keine Zeit nimmt, viel concretes Detail zu geben; seine stets im großen Stil angelegten Handlungen sind beim Beginn des Stücks oder bald darauf schon so stark im Gange, die Gemüther der Betheiligten schon so beschäftigt und aus ihrer gewohnten Lebensart gerissen, daß das Reinmenschliche in allgemeineren Linien bereits überall vorherrscht. . . .

So treibt sich das in den „Räubern" durchblickende Volksthümliche in Schenke und Wald umher — wo soll da das „Familienhafte" eine Stelle finden? Im „Fiesco" rumort das Volk zumeist auf den Straßen oder in aufgeregten Versammlungen umher — wer wollte hier — und gar beim Italiener — das Familienhaft-Behäbige suchen? In „Cabale und Liebe" behauptet sich nur die Frau Millerin eine Weile bei ihrem gewohnten Frühstück, während Miller, sowie der Vorhang aufgeht, seine Geige wegwirft und sie nicht mehr aufnimmt, so lange das Drama spielt; auch Louise sehen wir das ganze Stück hindurch keine Hand mehr an eine häusliche Arbeit legen. „Wallensteins Lager" könnte zwar für eine kriegerische Familienscene angesehen werden und ist gewiß als solche vortrefflich gehalten; allein die Kriegsbrüder und Schwestern sind doch nicht von Jugend an mit einander aufgewachsen und die Wohnungen von Leinwand deuten nicht auf künftigen Bestand, daher in Bezug auf concrete Charakterzeichnung Alles doch nur in flüchtigen Umrissen sichtbar wird; was Einzelne von Jugend, Heimat und Familie erzählen, hört sich fast wie eine halbverklungene Sage an. Auch im Vorspiel der „Jungfrau von Orleans" ist die Handlung schon so im Gange, die Kriegsnoth drängt schon so in's ländliche Behagen herein, daß der Landmann sich beeilt, statt nach fester Sitte in geschlossenem Raume — die Hände seiner Töchter unter freiem Himmel den Bewerbern zuzuführen.

Erst im Tell holt Schiller das lange und wichtige Versäumniß nach! Gerade in diesem Stücke, das zu den bewegtesten Dramen Schillers gehört, finden wir gleich beim Aufgehen des Vorhangs einen Fischerknaben im Kahn, der ein Volkslied singt — das erste, welches uns Schiller in seinen Dramen zum Besten

giebt. Gerade in diesem Stücke, das auf einem so schwierigen und gefährlichen Boden voll Seen, Bergen und Abgründen spielt, führt er uns durch einen Alpenpaß einen ländlichen Hochzeitszug vor, den er uns in der Jungfrau von Orleans schuldig geblieben. Aber am merkwürdigsten! gerade im „Tell" — im dritten Acte — also da, wo die Handlung schon eine lange Reihe gewaltiger Bewegungen hervorgerufen — führt uns der Dichter plötzlich wie ein wehmüthig lächelnder Genius in die stille Umfriedung eines Schweizerhofs, vor Tells Haus — und zeigt uns die reizendste Idylle — eine Familienscene — wie wir sie in allen übrigen Stücken vergebens suchten. Das Familienhaft-Naive, das specifische Schweizervolksthum ist hier meisterhaft getroffen; es lächelt uns an in Tells allerliebsten Knaben, es erquickt uns in Tells gemüthvollem Weibe und erbaut uns in Tells eigenem Reden und Hantieren; hier sehen wir die ganze Familie noch einmal ruhig mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt und Walther, der älteste Knabe, von dessen Haupte später Tell den Apfel zu schießen gezwungen ist, singt uns noch harmlos ein hübsches Jägerlied. Ueberhaupt ergänzt uns „Tell", der ein Volksstück im großartigsten Stile ist, fast alle Lücken des Volksthümlichen, die wir in den früheren Dramen empfinden. Der Einzelne, die Familie, die Gemeinde, das ganze Volk kommt zur Erscheinung und zwar in reinmenschlicher und concret-volksthümlicher Weise. . . .

Hier wäre nun die Gelegenheit sehr verlockend, die in Schillers Dramen vorkommenden volksthümlichen Elemente mit denen zu vergleichen, welche in Goethes und Shakespeare's dramatischen Werken zu finden sind, dies würde uns jedoch hier zu weit führen; nur ein unterscheidendes Charaktermerkmal will ich nicht versäumen zu erwähnen — es ist der eigentlich reine Humor. Ich bin weit entfernt, mit vielen Andern unsern beiden Heroen, Goethe und Schiller, den Humor überhaupt abzusprechen; ich glaube vielmehr, daß es gar nicht schwer fallen sollte, aus den Werken Beider eine ganz artige Blumenlese humoristischer und witziger Stellen herauszufinden; allein so viel ist dennoch richtig, daß namentlich bei Schiller jene Art reinen, wunderbaren Humors vergebens gesucht wird, wie er bei Shakespeare oft, scheinbar unbekümmert um die vorgehende Handlung, aber doch weise für dieselbe berechnet, als goldiger Taugenichts herumflanirt und zahllose Gestalten annimmt. Bei Goethe schlägt der Humor nur selten recht von Herzen durch, er bleibt oft in der bedeutenden Situation oder conventionellen Form, noch häufiger in dem berühmten Goethe'schen „Behagen" stecken; Schillers Figuren dagegen müssen immer erst warm werden — ein echt deutscher Grundzug — sie müssen durch die Handlung in ein gewisses Pathos oder in Zorn gerathen, bis sie das Mittel des Humors oder Witzes ergreifen — und wir sehen z. B. am Musikus Miller, daß er im höchsten Ingrimm, gerade da, wo er dem Präsidenten die Thüre weist, nicht den schlechtesten Humor entwickelt. Uebrigens sieht man dem Schiller'schen Humor auch ganz genau zwei fremde Bestandtheile an; in den „Räubern" und in „Fiesco" macht sich ein starker Shakespeare'scher Anflug geltend und die zwei patres venerabiles im „Lager" wie in den „Räubern" repräsentiren jene Art Humor, der eigentlich nicht im Volke entsprungen, aber von Abraham a Santa Clara und Andern für das Volk auf der Kanzel in Scene gesetzt worden ist, weßhalb er auch bis heutigen Tages den Namen „Kapuzinerhumor" führt . . . .

In Bezug auf die volksthümliche Sprache hat man Schiller den Vorwurf gemacht, daß er ihr auch in seinen Meisterwerken noch hier und dort einen Schwung verleihe, der mit der wahren Natürlichkeit nicht ganz harmonire; aber wie es in der Politik Leute giebt, die kaiserlicher als der Kaiser — in der Religion solche, die katholischer als der Papst sind, so giebt es Freunde der Natürlichkeit in Kunst und Poesie, die eine Wahrheit wollen, die natürlicher ist als die Natur! Die Herren vergessen aber, daß das Podium der Bühne einige Stufen höher steht als der Boden des Lebens und daß die Benutzung des Verses immer doppelt an diesen Unterschied oder Abstand erinnert.

Daß Schillers herrliche Sprache nicht nur in volksthümlichen Scenen, sondern auch da, wo hochgestellte historische Personen in bedeutenden Situationen sich äußern, überall verstanden wird, in allen Herzen ihren Wiederhall findet — das bemerken wir täglich an den unzähligen Citaten aus Schillers Werken. ... Es hat eine Zeit gegeben, wo man keinen Feuilletonartikel in die Hand nehmen, in keiner Gesellschaft zehn Minuten verweilen konnte, ohne auf solche Citate zu stoßen; dies wurde endlich so arg, daß in Schriften und Conversationen diese Citatenwuth eine heitere Selbstironie hervorrief.

Da ging z. B keine Landsaison vorüber, ohne daß die heimkehrenden Städter mit den Worten Abschied nahmen: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende!" — Da gab es wenige Väter, die den Anforderungen ihrer an Luxus gewöhnten Familie nicht einmal zugerufen hätten: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?" — Als vor einigen Jahren während der Darstellung des „Wallenstein" in einem Theater das Gaslicht erlosch, da rief eine Stimme durch's Dunkel: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!" Vom großen Ludwig Devrient erzählt man, daß er, als ihm ein Kellner einst ein langes Schuldenverzeichniß vorhielt, den Ueberbringer mit durchbohrenden Blicken anstarrte und dann ausrief: „Der Knabe Carl fängt an mir fürchterlich zu werden! . . ."

Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß solche Scherze dem Ansehen Schillers schaden; sie schaden ihm ebensowenig, als pikante Anekdoten der Würde Friedrichs II. Eintrag thun.

Man könnte nun fragen: warum Schiller in seinen classischen Tagen, wo er die Fehler und Schwächen seiner Jugendwerke ganz wohl einsah, nicht Hand anlegte und sie beseitigte? ... Aber ein productives Genie, wie er, blickt vorwärts, um Neues, Besseres zu schaffen, nicht rückwärts, um ewig an dem Alten, Ueberwundenen zu feilen; — ferner ist es gerade großen Männern selten gegeben, ihre Fehler vor der Welt ängstlich zu verbergen; — und hätte Schiller sie dennoch ausgemerzt — wir wären nicht sicher, ob die bei Seite geworfenen Stellen nicht von geschäftigen Reliquiensammlern uns jetzt wieder mit langen Commentaren als köstliche „Findlinge" aufgetischt würden! ...

Sei uns Schiller — wie er ist —: als jugendlicher Stürmer, als rastloser Kämpfer, als erhabener Denker und Mann — sei er uns als Schöpfer classischer Werke willkommen! Lieben, verehren wir ihn mitsammt seinen Schwächen und Tugenden und seien wir froh, daß er da war, daß er dem Vaterlande angehört — daß er neben Goethe in Erz — und als Liebling neben ihm in unseren Herzen steht!

Die Wirbelstürme.

Von
Dr. J. van Bebber.
Weißenburg.

Obgleich die Kenntnisse, welche wir bis jetzt über die furchtbarsten Aufregungen der Atmosphäre, über die Stürme, haben, nur gering sind und erst der Neuzeit angehören, so ist doch Alles, was wir hierüber wissen, von so großer Bedeutung, daß die Unkenntniß jener Gesetze für viele Zweige der menschlichen Gesellschaft, namentlich für solche, welche sich mit Schifffahrt, mit überseeischem Handel und mit Fischerei beschäftigen, in vielen Fällen geradezu verderblich werden kann. Es ließe sich leicht nachweisen, daß die Opfer von Tausenden von Menschenleben, viele durch Schiffbruch verursachte schwere materielle Verluste gänzlich hätten vermieden werden können, wenn die bei den Stürmen obwaltenden Gesetze gehörig erkannt und aus deren Kenntniß praktische Vortheile gezogen worden wären. Werden doch jährlich Hunderte von Schiffen der West- und Ostindienfahrer durch die Orkane oder Teifuns von den Wellen verschlungen und wie viele Kapitäne haben auch nur eine schwache Anschauung über die Natur jener gefährlichen Stürme, denen sie doch durch geschickte Leitung des Schiffes in den meisten Fällen entgehen könnten? An den Küsten zwar werden von der seefahrenden Bevölkerung, besonders aber von den Fischern, denen ihr gefahrvolles Handwerk nur ein kümmerliches Dasein gestattet, die von den meteorologischen Instituten ausgegebenen Sturmwarnungen mit Interesse entgegengenommen und die Signale befolgt — und sie fahren gut dabei, — aber ein gründliches Verständniß der Stürme selbst fehlt fast allgemein.*) Hoffen wir, daß es den eifrigen Bemühungen der deutschen Seewarte und der Männer, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die meteorologische Wissenschaft zu popularisiren, gelingen wird, wenigstens an den deutschen Küsten der Verbreitung jener Kenntniß immer mehr und mehr Eingang zu verschaffen.

Aber nicht allein der praktische Nutzen, den die Kenntniß der Gesetze verschafft, welchen diese schrecklichen Naturerscheinungen gehorchen, bestimmt uns, diese genau zu beobachten, das Beobachtete zu sichten und nach gewissen Gesichtspunkten übersichtlich zu veranschaulichen und hieraus Gesetze für die Praxis abzuleiten, sondern auch das geistige Bedürfniß, das Wesen und die ursächlichen Kräfte, die den entfesselten Elementen innewohnen, kennen zu lernen, ist für uns von nicht minder hoher Bedeutung; indem wir diesem Drange folgen, befriedigen wir wenigstens theilweise den uns innewohnenden Trieb nach Glückseligkeit, die demjenigen für immer verschlossen bleibt, dessen Geschmack für die Wissenschaft abgestumpft ist.

Gewiß ist es keine leichte Aufgabe, alle jene Einzelerscheinungen und Wechselwirkungen der einzelnen Elemente darzustellen und gemeinverständlich zu erklären. Das Erscheinen und Verschwinden der Wirbelstürme, das bald träge, bald sturmschnelle Fortschreiten derselben, die bald unmerkliche, bald rasende Wirbelbewegung

*) Gewissermaßen beschämend ist es für uns, daß das amerikanische Publikum mit den Gesetzen der Witterungskunde viel mehr vertraut ist und den Nutzen dieser Kenntniß viel höher zu würdigen weiß, als das europäische.

der Luft, die verheerenden mechanischen Wirkungen, die mannichfachen Formen der Erscheinung in den verschiedenen Klimaten, die begleitenden Erscheinungen, die bald durch heftige Regengüsse oder Hagelschauern, unter furchtbarem Rollen des Donners, durch Heulen und Tosen, durch hochanschwellende See, bald durch unheimliche Windstille sich kundgeben; alles dieses sind Erscheinungen, die in höchstem Grade unser Interesse wachrufen, aber deren Erklärung und Unterordnung unter bestimmte Gesetze schwierig erscheint.

Um nun einen allgemeinen Ueberblick über die Gesetze zu geben, welche bei den Stürmen obwalten und zu zeigen, daß alle Wirbelstürme, wie verschieden sie auch benannt sind und unter welchen Himmelsstrichen sie auch vorkommen, dem Wesen nach gleich, der Ausdehnung und der Wirkung nach nur graduell verschieden sind, wird es sich empfehlen, von unseren europäischen Stürmen, deren Kenntniß im Allgemeinen wohl am ersten vorausgesetzt werden dürfte, auszugehen, mit diesen die nordamerikanischen Stürme zu vergleichen, dann vergleichend diejenigen der heißen Zone zu betrachten und dabei zugleich auf die Verschiedenheiten derselben, sowie die Ursachen dieser Verschiedenheiten näher einzugehen. (Weitere Belehrung findet man in Mohn: Wind und Wetter; Mohn: Sturmatlas; Reye: Die Wirbelstürme, Tornados und Wettersäulen.)

Unsere Atmosphäre befindet sich niemals im Gleichgewichte, sondern der weitaus größere Theil derselben ist in beständiger Bewegung begriffen, die durch lokale Ursachen, insbesondere durch die Wärme, zum Theile auch durch die Feuchtigkeits-Verhältnisse der Luft bedingt sind. Das Bestreben der Luft, das Gleichgewicht wieder herzustellen, ruft eine Bewegung hervor, die um so lebhafter ist, je mehr die Atmosphäre ihre Gleichgewichtslage überschritten hat oder je größer die Verschiedenheit des Luftdruckes für eine bestimmte Entfernung ist. Ueberschreiten diese Störungen oder Luftdruckunterschiede eine gewisse Grenze, so treten sehr heftige Luftbewegungen ein, die wir Stürme nennen.

Da von der Luftdruckvertheilung sowohl die Richtung als auch die Stärke der Luftbewegung, der Winde, abhängig ist, so wird es, um überhaupt ein Verständniß der Stürme anzubahnen, vorher nöthig sein, jene Abhängigkeitsverhältnisse näher kennen zu lernen. Wir erwähnen nur beiläufig die alte, aber noch vielfach verbreitete und namentlich von Dove vertretene Theorie der Polar- und Aequatorialströme, die bald in veränderlichen Betten neben einanderfließen, bald im Kampfe um die Herrschaft begriffen sind, wodurch dann der launenhafte Charakter der Witterung entsteht. Mag sie auch manches Wahre enthalten, in ihrer Allgemeinheit ist sie unhaltbar, daher wollen wir uns lieber an den einfachen Thatsachen halten.

Nach einfachen physikalischen Gesetzen weht der Wind aus der Gegend des hohen Druckes (des Maximums) nach derjenigen des niedrigen (Minimums) und zwar in Folge der Erdrotation, sowie der bekannten Thatsache, daß jeder bewegte Körper die einmal eingeschlagene Richtung beizubehalten strebt, stets mit einer Ablenkung nach rechts für die nördliche Hemisphäre, nach links für die südliche. Dieses, nach ihrem Entdecker das Buys-Ballot'sche Gesetz genannt, kann als die Grundlage der modernen Witterungskunde betrachtet werden. Um sich von der Richtigkeit dieses Gesetzes zu überzeugen, braucht man nur für ein größeres Gebiet die Barometerstände (natürlich auf das Meeresniveau zurückgeführt), sowie die

Windrichtungen vieler Orte in eine geographische (synoptische) Karte einzutragen und die Orte mit gleichem Luftdruck mit einander zu verbinden; überall, ganz lokale Erscheinungen abgerechnet, werden die Winde dem obigen Gesetze folgen. Um die Gegend des hohen Luftdruckes, des Maximums, blasen also (auf der nördlichen Hemisphäre) die Winde im Norden aus SW, im Osten aus NW, im Süden aus NE (E international = Ost), im Westen aus SE.*) — Um die Gegend des niederen Druckes weht im Norden: NE, im Osten: SE, im Süden: SW, im Westen: NW. Diese Verhältnisse treten nun um so reiner hervor, je lebhafter die Luft bewegt ist (also namentlich bei Stürmen) und um so weniger Hindernisse sie zu überwinden hat (also insbesondere auf offenem Meere und an der flachen Küste). Kehrt man also dem Winde den Rücken, so wird die linke, etwas nach vorne ausgestreckte Hand die Gegend des Minimums, die rechte, etwas nach rückwärts ausgestreckte Hand die Gegend des hohen Druckes angeben.

Hiernach erfolgt die Bewegung der Luft nicht in gerader Linie, sondern in einem Wirbel; die Luftmassen nähern sich dem Centrum des niedrigen Druckes in spiralförmigen Linien, welche für die nördliche Halbkugel im umgekehrten Sinne, wie der Zeiger einer Uhr, aber entgegengesetzt der Bahn der Sonne gerichtet sind, für die südliche mit dem Zeiger. Der Beweis für diese Wirbelbewegung wird durch die täglich erscheinenden Karten der Seewarte, worauf für sehr viele Orte auf einem Gebiete, welches sich von West-Irland bis nach Moskau, von Nord-Skandinavien bis zur Südspitze Italiens erstreckt, neben den anderen Witterungs-Elementen, Luftdruck und Windrichtungen verzeichnet sind, zur Evidenz geliefert.

Auf jeder Wetterkarte werden die Orte mit gleichem Luftdruck durch eine Linie mit einander verbunden und man erhält so eigenthümlich geformte Curven, die man Isobaren nennt. Je näher nun diese aneinander liegen oder je größer die Luftdruckunterschiede für eine bestimmte Entfernung sind, um so stärker bläst der Wind, wenn wir von dem Widerstande absehen, den die Luft hauptsächlich durch die Unebenheiten der Erdoberfläche erleidet.

Da der Stelle, über welcher der niedrige Druck liegt, von allen Seiten beständig Luft zugeführt wird, so sollte man meinen, das Minimum müsse bald ausgefüllt und das atmosphärische Gleichgewicht hergestellt sein. Dem ist aber nicht so. Das Minimum hat eine Tendenz, sich zu erhalten und diese Erhaltung ist nicht anders möglich, als daß die Luftmassen, welche dem Minimum zufließen, zum Aufsteigen gezwungen werden, da es einen anderen Ausweg nicht giebt. Namentlich ist es die warme, mit Wasserdampf beladene Luft, welche wegen ihrer Leichtigkeit in die Höhe getrieben wird. Wenn jene in Folge dessen sich ausdehnt und abkühlt und die Wasserdämpfe condensirt werden, wird wieder Wärme frei und die Luft erhält so einen neuen Impuls, aufwärts zu steigen. In höheren Regionen angekommen fließt sie, vermöge der leichten Verschiebbarkeit ihrer Theilchen, oben nach allen Seiten hin ab und steigt über den Gegenden höheren Druckes nieder, wodurch die hier unten abgeflossene Luft ersetzt wird. Dieser Kreisstrom in den oberen Regionen vom Minimum zum Maximum, in den unteren an der Erdoberfläche, vom

*) An der Stelle des Maximums scheinen oft die Winde dem obigen Gesetze nicht zu folgen. Der Grund liegt darin, daß hier die Winde sehr schwach und meistens lokalen Einflüssen unterworfen sind.

Maximum zum Minimum gerichtet, erklärt es, warum die Luftdruckunterschiede sich so lange erhalten können. — Auf der Ostseite des Minimums wehen Winde, die aus südlichen und westlichen Gegenden kommen. Beladen mit Wärme und Wasserdampf strömen diese in das Minimum hinein. Ihrer Natur nach veranlassen sie Fallen des Barometers und Steigen des Thermometers im Winter und Fallen im Sommer, Ausscheidung des Wasserdampfes als Wolke, Regen oder Schnee. — Auf der Westseite dagegen liegen die Verhältnisse umgekehrt: hier wehen Winde, welche nördlich und östlich gelegene Luftmassen nach südlicheren Gegenden führen; also hier wird das Barometer steigen, das Thermometer (wenigstens im Winter) fallen, während bedeckter Himmel und Niederschläge seltener sind. Zwar pflegen an allen Seiten des Wirbelcentrums Wolken und Niederschläge stattzufinden, allein vorzugsweise und in einer viel weiteren Ausdehnung nach der östlichen und südöstlichen Seite hin.

Sehr selten stehen die Minima still und dann erfolgt in der Regel eine rasche Ausgleichung, jedoch kommen Fälle vor, daß Minima manchmal Tage lang fast bewegungslos an ein und derselben Stelle verharren und im weiten Umkreis heftige Stürme erzeugen. Dagegen in den meisten Fällen, wenigstens in der gemäßigten und kalten Zone, bewegen sie sich vorwärts, für unsere Halbkugel in der Regel nach Ost, manchmal nach Nordost oder Südost, seltener nach Nord oder Süd, und fast nie nach West. Der Grund für diese Fortbewegung kann leicht eingesehen werden. Die kalten, nördlichen Winde, welche auf der Westseite einströmen, bringen wegen der schweren Luft, die sie mitführen, das Barometer zum Steigen, und da die Bedingungen zum Aufsteigen nicht günstig sind, so dienen jene namentlich zum Ausfüllen des luftverdünnten Raumes; dagegen die warmen, feuchten, mithin leichten Luftmassen aus südlichen und westlichen Gegenden, welche auf der Ostseite dem Centrum zufließen, bringen das Barometer zum Fallen und kaum ist hinten eine Lücke ausgefüllt, so hat sich auch vorn der luftverdünnte Raum wieder erneuert. So schreitet nun der Wirbel über der Oberfläche der Erde fort, und es ist jetzt nicht mehr auffallend, warum diese Bewegung gerade ostwärts gerichtet ist. Die Fortbewegung der Wirbel erfolgt mit sehr verschiedener Geschwindigkeit, auch bei einem und demselben Wirbel sind die Geschwindigkeiten sehr ungleich. Manchmal scheinen die Wirbel stille zu stehen, manchmal aber haben sie die Geschwindigkeit eines schweren Sturmes. Man hat Wirbel beobachtet, welche mit einer Geschwindigkeit von über 25 m in der Secunde sich fortbewegten, welches der Geschwindigkeit eines heftigen Sturmwindes entspricht. Trifft ein Wirbel, der sich vorher auf dem Meere bewegte, das Festland, so werden der vorderen (östlichen) Seite vorzugsweise Landwinde, der hinteren hauptsächlich Seewinde zugeführt. Hierdurch werden die Bedingungen für die Fortbewegung ungünstiger und gewöhnlich wird die Geschwindigkeit geringer und die Intensität abgeschwächt. Namentlich ist dieses dort der Fall, wo hohe Küsten der Wirbelbewegung einen großen Widerstand entgegensetzen. Ueber dem Festlande selbst scheint nach den bis jetzt gesammelten Erfahrungen trotz der Reibungshindernisse die Fortbewegung zum wenigsten nicht langsamer zu sein, als die auf dem Meere.

Betrachten wir die Isobarenkarten, welche die mittlere Druckvertheilung für die nördliche Hemisphäre ergeben, so treffen wir im nördlichen Theile des atlantischen

Oceans ein Luftdruckminimum und dieser Umstand deutet darauf hin, daß sich hier am häufigsten barometrische Minima bewegen. Die Erfahrung bestätigt dieses und es ist die Thatsache interessant, daß sich jene vorzugsweise an der Grenze der kalten und warmen Meeresströmung fortbewegen. Dieses wird uns nicht mehr auffallend erscheinen, wenn wir bedenken, daß die dort herrschenden Verhältnisse für die Bildung und Erhaltung der Minima am günstigsten sind. Denn die nördliche kältere Luft, die über der kälteren Meeresströmung der Rückseite des Wirbels zufließt, und die südliche wärmere und dampfreichere Luft, die der Vorderseite zuströmt, sind ja gerade den Eigenthümlichkeiten der Wirbel am meisten entsprechend.

Die Witterungszustände, welche nach und nach an einem Orte, der von einem Wirbel aufgenommen wird, eintreten, sind leicht erklärlich. Geht das Centrum eines Wirbels über einen Ort weg, so wird an der Vorderseite bei SE oder S das Barometer fallen, die Temperatur (im Winter) steigen, die Bewölkung zunehmen, das Wetter zu Niederschlägen geneigt sein. Nachdem das Centrum den Ort passirt hat, wird ein Umschlag des Wetters stattfinden: der Wind wird nach NW bis N umspringen, das Barometer wird aus dem Fallen ins Steigen übergehen, umgekehrt das Thermometer, die Wolkendecke wird zerreißen und das Wetter geneigt sein, beständiger zu werden. — Geht das Centrum nördlich an einem Orte vorüber, so wird der Wind zuerst mit S und SW einsetzen und allmählich sich nach W und NW drehen (rechtdrehend), während eine Aenderung der Witterung eintritt, die der oben besprochenen analog ist. — Liegt der Ort nördlich von der Bahn des Centrums, so setzt der Wind mit SE und E ein und endet mit N. Der Umschlag der Witterung wird um so vollständiger sein, je näher der betreffende Ort der Bahn des Centrums liegt.

Diese eben geschilderten Verhältnisse treten um so reiner hervor, je stärker die Atmosphäre aufgeregt ist, also namentlich bei Stürmen.

Die stürmischen Winde treten in der Regel nicht in unmittelbarer Nähe des Centrums, sondern erst in einiger Entfernung von demselben auf. Wenn das Centrum über einen Ort weggeht, so flauen allmählich die Winde ab, sie werden veränderlich, dann tritt die entgegengesetzte Luftströmung ein, die von einer schwachen Brise nach und nach zum vollen Sturme steigt und dann wieder nachläßt. Diese eigenthümliche Erscheinung ist nicht allein durch die Erfahrung bestätigt, sondern wurde auch in neuerer Zeit (vgl. Guldberg und Mohn in der Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie 15. Juli 1877) aus der Natur der bewegten Luftströmungen durch Rechnung abgeleitet. Selten auch wird das Centrum allseitig von stürmischen Winden umgeben, sondern in den meisten Fällen bildet der Sturm nur einen Theil vom Wirbel und tritt fast allenthalben nach der Seite auf, an welcher der hohe Luftdruck liegt. Hierin spricht sich ganz besonders die Wechselwirkung des Maximum und Minimum aus, so daß eine einseitige Betrachtung dieser Phänomene nicht zum Verständniß der Witterungserscheinungen führen kann. Betrachten wir im Allgemeinen die großen atmosphärischen Bewegungen, so treffen wir zu jeder Zeit über unserer Hemisphäre Gebiete mit hohem Druck getrennt durch Gegenden mit niederem Barometerstand. Während die Stelle des Maximums sich durch ruhige, trockene Luft, sowie durch die Tendenz der Erhaltung charakterisirt, so herrscht über der Gegend des Minimums continuirliche Bewegung und die

Tendenz zu stetigen Umwandlungen und Veränderungen. Die Luft wird an letzter Stelle in die Höhe getrieben, zur Condensation des Wasserdampfes gezwungen und fließt oben ab um über der Stelle des Maximums niederzusteigen. Durch diesen großartigen Kreislauf der Luftmassen werden beide Phänomene innig mit einander verbunden und jeder stürmische Wind, ja jede Witterungsäußerung ist eine Function der Wechselwirkung zwischen Maximum und Minimum.

Während die barometrischen Maxima meistens eine ganz bedeutende Ausdehnung zeigen und sich nicht selten fast über den ganzen europäischen Continent erstrecken, sind die Minima meistens von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung, es kommen jedoch Fälle vor, daß sie ihr Gebiet von Nord-Skandinavien bis zur Südspitze Italiens ausdehnen. Gewöhnlich nimmt man als Grenze der Maxima und Minima die Isobare von 760 mm an, welches ungefähr dem mittleren Barometerstande entspricht, allein diese Annahme erscheint mir für alle Fälle nicht zweckentsprechend, indem unter Umständen Orte mit einem Barometerstande von 760 mm sowohl dem Gebiete des Minimums als auch dem des Maximums angehören können.

Wie schon erwähnt, bewegen sich fortwährend barometrische Minima getrennt durch Gegenden hohen Druckes über unsere Hemisphäre und zwar vorwiegend in der Richtung von West nach Ost. Hierfür spricht auch schon die Thatsache, daß die von E nach W segelnden Schiffe ungleich mehr barometrische Minima antreffen, als umgekehrt. Da nun dabei sich alle Erscheinungen zeigen, die wir oben auseinandergesetzt haben, besonders aber bei Stürmen, so folgt daraus für den Seefahrer die Wichtigkeit, sich mit den meteorologischen Grundsätzen vertraut zu machen: manche Gefahr könnte vermieden und so manches Menschenleben, mancher Vermögensverlust gespart werden. Es ist nur zu bedauern, daß die Rheder, Fischereibesitzer und die Vorsteher der Versicherungsanstalten meistens kaum eine Vorstellung über jene für sie so wichtigen atmosphärischen Vorgänge haben, und auch die geringe Mühe scheuen, diese sich anzueignen.

Im Winter liegt kalte, schwere Luft über dem europäisch-asiatischen Continente, und hoher Luftdruck ist hier Regel; über dem Meere dagegen ist die Luft viel wärmer und dampfreicher, und tiefe barometrische Minima werden also hier häufig vorkommen. Im Sommer sind die Temperaturgegensätze viel geringer, und also die Luftdruckvertheilung in dieser Jahreszeit viel gleichmäßiger als im Winter. Während barometrische Minima und Maxima im Sommer zwar häufig auftreten, aber meistens nur eine geringe Intensität erhalten, so sind die Bedingungen zu ihrer Bildung, wie zu ihrer Erhaltung und Verstärkung in der kälteren Jahreszeit viel günstiger.

Auch für die Stürme Amerika's gelten dieselben Gesetze, wie für die europäischen. Auch sie entstehen meistens in der kälteren Jahreszeit und wandern von Westen nach Osten. Aber während sich hier die Wirbel vom Felsengebirge abwärts zum atlantischen Ocean fortbewegen, nehmen sie bei Annäherung an den letzteren an Intensität und Geschwindigkeit zu; denn hier finden sie neue Nahrung, Wasserdampf und Wärme, sich zu erhalten und zu verstärken. Während also die Wirbel bei beträchtlicher Tiefe ziemlich rasch an den einzelnen Orten vorübereilen, werden rascher Witterungswechsel, häufige Stürme und rasche Uebergänge von einem Witterungsextrem in das andere in Amerika nicht selten sein. Die mittlere Ge-

schwindigkeit der amerikanischen Stürme beträgt nach Loomis 42 Meilen pro Stunde, der nordatlantischen etwa 32 Meilen, der europäischen nach Mohn 44 Meilen. Hiernach wäre, was für die Theorie nicht unwichtig ist, die Geschwindigkeit am kleinsten über dem atlantischen Ocean.

Um nun eine Vorstellung von dem Verlaufe und der Wirkung eines europäischen Sturmes zu geben, wird es sich empfehlen, irgend welchen Sturm in seinen einzelnen Phasen näher zu betrachten. Ich wähle den Sturm vom 30. und 31. Januar 1877, der durch seine verheerenden Wirkungen, namentlich aber durch die Sturmfluth an der ostfriesischen und holländischen Küste besonders denkwürdig ist.

Schon am 27. und 28. zeigte das starke Fallen des Barometers über dem Ocean in der Nähe der Hebriden, sowie die stürmischen West- und Südwestwinde mit häufigen Regenschauern über den britischen Inseln das Herannahen einer starken barometrischen Depression vom Ocean her an. Am 29. trat zwar auf jenem Gebiete wieder ruhigere Witterung ein und der Sturm schien glücklich vorüber zu sein, allein am Abende desselben Tages frischten die Winde auf und entwickelten sich an einigen Stellen wieder zum vollen Sturme. Am Morgen des 30. Januar durchfurchte eine Zone niederen Druckes die Gegend von Nordscandinavien bis nach England, aus welcher sich im Laufe des Tages ein ausgeprägtes Minimum entwickelte. Hoher Luftdruck erstreckte sich im Süden von der Nordwestküste von Afrika über das südliche Europa nach ENE, bis zum Ural hin, charakterisirt durch ruhiges heiteres Wetter, wie es gewöhnlich beim Maximum der Fall ist, im Osten und Westen mit einer Intensität von über 770mm, nach Norden hin zuerst langsam, dann rasch abnehmend. Die Isobaren, welche das Minimum an der Ostküste Schottlands umgaben, lagen namentlich auf der Südseite dicht gedrängt und hier traten auch vorzugsweise die stürmischen Winde auf, die den oben entwickelten Gesetzen folgten: über Schottland wehten starke bis stürmische nördliche Winde, über Irland und Ostengland stürmte es aus NW, über dem Canal und der südlichen Nordsee, sowie über Westdeutschland herrschte voller West- oder Südwest-Sturm unter häufigen Regen- oder Schneeschauern.

Um Mittag hat sich das Minimum vollständig entwickelt und befindet sich um $1^1/_2$ Uhr Nachmittags, ostwärts fortschreitend und die Witterung von Nord- und Mitteleuropa beherrschend, über der östlichen Nordsee, westlich von der jütischen Halbinsel. Auf der Südseite desselben herrscht auf großartigem Gebiete: über der südlichen Nordsee, über West- und Süddeutschland, stellenweise über Frankreich voller Sturm, der sich an einigen Stellen bis zum Orcane steigert. Ueber Großbritannien blasen noch starke bis stürmische nordwestliche Winde. Dagegen im Nordosten, Osten und Südosten des Minimums ist das Wetter ruhig. Auch in unmittelbarer Nähe des Centrums ist die Luft schwach bewegt, ja in Christiania herrscht Windstille. Alle diese Erscheinungen dienen der obigen Behauptung zur Stütze, daß der Wirbel selten nach allen Seiten von stürmischen Winden umgeben, und im Centrum die Winde abflauen. Das Regengebiet liegt der Regel entsprechend auf der Vorderseite des Wirbels und auch die Neigung der Winde zum Rechtdrehen stimmt mit dem oben Gesagten vollständig überein.

Am Abende dieses Tages passirte das Minimum die Helgolander Bucht und liegt am 31. Morgens an der mittleren deutschen Ostseeküste. Da mit dem Wirbel

auch das Windsystem fortgeschritten ist, so erfolgte eine Drehung des Windes an der südlichen Nordsee aus SW nach W, NW und N, im westlichen Deutschland aus SW nach W und NW. Beim Betreten des Festlandes ist die Intensität des Minimums geringer geworden und in Folge dessen ist der Sturm, der sich nach Ostdeutschland ausbreitete, etwas abgestaut. Am 1. Februar Morgens liegt das Minimum auf der Grenze von Nordostdeutschland; es ist dem Verschwinden nahe und überall ist ruhige Witterung eingetreten.

Die Bahn des Wirbels ging zuerst aus einer östlichen in eine südöstliche, dann nach Betreten des Festlandes wieder in eine rein östliche über. Die Geschwindigkeit war sehr verschieden: am 30. von 8 Uhr Morgens bis $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags schritt er mit der beträchtlichen Geschwindigkeit von 24m pro Sek. fort, von $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachm. bis 8 Uhr Ab. hatte er die Geschwindigkeit 14m, während der Nacht 9,8m, und am folgenden Tage 5m pro Sek.

Die Verheerungen, welche dieser Sturm anrichtete, waren außerordentlich groß. „In Birmingham, so wird berichtet, riß er den großen Schornstein eines Fabrikgebäudes um, durch dessen Fall mehrere Werkstätten zertrümmert wurden. In Small-Heath bei Birmingham wurde eine Fabrik vollständig niedergeweht und in einigen Straßen büßten fast alle Häuser ihre Schornsteine ein. In Glasgow, wo der Sturm mit Gewitter auftrat, schlug der Blitz in den 150 Fuß hohen Schornstein eines Fabrikgebäudes. Beträchtlichen Schaden richtete das Unwetter auch in Sheffield, Hull, Ipswich, Liverpool und an vielen anderen Orten an. In London wurden 30 Personen unter den Trümmern eines Baugerüstes begraben, welches der Wind umgeworfen hatte . . . Auch in der Umgegend von London hauste der Sturm furchtbar. In Dover, Hastings, Brighton und anderen Küstenstädten verursachte die Gewalt des Oceans ein theilweises Austreten der See, an der Küste aber, wie auf offener See zahlreiche Schiffbrüche."

Namentlich ist die Sturmfluth an der ostfriesischen und holländischen Küste zu erwähnen, die denkwürdigste dieses Jahrhunderts für jene Gegenden. Da hier der „Ocean" seine größte Gewalt um die Mittagszeit (aus NW) entwickelte und zu dieser Zeit die Springfluth eintreten mußte, so war eine außergewöhnliche Fluth zu erwarten. Aus Groningen schreibt man: „Die Gerüchte, die wir aus den Provinzen über den furchtbaren Ocean empfangen, sind die allertraurigsten. Die Gemeinde Utrum und namentlich die Westpolder sind schrecklich heimgesucht. Häuser und Scheunen sind beschädigt, einige der letzteren eingestürzt, die Straßen sind mit Dachziegeln und Schornsteintrümmern bedeckt, Bäume entwurzelt und umgeweht. Gegen 1 Uhr wurde die Sturmglocke geläutet und es erscholl der Ruf: der Deich von Westpolder ist durchbrochen; die Menschen sitzen im Wasser! der Westpolder Deich ist an verschiedenen Stellen gewichen. Einige Arbeiterwohnungen sind so gut wie vernichtet und die Einwohner fast alle umgekommen. Ein Mann hat seine Frau und 4 Kinder verloren. Bis heute hat man 9 Leichen gefunden. Aus Neuschanz berichtet man: die Verwüstung spottet jeder Beschreibung, die Früchte jahrelangen Ringens mit dem ungestümen Element sind in wenigen Stunden zerstört. Die früher so blühende Umgegend bietet einen traurigen Anblick, das Auge sieht in jeder Richtung Häuserreste, Möbel, Betten &c., 16 Leichen sind gefunden, 15 Personen werden noch vermißt."

Viel entsetzlicher noch sind die verheerenden Wirkungen der tropischen Stürme, die wir jetzt betrachten wollen, und derjenige, welcher nur die Stürme der kalten und gemäßigten Zone kennt, wird sich von jenen Stürmen kaum einen Begriff machen können.

Dem Wesen nach stimmen die Stürme oder wie sie sonst auch wohl genannt werden, die Cyclonen der heißen Zone mit denjenigen der kalten und gemäßigten überein, nur die Intensität ist eine verschiedene und diejenigen Erscheinungen, welche in klimatischen Eigenthümlichkeiten ihren Grund haben, weichen in beiden Classen von Stürmen von einander ab.

Die tropischen Stürme sind wie die der höheren Breiten Wirbelstürme, so daß eine Stelle niederen Druckes von stürmischen Winden umkreist wird. Der Durchmesser des Gebietes, in welchem stürmische Witterung herrscht, schwankt etwa zwischen 100 und 1000 km. In der Bai von Bengalen sollen nach Piddington Wirbelstürme (Tornados) vorkommen, die nur 1 km breit sind. Vergleichen wir damit den großartigen Umfang der europäischen und nordamerikanischen Wirbelstürme, so zeigt sich eine charakteristische Abweichung, die ihren Grund hauptsächlich in den verschiedenen Ablenkungswerthen in den äquatorialen und nördlicheren Gegenden hat. Während die Ablenkung nach Norden hin (proportional dem Sinus der Breite) zunimmt und die Luft schon in sehr großer Entfernung in die Wirbelbewegung eingeht, so tritt die Wirbelbewegung bei den tropischen Stürmen viel näher am Centrum ein, wo dann die durch die rasende Geschwindigkeit des Windes gesteigerte Centrifugalkraft fast kreisförmig gekrümmte Isobaren hervorruft und die durch Wärme und Wasserdampf aufgespeicherte Kraft sich zu einer furchtbaren Wirkung entfaltet.

Im Centrum dieser Wirbelstürme, was mit dem barometrischen Minimum zusammenfällt, herrscht in einem veränderlichen Raume, der bis zu 50 km breit sein kann, Windstille, oder es wehen doch nur flaue veränderliche Winde. Dieser windstille Raum scheint gewöhnlich am Aequator am kleinsten zu sein und sich beim Fortschreiten des Wirbels nach höheren Breiten zu vergrößern. Auf dem Meere ist diese Stelle für die Schiffe am gefährlichsten. Denn zu dieser Stelle strömt die Luft von allen Seiten in spiralförmigen Bahnen hin; dahin reißt aber auch der wüthende Sturmwind die tosenden Wellen, dahin laufen diese sich kreuzend wild durcheinander, scheinbar unregelmäßige Hebungen und Senkungen der Wassermassen wechseln unaufhörlich miteinander, wobei die Gipfel der Wellenberge sich hoch emporthürmen und schäumend aneinanderschlagen. Das jetzt unlenksame Schiff ist hier in der größten Gefahr. — Der Luftdruck im Centrum sinkt zu einer ungewöhnlichen Tiefe herab: es kommen Barometerstände vor, die nur wenig von 700 mm verschieden sind. Wie schon oben erwähnt, findet ein lebhaftes Aufsteigen der Luft im Centrum statt, welche Abnahme des Luftdruckes, Condensation des Wasserdampfes, rasche Wolkenbildung, Regengüsse und elektrische Entladungen veranlaßt. Denn die Luft, die dem Centrum immerfort zufließt, muß nothwendig aufsteigen, indem sonst die Verdünnung bald aufhören und der Wirbel nicht mehr fortbestehen könnte. Die dichten Wolkenmassen, welche den Himmel über der Cyclone weithin verfinstern, und aus ihrem Schooße fürchterliche Regengüsse niederschütten, können unmöglich den oberen Regionen angehören, sondern müssen nothwendig von unten

zugeführt sein. Der windstille Raum entsteht höchst wahrscheinlich dadurch, daß die Luft, noch ehe sie das Centrum erreicht, sich ausdehnt und bei Annäherung an das Centrum und bei zunehmender Centrifugalkraft schraubenförmig in die Höhe steigt, worauf die vielfach zerrissenen und nebligen Wolken, die unter der dunklen compakten Wolkenmasse sich zeigen und dem Rande im Wirbel zufliegen, hindeuten, wodurch dann im Centrum selbst ein sturmfreies kreisförmiges Gebiet entsteht. Da die Erwärmung und der Dampfgehalt der Luft in den Tropen viel beträchtlicher ist als in unseren Gegenden, so wird die Luft auch mit einer viel größeren Kraft in die Höhe getrieben werden. Hierfür spricht die Thatsache, daß schwere Gegenstände von den Oceanen aufwärts getrieben werden, ferner bestätigen dieses die gewaltigen Wolkenmassen und heftige Regengüsse, wovon wir in höheren Breiten keine Vorstellung haben.

In seltenen Fällen zerreißt im windstillen Centrum die dichte Wolkendecke und es zeigt sich für kurze Zeit der freie blaue Himmel, das von den Spaniern sogenannte „Auge des Sturmes". Im Umkreise dieses windstillen Centrums nimmt der Luftdruck sehr rasch zu, wie es bei den europäischen Stürmen nicht vorkommt, am raschesten in unmittelbarer Nähe des Centrums, dann aber nach der Peripherie wird die Zunahme allmählich kleiner, ein Umstand, der für die Schiffer sehr wichtig ist. Das Minimum bei den tropischen Stürmen ist zu vergleichen mit einem Thalkessel mit jähe abfallenden Wänden, während das bei den Stürmen unserer Breite mehr einer Einsenkung mit sanft ansteigenden Gehängen gleicht. Aus Obigem folgt, daß die Stärke des Sturmes von Außen nach Innen hin wächst. In einem Ringe zwischen dem windstillen Raume und einem peripherischen Gürtel der Cyclone wüthet der Sturm am heftigsten. Mit der Stärke des Windes wächst auch die Centrifugalkraft nach Innen hin und hieraus ist leicht zu ersehen, daß die Windbahnen in der Nähe des Centrums nahezu Kreise sein müssen, die mit den fast kreisförmigen Isobaren zusammenfallen. Mit der Entfernung vom Centrum nimmt die Wuth des Windes und die Centrifugalkraft ab und die Windbahnen kreuzen unter einen nach Außen hin zunehmenden spitzen Winkel die weniger gekrümmten Isobaren. Gewöhnlich sind die kleineren Wirbelstürme am heftigsten und nehmen an Stärke ab, sobald sie einen größeren Umfang gewinnen, so z. B. die Teifune im chinesischen Meere und die Tornados im bengalischen Busen. Doch rasen die Winde nicht im continuirlichen Sturme, sondern in der Regel stoßweiße. Die heftigen Windstöße, die bei unsern Gewittern nicht selten sind, geben für jene böenartig wehenden Sturmwinde der Tropen ein schwaches Bild. Vielleicht gründet sich diese Erscheinung auf der bekannten Thatsache, daß fallende Regentropfen die Lufttheilchen in reichlicher Menge mit fortreißen, wodurch an der Erdoberfläche der Luftdruck erhöht wird.

Schon am fernen Horizonte zeigen die dichten dunklen Wolkenmassen als eine gefahrdrohende Bank die gefährliche Nähe der Cyclone an. Regengüsse mit heftigen elektrischen Entladungen sind stets im Gefolge der Cyclonen. „Hunderte von Meilen weit," sagt Thom, „auf allen Seiten des Wirbels lagert eine dichte Wolkenschicht, welche in Strömen und ohne Unterbrechung Regen ausgießt. Dieser Proceß dauert wochenlang und ist anscheinend charakteristisch für den Ocean in allen seinen Phasen. Das Nahen eines solchen Sturmes kann bereits vorausgesagt

werden an dem ununterbrochenen Wolkenlager, welches langsam den Himmel überzieht, zuerst in großer Höhe, allmählich aber zu untern Schichten niedersteigend und von zunehmendem Dunkel begleitet, bis es zuletzt auf der Erde ruht und zu regnen anfängt. Diese Anzeichen werden in einer Entfernung von 200 oder 300 Seemeilen vor dem Wirbel wahrgenommen und dürften zu dem Schlusse führen, daß die Bewegung der Luft in den oberen Regionen ausgedehnter ist als in den unteren."

Wie alle Minima, so bewegen sich auch die tropischen Stürme in den allermeisten Fällen fort, jedoch erfolgt diese Fortbewegung viel langsamer als diejenige in hohen Breiten, ja manchmal sind sie fast ganz stationär. Der Grund liegt höchstwahrscheinlich darin, daß die Dämpfe- und Wärmeverhältnisse in den höheren Breiten viel ungleichmäßiger sind als in den Tropen. Die Geschwindigkeit des Fortrückens ist für die verschiedenen Gegenden des Auftretens sehr veränderlich und bei einer und derselben Cyclone sehr wechselnd. Eine Zusammenstellung der Geschwindigkeit der einzelnen Cyclonen dürfte nicht uninteressant sein. Die Geschwindigkeit der europäischen Stürme beträgt durchschnittlich pro Stunde 24—30 Seemeilen, der ostindischen Orcane 14—20, der amerikanischen Tornados 32, der indischen Orcane 3—10, der Stürme in der Bai von Bengalen 3—15, in dem chinesischen Meere 7—24 Seemeilen. Geht das Centrum einer Cyclone über irgend einen Ort weg, so zeigen sich alle jene Erscheinungen, die wir schon oben besprochen haben, nur in einem höheren Grade. Zuerst schwächeres, dann immer stärkeres Fallen des Barometers, Zunahme der Bewölkung, dann schwerere dunkle Wolken, unruhige See, rasches Auffrischen der Winde: das sind die gewöhnlichen Vorboten der Cyclonen. In diesem Falle, wo der Ort auf der Bahn der Cyclone liegt, bleibt die Windrichtung ungeändert. Schnell erreicht die Windstärke die Geschwindigkeit eines Sturmes und zuletzt die eines rasenden Oreans, wobei furchtbare Regengüsse unter dem Rollen des Donners aus der schwarzen, häufig vom Blitz durchfurchten Wolkenmasse herniedersteigen. Plötzlich flauen die Winde ab, während Regen und Gewitter und das furchtbare Toben der aufgeregten See noch fortdauern, — das ist der unheimliche Moment, in welchem das Centrum den Ort passirt. — Aber von Neuem fällt der Sturm unter heftigen Stößen wüthend ein, jetzt nach der entgegengesetzten Richtung rasend, und das Barometer fängt an rasch zu steigen. So dauert das Toben des Sturmes noch einige Zeit fort, bis die Cyclone vorübergeschritten.

Die Orte, wo die tropischen Stürme gewöhnlich entstehen, sind auf der Isobarenkarte, welche die mittlere Druckvertheilung veranschaulicht, durch barometrische Minima gekennzeichnet. Warum sie gerade an diesen Stellen sich entwickeln, und was die näheren Bedingungen ihres Ursprungs sind, kann bis jetzt noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden; nur so viel ist gewiß, daß Wärme und Wasserdampf bei ihrer Entstehung und weiteren Entwicklung die Hauptrolle spielen. Die Bahnen der Wirbelstürme sind sehr verschieden. Im atlantischen und meistens auch im stillen Ocean nimmt die Bahn der Cyclone annähernd die Gestalt einer Parabel an, so daß sich die convexe Seite nach W wendet und zwar bewegt sich die Cyclone zuerst nach West, dann biegt sie unter abnehmender Geschwindigkeit um, um sich auf der nördlichen Halbkugel nach Nordost, auf der südlichen nach Südost zu bewegen. Die Stelle des Umbiegens liegt im Sommer etwas nördlicher als im

Winter. Wie schon oben bemerkt, schreiten die Wirbel dahin fort, wo sie Wärme und Wasserdampf zur Erhaltung ihrer lebendigen Kraft antreffen. In den tropischen Gegenden des atlantischen und stillen Oceans beziehen die Cyclonen zuerst Nahrung von Süden aus der Aequatorialströmung, auf ihrem weiteren Wege bei Annäherung an die nach Nordost gerichtete Windströmung wird Wärme und Wasserdampf auch der Cyclone von W her zugeführt und vielleicht steht damit das Umbiegen der Bahn im Zusammenhang. Die Cyclonen schreiten oft in die gemäßigte nicht selten in die kalte Zone fort, wobei sie allmählich an Umfang gewinnen und ganz den Charakter der Stürme der höheren Breiten annehmen. Also einige der europäischen Stürme haben ihren Ursprung in der heißen Zone. In Westindien, wo die Ursprungsstätte in den Calmengürtel oder dessen Nähe fällt, in den chinesischen Gewässern, wo die Cyclonen, Teifune genannt, die Entstehung einem niederen Drucke im Innern Ostasiens verdanken, nähert sich die Gestalt der Bahnen einer geraden Linie, wobei die Bewegungen des Sturmscentrums alle möglichen Richtungen annehmen. Im bengalischen Busen, wo die Cyclonen namentlich im Frühjahr oder Herbst entstehen, haben dieselben meist eine nördliche Richtung und erzeugen nicht selten an den Gangesmündungen verheerende Sturmfluthen; denn durch den verminderten Luftdruck, sowie durch die alle nach dem Centrum von Sturme hingepeitschten Wogen hebt sich hier die See im Umkreise von vielen Meilen, und Sturmfluthen sind unausbleiblich, wenn diese hohe See in enge Buchten oder Flußmündungen hineingezwängt wird. Die Sturmfluth im Juni 1822 vernichtete in jener Gegend 50 000 Menschenleben.

Wahrhaft furchtbar sind die mechanischen Wirkungen der Orcane und wir sind leicht geneigt, die Beschreibungen der Seeleute für übertrieben zu halten. Woher denn die furchtbare Kraft, die den Orkanen innewohnt? Ein einziges Beispiel wird unseren Zweifel heben. Als solches wähle ich den Cubaorcan, welcher vom 4.—7. Oktober 1844 wüthete, indem ich theilweise den Ausführungen von Mohn und Reye folge. Nehmen wir den Durchmesser des Orkans zu nur 200 englischen Meilen (Redfield schätzte ihn zu 500 englischen Meilen) und die Höhe zu 100 Metern (die sicherlich über 1000 betragen hat), und setzen die Windgeschwindigkeit gleich 40 Meter pro Secunde bei einer Abweichung der Windrichtung von der Tangente der Isobaren gleich 6°, so treten in jeder Secunde 420½ Millionen Cubikmeter Luft in diesen Sturmcylinder. Dieser hat einen Inhalt von 1963½ Cubikmeilen, und 5 Stunden 19 Minuten würden genügen, diesen Cylinder wieder neu zu füllen. In jeder Secunde strömen mindestens 490 Millionen Kilogramm Luft oder ungefähr 10 Millionen Centner in den Cylinder hinein. Während drei voller Tage strömte diese Luftmasse gegen das Centrum und wurde der Inhalt des Cylinders mehr als 13 Mal erneuert. Bei 40 Meter pro Secunde Geschwindigkeit besitzen diese 490 Millionen Kilogramm Luft eine lebendige Kraft für jede Secunde von 39 950 Millionen Meterkilogramm oder 532²/₈ Millionen Pferdekräfte, welche einer gleichen mechanischen Arbeit entspricht. Diese Arbeitskraft wurde während 3 voller Tage aufgewandt, eine Arbeit, die alle Dampfmaschinen, Wasser- und Windmühlen, alle Menschen- und Thierkraft der ganzen Erde in gleicher Zeit nicht leisten könnte. Fragen wir jetzt, woher kommt diese Kraft? Der Ursprung derselben ist in der ungeheuren Wärmemenge zu suchen, welche bei der Condensation

des Wasserdampfes frei wird. Würden pro Tag nur 10 Millimeter Regen auf dieser Kreisfläche von 100 englischen Meilen Radius fallen, was ungefähr 9430 Kubikmeter oder 9 430 000 Kilogramm pro Secunde entspricht: die Wärme, welche bei der Condensation von 9 430 000 Kilogramm Wasserdampf frei wird, ist = 5560 Millionen Wärmeeinheiten oder 2 357 440 Millionen Meterkilogramm oder 31 432 Millionen Pferdekräfte. Der 60. Theil dieser Wärmemenge würde genügen, um jene Luftmassen in das Centrum des Orkans zu treiben, und 59 Theile sind noch vorhanden, um die Luftmassen im Centrum emporzuwirbeln und die Reibungshindernisse zu überwinden. Diese sehr colossalen Wirkungen einer anscheinend unbedeutenden Naturerscheinung sind ganz geeignet, unser Erstaunen hervorzurufen.

Um nun einen Begriff von den verheerenden Wirkungen eines tropischen Orcans zu geben, theile ich eine Beschreibung des Orcans, welcher die ostindische Insel Barbados am 10. und 11. August 1831 verwüstete, nach Dove mit, wie sie von einem Augenzeugen gleich nach der Katastrophe berichtet wurde.

„Um 7 Uhr Abends war der Himmel heiter und die Luft ruhig; diese Ruhe dauerte bis etwas nach 9 Uhr, wo der Wind aus Nord zu wehen anfing. Um halb 10 Uhr sah man ferne Blitze in NNE. und NW. Windstöße und Regenschauer von NNE., getrennt durch Windstille, folgten dann bis Mitternacht, das Thermometer fiel während derselben auf 28° C. und stieg während der Windstillen auf 30°. Nach Mitternacht wurde das ununterbrochene Flammen der Blitze schrecklich und großartig und der Sturm brauste wüthend von N. und NE. her. Aber um 1 Uhr Morgens am 11. wuchs die rasende Wuth des Windes, der Orcan wandte sich plötzlich von NE. nach NW. und den dazwischen liegenden Strichen des Compasses. Die oberen Regionen der Atmosphäre waren während dessen von ununterbrochenen Blitzen erleuchtet, aber diese lebhaften Blitze wurden am Glanz von den Strahlen elektrischen Feuers, welche nach allen Richtungen hin explodirten, übertroffen. Etwas nach 2 Uhr ward das Heulen des Orcans, der von NNW. und NW. hereinbrach, so, daß keine Sprache es zu beschreiben vermag. Oberstlieutenant Nickle, Befehlshaber des 36. Regiments, hatte unter einem Fensterbogen des unteren Stockwerkes nach der Straße hin Schutz gesucht und hörte wegen des Sturmes nicht das Einstürzen des Daches und oberen Stockwerkes. Um 3 Uhr nahm der Wind ab, aber wüthende Stöße kamen abwechselnd aus SW., W. und WNW."

„Einige Augenblicke hörten auch die Blitze auf, und die Dunkelheit, welche nun die Stadt einhüllte, war unbeschreiblich schrecklich. Feurige Meteore fielen nun vom Himmel, eins besonders von Kugelform und tiefrother Farbe, senkrecht aus einer bedeutenden Höhe. Diese Feuerkugel fiel ganz entschieden durch ihre eigene Schwere, nicht getrieben durch eine äußere Kraft. Als sie mit beschleunigter Geschwindigkeit sich der Erde näherte, wurde sie blendend weiß und von länglicher Gestalt. Als sie den Boden berührte, spritzte sie rings umher wie schmelzendes Metall und erlosch augenblicklich. Ihre Gestalt und Größe war die einer Lampenglocke und das Herumspritzen bei dem Aufstoßen gab ihr das Ansehen einer Quecksilberkugel gleicher Größe. Einige Minuten nach dieser Erscheinung sank das dumpfe Geräusch des Windes zu einem majestätischen Gemurmel herab, und die Blitze, welche seit Mitternacht im Zickzack geleuchtet hatten, erschienen nun eine halbe Stunde lang

mit neuer und erstaunlicher Thätigkeit zwischen den Wolken und der Erde. Die große Dunstmasse schien die Häuser zu berühren und sendete Flammen niederwärts, die schnell wieder aufwärts von der Erde zurückschlugen."

„Augenblicklich nachher brach der Orcan von Westen wieder herein mit unbeschreiblicher Gewalt, tausend Trümmer als Wurfgeschosse vor sich hertreibend. Die festesten Gebäude erbebten in ihren Grundmauern, ja die Erde selbst zitterte, als der Zerstörer über sie hinwegschritt. Kein Donner war zu hören, denn das gräßliche Geheul des Windes, das Brausen des Oceans, dessen mächtige Wellen Alles zu zerstören drohten, was die anderen Elemente etwa verschonen mochten, das Gerassel der Ziegel, das Zusammenstürzen der Dächer und Mauern, und die Vereinigung von tausend anderen Tönen bildeten ein Entsetzen erregendes Geräusch. Wer fern war von dieser Schreckensscene, kann keine Vorstellung haben von den Empfindungen, die sie erregte."

„Nach 5 Uhr ließ der Sturm einige Augenblicke nach und da hörte man deutlich das Fallen der Ziegel und Bausteine, welche durch den letzten Windstoß wahrscheinlich bis zu bedeutenden Höhen waren fortgerissen worden. Um 6 Uhr war der Wind S., um 7 Uhr SE., um 9 Uhr schönes Wetter."

„Sobald die Dämmerung die Gegenstände sichtbar machte, ging der Berichterstatter auf den Berg. Der Regen schlug so heftig herab, daß er die Haut verletzte, und so dicht, daß man bis zur Spitze des Dammes sehen konnte. Der Anblick war über alle Beschreibung erhaben, die Wogen rollten so gigantisch herbei, als böten sie jeder Zerstörung Trotz, so wie sie aber an der Werfte sich brachen, verloren sie sich unter Trümmern jeglicher Art. Balken, Schiffstaue, Tonnen, Kaufmannsgüter bildeten eine zusammenhängende undulirende Masse. Nur 2 Schiffe waren aufrecht, viele umgekentert oder lagen auf der Leeseite im seichten Wasser."

„Vom Thurm der Kathedrale zeigte sich ein Bild allgemeiner Zerstörung, der Anblick der Gegend der einer Wüste, nirgends eine Spur von Vegetation, einige Flecken welken Grünes ausgenommen. Der Boden sah aus, als wenn Feuer durch das Land gegangen wäre, welches alles versengt und verbrannt hätte. Einige wenige stehen gebliebene Bäume, ihrer Blätter und Zweige beraubt, gewährten einen kahlen winterlichen Anblick, und die zahlreichen Landsitze in der Umgebung von Bridgetown, früher von dichten Gebüschen beschattet, lagen nun frei in Trümmern. Aus der Richtung, in welcher die Cocosnußbäume eingestürzt lagen, erkannte man, daß die ersten durch einen NNE., die größte Anzahl durch einen NW. entwurzelt worden waren."

Es bleibt nun noch übrig, einiger stürmischer Luftbewegungen zu gedenken, welche nur graduell von den eigentlichen Wirbelstürmen verschieden sind, und welche wie diese durch einen lebhaft aufsteigenden wärmeren und dampfreichen Luftstrom ihr Dasein haben.

Tornados sind orcanartige Wirbelstürme von geringem Umfange und meistens kurzer Dauer. Sie sind besonders dem nordamerikanischen Continente eigen (Landtornados), sind aber in der bengalischen Bai, im Osten des atlantischen Oceans, in der Südsee und dem indischen Meere nicht selten (Seetornados). Der Durchmesser der Tornados ist sehr verschieden, er schwankt zwischen einigen 100 Metern und

einigen deutschen Meilen, bei einer verhältnißmäßig kleinen Bahn von 4—1200 Km. Dabei bewegen sich die Tornados mit einer Geschwindigkeit, welche die des heftigsten Sturmwindes bedeutend übertrifft, nämlich durchschnittlich bis zu 170 M. in der Secunde, wobei sich die merkwürdige Erscheinung zeigt, daß oft ganze Strecken von Tornados übersprungen werden.

Schon das Herannahen der Tornados wird durch eine schwarze Wolke von geringer Ausdehnung, das sogenannte Ochsenauge der Seefahrer, angezeigt. Die äußere Gestalt gleicht gewöhnlich einem Kegel, dessen Spitze nach unten gekehrt ist und über dessen Basis sich die Sturmwolke befindet. Gewitter und Regengüsse sind mit dem Tornado unzertrennlich und häufig bilden sich Tornados während der Gewitter. Der Wind wirbelt um einen lebhaft aufsteigenden Luftstrom, dessen Wasserdampf in der Höhe zu Wolken oder Niederschlag condensirt wird. Auch der Drehungssinn der Luft ist bei den Tornados derselbe, wie bei den Wirbelstürmen. Nur erfolgt die Bewegung der Luft bei den Tornados viel mehr centripetal, so daß die Luft fast direkt nur mit geringer Drehung gegen die Sonne in das Centrum hineingetrieben und zum wirbelnden Aufsteigen gezwungen wird.

Auch ist die Bahn der Tornados, wie bei den Wirbelstürmen, für die nördliche Hemisphäre von West nach Ost gerichtet, mit geringen Modificationen. Interessant ist noch die Thatsache, daß die Tornados, wie die Gewitter, häufig gleichzeitig aufzutreten pflegen und wir finden darin eine Stütze für die Behauptung, daß die Ursachen für die Entstehung der Tornados in allgemeinen atmosphärischen Zuständen zu suchen sind. Gewöhnlich treten die Tornados bei sehr beträchtlicher Wärme und Feuchtigkeit, namentlich in den Nachmittagsstunden, auf, eine Thatsache, die unsere Vermuthung bestätigen möchte, daß sie mit der Gewitterbildung in einem ursächlichen Zusammenhange stehen möchten.

Die mechanischen Wirkungen der Tornados sind in der Regel furchtbar: sie sind nicht geringer, als die der tropischen Wirbelstürme, nur auf ein kleineres Gebiet beschränkt.

Als Beispiel führe ich den Tornado von Stow in Ohio vom 20. October 1837 an. Das ganze Fachwerk eines einstöckigen Blockhauses wurde abgehoben und fortgetragen, die Ziegel des Kamins und Bruchstücke der Möbel und Balken bedeckten die ganze Strecke bis zu der 125 M. entfernten Scheuer. Auf halbem Wege dahin fand man 4 schrecklich verstümmelte Leichen der Blockhausbewohner, und auch die anderen 2 Ueberlebenden konnten sich wegen gebrochener Glieder nicht mehr bewegen. Vor Ausbruch des Sturmes stand ein mit Kartoffeln beladener Ochsenkarren dicht hinter dem Hause, derselbe wurde vom Winde aufgehoben, wobei die Kartoffeln herausfielen und stürzte 150 M. entfernt wieder auf den Boden. Ein Bett fand man zwischen Haus und Scheuer 50 Fuß hoch in einem Baume hängend, ebenso ein Kleidungsstück der Verunglückten. Außerdem bewiesen die leichten Gegenstände, welche in den benachbarten Städten niederfielen, daß ein aufsteigender Luftstrom herrschte.

Tornados von sehr geringem Umfange werden Wettersäulen, Tromben, Wind-, Sand- oder Wasserhosen genannt. Obgleich sie zu den gewöhnlichsten und bekanntesten Erscheinungen gehören, so wissen wir über die Entstehung und über ihr Wesen weniger, als man erwarten sollte. Diese Erscheinungen scheinen durch ganz locale

Ursachen bedingt zu sein, etwa dadurch, daß durch gesteigerte ganz locale Erwärmung die Luft in einem lebhaften Strudel in die Höhe getrieben wird, darauf scheinen wenigstens die kleinen niedlichen Wirbel in unseren Gegenden, die übrigens in allen Erdtheilen vorkommen, hinzudeuten, welche an ruhigen heiteren Tagen den Staub unserer Straßen in raschen Drehungen in die Höhe führen. Wenn auch die meisten Wettersäulen ganz harmlos sind und ihre Wirkung meist nur darin besteht, Staub oder Wassertheilchen aufzuwirbeln und kleinere Gegenstände wegzutragen, so giebt es doch auch viele Fälle, wo ihre Wirkung, wenn auch auf geringe Ausdehnung, gefährlich werden kann. Oft hängen sie dunkle nach unten hin sich verengende Säulen oder Schläuche herunter, welche mit stark steigender Kraft Gegenstände in die Höhe wirbeln oder Wasser hinaufziehen, so daß hier arge Verwüstungen entstehen können. Der Sinn der Drehungen scheint von Zufälligkeiten abzuhängen, indem sie sich bald mit der Sonne, bald gegen dieselbe drehen. Sehr selten stehen sie still, meistens bewegen sie sich mit der Geschwindigkeit eines stürmischen Windes. Vielfach sind sie von Gewittern, Hagel und heftigen Regengüssen begleitet. Als ein besonders interessantes Beispiel möge die Wettersäule von Königswinter dienen, welche G. vom Rath mit großer Sorgfalt beschrieben hat und die ich der trefflichen Arbeit von Reye über die Stürme entnehme.

„In Bonn hatte man 8 Tage lang vergebens sich nach Regen gesehnt, als endlich am 10. Juni 1858 um die Mittagszeit im Süden schwere Gewitterwolken aufstiegen, die sich in der Ferne unter Blitz und Donner entluden. Dort im Süden, bei Honnef, unterhalb Königswinter, bemerkte man um dieselbe Zeit (1 Uhr 20 Minuten etwa) erst eine 2000 Fuß hohe Staubsäule, unten von aufgewirbeltem Staub und Erdmassen umgeben, die bald den Rheinspiegel erreichte. Da erhob sich auf einer wohl 20 Schritt weiten Kreislinie schäumend das Wasser, in Kämmen und Strahlen emporspringend gleich einer Krone, deren meiste Schaumstrahlen 20—30 Fuß hoch aufschossen. Die innere Kreisfläche war zu einem Schilde aufgewölbt und mit Schaum bedeckt, einer flachen Insel vergleichbar. Beim Fortschreiten stieg das Wasser höher empor und in der Nähe des linken Ufers war die Krone schon in eine 40 bis 50 Fuß hohe Wassersäule verwandelt. Bald zeigte sich auch vor graublauen Wetterwolken eine kegelförmige Wolkenspitze wie ein glänzender Degen am Himmel und verlängerte sich sichtbar nach unten. Sie war gegen die Spitze der rasch aufsteigenden Staubsäule gerichtet, in welche sich mittlerweile auf dem linken Rheinufer (bei Mehlem) die Wasserhose wieder verwandelt hatte. Diese Sandsäule überragte den Drachenfels weit an Höhe, maß also über 850 Fuß. Die Gewalt der Trombe wuchs, sie nahm eine erschreckende Gestalt an, so daß die Schiffe ihre Anker fallen ließen und selbst in Nieder-Dollendorf, 25 bis 30 Minuten entfernt, einzelne Bewohner aus ihren Wohnungen ins Freie eilten."

„In starkem Bogen schritt sie wieder dem Rheine zu und mit vergrößerter Gewalt sprang der Wirbel abermals auf das Wasser. Dieses schien weiß schäumend hoch aufzusieden, und plötzlich erhob sich aus dem wogenden Schlamm eine Masse von Wasser und Dunst fast senkrecht in 3 bis 5 Strahlen, deren mittlerer sich der weißen degenförmigen Wolke näherte. Beide Spitzen trafen zusammen und so wurde das Wasser aus dem Strome in die Wolke gezogen. Auf einer Untiefe des Rheins vereinigten sich die seitlichen Strahlen mit der Hauptsäule, die wie ein Riesen-

Obelisk auf dem Rheine schwebte. Als sie bei Rhöndorf wieder das rechte Ufer erreichte, fielen die schweren Wassertheile wie Fetzen herunter von der aufsteigenden Schaummasse, welcher dunkler Staub und Sand folgte, durch eine horizontale Linie scharf von ihr geschieden. Indeß die Schaummasse gänzlich in den Wolken verschwand, näherte sich die Wettersäule dem Drachenfels. Ihre Gewalt nahm ab, und ein wolkenbruchartig herabstürzender, mit Hagel gemischter Regen entzog sie endlich den Blicken des Beobachters. Vom Drachenfels aus jedoch sah man, wie die Säule vom Boden sich abhob und die aufgewirbelten Stoffe in den oberen, trichterförmig gestalteten Theil der Trombe aufgezogen wurden. Die ganze Erscheinung dauerte etwa 35 Minuten, die durchlaufene Bahn war 1300 Ruthen lang und demnach mit einer Geschwindigkeit von 450 Fuß (140 Meter) per Minute durchlaufen worden."

„Mehrere unbefangene Beobachter der Wasserkrone haben an derselben eine Drehung mit der Sonne wahrgenommen. An beiden Ufern war die Bahn des Fußes meistens durch niedergedrückte Saaten bezeichnet. Ihre Breite mochte 50 Schritt betragen, wuchs aber auf das Doppelte und Dreifache, wo vor Mehlem die Curve beschrieben wurde. Nur in der Mitte lagen die Halme genau mit dem Zuge, an den Seiten mehr der Mitte zugewandt. Hieraus und aus der schildförmigen Erhebung im Innern der Wasserkrone glaubt vom Rath auf eine Luftverdünung im Innern des Zuges schließen zu dürfen. Außerhalb des großen Bogens am linken Ufer lagen die Saaten in mehreren 100 Schritt Entfernung (also außerhalb der Bahn) gerade gegen den Mittelpunkt des Halbkreises gerichtet. Es mußte sich die Luft von allen Seiten senkrecht gegen den umkehrenden Strom bewegt haben. Kornblumen und Halme wurden ohne Zweifel in großer Höhe, bis über den Rhein getragen und fielen hernach mit dem Regen auf ein Schiff herab."

Rundschau über das nationale Leben.

Parlamentarische Lage.

Von
F. v. Schulte.
Bonn.

Seit wir für das Juliheft (Seite 78 ff.) uns über die innere politische Lage Deutschlands ausgesprochen und insbesondere unseren Anschauungen Ausdruck gegeben haben bezüglich der gegen die Socialdemokratie zu ergreifenden Maßregeln und der Frage, wie dem Reiche neue eigne Einnahmen zur Beseitigung der Matrikularbeiträge und Entlastung der Einzelstaaten zugewendet werden können, sind Ereignisse von höchster Wichtigkeit eingetreten. Durch kaiserliche Verordnung vom 11. Juni wurde der Reichstag aufgelöst; am 30. Juli haben die Neuwahlen stattgefunden. Ihnen ging ein Kampf der Parteien voraus, wie kaum seit dem Bestande des Reichs. In der offiziösen Presse wurde die Parole ausgegeben, nur solche Abgeordnete zu wählen, welche ihre volle Bereitwilligkeit erklären würden, die Reichsregierung in ihrem Streben zu unterstützen; zahlreiche Organe der Presse, welche sich als unbedingte Anhänger der Regierung bisher erwiesen oder diese Richtung neuerdings angenommen haben, sind nicht blos gegen die Socialdemokraten, sondern in theilweise ebenso schroffer Art gegen die Fortschrittspartei und die Nationalliberalen aufgetreten; die Thatsache, daß politische Beamte offen eine feindliche Stellung genommen und auf die Wahlen einzuwirken versucht haben, läßt sich nicht bestreiten; „conservative" Preßorgane und Parteien, welche man seither in offener Befehdung des leitenden deutschen Staatsmannes erblickt hatte, gebärdeten sich plötzlich als dessen eigentliche Stützen; der Versuch, ein Bündniß zwischen dem Ultramontanismus und einer bestimmten wirthschaftlichen Richtung herbeizuführen, ist an verschiedenen Orten in die Oeffentlichkeit getreten. Das Resultat der Wahlen läßt sich soweit übersehen, daß man als feststehend annehmen kann: Die beiden rechten Parteien (conservative, deutsch-conservative und deutsche Reichspartei) werden zusammen mindestens der nationalliberalen gleichkommen, wenn sie nicht stärker sein werden, das Centrum mit seinen Anhängseln

bleibt unverändert, die Fortschrittspartei ist bedeutend reduzirt, die Zahl der Socialdemokraten auf mindestens die Hälfte herabgegangen.*) Die Lage ist somit eigenthümlich. Legen wir die Wahlprogramme, welche von den Centralcomités der Parteien, mögen diese auf eigener Ermächtigung oder auf Delegirung der Partei fußen, ausgegangen sind, und die Wahlreden der „Führer“ zu Grunde, so läßt sich der Standpunkt der Parteien, soweit die großen, dem neuen Reichstage zu unterbreitenden Fragen: Maßregeln gegen die Socialdemokraten — Steuern — Zollfrage — Gewerbefrage — Feststellung der Ziffer des activen Heeres, in folgender Weise charakterisiren. Der „Wahlaufruf der nationalliberalen Partei“ vom 16. Juni 1878 (unterzeichnet von 21 Männern) hat sich über den letztgenannten Punkt gar nicht, über die anderen nicht mit jener Klarheit ausgesprochen, daß man sagen dürfte, Ziel und Richtung stehe zweifellos fest; er erklärt nur Eins bestimmt: „Die Zollfragen haben niemals einen Theil unseres politischen Programmes gebildet.“ Dagegen ist theils nach dem Wahlaufrufe, der dies nicht ausschließt, ganz besonders nach den Reden einer Anzahl von Mitgliedern unzweifelhaft, daß die Partei, sowohl die auf dem Boden des „gemeinen Rechts“ erforderlichen, wie auch Ausnahmemaßregeln gegen die socialdemokratischen Umsturzpläne principiell zu bewilligen bereit ist. Hinsichtlich der Steuerreform läßt sich über den Standpunkt der Partei heute nichts Anderes sagen, als was wir am 4. Juni (Juliheft S. 80 ff.) niederschrieben. Ueber die Zollfragen sind von den verschiedenen Rednern verschiedene Erklärungen ergangen, Herr Dr. Lasker z. B. hat in seiner Wahlrede zu Saalfeld 1. Juli erklärt, anerkannte Autoritäten hätten „einen Schutzzoll z. B. für Eisen, Gewebe, Soda dringend verlangt“ (Köln. Zeit. Nr. 183. 2. Bl.); daß die Partei principiell nicht gegen einen solchen ist, steht fest. Allgemein hat die Anschauung, daß zur Besserung wirklicher Mängel der Gewerbeordnung und der wirthschaftlichen Gesetzgebung die Hand gereicht werden solle, Ausdruck gefunden. In der Militairfrage haben Einzelne (v. Forckenbeck, Freih. v. Stauffenberg u. A.) die Festsetzung der Ziffer für einen längeren Zeitraum nach Analogie des bestehenden Zustandes — bekanntlich setzt das Ges. v. 2. Mai 1874 die Ziffer von 401 659 Mann fest — für die Zeit vom 1. Januar 1875 bis zum 31. December 1881 in Aussicht gestellt, Andere eine definitive gesetzliche Regelung. Sehen wir ab von einzelnen Erklärungen und Maßregeln, welche das allgemeine von dem „Centralcomité“ befürwortete und ausgeführte Zusammengehen mit der Fortschrittspartei verwarfen; constatiren wir die Thatsache, daß von allen Rednern und in den Preßorganen der Partei jede grundsätzliche Opposition gegen die Reichsregierung mit Entschiedenheit abgewiesen und energisch betont worden ist, daß man rückhaltslos die äußere Politik des Reichskanzlers billige und bereit sei, der Reichsregierung alle Unterstützung zu gewähren bei dem Streben, die inneren Zustände zu bessern und Schäden auszumerzen; verschweigen wir endlich

*) Heute (6. August) stellt sich das Zahlenresultat nach der Zusammenstellung der „Köln. Zeitung“ u. A. also heraus: Gewählt wurden 53 Conservative, 40 Freiconservative, 97 Ultramontane, 81 Nationalliberale, 12 keiner bestimmten Fraction angehörend, jedoch voraussichtlich größtentheils nationalliberal oder von der Gruppe Löwe-Berger, 16 Fortschrittler, 14 Polen, 7 Particularisten (Welfen), 5 elsässische Protestler, 3 elsässische Autonomisten, 3 Sozialdemokraten. Stichwahlen finden in 66 Kreisen statt.

nicht, daß für die stellenweise selbst den Eindruck der Gereiztheit machenden Flugblätter die Partei nicht verantwortlich gemacht werden darf: so ist die Stellung der Nationalliberalen wesentlich als dieselbe, wie bisher anzusehen und zugleich anzunehmen, daß die Fraction sich hüten werde, theoretischen Bedenken und auch sogenannten festen politischen Grundsätzen zu Liebe die realen Anforderungen des Lebens preis zu geben. Ob die befürchtete oder gewünschte Trennung in einen rechten und linken Flügel eintreten, eine Anzahl von Mitgliedern austreten werde, läßt sich nicht vorher sagen. Uns scheint nach allem, was vorliegt, die Hoffnung berechtigt zu sein, Besonnenheit und warmer Patriotismus werden deren bewegende Maximen bleiben und die leitenden Staatsmänner daher im wohlverstandenen Interesse des Reichs handeln, wenn sie ohne Voreingenommenheit auch fernerhin die thätige Mitwirkung einer Partei nicht zurückweisen, sondern bereitwillig annehmen, ohne welche das, was seit zwölf Jahren Gutes erreicht wurde, nicht zu Stande gekommen sein würde, während an dem allfälligen Mangelhaften der Reichstag nicht allein die Schuld trägt. Da die Nationalliberalen und Conservativen vereint über eine anständige Mehrheit gebieten werden, liegt für die Partei aller Grund zu reifer Ueberlegung vor.

Die Fortschrittspartei hat in dem Wahlprogramm vom 17. Juni unter der Hervorhebung, daß sie stets in der vordersten Linie des Kampfes gegen die Socialisten gestanden, jede Ausnahmemaßregel gegen diese abgewiesen und nur Besserung der bestehenden Gesetze in Aussicht gestellt; sie ist nicht geneigt, Schutzzölle zu gewähren, will „den Volkshaushalt gegen neue Steuerbelastung, gegen Beunruhigung durch bedenkliche Projecte, wie Tabaksmonopol und Reichseisenbahnen &c. sicherstellen“, sagt aber nichts Positives. Man ist also in Folge dessen und im Hinblicke darauf, daß sie am 20. April 1874 mit dem Centrum, den Polen und Socialdemokraten gegen das Militärgesetz stimmte, zu sagen berechtigt, daß sie ihren negativen Standpunkt unverändert einhält.

Die Centrumsfraction hat in ihrem vom „Vorstande“ erlassenen Programm „im Juni 1878“ gefordert Beseitigung der Reichsgesetze, welche die Kirche beeinträchtigen; sie will keine Ausnahmemaßregeln, verlangt „eine Beschränkung der Reichsausgaben und zwar an erster Stelle beim Heerwesen“, hält sich im Uebrigen an allgemeine Redensarten von „gesunder Wirthschaftspolitik“, „Hebung des Wohlstandes in Landwirthschaft und Gewerbe“, will „den berechtigten Ansprüchen des Arbeiterstandes Rechnung getragen“ wissen. Dieses Programm ist von ihren Rednern und Spezialcomités, z. B. in Bonn, näher dahin erläutert worden, daß die Partei keine Feststellung des Militärbudgets auf eine lange Reihe von Jahren bewilligen, also wohl alljährlich verlangen wird. Was die Partei im Wahlkampfe an einzelnen Orten gegen Personen und die liberale Partei geleistet, ist so cynischer Art, daß es sich jeder Besprechung entzieht.

Die deutsche Reichspartei ist bereit, gegen die Socialdemokraten außerordentliche Vollmachten zu gewähren, welche sie für genügend hält, mitzuwirken zu Verbesserungen der Gewerbegesetzgebung, der Zollpolitik, sie verlangt eine durchgreifende Reform der Steuergesetzgebung. Ihre bisherige Haltung setzt ihr Zusammengehen mit der Regierung in allen wichtigen Fragen außer Zweifel.

Die deutsch-conservative Partei stellt sich im Wahlprogramm vom

20. Juni „offen auf die Seite der Reichsregierung" im Kampfe gegen die Socialdemokraten, hält „Stärkung und Neubelebung conservativer Grundlagen" für das Mittel, „unsere politischen und socialen Ordnungen zu bewahren", strebt einer Besserung der gewerblichen und handelspolitischen Gesetzgebung und einer Steuerreform auf der Grundlage indirecter Steuern zu; die sonstigen trefflichen, sich auf die Hebung des sittlichen und religiösen Lebens beziehenden Wünsche können durch Gesetze kaum befriedigt werden.

Wir dürfen die Ziele der anderen Parteien als bekannt voraussetzen und fragen: welche Aussichten liegen vor? Die Physiognomie des neuen Reichstags ist zwar nicht die des alten, aber der Zweck, eine entscheidende, dominirende Regierungspartei zu schaffen, schwerlich erreicht. Es wird, wie bisher, in allen politischen Fragen des Zusammengehens der reichstreuen Parteien bedürfen, dieses sicher nicht fehlen. In der nächstliegenden die Maßregeln gegen die Socialdemokraten betreffenden Frage darf die Reichsregierung auf die Mitwirkung der nationalliberalen, der deutschen Reichspartei und der deutschconservativen rechnen. Was die übrigen angeht, so wird die Regierung gar bald zur Einsicht gelangen, daß sie der Mitwirkung eben dieser Fractionen bedarf. Man ist wohl zu der Annahme berechtigt, daß ihr diese und insbesondere die der Nationalliberalen nicht fehlen wird, wenn sie für ihre Entwürfe zu Reformen des Steuerwesens, der Handelspolitik und des Gewerbewesens diejenigen Grundsätze zur Richtschnur nimmt, welche durch die realen Bedürfnisse des Volks geboten werden. Für die Handelspolitik und die Steuerfrage, über welch letztere wir uns im Julihefte ausgesprochen haben, werden die Enqueten ein Material liefern, das hoffentlich die allgemeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit hervorrufen wird, der nationalen Arbeit denjenigen Schutz zu gewähren, ohne welchen die zunehmende Verarmung des deutschen Volkes nicht mehr zu verhüten ist; heute ist es genügend, dieses auszusprechen. Das Gewerbe hat ein Recht, diejenigen bessernden Maßregeln zu verlangen, welche den Verfall des Handwerkerstandes zu verhüten geeignet sind. Bei der Geneigtheit, welche hierzu von den verschiedensten Seiten erklärt ist, können wir auch die Lösung dieser Frage der nahen Zukunft überlassen.

Liegt somit ein Grund zu der vielfach ausgesprochenen Furcht vor, es könne zu einem Bruch zwischen der Regierung und dem Reichstage kommen. Wir müssen dies entschieden verneinen. W i r h a b e n k e i n e p a r l a m e n t a r i s c h e R e g i e r u n g, die leitenden Staatsmänner sind bisher aus der größten politischen Fraction nicht hervorgegangen, haben aber in allen wichtigen Fragen — wir sind überzeugt, daß auch der nächste Anlaß der Auflösung bei sofortiger Wiedereinberufung ein gleiches Ergebniß gehabt hätte — deren Unterstützung gefunden. Will aber die Regierung eine gefügige Mehrheit, so scheint dies nur möglich durch Gewinnung des Centrums, da die sonstigen Mittel wohl erschöpft sein dürften. Centrum und beide conservative Fractionen zusammen haben auch die Mehrheit. Aber würde die deutsche Reichspartei, welche so energisch für den Culturkampf eintrat, auf ein solches Bündniß eingehen können? Würde Herr Windthorst und seine welfischen Freunde in demselben Fahrwasser mit den bisherigen grimmigsten Gegnern schwimmen können? Es wird vielfach angenommen, die mit der Curie durch bayerische Vermittelung eingeleiteten Unterhandlungen, welche bis zum Besuche des Nuntius beim Fürsten

Bismarck und zu einem Gegenbesuche und einer Einladung zum Diner gediehen sind, bezweckten das. **Indem wir ohne jeden Rückhalt erklären, daß die Beilegung des Culturkampfs, wenn sie ohne ein Recht des Staats zu vergeben, erfolgt, uns von Herzen recht ist,** können wir dieser Annahme nicht beistimmen. Die Haltung der Ultramontanen vor 1871 in Deutschland, in Oesterreich und Frankreich läßt darüber freilich keinen Zweifel, daß sie bereit sein werden, wenn das in ihrem Interesse liegt, jeden Pakt zu schließen und ihre Reden und Thaten früherer Zeit dem „guten katholischen Volke" als völlig harmonisch mit dem neuen Verfahren einzureden. Aber wir werden, so lange nicht das Gegentheil als Thatsache vorliegt, niemals zu glauben vermögen, daß Fürst Bismarck dieselbe Partei, welche ihn bei jeder Gelegenheit bis ins Herz hinein verletzte, die er als seine ärgste Feindin erklärte, als Verbündeten gebrauchen sollte, um der Liberalen entbehren zu können, welche bereitwilligst dazu mitgewirkt haben, daß er als einen seiner größten Erfolge die Einsetzung des Staats in sein volles Recht gegenüber der Curie ansehen und das weit über Deutschland hinaus mit Jubel aufgenommene Wort aussprechen konnte: „**Nach Canossa gehen wir nicht.**" Ein Bündniß mit den Ultramontanen gegen die Liberalen würde gleich sein mit dem Aufgeben einer wirklich staatsmännischen Kirchenpolitik. Der Brief des deutschen Kronprinzen an Leo XIII. vom 10. Juni 1870 macht eine die Rechte des Staats schädigende Kirchenpolitik unmöglich. Erkennt die römische Curie die Rechte des Staats an, so hat der Ultramontanismus den Boden verloren, so ist die Partei, welche nur durch die Opposition zusammengehalten wird, machtlos geworden. Fügt sich die Curie in die Thatsache der Herrschaft des Staatsgesetzes und kommt auf diese Art ein modus vivendi zu Stande, so werden wir zwar die Ueberzeugung bewahren, daß nur ein Waffenstillstand eingetreten ist, diesen aber vorziehen dem Kampfe und ganz besonders einem faulen Frieden.

Mißverständnisse.

Von
Carl Gareis.
Gießen.

„Die Sprache ist ein edel Ding, doch hat sie ihre Schranken" singt „der Trompeter von Säkkingen" und er hat Recht, ja die Sprache hat nicht blos ihre Schranken, sondern die Schranken der Sprache werden zu Schranken der Gedanken und die Sprache führt zu Mißverständnissen, die unlöslich scheinen. Historisch gewachsen wie das Gewohnheitsrecht und wie die Ideen der Kunst, ist die Sprache das Product zahlreicher Factoren in und außer dem Menschen; kein Vertrag hat unter den Griechen ausdrücklich festgestellt, welcher Baustyl schön sei und doch stimmen sie in der Auffassung überein, kein Vertrag hat unter den Deutschen festgestellt, daß zur Negirung das Wörtchen „nein" gebraucht werde und doch stimmen sie darin überein, — aber dieselbe stillwirkende Macht, die, wie Manche sagen, im „organischen Werden" wahrgenommen wird, führt auch zu Mißverständnissen. Unwillkürlich setzt sich an ein Wort ein bestimmter Sinn an, der nicht in

der ursprünglichen Bedeutung liegt und dieser zieht dann eine Reihe von Gedanken und noch mehr von Gefühlen nach sich, welche weit abführen von Dem, was jenes Wort an sich bedeutet. Das Gefährliche, Verkehrstörende liegt nun aber darin, daß bei gewissen derartig gebrauchten Worten nicht alle Menschen dasselbe Gefährliche empfinden und daß gerade „politische Schlagworte" so außerordentlich verschieden aufgefaßt werden. Keinen deutlicheren Beweis könnte ich dafür anführen, als die Verwirrung, welche das Wort „Ausnahmegesetz" hervorrief, mit welchem man von einigen Seiten die gegen die Socialdemokratie anzuwendenden Maßregeln zusammenzufassen beliebte. Während die Einen im Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokraten nicht blos das Mittel gegen diese Partei, sondern auch den Schutz der bürgerlichen Freiheitsrechte erkannten, rief die Absicht, ein Ausnahmegesetz zu schaffen, bei Anderen eine wahre Entrüstung hervor: und dabei standen die Einen wie die Anderen auf gleicher Höhe der Freiheits- und Vaterlandsliebe. Woher kommt nun bei diesen die so verschiedene Auffassung? Einfach daher, weil man sich nicht klar macht, was ein Ausnahmegesetz ist und soll, weil man sich einer Reihe von Gedanken und Gefühlen hingiebt, die im Worte Ausnahmegesetz ihre Wurzel nicht mit Nothwendigkeit haben.

Das Wort „Ausnahmegesetz" ist kein juristisch technischer Begriff; am nächsten kommt man einer juristischen Terminologie, wenn man sich darunter ein Gesetz für einen Ausnahmezustand, z. B. für das Standrecht, für einen Belagerungszustand denkt; aber auch in dieser Richtung ist das Wort nicht technisch. Daneben steht die Bedeutung von „Ausnahmerecht" als singuläres Recht — jus singulare in den Quellen des römischen Rechts genannt. Unter solchem „singulären Rechte" wird eine rechtliche Anordnung verstanden, welche mit den in der maßgebenden systematischen Gesetzgebung anerkannten Principien nicht im Einklange steht, diesen Principien vielmehr widerspricht. Ein Beispiel mag zeigen, was darunter verstanden wird. Das römische Recht bestimmt principiell, daß, wer ein Darlehen aufgenommen hat, dasselbe zurückzahlen müsse, es bestimmt aber ausnahmsweise, daß, wenn der Darlehnsschuldner noch unter väterlicher Gewalt steht, er sich hierauf berufen kann und das Darlehen nicht zurückzuzahlen braucht. Letzteres ist Ausnahmerecht für die Haussöhne. Auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts erscheint die Sache ebenso; wenn Vereinsrecht, Versammlungsrecht, Preßfreiheit u. dgl. „das gemeine Recht" bilden, oder „regelmäßiges" Recht sind, so unterliegen Personen, für die jene Freiheiten beschränkt sind, in dieser Richtung nicht dem „gemeinen Recht", sondern „regelwidrigem" Rechte, einem Ausnahmerechte. Man kann nun die Gesetze, durch welche solches Ausnahmsrecht geschaffen wird, allerdings „Ausnahmegesetze" nennen, aber das Wort ist ungewöhnlich und irreleitend. Die ganze Unterscheidung zwischen regelrechtem und regelwidrigem Rechte ist nämlich überhaupt nur doctrinär, für die Schule gemacht und methodisch brauchbar, aber für die Praxis und für die Politik giebt es nur Recht schlechthin, das regelwidrige ist so gut Recht wie das regelmäßige. Wirft man einen Blick in das deutsche Strafgesetzbuch, so findet man darin friedlich neben einander regelwidriges Recht und regelmäßiges Recht, „gemeine Gesetze" und „Ausnahmegesetze"; Beruf oder Gewerbe sind häufig die Voraussetzung strengerer Bestrafung oder überhaupt der Bestrafung und begründen somit ein Sonderrecht, ein Ausnahmerecht für den gerade diesem Beruf Angehörenden; ein Beamter, welcher

einer verbotenen Gesellschaft angehört, wird anders bestraft als ein anderer Mensch, der sich das gleiche Vergehen zu Schulden kommen läßt; ein Geistlicher, welcher den öffentlichen Frieden gefährdet, wird anders bestraft als Andere; ein Offizier, der ohne Erlaubniß auswandert, anders als ein Anderer, der dasselbe thut; Aerzte, Apotheker, Notare, Advokaten u. s. w. unterliegen in Bezug auf ihre Amtsgeheimnisse einem „Sonderrecht", Vormünder in Bezug auf ihre Amtsführung, Kaufleute in Bezug auf den Bankerott, die Eisenbahndirection in Bezug auf ihre Untergebenen. Das ganze Strafgesetzbuch setzt sich schließlich aus „Sonderrechten" zusammen Das Recht hat die Aufgabe, die äußeren Verhältnisse der Menschen unter einander zu ordnen, jede Rechtsnorm setzt sich demnach das äußere Verhältniß, auf welches sie einwirken will, als Thatbestand zusammen und kennt dabei weder ein normales noch ein abnormes Vorgehen. Das Handelsgesetzbuch hat besondere Vorschriften für Makler, Commissionäre, Spediteure, Frachtführer, Eisenbahnen, Aufsichtsräthe u. s. w. — wo ist dabei die Grenze zwischen regelmäßigem und regelwidrigem Rechte? — Die Rechtsnormen stehen gleichwerthig neben einander, jede reicht so weit, als der Gesetzgeber sie wirken lassen will und es ist nur darauf zu sehen, daß es nicht weiter reiche, nicht mißbraucht werden kann. Aber selbst jenen Unterschied angenommen, ist noch kein Odium an das Wort „Ausnahmegesetz" zu knüpfen; soll in restringirendem Sinne eine Aenderung eintreten, so dürften die liberalen Parteien doch weit eher dafür zu gewinnen sein, wenn die Aenderung nur eine ausnahmsweise sein soll, als wenn sie dauernd und als „gemeines," als „regelrechtes" Recht wirken soll.

Weit mehr noch als das Wort „Ausnahmegesetz" ist der Ausdruck „Gelegenheitsgesetzgebung" von den Parteien mit Entrüstung verfolgt, aber womöglich mit noch weniger Berechtigung. Wenn in einem einzelnen Falle die Gesetzgebung eine Lücke zeigt und das praktische Leben ein Bedürfniß fühlen läßt, diese Lücke auszufüllen, so wird das hierzu berufene Gesetz als „Gelegenheitsgesetz" gebrandmarkt und doch haben hochstehende Culturvölker gerade auf diesem Wege es zu einer brauchbaren, allen Bedürfnissen Rechnung tragenden Rechtsordnung gebracht. Ich will der Engländer nicht gedenken, welche bis in die neueste Zeit jeder systematischen Gesetzgebung grundsätzlich abhold waren, aber die römische classische Rechtsordnung darf ich füglich erwähnen. Diese kam nur durch eine ununterbrochen schaffende Gelegenheitsgesetzgebung zu Stande. Die Römer scheuten sich auch gar nicht, die „gelegentliche" Entstehung der Gesetze zu betonen, sie benannten das Einzelgesetz nach dem Antragsteller, nach der concreten Veranlassung. Klar ist freilich, daß das Gelegenheitsgesetz wohl überlegt und ohne Leidenschaftlichkeit abgefaßt sein muß, aber eine solche Abfassung muß Männern, die den Sturm der Jünglingsjahre hinter sich haben, selbst in den Momenten möglich sein, in denen das Bedürfniß nach einer gesetzlichen Neuerung, nach Reform und Lückenausfüllung sich besonders heftig geltend macht. Es sind nicht die schlechtesten Bestimmungen unseres Strafgesetzbuches, die auf Grund ganz concreter Veranlassungen bei der Revision vom 26. Februar 1876 in dieses Gesetz aufgenommen wurden.

Freilich können „Ausnahmegesetze" und „Gelegenheitsgesetze" so gut wie regelmäßige und systematische Gesetze Mißgriffe thun und freilich wird von Zeit zu Zeit das Bedürfniß nach Systematisirung hervortreten und befriedigt werden müssen.

Meine Erörterungen haben bisher lediglich den Zweck verfolgt, das allgemein Gehässige, welches nach weitverbreiteter Meinung den „Ausnahms- und Gelegenheitsgesetzen" anhaftet, als ungerechtfertigt zu erweisen. Man thut Unrecht, wenn man das Publikum gegen ein Gesetz aus dem Grunde einnehmen will, weil dasselbe als Ausnahmegesetz oder als Gelegenheitsgesetz sich darstellt.

Was Eingangs von der Wirkung der sich weiter entwickelnden und die Begriffe umgestaltenden Sprache gesagt ist, findet auch Anwendung auf den Begriff „conservativ". Sprachlich und auch der ursprünglichen politischen Bedeutung nach ist „conservativ" so viel als erhaltend, und es wurden damit jene Parteien bezeichnet, deren Tendenz dahin ging, das Bestehende gegenüber Veränderungen in Staat und Gesellschaft zu erhalten; aber nicht alle Parteien, die sich heutzutage conservativ nennen, sind mit dem zu Recht Bestehenden zufrieden; die Reform der Gesetzgebung, die Aenderung des Bestehenden in Staat und Gesellschaft wird von vielen Conservativen weit dringender befürwortet, als von Männern des Fortschritts und des Liberalismus überhaupt, natürlich auch in anderem Sinne als von Letzteren; darum ist zu sagen, daß das Wort conservativ heutzutage vielfach die Bedeutung von reactionär erhalten hat. So wie die Dinge gegenwärtig im deutschen Reiche liegen, sind die Conservativen meist nicht conservativ, die Liberalen aber großentheils hauptsächlich conservativ, bestrebt, die vorhandenen Reichseinrichtungen zu bewahren und aus sich weiter entwickeln zu lassen.

Die Liberalen sagte ich, auch dieses Wort verdient hier der Erwähnung. Liberal bedeutet ursprünglich: das den Stand der Freien (im Gegensatz zu den Sclaven) Betreffende, namentlich in Rücksicht auf die Gesinnung, welche dem freien Manne ziemt, im Gegensatz zu einer knechtischen, unedlen Gesinnung. Es bedeutet darum: anständig, hochherzig, honnet, freigebig, höflich, zuvorkommend, gütig und wohlwollend. Wer wollte behaupten, daß diese Bedeutungen insgesammt noch jetzt damit verbunden werden! Schon seit dem dreißigjährigen Kriege hat sich das Wort „liberal" in Deutschland eingebürgert, und zwar in der politischen Bedeutung, die wir noch jetzt mit dem Worte verbinden; wir haben deß zum Zeugen den vor wenigen Wochen hier verstorbenen berühmten Germanisten und Freund der Gebrüder Grimm, Friedr. Ludw. Karl Weigand, dessen Erklärung der Bedeutung von „liberal" mit den Worten: „Frei im Denken und Reden" schön endet. Mit dem Freiheitsbegriff steht das Wort liberal heutzutage in doppeltem Zusammenhange: einmal bedeutet es „frei von Vorurtheilen", „innerlich befreit", demnach „nicht eingenommen oder befangen von Standesinteressen, die den klaren Blick etwa trübten, oder dergl.", „unbefangen dem eigenen selbständigen Ermessen folgend; —" andererseits aber liegt — neben dem erwähnten ethischen Element — auch ein juristisch-politisches Princip in dem Begriffe „liberal": nämlich das Princip, die Rechtssphären des Einzelnen im Staate staatlich so abzugrenzen, daß Jedem möglichst weite Willkür zur Freiheit erhoben werde und dieses „möglichst" lediglich durch den gleichen Anspruch der Andern und durch die öffentliche Wohlfahrt, welche Verschiedenheiten erheischt, eingeschränkt werde. Hierdurch werden die Liberalen zu Vertretern jenes Systems, welches — sich anlehnend an die Kantsche Auffassung von Recht und Staat, diese aber weiterbildend — die Einschränkung der Willkür Aller rechtlich davon abhängig machen, daß möglichst Vielen ein möglichst großes

Maß von Freiheit zu Theil werde. Und diese Charakterisirung trifft thatsächlich die liberalen Parteien durchaus.

Das Wort „Freiheit“ ist nun von mir bereits wiederholt gebraucht worden: auch dieses Wort wird längst über seinen ursprünglichen Begriff ausgedehnt. Namentlich die Naturrechtstheorien haben sich mit diesem Worte beschäftigt und eine natürliche Freiheit angenommen, welche dem Naturstande (status naturalis ante civitatem) eigenthümlich und von dem Staat wieder anzustreben sei, — man hätte statt dessen besser das Wort „Willkür“ verwendet, die Freiheit setzt eine Rechtsordnung voraus und ist rechtlich garantirte Willkür. Sie ist anzustreben in der Weise, daß möglichst Vielen ein möglichst großes Maß von Willkür zur Freiheit werde, immer aber innerhalb der Schranken, die das Gesammtwohl erheischt. Da das Gesammtwohl einen Gesammtwillen erheischt, muß sich die Willkür Aller dem Gesammtwillen, der dem Staate eigenthümlich ist und vom Staatshaupte nach Maßgabe der Verfassungen ausgesprochen wird, beugen: gegenüber dem Staate giebt es — mit andern Worten — keine Freiheit; aus der Nothwendigkeit der Einheit des Gesammtwillens ergiebt sich dies mit unentfliehbarer Consequenz. Zahlreiche Mißverständnisse aber verhüllen diese Logik; das schlimmste davon liegt in dem Idealsatze: „Freie Kirche im freien Staate“. Die sogenannte Coordinationstheorie, nach welcher Staat und Kirche neben einander gleich souverän seien, die Theorie, welche für Concordate als Verträge eingenommen ist und von der Centrumspartei des deutschen Reichstags, namentlich von Peter Reichensperger verfochten wird, ist logisch vollkommen unhaltbar und politisch ebenso unbrauchbar; denn wenn Beide sich gleichstehen, wer entscheidet über ihr Grenzgebiet? Niemand hat die Halt- und Gehaltlosigkeit dieser Theorie, von welcher die Souveränetät des Staates geleugnet wird, schärfer und schlagender nachgewiesen, als Wilhelm Martens in seinem nicht genug beachteten Buche über „die Beziehungen der Ueber-, Neben- und Unterordnung zwischen Kirche und Staat“ (Stuttgart, Cotta, 1877); Martens ist, wiewohl er sich ausdrücklich zum römisch-katholischen, ja vaticanischen Glauben bekennt, ein schneidiger Verfechter der Theorie des Rechtsstaats und ein gewandter Gegner der hierokratischen, wie der staatskirchlichen, der kirchenstaatlichen und der Coordinationstheorie.

Auch die Socialdemokratie wirft ähnlich wie der Ultramontanismus mit dem Worte „Freiheit“ um sich, — mit gleicher Inconsequenz wie dieser. Das socialistische Programm spricht vom „freien Staat“, aber die Einzelheiten des Programms zeigen, daß dieser Staat der reactionärste Polizeistaat wäre, der sich denken ließe. Ich habe diesen Gedanken weiter erörtert im Januarheft dieser Revue (S. 20 ff.). Zu den liberalen Parteien könnte die socialdemokratische schon aus dem Grunde nicht gerechnet werden, weil sie dem freien Ermessen des Einzelnen die Staatshülfe, die staatliche Organisation und Zutheilung der Arbeit, die staatliche Gewinnvertheilung u. s. w., also überall das Eingreifen von Behörden entgegenstellen will. Darum ist es nicht zufällige Parteitaktik, sondern einem Grundzuge beider Parteien entsprechend — nämlich dem Negiren der individuellen Freiheit —, wenn Socialdemokraten und Ultramontane bei politischen Wahlen Hand in Hand gehen.

Wie lebt der deutsche Arbeiter?

II.

Die Verwendung des Einkommens auf die verschiedenen Bedürfnisse.

Von
E. Laspeyres.
Gießen.

Wir besprachen in der letzten Nummer der Revue die Frage, wie sich beim deutschen Arbeiter, verglichen mit dem Arbeiter anderer Länder, die Gesammteinnahme der Familie auf die einzelnen Quellen, aus denen dieselbe fließt, vertheile, d. h. wie viel hiervon aus Arbeit herrührt, und wie viel von dieser Arbeit wieder auf Mann, Frau uno die Kinder salle.

Heute wollen wir untersuchen, wie der deutsche Arbeiter diese seine Einnahme verwendet, d. h. wie sich die Ausgaben auf die verschiedenen Bedürfnisse der Arbeiterfamilie vertheilen. Für diese Frage brauchen wir für Deutschland uns nicht auf die schlesischen Fabrikarbeiter zu beschränken, wir können vielmehr hierfür eine davon ganz unabhängige Arbeit von v. d. Goltz*) über die ländlichen Arbeiter Deutschlands mitheranziehen.

Frief hat im dritten Absatz seines an die Arbeiter versandten Fragebogens in möglichst engem Anschluß an die Enquêten von Ducpétiaux und Le Play für die Ausgaben nach Folgendem gefragt: Wie viel betragen in Mark die Ausgaben der Familie für Nahrung?

Kleidung?
Wohnung?
Beleuchtung und Heizung?
verschiedene Geräthe?
Kirche und Schule?
Steuern und Assecuranz?
Kranken- und Sparkassen?
persönliche Bedürfnisse?

Diese Fragen sind in 235 Fällen nach Frief leidlich brauchbar beantwortet worden.

Die Summe aller Ausgaben der Arbeiter für vorstehende Bedürfnisse deckt sich nicht immer mit der Summe aller Einnahmen, sondern in 47 Fällen sind die Einnahme-Budgets etwas größer, in 35 Fällen etwas geringer, es sind im Wesentlichen wohl Ungenauigkeiten in den Ermittelungen der Ausgaben oder der Einnahmen, worauf schon der Umstand deutet, daß die Summe der „Ueberschüsse" in den 47 Fällen mit der Summe der „Schulden" in den andern 35 Fällen bis auf 444 Mark, also auf $1\frac{1}{2}$ Mark per Haushaltung gegen einander ausgleicht. Von der Goltz hat die Ausgaben der ländlichen Arbeiter nur durch die Arbeitgeber zu

*) Die Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich, Bericht an die vom Congreß deutscher Landwirthe niedergesetzte Kommission zur Ermittelung der Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich, unter Mitwirkung von Richter und v. Langdorff, erstattet von Dr. Th. Frh. von der Goltz. Berlin 1875.

ermitteln versucht, indem er fragte: „Wie hoch ist der Bedarf einer ländlichen Arbeiterfamilie von fünf Köpfen an a) Nahrung, b) Kleidung, c) Wohnung, d) Heizung und Beleuchtung, e) Abgaben an Staat, Gemeinde, Kirche und Schule und an sonstigen Ausgaben in Geld zu veranschlagen?" Die Antworten der Arbeitgeber auf solche Fragen haben in vielen Fällen nur in groben Abschätzungen bestanden, namentlich die letzte Sammelkategorie, statt der fünf Einzelfragen von Frief, kann manches berechtigte Fragezeichen hervorrufen, wie das auch von der Goltz gar nicht leugnet, dennoch werden im Großen und Ganzen die von den Befragten mitgetheilten Zahlen im Durchschnitt der Wahrheit nahe kommen, denn sie ergeben eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Untersuchungen von Frief, Le Play und Ducpétiaux. Um mit den Gesammtausgaben zu beginnen, so berechnet sich für die Mitte unseres Jahrzehnts die Ausgabe einer schlesischen Arbeiterfamilie per Kopf auf 157,23 Mark, die einer deutschen Arbeiterfamilie in der Landwirthschaft auf 146,94 Mark. Frief zieht zur Beurtheilung der wirthschaftlichen Lage der schlesischen Arbeiter meine in der Concordia erschienenen Untersuchungen über die belgischen und französischen Arbeiter heran und findet auch hier die merkwürdige Uebereinstimmung, daß in Belgien auf den Kopf der Familie 146,23 und in Frankreich 170,50 Mark fallen. Allein ganz vergleichbar sind diese Daten nicht, denn die belgischen Arbeiterbudgets datiren aus den fünfziger Jahren, die französischen aus den fünfziger und sechsziger Jahren, liegen also vor der neuesten Preissteigerung der sechsziger Jahre. Die belgischen und französischen Arbeiter repräsentiren demnach wohl mit gleicher Ausgabensumme eine etwas größere Wohlhabenheit als die ländlichen und Fabrikarbeiter Deutschlands, dennoch spricht für die annähernde Richtigkeit aller 4 Ermittelungen, daß dieselben in der Art, wie die Ausgaben auf die einzelnen Bedürfnisse sich vertheilen, eine merkwürdige Uebereinstimmung aufweisen. So fallen auf die Nahrung der weitaus bedeutendste Ausgabeposten bei den schlesischen Fabrikarbeitern 61 pCt., bei den deutschen ländlichen Arbeitern 66 pCt., bei den belgischen Arbeitern 66 pCt. und bei den französischen 63 pCt., eine sehr große Aehnlichkeit für Arbeiter aus den verschiedenen Gegenden und Zeiten. Fast genau zwei Drittel aller Einahmen der arbeitenden Klasse dienen dazu, den Hunger zu stillen. Auch in den Kleidungsausgaben ist keine große Verschiedenheit in der obigen Reihenfolge der Arbeiter bei 14—17, 13—17 pCt. auch nicht bei der Wohnung mit 8—7, 9—8 pCt. und auch nicht bei der Heizung und Beleuchtung mit 7—7, 6—5. Die geringeren Heizungskosten in den belgischen und namentlich in den französischen Budgets erklären sich sehr leicht aus dem großen Unterschied im Klima. Nur die übrigen Ausgaben an Geräthen, Kirche und Schule, Steuern, Assecuranz, Kranken- und Sparcasse seien persönliche Bedürfnisse (d. h. fremde Dienste), differiren jede für sich und auch in Summa sehr stark. Es mögen nationale und sociale Verschiedenheiten eine große Rolle spielen, es mögen vor Allem aber auch die Ermittlungen zu ungenau sein, denn nach den Ermittlungen von Frief beanspruchen diese Ausgaben fast 11 pCt. Das ganze Arbeiterbudget hingegen soll nach den Angaben von v. d. Goltz bei den ländlichen Arbeitern Deutschlands nur 34 pCt. betragen. Die Daten sind für die ländlichen Arbeiter entschieden die allerungenauesten. Die Resultate für Belgien und Frankreich stehen denen für Schlesien schon etwas

näher mit 7 pCt. in beiden Fällen. Am deutlichsten werden die Aehnlichkeiten der Ausgabebudgets in einer tabellarischen Zusammenstellung, welche wir denn ausnahmsweise einmal wieder wählen.

Durchschnittliche Ausgabe pro Kopf in Mark und Pfennig:

	Schlesische Fabrikarbeiter	Belgische Arbeiter	Nichtbelgische fremdl. Arb.	ländl. deutsche Arbeiter
	M.	M.	M.	M.
für 1. Nahrung	59,91	96,27	109,96	97,08
„ 2. Kleidung	21,37	19,38	28,65	24,72
„ 3. Wohnung	12,04	12,79	15,15	10,02
„ 4. Heizung	11,05	8,02	8,66	9,90
„ 5. Geräthe	3,15	2,31	1,71	5,04 (5.–9.)
„ 6. Kirche und Schule	1,45	1,43	2,54	
„ 7. Steuern und Assecuranz	2,93	0,86	3,46	
„ 8. Kranken- und Sparkasse	2,87	4,76	3,37	
„ 9. Persönliche Bedürfnisse	6,49	0,41	—	
Summa	157,23	146,23	170,50	146,94
Von je 100 Mark kommen auf:				
	M.	M.	M.	M.
1. Nahrung	60,90	65,83	62,80	65,09
2. Kleidung	13,57	13,26	16,80	17,01
3. Wohnung	7,59	8,75	8,90	6,08
4. Heizung	6,98	5,49	5,06	6,08
5. Geräthe	1,99	1,58	1,01	3,04 (5.–9.)
6. Kirche und Schule	0,87	0,98	1,48	
7. Steuern und Assecuranz	1,87	0,58	2,05	
8. Kranken- und Sparkasse	2,12	3,25	1,99	
9. Persönliche Bedürfnisse	4,11	0,28	—	

Frief sowohl wie von der Goltz haben nun aber weiter untersucht, ob bei verschiedener Wohlhabenheit die Ausgaben für die einzelnen Bedürfnisse in Procenten alle dieselben bleiben, oder sich ändern. Schon Engel hatte dieser Frage seine Aufmerksamkeit in Bezug auf die belgischen Arbeiter zugewendet, ich hatte darauf die französischen Arbeiter auf diese Frage in derselben Weise analysirt. Engel meinte durch seine Untersuchungen an den belgischen Arbeiterbudgets und an der Hand sonstiger Erfahrungen zu dem Gesetze gelangt zu sein, daß je wohlhabender die Familien durchschnittlich sind, sie um so weniger Procente ihrer Ausgaben auf Nahrung verwenden. Meine Untersuchungen über nur 39 französische Arbeiterbudgets bestätigten die Engel'schen Resultate, 38 weitere Arbeiterbudgets aus Westdeutschland, welche eine Enquête des Rheinischen Fabrikantenvereins zu Tage gefördert hatte, führten zum selben Resultat, und endlich führte ein auf ganz anderm Wege gewonnenes großes statistisches Material aus Hamburg genau zu demselben Ergebniß. Um so auffallender war es Herrn von der Goltz, daß seine Untersuchungen ihm zeigten, wie bei einem Budget von 199 Thalern auf Nahrung 65 pCt. fielen, ebenso bei einem Budget von 236 Thlrn., aber nur 67 pCt. bei 299 Thlrn. Hiernach sind die Ausgabeprocente für Nahrung fast die gleichen bei verschiedener Wohlhabenheit; ja bei größerer Wohlhabenheit eher größer, v. d. Goltz kommt also zu dem Satz, daß das Engel'sche Gesetz über das

Verhältniß der Nahrungsausgabe zur Gesammtausgabe in der aufgestellten allgemeinen Fassung für die ländlichen Arbeiter Deutschlands nicht zutrifft. Auch Frief theilte die schlesischen Fabrikarbeiter nach ihrer Wohlhabenheit in sechs Classen und fand, daß die Nahrungsausgaben in jeder Classe fast genau die gleichen sind. Frief meint darum gleichfalls, daß das Engel'sche Gesetz bezüglich der Fabrikarbeiter in Schlesien nicht für völlig zutreffend anerkannt werden könne. Dennoch glauben wir, daß das Engel'sche Gesetz vor diesen Zweifeln Stand hält. Die „ländlichen" Arbeiter wie die „Fabrikarbeiter" sind aller Wahrscheinlichkeit nach nur anscheinend nach ihrer Wohlhabenheit geordnet. Sie sind nach ihren Gesammteinnahmen in Geld geordnet, die Wohlhabenheit ist nun aber keineswegs durch die Summe der Geldeinnahmen der Arbeiter ausgedrückt, große Geldeinnahmen können bei großer Theuerkeit der wichtigsten Verbrauchsgegenstände eine geringere Wohlhabenheit bedeuten, als viel geringere Geldeinnahmen und umgekehrt. Man müßte also, um die Arbeiter nach ihrer Wohlhabenheit ordnen zu können, die Geldeinnahmen erst auf ihren Naturalwerth, auf ihre durchschnittliche Kaufkraft reduciren. Das ist allerdings noch nicht möglich, weil unsere Statistik uns noch im Stiche läßt, daß aber die Preise der Verbrauchsgegenstände den wahren Werth einer hohen Geldeinnahme stark reduciren, mag folgende Betrachtung lehren. Wir werden weiter unten sehen, daß fast ein Drittel aller Ausgaben oder fast die Hälfte aller Nahrungsausgaben von den Arbeitern auf Brod und Mehl verwendet wird. Ist nun der Preis des Roggens an einem Orte noch einmal so hoch als an einem anderen, so kauft man für die gleiche Summe Geldes nur das halbe Quantum Roggen, das eine Drittel der Ausgaben an Geld hat also nur den halben Werth, wie an dem andern Orte. Der Lohn ist eben in Geld um so höher, je theurer die Hauptnahrungsmittel sind oder mit andern Worten, der Geldlohn verschiedener Gegenden ist kein sicherer Maßstab für die Wohlhabenheit, wenn die Gegenden sehr verschiedene Getreidepreise haben. Nun bemerkt aber Frief selbst mit Recht, daß innerhalb eines Regierungsbezirks die Preise von Roggen sehr variiren, z. B. im Regierungsbezirk Oppeln von 15 ₰ per Kilo in Neustadt, bis 40 ₰ in Gleiwitz und Sorau, oder Kartoffeln 2,10 ℳ per 100 Kilo in Ratibor und 5,69 ℳ in Gleiwitz. Darnach liegt die Vermuthung nahe, daß die höheren Geldeinnahmen zum großen Theil nur von theurerem Leben herrühren. Innerhalb der Kategorie „Fabrikarbeiter" sind in Wahrheit die Löhne nicht so sehr verschieden ihrer Kaufkraft nach. Innerhalb ganz Deutschland werden selbstverständlich die Preise der Hauptnahrungsmittel noch mehr von Ort zu Ort verschieden sein und die Geldeinnahmen der Arbeiter noch weniger als in Schlesien als Kriterien der Wohlhabenheit gelten können. Die Budgets aus Frankreich und Belgien umfassen ein viel weiteres Feld von Arbeitern als „nur Fabrikarbeiter" oder „nur ländliche Arbeiter", es werden daher die Wohlhabenheitsdifferenzen auch größer sein. So hat unter den ländlichen Arbeitern die wohlhabendste Classe 299 Thlr. Gesammteinkommen, die ärmste 199 Thlr., Verhältniß wie 100 : 67. Unter den Fabrikarbeitern steht dieselbe in 3 Classen getheilt, die wohlhabendste Kategorie auf 1167, die ärmste auf 524, Differenz wie 100 : 43,5.

Am besten ließe sich die Frage, ob mit zunehmender Wohlhabenheit die Procente, welche auf Nahrung verwendet werden, abnehmen, entscheiden, wenn man nur

solche Familien nähme, bei denen die Geldeinnahmen wirklich die Wohlhabenheit darstellen, d. h. aus lauter Orten mit gleichen Preisen aller Hauptverbrauchsartikel der Menschen, oder, da solche Orte nicht existiren, wären alle Budgets immer aus je einer Stadt zu nehmen. Eine derartige Berechnung, welche auf ganz anderem Wege gefunden ist, liegt uns für Hamburg vor.

Dort sollen 40 808 Familien folgende Zahlen ergeben. Bei 607 ℳ per Familie sollen 67 pCt. auf Nahrung fallen, bei 911 ℳ 66,7 pCt., bei 1458 ℳ 56,7 pCt, bei 3040 ℳ 40 pCt., bei 4620 ℳ 34,2 pCt. und bei 14 590 ℳ nur 21,7 pCt. Auch hier zeigte selbst die ziemlich große Differenz von 607 ℳ gegen die nächste Stufe von 911 ℳ kaum eine Abnahme der Nahrungsprocente, die Wohlhabenheitsdifferenzen müssen also wohl schon recht groß sein, um abnehmende Nahrungsprocente zu ergeben. Die Differenzen, wie sie innerhalb der social untereinander ziemlich ähnlichen Kategorie „ländlicher Arbeiter" und „schlesischer Fabrikarbeiter" vorkommen, sind noch nicht groß genug, um diese Abnahme zu zeigen.

Diese Differenzen in der Wohlhabenheit sind gleichfalls noch nicht groß genug, selbst unter den belgischen und französischen Arbeitern, um ein ähnliches Gesetz, welches Schwabe für die Wohnungsausgaben gefunden hat, in diesen Klassen der Bevölkerung zu zeigen. Schwabe hat in Berlin zuerst gefunden, daß, je wohlhabender die Familien durchschnittlich sind, um so weniger Procente ihrer Ausgaben für Wohnungsmiethe darauf gehen. Mehrmalige Beobachtungen aus Hamburg und eine Beobachtung aus Leipzig haben bei vielen Tausenden von Familien dieses Schwabe'sche Gesetz bestätigt. Aber hier sind erst recht sehr bedeutende Wohlhabenheitsdifferenzen nöthig, um dieses Gesetz zahlenmäßig zu beweisen. Die Resultate sind hier gewonnen aus einer Vergleichung der Einkommensteuer und der Miethsteuer derselben Familien, ich habe die Quintessenz in folgender Tabelle zusammengestellt.

Vergleichung der Ausgaben für Wohnungsmiethe in Procenten aller Ausgaben.

Einkommens-Klassen.	Berlin (1867) 6170 Familien.	Hamburg (1868) 13084 Familien.	Hamburg (1874) 14691 Familien.	Leipzig (1875) 4021 Familien.
unter 650 ℳ	41,7 (?)	22,75	24,4	24,9
650— 1 900 „	23,9	19,55	20,9	20,5
1 900— 3 300 „	20,1	19,98	20,2	19,1
3 300— 4 300 „	20,1	19,51	18,7	16,7
4 300— 6 300 „	18,3	18,68	17,3	15,2
6 300—30 000 „	13,6	13,18	13,6	10,15
über 30 000 „	7,3	4,16	6,5	3,05

Für die unterste Wohlhabenheitsstufe will ich hier nur bemerken, daß dieselbe für Berlin ganz unbrauchbar ist. Hier ist nämlich, da die Einkommensteuer früher erst bei 1000 Thlr. anfing, für die Stufen unter 1000 Thlr. nur das Gehalt der Subalternbeamten im Staats- und Communaldienste benutzt worden, in der untersten Kategorie dieser Subalternbeamten, wie Boten, Briefträger, Portiers u. s. w. ist aber dieser Gehalt des Familienhauptes weitaus nicht die ganze Ein-

nahme der Familie, vielmehr pflegen hier Frau und Kinder oft recht viel mitzuverdienen. Die in unserer Tabelle angegebenen Wohnungsprocente sind also nur Procente der Einnahme des Familienhauptes, nicht der ganzen Familie. Für die oberste Wohlhabenheitsklasse bemerken wir umgekehrt zur Erläuterung der auffallend niedrigen Wohnungsprocente, daß hier nur die Ausgabe für Miethe oder eigene Wohnung in der Stadt, in welcher der Betreffende einkommensteuerpflichtig ist, mit in Betracht gezogen wird, nicht aber, was bei solchen Wohlhabenheitsclassen sehr oft vorkommt, auch die Ausgabe für Miethe oder eigenes Haus außerhalb der betreffenden Stadt. Leute solcher Wohlhabenheit haben aber wohl oft mehr als eine Wohnung, zum mindesten Winterwohnung in der Stadt, Sommerwohnung irgend wo außerhalb.

Um nun auf unsere Arbeiter zurückzukommen, so weisen deren Budgets das Schwabe'sche Wohnungsgesetz nicht nach, sondern ergeben annähernd recht ähnliche Procente. Die Unterschiede in der Wohlhabenheit müssen eben schon recht groß sein, um abnehmende Procente zu ergeben, das beweist z. B. auch unsere vorstehende Tabelle in der Mitte. Die verschiedenen Wohlhabenheitsstufen zeigen enorme Differenzen, trotzdem nehmen die Wohnungsprocente nur sehr unbedeutend ab, wie sollte bei den sehr viel geringeren Wohlhabenheitsdifferenzen innerhalb der deutschen, belgischen und französischen Arbeiterklasse sich dies zeigen?

Alle diese Untersuchungen sind überhaupt erst sehr im Großen durchzuführen, die bisherigen Versuche im Kleinen zeigen nur, wie interessante Resultate aus Ausgabebudgets gewonnen werden können.

Entstehung, Probleme und Parteien der Erkenntnißtheorie.

Von
Hans Vaihinger.
Straßburg i. E.

„Erkenntnißtheorie“ ist das Schlag- und Lieblingswort der heutigen Philosophie. Es ist daher ein passender Gegenstand für einen Rundschau-Bericht, Entstehung, Wesen und Richtungen dieser „erkenntnißtheoretischen Strömung“ genauer ins Auge zu fassen, um so mehr, als über diese Punkte in engeren und weiteren Kreisen manche Irrthümer verbreitet sind.

Das naive und ungebildete Bewußtsein operirt zunächst ganz rückhaltslos mit den Erscheinungen. Diese werden einfach als absolutseiende Wesen vorausgesetzt, die für uns eben auf einmal gegeben sind, die aber im Uebrigen auch außerhalb unserer Vorstellung gerade so sind, wie sie sich uns geben. In diesem *ersten* Stadium (*naiver Realismus*) wird ohne alle Rücksicht auf das Subject philosophirt. Dieser Zustand wird aber im Laufe der Zeit durch mannigfache Einflüsse verändert. Es werden insbesondere die Sinnestäuschungen, welche man durchschaut, die Ursachen zu einer Besinnung über das Verhältniß des Subjects zum Object, und sie tragen dazu bei, die sinnliche Wahrnehmung zu discreditiren. So entsteht eine einseitige Ueberschätzung des Denkens und als Reaction dagegen eine ebenso einseitige Ueberschätzung der sinnlichen Wahrnehmung. Eine wissenschaftliche Untersuchung der Organe und

Begriffe aber, mit welchen wir operiren, findet in diesem zweiten Stadium oder beim Dogmatismus noch nicht statt. Erst im dritten Stadium, beim Kriticismus, wird nicht nur überhaupt über Wahrnehmen und Denken gestritten, sondern es wird die Wirksamkeit der einzelnen Prozesse gegeneinander mit wissenschaftlichem Maßstab abgewogen, und vor Allem wird jeder Begriff, mit welchem man operirt, nach seiner Herkunft und seiner Berechtigung, nach seinem Geburts- und Legitimationsschein gefragt, und überhaupt sowohl bei jeder einzelnen Erscheinung, als bei dem Welträthsel im Ganzen das Verhältniß des Objects zum Subjecte der Mittelpunkt der Fragestellung, und die Forschung concentrirt sich darauf, die subjectiven Zuthaten und Auffassungsweisen abzulösen von den reinen Objecten an sich.

Diese drei Stadien finden sich schon bei den Griechen. Die ersten Philosophen (Thales u. s. w.) gehören dem ersten naiven Stadium an. Dem zweiten Stadium sind die Pythagoräer und Eleaten als Intellectualisten, die Atomistiker als Sensualisten zuzurechnen. In das dritte Stadium treten die Griechen mit den Sophisten, deren Sensualismus von Platon intellectualistisch und von Aristoteles rationalistisch bekämpft, von Epikur sowie den Stoikern als Empirismus erneuert und weitergebildet wird. Auch in der christlichen Zeit findet sich dieselbe Aufeinanderfolge der Stadien. Wir können die ganze Zeit bis auf Cartesius und Bacon der ersten Periode zurechnen, und die dritte mit Locke, Hume und Kant beginnen, so daß die übrige Zeit dazwischen dem zweiten Stadium zufiele. Wir wollen nur als Hauptvertreter des Sensualismus Hobbes, des Rationalismus Cartesius und Spinoza erwähnen. Die wissenschaftliche Behandlung der Sache beginnt mit Locke. Die Geburtsstunde der Erkenntnißtheorie in der modernen Zeit erzählt er selbst in der Vorrede zu seinem „Essay"; bei der mit mehreren Freunden gemeinschaftlich versuchten Lösung philosophischer Probleme hätten sich allerlei Schwierigkeiten und Zweifel erhoben und da sei ihm denn eingefallen, „daß wir wohl einen falschen Weg eingeschlagen hätten, und daß vor Beginn solcher Untersuchungen man seine eigenen Fähigkeiten prüfen und sehen müßte, welche Dinge sich zu einer Beschäftigung für den Verstand eignen." Locke bekämpfte nun bekanntlich die Doctrin von den angeborenen Vorstellungen und Erkenntnissen, und suchte unsere Begriffe der Causalität, der Substanz, des Unendlichen, der Identität u. s. w., ferner die mathematischen und moralischen Sätze auf die Erfahrung und ihre psychologische Verarbeitung zurückzuführen und sie so dem Rationalismus zu entreißen, der ihre Angeborenheit behauptete. Diese genetische Betrachtungsweise fand überall den lebhaftesten Beifall, freilich auch trotzigen Widerspruch, und während sich Berkeley und Hume, Condillac und auch manche deutsche Aufklärungsphilosophen an ihn anschlossen, fand er in Leibnitz den heftigsten Gegner. Als nun aber der immer weiter um sich greifende Sensualismus in Materialismus, der Empirismus in Skepticismus umschlug, trat Kant mit seiner originellen Erkenntnißtheorie hervor. Der Empirismus hatte behauptet, daß unsere Erkenntniß aus der Erfahrung stamme und daß es darum auch keine über die Erfahrung hinausgehende Erkenntniß geben könne, womit natürlich die religiösen Grundbegriffe fielen; der Rationalismus dagegen lehrte, daß die wichtigsten Sätze und Erkenntnisse uns angeboren und darum nicht bloß, wie die Erfahrungswahrheiten, nur wahrscheinlich, sondern absolut gewiß seien, und außerdem eine über die Erfahrung hinausgehende Wissenschaft erschlössen.

Kant verband Beides in der „Kritik der reinen Vernunft", dem Grundbuche der modernen Erkenntnißtheorie, indem er lehrte, daß allerdings aus dem Schooße des Subjects eine Reihe von angeborenen Formen hervorsteigen, und daß vermittelst ihrer die uns gegebenen Empfindungen verarbeitet werden, daß jene Formen aber darum über die Welt der Dinge an sich keinen Aufschluß geben, in welcher also immerhin jene religiösen Wahrheiten wenigstens mögliche seien. Im Uebrigen hatte er alle Forschung, auch die philosophische, dadurch auf die Erfahrung eingeschränkt, aber durch die Annahme apriorischer Formen und der Möglichkeit apriorischer Ableitung von Erkenntnissen aus ihnen die große metaphysische Periode, welche auf ihn folgte, eingeleitet. Selbst bei Schleiermacher und Herbart, welche besonnener Natur waren, trat nun die Erkenntnißtheorie über Gebühr zurück, bis sie um die Mitte dieses Jahrhunderts wieder in den Vordergrund trat. Die Ursachen dieses Umschwunges sind in einem früheren Berichte besprochen worden, weshalb hier nur kurz erwähnt sei, daß die Reaction gegen den extremen Idealismus und Materialismus, die positiven Wissenschaften und ihre eigenen Bedürfnisse, und der Einfluß Mills und Schopenhauers die Hauptfactoren dieser neuen Betheiligung an den Problemen der Erkenntnißtheorie waren. Die Parteivertheilung in Deutschland in der Gegenwart ist etwa folgende: der strenge, an Hume und Mill sich anlehnende Empirismus hat Avenarius, Fechner, Göring, Laas, Paulsen u. A. zu Vertretern. Besonders das Werk von Göring: „System der kritischen Philosophie", Leipzig 1874, ist hervorzuheben. Der Kantianismus ist in Lange's „Geschichte des Materialismus", 3. Aufl. 1877, zu Grunde gelegt und hat zu weiteren Vertretern Liebmann, Cohen („Kant's Theorie der Erfahrung"), Stadler u. A. Eine Mittelstellung nimmt Wundt ein in seinen zahlreichen Werken, sowie Helmholtz, Sigwart, Ueberweg und Riehl, dessen Werk: „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft", Leipzig 1876, besonderer Erwähnung bedarf. Die idealistischen Metaphysiker, wie insbesondere Lotze, der bedeutendste lebende Philosoph in Deutschland, und v. Hartmann, und die realistischen Denker wie Dühring, v. Kirchmann, haben ihre Systeme auf eigenthümlichen erkenntnißtheoretischen Hypothesen aufgebaut. Im Anschluß an Kant haben auch Fichte d. J. und Weiße ihrem System eine Erkenntnißlehre vorangestellt, Ulrici über Glauben und Wissen geschrieben, ehe er Gott und Natur besprach, Carriere den Standpunkt des Idealrealismus für die Darstellung der Aesthetik wie der sittlichen Weltordnung kritisch begründet.

Fragen wir nun nach dem Wesen und der Aufgabe der „Erkenntnißtheorie"*), so ist diese Frage schon darum nicht leicht zu beantworten, weil die Ansichten über die Grenzen dieser Disciplin keineswegs übereinstimmen, und dieselbe mit Psychologie, Logik und Metaphysik sich auf

*) Dieses Wort wurde im Anfang der dreißiger Jahre gebildet und findet sich gedruckt wohl zuerst bei Gruppe, Antäus 1831. Zu einem geflügelten Worte hat Zeller den Ausdruck gemacht durch seinen (1877 in seinen gesammelten Aufsätzen wieder abgedruckten) Vortrag vom Jahre 1862: „Ueber Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie". Heidelberg 1862. Zum Folgenden ist noch zu vergleichen Paulsen: „Ueber die principiellen Unterschiede erkenntnißtheoretischer Ansichten" (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 1877 I, 2. 159 ff.) und Vaihinger: „Ueber den Ursprung des Wortes Erkenntnißtheorie" (Philosoph. Monatsh. 1876, XII, 2. 84 ff.).

allen Punkten aufs engste berührt. Nach diesen Berührungspunkten kann man die Aufgaben der Erkenntnißtheorie in drei Gebiete theilen, welche ich als den psychologischen, den logischen und den metaphysischen Theil der Erkenntnißtheorie bezeichnen will.

Die erste, psychologische Aufgabe der Erkenntnißtheorie besteht in der psychogenetischen Erklärung unserer ganzen Vorstellungswelt, aller unserer Begriffe und Erkenntnisse. Das Seelenleben entwickelt sich aus niederen und unansehnlichen Anfängen. Die Weltvorstellung eines Kindes und noch mehr die eines Thieres sind anfänglich unendlich arm und gering. Vergleichen wir etwa den theoretischen Inhalt in dem Kopfe eines Newton, eines Goethe mit dem Inhalt eines niederen unentwickelten Lebewesens, so entsteht das Problem, aus welchen Quellen sind dem höher gebildeten Individuum seine reichen Begriffe, seine umfassenden Sätze, sein ganzes Weltbild zugeflossen? Es giebt hier nur drei mögliche Antworten: von außen, von innen, von außen und innen zugleich. Wer die Erkenntniß von außen ableitet, läßt sie aus den Sinnen entspringen, daher der Terminus Sensualismus; von innen ist identisch mit „aus dem Verstand" (Rationalismus) oder „aus der Vernunft" (Intellectualismus). Nach dem ersteren giebt es gar nichts in dem Inventar unserer Vorstellungen, das nicht unmittelbar oder mittelbar aus der Erfahrung des äußeren oder inneren Sinnes stammte; vor der Erfahrung ist die Seele nur eine tabula rasa, auf welcher erst durch die Erfahrung Eindrücke eingezeichnet werden. Nach der anderen Ansicht stammt nun zwar nicht alles von innen (nur Leibnitz hat dies behauptet), sondern nur das Wichtigste und Wesentlichste, seien dies nun schon fertige Begriffe und Sätze, wie bei Cartesius, oder nur Formen, wie bei Kant, und darnach unterscheidet man dann materialen und formalen Rationalismus. Der Gegenstand theilt sich nun näher in die zwei Haupttheile, in die Lehre vom anschaulichen Vorstellen (Aesthetik), wo die räumlichen und zeitlichen Anschauungen nebst den Sinnesempfindungen untersucht werden, und in die Lehre vom begrifflichen Vorstellen (Ideologie); und dieser Theil zerfällt in zwei Unterabtheilungen, in die Lehre von der Entstehung der Verstandesbegriffe und Verstandesurtheile (Causalität, Substantialität u. s. w.) und in die Lehre von den Ideen der Vernunft (Gottheit, das Absolute, die moralischen und ästhetischen Begriffe und Sätze). Mag man nun die Vernunft als eine selbständige Quelle von Wahrheiten neben den Sinnen anerkennen, oder mag man alle Begriffe nur für transformirte Empfindungen erklären, so muß beidemal die Untersuchung auf dem Boden der psychologischen Forschung geschehen, dort, um jene inneren Erkenntnisse vollständig und sicher zu sondern und ihre Einwirkung auf die durch sie zu verarbeitenden Erfahrungseindrücke zu bemessen und sie rein von der Beimischung mit dem von außen Gegebenen loszulösen, hier, um die Umwandlung des unmittelbar gegebenen Empfindungsstoffes in die höheren und reicheren Begriffe nach psychologischen Gesetzen der Association und Conglomeration aufzuzeigen. Es erhebt sich dann die Frage, wieweit hierbei unsere Seele activ sei, ob und inwiefern sie vielleicht den gegebenen Stoff mit Formen aus ihr selbst heraus versetze, wie weit diese Alterationen das Wesen des Eindrucks verändern u. s. w. Innerhalb des Sinnesgebietes concentrirt sich jetzt das Hauptinteresse auf den Ursprung der Raumvorstellung, ob dieselbe eine subjective Zuthat zu der reinen Erfahrung sei oder schon

eine objectiv gegebene Thatsache; im Gebiet der Verstandesbegriffe ist es insbesondere die Causalität, welche den Zankapfel bildet zwischen denen, welche behaupten, sie sei ein Begriff a priori, und denen, welchen sie nur eine a posteriori gegebene, erfahrungsgemäß aufgefaßte Vorstellung ist; im Gebiet der Vernunftideen ist es der Begriff des Unbedingten und Unendlichen, welcher bald aus dem Innern stammen, bald ein empirisch entstandener sein soll. Zu dieser Physiologie der Erkenntniß hat dann noch eine Pathologie derselben zu treten, d. h. die Lehre von den mehr oder weniger nothwendigen Irrthümern, also etwa dasjenige, was Kant unter dem Namen der Dialektik zusammenfaßt.

Von der Lösung dieser psychologischen Frage hängt nun die zweite logische ab. Handelt es sich dort darum, wie faktisch das Erkennen erworben wird, so dehnt sich die Frage hier dahin aus, durch welche Methode Erkenntnisse erworben werden sollen. Wie können wir allgemeine und sichere Erkenntnisse erreichen? Wie können wir die wirkliche Welt erkennen? Die Antworten hierauf lauten verschieden: der Apriorismus, sich an den Rationalismus anschließend, sagt: „Durch syllogistische Ableitung aus ursprünglich gewissen, nicht beweisbaren, nicht aus Erfahrung, sondern aus Innen stammenden Sätzen." Der Empirismus, dem Sensualismus treu, antwortet: „Durch Combination sinnlicher Wahrnehmungen nach den Regeln der inductiven und deductiven Logik." Wenn man alle oder einen Theil der Wahrheit aus den uns innewohnenden Ideen und Formen ableitet, so schließt man sich an Fichte und Hegel, theilweise auch an Kant an, der gewöhnlich ganz falsch verstanden wird, wenn man ihn nur ohne Weiteres als Erfahrungsphilosophen charakterisirt. Während nun diese aprioristische Richtung zugleich behauptet, auf diese Weise zu apodiktischen und absolut sicheren Urtheilen zu gelangen, nimmt der Empirismus, der alle Erkenntniß für ein Erzeugniß der Wahrnehmung hält, mit wenn auch hoch gesteigerter Wahrscheinlichkeit vorlieb. Die brennende Frage nach der Methode der Philosophie hängt eben darum von der Erkenntnißtheorie ab, ist sogar ein Theil von ihr. Es ist das nicht blos die Frage, ob dieselbe sich auf die Erfahrung beschränken müsse, denn das thaten, in gewissem Sinne, auch Kant und Hegel, sondern auch ob diese Erfahrungswelt, ganz abgesehen von unsinnlichen Realitäten, selbst durch Erfahrung allein oder mittelst allgemeiner, angeborener Formen, durch dialektische Methode u. s. w. zu erkennen sei. Das ist also die Frage, ob etwa die Philosophie, die sich mit dem Weltganzen beschäftigt, darum eine andere Methode zu befolgen habe, als die Einzelwissenschaften, welche specielle Theilstücke der Welt zu ihrem Gegenstande haben, ein Problem, das sich dann dahin erweitert, ob und wie die letzte und eigentliche Wirklichkeit zu erreichen sei, ob wir sie nur wissen und ergreifen, oder ob und wie weit wir sie auch erklären und begreifen können. Diese letztere Hoffnung, Alles Wirkliche rationalisiren, d. h. denkend auflösen zu können, begleitet meistens den rationalistischen Apriorismus, während der Empirismus die Unbegreiflichkeit der letzten Wirklichkeitselemente behauptet.

Und dies leitet uns über zu dem dritten, dem metaphysischen Punkte, d. h. zu der Frage, wie sich das Denken zu dem Sein verhalte, also zu der Frage nach dem Wahrheitswerthe des menschlichen Erkennens. Diese dritte Frage ist bei Weitem die wichtigste und schwierigste. Das Problem, welche Rolle das Vorstellen und Erkennen, das selbst ein Theil der Wirklichkeit ist, in dem Gesammt-

zusammenhang des Wirklichen spiele, bietet dem Nachdenken verzweifelte Schwierigkeiten dar. Die Fragen nach dem Daß und Wie der sog. objectiven Welt stürzt den Geist in anscheinend unlösbare Antinomien. Auf die Frage nach dem Wie finden wir nun wieder zwei entgegengesetzte Antworten, die man gemeinhin als Realismus und Idealismus (oder Phänomenalismus) bezeichnet. Nach der ersteren Ansicht ist das Denken und Vorstellen eine mehr oder weniger zutreffende Abbildung der Wirklichkeit; die Vorstellungen wiederholen die Dinge, seien diese nun materielle oder geistige, nur in der Form des Denkens, wie sie in der Form des Seins außer uns wirklich vorhanden sind. Die zweite Ansicht aber lehrt, daß unser Erkennen uns nur Erscheinungen (Phänomene) nicht Dinge an sich giebt, daß unser ganzes Weltbild nur subjectiv, formell ist, aber keineswegs die wirklichen Dinge abbildet. Abgesehen von anderen Modifikationen tritt letztere Ansicht auch speciell als Symbolismus auf, z. B. bei Helmholtz, nach dem unsere Vorstellungen ein System von Symbolen und Zeichen des Wirklichen sind, vermittelst dessen wir praktisch stets dasselbe berechnen können, das aber ebenfalls keine directe Abbildung der Welt giebt. Gegenüber dem Realismus, wenn er die Möglichkeit absoluter Erkenntniß lehrt, tritt der Relativismus ein, welcher auf die Beschränktheit unserer Erkenntnißorgane hinweist, während der Positivismus Comte's, die Ursachen für unerkennbar haltend, sich nur an die phänomenalen Wirkungen hält und endlich der, übrigens selten vertretene, Skepticismus alles Wissen überhaupt bestreitet. Aber auch in Bezug auf die Frage nach dem Daß der Außenwelt ist eine realistische und eine phänomenalistische Theorie zu unterscheiden, welche jenes alte berüchtigte Vexirproblem der Philosophie verschieden beantworten. Nach der Ersteren haben wir in jeder Wahrnehmung ein Doppeltes zu trennen, unsere Vorstellung von dem Ding und das Ding selbst, welches jener Vorstellung reell entspricht, mag nun dieses Ding an sich ebenso oder anders aussehen, als jene Vorstellung. Nach der zweiten Theorie ist alles Esse-Percipi, giebt es kein Object ohne das und außer dem Subject, existirt neben dem Acte der Vorstellung nichts und geht alles Wirkliche in den Sensationen oder Perceptionen auf. Der Begriff des Seins — der schwierigste aller Begriffe — ist dann einfach identisch mit Wahrgenommen-werden, und dieser Relativismus leugnet das absolute Sein und nimmt als einzig Seiendes nur das Gegebene (d. h. die Sensationen) an — und nennt sich darum auch Positivismus. Der Relativismus des „Wie" leugnet das absolute Erkennen, der des „Daß" das absolute Sein; man nennt jenen wohl auch relativen, diesen absoluten Idealismus oder Phänomenalismus. Dem Skepticismus in dem Gebiet des „Wie" entspricht der Solipsismus im Gebiet des „Daß" bei der Frage nach der Außenwelt; jener sagt, es giebt von Seiten des Subjects keine Erkenntniß des Objects, dieser, es giebt kein wahrhaftes Object außer dem Subject. Die einzelnen historischen Ansichten sind specifische Modificationen und Combinationen der hier aufgestellten Kategorien.

Von der Lösung dieser dritten Frage wird nun direct die metaphysische Ueberzeugung beeinflußt, die sich noch durch die Antwort auf die beiden übrigen näher bestimmt. Von dem Ausfall der Antworten auf diese dreifache Frage nach dem Verhältniß des vorstellenden Subjects zu dem vorgestellten Objecte hängt es ab, ob man überhaupt auf alle Metaphysik verzichtet mit Hume,

Kant, Comte u. s. w., und was man, eine partiale oder totale Erkenntniß der Dinge annehmend, als letzten Wirklichkeitsfaktor ansieht, aus dem der unendliche Reichthum und Wechsel der Erscheinungen abzuleiten sei; erst wenn erkenntnißtheoretisch das Phänomen überhaupt in seinem Wesen, seinen Bedingungen untersucht ist, kann man hoffen, die Phänomene, deren empirische Relationen die Einzelwissenschaften zum Gegenstande haben, metaphysisch auf ihr gemeinsames Element zu reduciren, sie aus diesem wieder abzuleiten und so den Gesammtzusammenhang der Welt zu verstehen.

Ostturkestan.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Unerwartet hob sich mit der Aufrichtung eines ostturkestanischen Reiches im Jahre 1864 der Schleier, welcher bis dahin so dicht diese „östliche Türkei“ den Blicken des Abendlandes verhüllte, und plötzlich ist dort der Vorhang wieder gefallen, da dem im Mai 1877 erfolgten Tode des Reichsbegründers, des Emir Jakub Beg, die chinesische Rückeroberung der abtrünnigen Provinz unter Strömen Blutes auf dem Fuße folgte.

Englischen und russischen Forschern verdanken wir, so kurz diese Frist auch war, in welcher Europäer unter dem Schutz strenger Gesetzesherrschaft, wiewohl meist mißtrauisch bewacht, das merkwürdige Land bereisen durften, so wichtige Aufschlüsse über dasselbe, daß es bei der unberechenbaren Zeitferne der Weiterentwicklung unserer Kenntniß in dieser Richtung verlohnen möchte, das bis dahin Errungene kurz zu überschauen.

Die Karte 64 im Stieler'schen Handatlas bietet uns ein anschauliches Bild des in Rede stehenden Raumes, dem wir nur für die östlichen Grenzgebiete sogleich einige Berichtigungen zufügen müssen, entlehnt den Ergebnissen der gerade noch vor Thorschluß (im Winter von 1876 zu 77) ausgeführten Expedition des Oberstlieutenant Prschewalski.

Wir befinden uns in dem Gebiet der innerasiatischen Becken ohne Abschluß nach dem Meere, wohin wir den Leser dieser Blätter bereits früher an der Hand des Richthofen'schen Meisterwerks geleiteten. Allen das asiatische Festland umgebenden Meeren ferngerückt, liegt hier recht im Centrum des größten der Erdtheile das osttürkische Land, als Stromgebiet des gewaltigen ostwärts verlaufenden Steppenflusses passend das Tarimbecken genannt.

Hoch und lückenlos starren nach drei Seiten Alpengebirge empor: im Norden das Himmelsgebirge oder der Tianschan (tiën schan der Chinesen), im Süden der uralte Kuenlun, im Westen das Rothe Gebirge (Kisil Tag oder Kisil Jart der Türken), der nordöstliche Rand des „Dach's der Welt“, d. h. des Pamir-Hochlandes, an dessen Stelle frühere Karten nur einen schmächtigen Gebirgszug unter dem thatsächlich nicht vorhandenen Namen Belur Tag zu zeichnen pflegten. Die Kammhöhen dieser Gebirgsmauern erreichen zum Theil die seltene Höhe von 6000^{m}, ihre Zinnen erheben sich bis gegen 8000^{m}, und selbst die minderhohen

Paßübergänge nähern sich 4000ᵐ, übertreffen also die Höhe unserer Gotthard-Straße fast um das Doppelte. Flußthalwege führen zwar in tieferen Schluchten durch die mehr abgerundeten Gipfelreihen des Kuenlun hindurch, gerade wo seine Kammlinie die genannte Riesenhöhe einhält; indessen sie bringen in weiten Krümmungen nur auf noch viel mächtigere Höhen, auf die höchste Bodenschwellung der jetzigen Erdrinde, die im allgemeinen sogenannte tibetanische, wo sich die Gewässer von Ostturkestan und Indien scheiden und selbst ein Paß wie der Karakorum (von 5654ᵐ Seehöhe) seine Umgebung nur „wie ein Eisenbahndamm" überragt.

Nicht so völlig, wie es bisher auch unsere besten Karten darstellten, lassen die beiden Nachbargebirge, Tianschan und Kuenlun, parallel oder gar auseinanderweichend den Osten des Tarimlandes geöffnet. Beide vertauschen vielmehr in dieser Gegend ihre sonst eingehaltene Normalrichtung untereinander, und indem sich so örtlich der Südrand des Tianschan-Systems als Kuruk Tag (Kurungle Tag unserer Karte 64) gen Ostsüdosten wendet, der Kuenlun gegen den Lob-See ostnordöstlich vortritt, bleibt zwischen ihnen nur noch eine Oeffnung von 300 Kilometer oder nicht ganz 40 deutschen Meilen. Das ist die werthvolle orographische Entdeckung Prschewalskis, daß nicht, wie man gewohnt war anzunehmen, der 36., sondern der 39. Parallelkreis hier den Nordabhang des Kuenlun streift, der mithin um volle drei Breitengrade weiter nördlich zu liegen kommt, — eine nicht geringere Berichtigung der Karte Innerasiens als die Mitteleuropas sein würde, wenn man den Nordrand des böhmischen Gebirgskessels vorher südlich der Donau in den Raum der Ostalpen eingetragen hätte und nun eines Besseren sich belehrte. Der Name jedoch, den dieser jüngst entdeckte Kuenlun-Vorsprung bereits bei uns zu führen begonnen hat, Altyn Tag, ist ein verfehlter; Altyn Tag ist gar kein Name, bedeutet vielmehr den untern Theil des Gebirgsabfalls, das „Untergebirge", im Gegensatz zum „Obergebirge" (Ustjun Tag).

Innerhalb dieses großartigen Geheges himmelanstrebender Gebirge liegt nun eine völlig gebirgsfreie Ebene, die Gebietsfläche des Deutschen Reiches an Größe überragend, zumal wenn wir ihre etwas unbestimmte Ostgrenze erst jenseit der genannten Gebirgseinschnürung in der Längenlage der Ostspitze des Tianschan, also unfern dem Meridian von Hami (Chamil) ansetzen. Muldenartig oder flachbeckenförmig heben sich die Ränder der Ebene nach dem Fuß der Gebirge, und zwar in der geschlossenen Westnische zu 1200—1400ᵐ, während Korla, dicht am Kuruk Tag gelegen, nur 792ᵐ mißt. Im Ganzen senkt sich der Boden gen Osten, wo der von Prschewalski für den Lob Nor gehaltene Mündungssee des Tarim mit einer Spiegelhöhe von 671ᵐ den niedrigsten uns bekannten Theil des ganzen Ostturkestan bezeichnet; dabei mag man die stärkere Böschung des Beckenrandes gegenüber derjenigen des Beckeninneren daraus entnehmen, daß zwischen Jarkand und dem 22 Meilen nordöstlich davon belegenen Ort Maralbaschi die Senkung der Bodenfläche 89 Centimeter auf ein Kilometer beträgt, hingegen von Maralbaschi bis zu Prschewalskis Lob Nor nicht mehr als 40. Im Mittel wird man die Höhenlage der ostturkestanischen Ebene auf ungefähr 940ᵐ veranschlagen dürfen, also wenig mehr als die Gipfelhöhe des Inselsbergs im Thüringer Wald, — einen für Innerasien in der That recht mäßigen Höhenwerth.

Der geneigte Leser kennt schon aus Früherem die Naturgeschichte des

Bodens dieser Hochebene. Es ist der Westflügel des „Trocknen Meeres", jenes noch im Tertiäralter durch die Dsungarei bis an den Kuenlun und bis in die östliche Mongolei ausgedehnten Binnengolfs des inzwischen weit gen Norden durch Landhebung zurückgedrängten Weltmeers.

Durch solchen Rückzug des Oceans allmählich trocken gelegt, zeigt dieser Boden jetzt Sandwellen statt Wasserwogen, ganz ähnlich dem der Mongolei, welcher (halbwegs zwischen Peking und Urga) auch auffallend ähnliche Beckentiefe erreicht und noch gegenwärtig in offenem Zusammenhang mit ihm steht; denn beide Becken scheidet eben nur ihr sanft gegen einander ansteigender Rand, kein Gebirge. Sandmeer (Schamo) nennen die Chinesen die mongolische Wüste, Takla Makân die Osttürken die des Tarimbeckens. Daß jedoch dieser Sand, in welchen der Moslim die Hand taucht vor dem Gebet, da zur vorgeschriebenen Waschung es an Wasser gebricht, der alte Meeressand ist, darf man nicht behaupten. Ununterbrochen ein Spiel der Winde, ist er so gut wie der gelbliche Lößlehm, der abwechselnd mit ihm, wenigstens nach dem Beckensaum hin den Boden der ostturkestanischen Fläche zusammensetzt, auch ein Kind der bewegten Luft, die machtvoller als der spärliche Regen und das Thauwasser dazu beigetragen hat und immerfort noch beiträgt, die abwitternde Oberfläche der umkränzenden Felsen von solchem Staube frei zu fegen. Zwar die kühnen Abstürze eines Kisil Jart vergleichen englische Reisende noch in ihrem heutigen Aussehen mit einer aus seeebenem Vordergrund sich erhebenden Felsenküste; aber so eingehüllt ist der gewiß einst von der Brandung des vorgeschichtlichen Meeresufers aufgethürmte Felsschutt von der hoch darüber gelagerten und mit der Zeit in sich gefestigten Staubmasse, daß die Wohnungen der Menschen hier nirgends aus Stein, allenthalben aus Thon errichtet, die Pferde (außer für Gebirgsreisen) gewöhnlich nicht behuft werden. Die Aufhöhung des ehemaligen Meeresgrundes werden wir also nicht bloß dem wirklichen Aufsteigen desselben, sondern auch der mit jedem Jahrhundert wachsenden Staubüberlagerung zuzuschreiben haben, wie wir gleichfalls von Richthofen gelernt haben, die im Innern einer vollkommenen Horizontalebene sich doch nur annähernde äußerst flache Hohlform des Beckens in dem erst erwähnten Böschungswechsel auf den nämlichen, noch unter unseren Augen fortschreitenden Bildungsvorgang zurückzuführen.

Klima und Gewässerbestand werden von den eben geschilderten Oberflächenverhältnissen in großartiger Einfachheit geregelt, wie sie ihrerseits wieder letztere beeinflussen. Bricht auch der dreiseitige Gebirgseinschluß oftmals die Kraft der ins Tamirland eindringenden Stürme und ermäßigt die gar zu raschen Temperatursprünge, so leidet dennoch das ganze Gebiet an starken Schwankungen von Hitze und Kälte, weil die verdünnte Luft der eingeschlossenen Hochfläche, die noch weit mehr verdünnte der Randgebirge die tägliche und sommerliche Zustrahlung der Sonnenwärme ebenso kräftig wirken läßt, wie die nächtliche und winterliche Ausstrahlung, das Meer aber gänzlich vermißt wird mit seiner milden Ausgleichung derartiger Extreme. Dazu gesellt sich nun, Hitze und Kälte vollends steigernd, die außerordentliche Trockenheit der Luft, welche die Durchlässigkeit derselben für Wärmestrahlen so vermehrt, die überwiegende Wolkenlosigkeit des Himmels, welche dem Boden die beschirmende Decke nicht gönnt. Ostturkestan übertrifft daher im Maße der

Sommerwärme, trotz oder vielmehr theilweise in Folge seiner Höhenlage um etwas Länder gleicher Breite, z. B. die Mittelmeerländer, steht ihnen aber weit mehr nach durch den sogar anhaltenden Winterfrost. Lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich der Stadt Jarkand mit dem fast unter der nämlichen Breite gelegenen Palermo: dort beträgt die Mittelwärme des Jahres 12,3° C., hier 17,6; dort die Mittelwärme der drei Sommermonate 25,2, hier 24,2; dort diejenige des Wintervierteljahres — 3,5, hier 11,5. Das Bezeichnende liegt also nicht sowohl in der für Jarkand gegenüber Palermo um 5,3° geringeren Jahrestemperatur, sondern in dem um volle 15° kälteren, Eis bildenden Winter bei einem noch um 1° heißeren Sommer; die schon bisher in Ostturkestan (abgesehen sogar von den Gebirgen) beobachteten höchsten und niedrigsten Temperaturgrade von 39 (im Schatten; in den unmittelbaren Strahlen der Maisonne einmal 60!) und — 29 lassen vermuthen, daß die somit erwiesene Schwankung von 68° noch nicht die äußerste sein wird.

Im eigentlichen Winter, also vom December ab, thauen die Gewässer in der Regel gar nicht auf; die durchweg nur ganz flachen Seen legen den Eispanzer meist schon im November an. Dann schlägt man Eisblöcke aus den Gebirgsflüssen, um sie in Gruben zu bergen für Durststillung und Kühlung im Sommer; das Wildpret kommt wie die süßesten Weintrauben gefroren zu Markt, und die Reben sind sorgfältig vom schrägen Spalier abgehoben und in die Erde eingesenkt. Schneidend kalt weht die Luft von Ost und Nordost, denn vom kältesten Raum der Ostfeste, dem nordöstlichen Asien, zieht schwer und langsam der Luftstrom über das Nordgebirge und in die westlich geschlossene Sackgasse des Tarimlandes; die Gebirgskämme vermögen selbst diese Luft noch kälter zu machen und so mit ihrem Schnee sich zu schmücken, während über der Ebene gewöhnlich der Himmel nur sich bezieht, selten ihr einen geringfügigen Schneefall bescheerend.

Schon mit dem März macht sich aber der Frühling bemerkbar: die beginnende Auflockerung der Luft über der südostwärts gelegenen Hauptmasse Tibets erzeugt Winde aus dem nordwestlichen Horizontviertel, das letzte Eis zerthaut, die Weidenbäume an den Flußufern schlagen aus. Anfangs April bereits labte sich Shaw bei Kaschgar am Anblick der ergrünenden Saaten; am 4. Juni sah er die Gerste reif, den Weizen zwar noch grün, aber in vollen Aehren, der Reis wurde ausgesäet, die Luzerne gemäht, Pfirsiche und Aprikosen reiften die Menge. Dann aber kommt die erstickende Sommergluth, vor der man in den Laubenschatten der um alle Ortschaften zu sehenden Gärten entflieht; die Luft füllt sich mit feinem Staub, der mitunter dermaßen das Himmelsblau dauernd vertrübt, ja die ganze Landschaft verschleiert, daß man des Mittags sogar Beleuchtung braucht, um lesen zu können; heftige Wirbelstürme, wenn auch nie so furchtbare wie in der ungeschützteren Mongolei, brechen wohl bisweilen aus, unter Blitz und Donner Sandhosen über die weiten Flächen jagend, aber kaum nach solchen Erregungen des Luftmeers wird der lechzende Boden von einem unbedeutenden Sprühregen erquickt, überhaupt das ganze Jahr hindurch nur etwa drei- oder viermal. Bewohnbar wird folglich dieser weite Raum allein durch die Flüsse, die rettenden Sendlinge derselben Felsenwälle, an deren Außengehäng und an deren Zinnen die ins Innere ziehenden Luftmassen in Form von Regen oder Schnee so gründlich ihre Feuchtigkeit verlieren, daß sie dürre

Föhne werden. Die Flüsse fast allein tränken die Ebene (sehr selten thun das Quellen in letzterer selbst, die man dann wohl mit Hütten überbaut, um sie gegen Verwehung durch den Sand zu schützen); die Flüsse sind es aber auch, welche den überall salzdurchdrungenen Boden an ihren Ufern entsalzen und dadurch erst benutzbar machen.

Ungezählte Bergquellen, zumal auf den von der feuchten Luft Indiens bestrichenen „Eishöhen" (Mus Tag) des Karakorum im fernen Südwesten auch zahlreiche Gletscher, spenden im großen Verein ihre unschätzbare Gabe der wüstengleichen Mulde. Kaum ein zweites Land ist so sehr hydrographisch geeint und verdient darum so sehr die Taufe auf seinen Fluß, wie das Tarimland; kein Flußsystem hat seine Wurzeln auf so erhabenem Gebirgskranz wie das des Tarim. Vom Himmelsgebirge rauschen die Wasser in Menge hernieder, die hohe Pamir-Platte gewährt, woran der treffliche Hayward noch zweifelte, trotz der anscheinend wandartig geschlossenen Schrofen des Kisil Jart durch enge Schlüfte ihren Wassertribut, besonders aber durchfurchen massenhafte Quelladern das gewaltige Hochland des Südens, das in viel größerer Ausdehnung als die beiden anderen Grenzhöhen zum ostturkestanischen Wassergebiet gehört. Am höchsten geboren sind da wohl Karakasch und Jarkand Darja, die denn auch, durch stärkstes Gefälle unterstützt, in ähnlich geschwungenen Bogen den Weg zum Kuenlun sich erschlossen und dessen harte Silurschiefer in tiefem Querthal durchbrochen haben. Alles Gewässer nun ohne Ausnahme, soweit es nicht zu schwach war, den Gebirgszwinger seines Ursprungs nach dem osttürkischen Becken zu durchsägen oder danach vorzeitig im Sand versiegt ist, eint sich in dem einen Strombett des Tarim, der eigentlich der Karakorum-Sohn Jarkand Darja ist, wie er auch noch im Unterlauf genannt wird. Wenn der Tarim in weitem Zuge durch die Ebene sich vom südlichen Mutterland seiner Hauptquellen so weit entfernt und mehr dem Tianschan annähert, so hat das natürlich seinen Grund darin, daß unser Flachbecken keineswegs in der Mitte, sondern in seiner Nordhälfte am tiefsten gehöhlt ist; dieser Umstand selbst aber könnte in dem von Stoliczka für die jüngste geologische Vergangenheit erwiesenen Gesunkensein des Tianschan an seinem südlichen Abhang (wohl also auch seines Vorlandes) begründet sein, vielleicht jedoch auch in dem Vorherrschen nördlicher und nordwestlicher Winde, welche Jahr für Jahr den Sand über den Südosten der Hochebene aufhäufen, wo wir die meisten Flüsse in ihm versiegen sehen und eine ganze Reihe von Stadtruinen in ihm begraben finden.

Ein Räthsel umspielt noch die Mündungsfrage des Tarim. Er gelangt vollkräftig gegen den Kuruk Tag, durch dessen Korla-Schlucht ihm noch auf dem nunmehr (vom 41. Parallel ab) südöstlich umbiegenden Schlußlauf eine letzte gute Beisteuer zukommt. Von Anfang bis zu Ende bewahrt er innerhalb dieses Schlußlaufes, soweit wir ihn zur Zeit kennen, trotz des sehr mäßigen Gefälles eine ansehnliche Geschwindigkeit (von nahezu 1 m in der Secunde, die Seine bei Paris z. B. also übertreffend), desgleichen die beträchtliche Tiefe von 6 m; aber die Breite ist zuletzt von hundert auf 60 m verringert, und die dadurch bezeugte Verkümmerung der Wassermenge ist (vollends in Anbetracht der inzwischen erfolgten Einmündung des Flusses von Korla) nur erklärlich, wenn aus dem anastomosirenden Flußnetz, welches uns Prschewalskis Karte hier zeigt, ein von ihm nicht bemerkter

östlicher Abfluß etwa die Hälfte des gesammten Wasserschatzes in die Wüste entführt, wo wir uns den „Salzsee" der Chinesen, den echten Lob Nor nicht allzufern und ungefähr ostwärts von der Stelle denken, an der ihn unsere Karten angeben. Denn darin wird jeder Richthofen beipflichten, daß der etwa 20 Meilen ostsüdöstlich von letztgedachter Stelle durch Prschewalski aufgefundene, fast ganz mit einem Wald hohen Schilfes bedeckte große Flachsee Kara Koschun schon darum nicht, wie der sachverdiente Forscher glaubt, der alte Lob Nor sein kann, weil er süßes Wasser enthält; er kann nur für einen Theil des Tarimgewässers, sei es einen Durchgangssee (wie der unmittelbar vorher durchmessene kleinere Kara Buran), sei es einen erst jüngst gewonnenen Mündungssee darstellen, denn der Entwässerer eines vom Meere abgeschiedenen Salzlandes muß naturnothwendig einen salzreichen Mündungssee erzeugen, falls er bis zuletzt dazu genügende Wasserfülle besitzt.

Interessant ist die Rolle, welche diese an Seen und Salzsümpfen reiche Mündungsgegend des Tarim beim Frühlingszug derjenigen Wasser- und Sumpfvögel Nordasiens spielt, welche in Indien überwintert haben: wahrscheinlich die westliche Verschmälerung der furchtbar öden tibetanischen Landmasse, die den Flug nur in stark entkräftender, weil äußerst dünner Luft gestattet, lenkt da die befiederten Geschwader regelmäßig aus Westsüdwest zu einer kurzen Rast auf diese blinkenden, soeben von allen innerasiatischen Seen zuerst theilweise aufthauenden Spiegel, umrahmt von Salzkrautfluren; nur ein paar Februarwochen dauert das Stelldichein, dann aber sind hier zu Hunderttausenden die Möven und Schwäne, Reiher, Graugänse und besonders Enten zu treffen, wie außerhalb der Polarzonen wohl nirgends auf Erden.

Die einheimische Lebenswelt Ostturkestans bietet natürlich keine große Reichthumsfülle. Unendlich ist nur das Gewimmel von Stechfliegen und Mücken, die vom Frühling bis Herbst die arge Plage der wenigen feuchten Striche, zumal also des eben betrachteten Ostens ausmachen; die Hitze befördert ihre Brut, die wasserlose Umgebung drängt sie auf engen Raum zusammen. Wildschweine hausen im Morastland, und der Tiger findet oft im Grasdickicht um Flüsse und Seen erwünschtes Versteck. Die Hauptmasse der Ebene bleibt selbstverständlich den Steppenthieren überlassen: den kleinen Spring- und Zieselmäusen, welche mit unterirdischer Nagekost fürlieb nehmen, und denen wieder die Füchse fleißig nachstellen, sowie den flüchtigen Rudeln der Antilopen; auf sie und die nicht seltenen Fasane zu stoßen, richtet man hier nach altem Brauch den Bergut-Adler ab. Sonst streng geschieden von unseren Waldantilopen, Hirsch und Reh, beschränkt nämlich auf Afrika und die Südosthälfte Asiens, berührt sich hier einmal das Verbreitungsgebiet der Antilopen mit dem der Hirsche und zwar der großen Marale, denen (wegen der vermeintlichen Wunderkraft ihres jungen Geweihs) für den chinesischen Markt so fleißig nachgestellt wird. Damit sind wir schon in die Gebirge emporgestiegen, wo Heerden wilder Bergziegen (der Teke) und Bergschafe (Arkare) mit den Steinböcken um die Wette klettern und (auf den Hochflächen im Süden) der colossale zottige Grunzochse, der Jak, zu Hause ist. Ihn gelang es, zu zähmen trotz seiner Wildheit und dadurch das unschätzbarste Lastthier für diese alle sonstigen thierischen Kräfte so leicht erschöpfenden Riesenhöhen auszubilden. Und auch die andere köstliche Gabe innerasiatischer Wildfauna an den Menschen, das zweihöckerige

Kamel, kennen wir durch Prschewalski in einem letzten Reste des wilden Bestandes erhalten; als äußerst scheues, kleines Thier mit röthlich sandfarbenem Wollhaar durchtrabt das Jawatuga die Wüste am Fuß des Altyn Tag und erklimmt sogar nach einem Trunk und nach Futter dessen Felsschründe.

Unfruchtbarkeit ist die Geißel des ganzen Landes, soweit nicht die Vertheilung der fließenden Gewässer in ihrer nächsten Nähe Wunder thut, die Verwerthung subtropischer Sonnenwärme ermöglichend. Die edlen Geschlechter der Palmen steigen nicht über den Himâlaja ins Innere, wo der Winter harten Frost bringt. Alles hingegen, was Frost verträgt oder wie der Weinstock gegen ihn geschützt werden kann, trägt herrliche Frucht, Wallnuß und unser Kernobst so gut als Granate, Pfirsiche und Melone; Mais lohnt die Aussaat 64=fältig; Hanf und Baumwolle geben treffliche Faser, auch der Seidenzucht sagt das Klima überall zu. Kommt man jedoch über die Grenzen des Segen ergießenden Rinnsales hinaus, über die letzten saftgrünen Wiesen, auf denen Rinder und Rosse weiden, so umgiebt einen Kiessteppe oder bare Wüste. Die einzigen ausgedehnten Wipfelreihen, welche Ostturkestan durchziehen, sind, eng angeschmiegt an die Flußlinien, die von salzliebenden Pappeln, Weiden, Tamarisken. Wald giebt es nirgends, auch nicht auf den der Ebene zugekehrten Gebirgsseiten; die Bären des Tianschan müssen schon auf die tannengrünen Nordgehänge ihres Gebirgs hinüberwandern, wenn sie sich an der leckeren Fruchtfülle der Apfelwaldungen gütlich thun wollen. Die ostturkestanischen Gebirge tragen außer der Grasnarbe an den feuchteren Stellen nur einen bescheidenen Pflanzenschmuck, etwa Birkengewächs, häufiger Wachholder und wilde Rosen, wie sie auch bei uns noch magerer Felsboden hervorbringt.

Das ganze umfangende Hochgebirge mußte mithin der Wohnraum herumziehender Hirten bleiben. Es sind die Buruten oder Karakirgisen, welche dort vom mittleren Tianschan ab über die Pamir bis in das Quellenland des Tarim am Karakorum ihre Schafheerden weiden und gelegentlich ein Sommerfeld mit Gerste bestellten. Sie haben die häßlichen breiten Gesichter der mongolischen Rasse mit vortretenden Backenknochen, Stumpfnase und ganz spärlichem Bartwuchs; ihre Sprache ist eine türkische; in vereinzelten kleinen Horden, etwa einen selbstgewählten Aeltesten an der Spitze, leben sie harmlos ihre eintönigen Tage in der Felswildniß, gegen den eisigen Höhenwind trefflich geborgen im geräumigen kuppelförmigen Filzzelt, das sie ak ui, d. h. weißes Haus, nennen. Aber doch nur so lange leben sie im Frieden, als eine stärkere Hand ihre mordlustige Raubgier bannt. In der letzten Chinesenzeit (seit 1757) mauerte man ihnen die Thaleingänge nach der Ebene zu oder bewachte sie daselbst aus kleinen Forts, ohne ihnen sonst die Herrschaft aufzulegen. Jakub Beg erkannte dagegen mit strategischer Klarheit, daß ein unerreichter Vorzug seines Staatsgebietes, wenn er es im vollem Sinn dem „Tarimbecken" gleichsetzte, die himmelhohe Wasserscheide sei, die ihn unvergleichlich gen Nord, West, Süd deckte. Darum baute er eigenhändig mit an dem Tianschan=Forts auf der wasserscheidenden Höhe gegen Rußland und schob seine Besatzungen jenseits des Kuenlun vor; die Schwarzkirgisen mußten ihm also gehorchen.

Daß im Osten die Seen nicht mehr türkisch kul, sondern mongolisch nor heißen, deutet auf dortige Wohnsitze von Stämmen der mongolischen Völkergruppe

im engeren Sinn. Im Nordosten (in Kharaschar) wohnen in der That noch heute die Kalmaken oder Kalmücken, die mit Bogen und Pfeilköcher auch in dem von Jakub Beg geschaffenen stehenden Heer dienten; über die Südostgrenzen hinaus gelangen wir zu den echt mongolischen Tanguten und Tibetern. Indessen unter den armseligen dunkelhäutigen Fischessern der Schilfseegegend seines Lob Nor fand Prschewalski nur ganz wenige Mongolengesichter, und die Sprache war ein Türkisch. Das erinnert uns an die Ueberlieferung, daß um die Mitte des Mittelalters türkische Stämme die Tanguten aus Ostturkestan nach Süden verdrängten.

Offensten Zutritt fanden ja alle Zeit von Osten und Nordosten her reisige Steppenvölker in dieses vornehmlich deshalb so bunt bevölkerte Tarimland. Und eben gen Nordosten scheint die Urheimat der noch so innig sprachlich geeinten Türkenvölker zu liegen. Der Tianschan führte vor diesem chinesischen einen türkischen Namen, und mindestens schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. wohnte eins der tüchtigsten Türkenvölker am Südrand dieses Gebirges: die Uiguren. Außer ihnen sahen die Chinesen, als ihnen damals dieser Westen bekannt wurde, zwar am Südrand bis nach dem goldwaschenden Khotan ihnen verwandtere, also wohl mongolische Leute, auf dem fruchtbaren Vorland des Kisil Jart hingegen „lange Pferdegesichter", Leute mit ovalem Gesichtsschnitt und schmal hervortretender Nase. Das waren demnach Arier und wohl ohne Zweifel Tadschiks, wie man die Perser in Nieder- und Hochturan zu bezeichnen pflegt. Noch steht die Tadschiksprache in Ostturkestan in Achtung; die Gebildeteren kennen sie, ein Beweis des Kulturvorrangs ihrer ursprünglichen Träger. Eine staunenswerthe Verschmelzung hat sich nun in nachchristlichen Zeiten hier vollendet: die arischen Züge herrschen überall vor, beide Geschlechter sind hoch und meist kräftig gebaut, das männliche mit vollwüchsigem Bart; aber sie reden alle eine dem ösbegischen Türkisch West-Turans wie dem Osmanischen nächst verwandte Sprache und nennen sich auch „Turk". Gemeinsam wie die Sprache, welche offenbar durch eine Rassenkreuzung der Türken hauptsächlich mit Iraniern, im Südosten zum Theil mit Mongolen durch die weite Ebene sich verbreitete, ist endlich der mohammedanische Glaube; nur die Kalmaken glauben noch an Buddha.

Die Natur bedingte aufs deutlichste Siedelung und Lebensweise. Wo die wasserreichen Flüsse ins Flachland treten, hat uralte Kunst sie nach jener für Innerasien so bezeichnenden Weise vielfältig zerspalten und in seinen, immer feineren Fäden über den fast regenlosen Boden geleitet, daß die entsalzte Wüste zum Paradies wurde. Dadurch entstanden dicht am Gebirgsfuß Flußoasen von sehr hohem Bodenwerth, über deren grünende Fruchtaue mitten inne zwischen ödem Gebirgshang und noch öderer Wüstenebene nur von Lehmmauern umgürtete, minaretlose Städte mit kaum 4 m breiten Gassen, viel zahlreicher offene Orte zerstreut liegen, bis herab zu Gruppen weniger Thonhäuschen, deren (wie immer plattes, von einem Pappelklotz getragenes) Dach vielleicht nur mit seinen Heu- und Strohschobern aus dem Buschwerk hervorlugt. Weiter ab vom Gebirgsfuß wäre indessen die künstliche Berieselung nur mittelst großer Schöpfwerke zu erzielen; daher erklärt sich gar einfach das Räthsel, warum gerade die aus den geschwächten Flußadern immer noch, wie wir wissen, ansehnlich geeinte Stromlinie städtelos durch todte Wüste zieht, kein Fahrzeug außer Fischernachen fernerhin den Tarim belebt, von dessen nutzloser Ausmündung in

die Morastgebreite der Fischesser nur wundersame Mähr ans Ohr derjenigen bringt, welche die fast allein bewohnten und bewohnbaren Striche der Muldenhebung am hufeisenförmigen Gebirgsrand inne haben.

Nöthigung zur Arbeit und deren guter Lohn hat ein thätiges, wohlhabendes Volk auf diesem eng umschränkten Kulturboden erzogen. Der Kropf ist zwar wie schon zu Marco Polo's Zeiten dort heimisch, und hie und da bringt der salzhaltige Staub Augenentzündung; die trockne Luft bewährt sich aber auch hier als gesund und die indische Cholera ist daselbst so unbekannt wie in China. Die selbst nach heißen Stunden leicht eintretende Kälte zwingt zur warmen Kleidung. Buruten wie Turk tragen deshalb lange Aermelröcke, gewöhnlich mehrere über einander, Mann und Weib weite Hosen und kniehohe Lederstiefeln, dabei stets warme Kopfbedeckung, die männlichen Turk den mächtigen Turban um die hohe Schaffellmütze, die weiblichen über dem weißen Kopftuch, dessen Zipfel über die Ohren, die Stirn und (zwischen den zwei langen Zöpfen) über den Nacken fallen, dicke Hüte mit Pelzkrempen und im Sommer (wo mit physikalisch gerechtfertigtem Farbeninstinkt alles wie im weißen Nachtgewand einhergeht) einen fast lampenförmigen Aufsatz auf dem Hinterhaupt.

In langen Reihen sieht man die fleißigen Landleute, selbstverständlich die ganz überwiegende Hauptmasse des Volks, ihre Erzeugnisse auf den in gutem Stand gehaltenen Straßen zu Markte schaffen, durchweg auf Lastthieren oder hoch zweiräderigen Karren mit einem Pferd in der Deichselgabel, zwei vorgespannten. Sehr beliebt ist das Reiten, und in fürsorglicher Pflege der Pferde, Neigung zu waghalsigen Reiterkunststücken scheint sich das alte Türkenblut kund zu geben. Wie man Kinder den Blasebalg am niedrigen Hüttenofen führen sieht, um das gute inländische Eisenerz auszuschmelzen, so ist die Industrie durchgängig auf niedriger, nur hausgewerblicher Stufe; sogar die zuvorkommend behandelte angloindische Gesandtschaft unter Forsyth hatte in ihrem Absteigequartier wie der Emir selbst in seinem Schloß Papierscheiben, weil man noch keine Glasbereitung kennt. Fleißig gesponnen und gewebt, geschneidert, gegerbt und geschmiedet wird aber allerwegen. Mit Baumwollen- und Seidenstoffen schien selbst auf dem indischen Markt ein Austausch möglich gegen den Thee (des Himâlaja), dessen Genuß die Osttürken leidenschaftlich ergeben sind, und dessen Zufuhr China jüngst den Abtrünnigen verlegte.

Das Tarimland ist seit Alters das hochwichtige Durchgangsland für den ostwestlichen Handelsverkehr Innerasiens, dem es von China's Grenze her die einzige, ganz ebene Straße bis an die Schwelle der Kaspischen Niederung bietet. So erwuchsen dort die zwei wichtigsten Handelsplätze Kaschgar und Jarkand, die einzigen Städte des kaum Berlin an Volkszahl gleichkommenden großen Landes mit vielleicht über 50,000 Einwohnern. Sehr natürlich trachteten die Kaiser von China also hier nach der Herrschaft; herrschten Räuber-Nomaden am Tarim wie einst die Hiungnu, so war China selbst gefährdet; nur der „fliegende Sand" trennt den Lob-See von China's Mauern, doch eben die ungeheuere Ferne dieses Sandmeers lockte stets wieder die Türken, das Fremdjoch der Feiglinge Kathais abzuschütteln, wenn Gelegenheit kam.

Viermal schon seit 2000 Jahren hat China das Tarimbecken erobert, stets nur für einige Menschenalter. Auch das letzte Mal lagen die chinesischen Garni-

sonen (in abgesonderten Festungen, sogenannten Jangi Schahr, d. h. Neustädten) da nur im Lager, damit ihr Amban die Handelswege offen hielt und mit dem schweren Zins eines Viertels der Landeserträge die nach Peking bestimmten Geldsäcke füllte. Nun liegt der kühne Emporkömmling, der „Badualet“ (der „Glückliche“) in demselben Boden begraben, dem er mit drakonischer Strenge, mit Schwert und Koran, die Kraft schuf, zu welcher den von Wüstenstreifen durchsetzten Flußoasen die wichtigste Grundlage fehlt, die Einheit. Wird jetzt die chinesische Krone ihre geographischen Vortheile weiser auszunutzen verstehen zur Behauptung dieses wahren Landes der Mitte, oder ist auch diese Türkei gleich der unter dem bleichenden Halbmond am Goldenen Horn berufen, dereinst Zankapfel zu werden zwischen den beiden europäischen Nebenbuhlern um asiatische Großmachtstellung, Rußland und England?

Der Gesundheitszustand und die herrschenden Krankheiten im deutschen Reiche.

Von
Franz Seitz.
München.

Nach den seit Anfang des verflossenen Jahres wöchentlich erscheinenden Veröffentlichungen des Kaiserlich deutschen Gesundheitsamtes haben wir in unseren ersten beiden Berichten des 1. Jahrgangs dieser Revue den Gesundheitszustand in Deutschland und dem Ausland besprochen. Wir haben ihn als einen günstigen bis zum Monat April bezeichnet. Er blieb es auch das ganze verflossene Jahr hindurch. Die höchste wöchentliche Sterblichkeitsziffer im weitern Verlauf des Jahres, 31,5 (auf 1 Jahr und 1000 Bewohner gerechnet), fiel auf die erste Woche des Juli, nachdem schon am Anfang des vorausgegangenen Monats Juni die Sterblichkeitsziffer von 28,2 in der letzten Maiwoche auf 31,0 gestiegen war und sich den ganzen Monat hindurch über 30,0 erhalten hatte. Diese Erhöhung der Sterblichkeit stand im Zusammenhange mit der im Beginn des Juni eingetretenen Temperatursteigerung und der gleichzeitigen bedeutenden Vermehrung der Todesfälle an Darmkatarrhen und Brechdurchfällen im kindlichen Alter. Sie erhob sich in der ersten Woche des Juli auf die höchste Ziffer des ganzen Jahres = 31,5 und sank vom September an mit der Abnahme der Darmkatarrhe im kindlichen Alter mehr und mehr herab bis zu der auf die Woche vom 27. October bis 4. November treffenden niedrigsten Ziffer von 22,3. Erst im Dezember mit dem Sinken der Temperatur und der demselben parallel gehenden Vermehrung der Todesfälle an acuten und chronischen Krankheiten der Athmungsorgane stieg die Sterblichkeitsziffer wieder, aber nicht über 24,6, in der Woche vom 16.—22. Dezember.

Unter den Krankheiten, welche man sich von Witterungseinflüssen abhängig denkt, übten im verflossenen Jahre Darmkatarrhe mit Diarrhoe und Brechdurchfälle, von welchen zur Sommerzeit vorzüglich das Säuglingsalter heimgesucht wird, den größten Einfluß auf das Ansteigen der Sterblichkeit in dieser Jahreszeit, wie dieses im Winter und Frühling beim Sinken der Temperatur mit der Zunahme der Todesfälle an Krankheiten der Athemorgane zusammenfällt. Das Anwachsen der

Sterblichkeit in den Sommermonaten ist kein gleichmäßig über ganz Deutschland verbreitetes. Einzelne Städte, wie Berlin, zeigen es in besonders hohem Grade, in minderm Grade aber auch die übrigen Städte des sächsisch-märkischen Tieflandes. Auch im süddeutschen Hochland, und zwar besonders in München und Augsburg, erwiesen sich Darmkatarrhe und Brechdurchfall in der Zeit dem kindlichen Alter sehr verderblich. Sie treten in großen Städten viel häufiger auf als auf dem Lande, und in ersteren wieder in beträchtlich größerer Zahl in den von der ärmeren Bevölkerung vorzugsweise bewohnten Bezirken. Nach C. Finkelnburg gestaltet sich in Berlin die Säuglingssterblichkeit an den genannten Krankheiten von Ende Mai bis Ende September in verschiedenen Bezirken so verschieden, daß sie in den ungünstigst gestellten die dreifache Höhe im Verhältniß zu den günstigst gestellten erreichte. (Die Sterblichkeitsverhältnisse Berlins im Vergleich mit den übrigen deutschen Städten im Jahre 1877. „Die Gegenwart" Nr. 25 und 26.) Ein ähnliches Verhältniß läßt sich für München nachweisen. Hier wie in anderen europäischen und nordamerikanischen großen Städten bestätigt es sich, daß ungünstige Lebensverhältnisse, welche Zusammendrängung vieler Menschen in engen Räumen, daher schlechte Luft, unzureichende Nahrung, Unreinlichkeit im Gefolge haben, die dem kindlichen Leben gefährliche Sommerseuche befördern. Doch fehlt dieselbe auch in den reinlichsten, von vornehmern und reichen Familien bevölkerten Stadttheilen nicht ganz. Wir haben in unserer Besprechung der Kindersterblichkeit im zuletzt erschienenen 11. Heft des zweiten Jahrgangs der Revue als Momente, die man als Ursache der Sommerdiarrhoen annahm, Infection durch Bodengase, durch Pilze inficirtes Trinkwasser und Zersetzung der Milch durch die Sommerhitze angeführt. Die ersten beiden sind noch nicht durch Beobachtung nachgewiesen und die letztere kann wohl nicht als Vermittlungsglied einer so allgemein verbreiteten Krankheit betrachtet werden.

Auf dem hygienischen Congresse zu Chicago im September 1877 wurde von den Referenten über diese Frage die unmittelbare Einwirkung der Hitze auf die Circulation des Blutes und auf gewisse Gährungsvorgänge in letzterem unter Mitwirkung atmosphärischer Fäulnißstoffe als Hauptursache dieser verbreiteten Kinderkrankheit erklärt. Die bei andauernder höherer Luftwärme eintretende Steigerung der Schweißbildung und Verdunstung, die in Folge der Verdünnung der Luft verminderte Sauerstoffaufnahme in das Blut und die dadurch gestörte Blutbildung führen zusammen mit dem Säfteverlust durch Diarrhoe zu rascher Erschöpfung der Nervenkraft. Auf dem erwähnten Congresse wurde auch die Anwendung von kalten Waschungen und kühlen Bädern sowohl zur Heilung als Verhütung dieser Darmkrankheiten empfohlen. Nach unserer Erfahrung ist die gänzliche Vernachlässigung der Vorsorge für frische Luft und erfrischendes Getränke in den im Hochsommer wie zur Winterzeit überheizten Wohnstuben unter der hiesigen Arbeiterbevölkerung eine Ursache des häufigen Vorkommens dieser Krankheit in den von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Quartieren. Wird im Winter der Kälte wegen jede Lüftung durch längeres Offenhalten der Fenster zur Ersparniß des Heizmaterials in dem Wohnraum vermieden, so geschieht dies aus Gewohnheit auch in der Sommerzeit, wo die Hitze, weil in derselben Stube, in welcher die Familie den Tag über arbeitet und bei Nacht schläft, auch gekocht wird, sich bis zur Unerträglichkeit steigert. Oft sahen wir uns zur Sommerzeit beim Krankenbesuch in solchen Stuben genöthigt,

zuerst das Fenster zu öffnen, um es in demselben die Zeit, welche zum Krankenexamen nothwendig ist, aushalten zu können. Wie wir in unseren jährlich erscheinenden Berichten über die herrschenden Krankheiten zu München öfter ausgesprochen haben, thut fortgesetzte Belehrung über die Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, deren Berücksichtigung die lebende Generation auch in Hinsicht auf Wechsel der Luft und ihre Abkühlung in den Wohnräumen zur Sommerzeit ganz außer Acht läßt, bringend Noth.

In mehreren größeren Städten Nordamerikas haben sich Vereine gebildet, um Kinder der ärmeren Stadttheile während der heißesten Monate auf dem Lande an kühlen Orten in besonders angelegten Kinderasylen oder Colonien unterzubringen. In Chicago befindet sich ein solches in einem Floating Hospital auf dem Michigansee, bei New-York eines von 80 Häusern. Boston hat eine Kinderfarm am Seestrande, über deren Resultate ein sehr günstiger Bericht von dem dortigen Gesundheitsamt veröffentlicht worden ist. Der Vorgang Nordamerikas fordert zu wirksamem Einschreiten durch ähnliche Vorkehrungen gegen die verheerende Kinderseuche auch in den Städten Europas auf. Die Todesfälle an Darmkatarrh betrugen im Jahre 1877 9985 = 5,1 pCt. der Gesammtsterblichkeit, an Brechdurchfall 8259 = 4,2 pCt., an Ruhr 541 = 0,3 pCt. Nach den Lungenkrankheiten, welche die höchsten Mortalitätsziffern: die Lungenschwindsucht 27 027 = 13,8 pCt., die anderen acuten Erkrankungen der Athmungsorgane 18 710 = 9,5 pCt. lieferten, übten Darmkrankheiten den größten Einfluß auf die Sterblichkeit. Noch ist als öfter Tod und zwar schon im frühen Alter bringend der acute Gelenk-Rheumatismus zu nennen, der im verflossenen Jahre 371 = 0,2 pCt. Todesfälle bewirkte.

Die Infectionskrankheiten haben im Ganzen im Verlaufe des verflossenen Jahres in Deutschland nur eine mäßige Verbreitung wahrnehmen lassen. Sie zeigten, wie wir es schon von den ersten Monaten des Jahres bis zum Mai berichtet haben, auch im Sommer und Herbst einen viel geringeren Einfluß auf die Sterblichkeit als die eben besprochenen Darmkatarrhe und andere durch Witterungseinflüsse bedingte Krankheiten wie die Lungen- und Luftröhrenentzündung und andere acute Erkrankungen der Athmungsorgane. Die ansteckenden Ausschlagskrankheiten hatten keine ungewöhnliche Verbreitung oder besondere Bösartigkeit. Die Pocken kamen nur in vereinzelten, aus dem Ausland, wo sie in mehreren Städten längere Zeit herrschten, eingeschleppten Fällen zur Beobachtung. Während das deutsche Reich von dieser schlimmen Ausschlagskrankheit verschont blieb, forderte sie in England, besonders zu London, zu Petersburg, in Lissabon, in Paris und Brüssel, in Oesterreich zu Wien und Prag in der ersten Hälfte des Jahres viele Opfer. Im Sommer nahmen die Todesfälle an derselben ab, stiegen aber an Zahl im Spätherbst wieder, zu welcher Zeit sie auch in anderen Großstädten, so zu Triest und Warschau, häufig auftraten.

Die Masern herrschten weitverbreitet das ganze Jahr hindurch und erlangten an manchen Orten, namentlich am Oberrhein zu Karlsruhe, Darmstadt und Freiburg, in Mitteldeutschland zu Chemnitz, Liegnitz, Mainz, Offenbach und Celle, aber auch in Norddeutschland zu Hamburg, Braunschweig, Thorn, Graudenz und Posen größere Ausdehnung und Bösartigkeit. Masern wie Scharlach kommen al-

jährig in größeren Städten das ganze Jahr hindurch in vereinzelten Fällen, zu manchen Zeiten in gehäufter Anzahl vor. So ward in den Veröffentlichungen ein gehäuftes Vorkommen des Scharlachfiebers besonders im sächsisch-märkischen Tieflande zu Berlin, Leipzig, Dresden, Magdeburg, Burg, Minden, Görlitz, Mühlhausen in Thüringen und in der niederrheinischen Niederung zu Barmen, Elberfeld und Iserlohn berichtet. In letzterem Orte trat der Scharlach mit besonderer Heftigkeit auf und verursachte während der letzten 3 Monate des Jahres 80 Todesfälle. Es trafen dort auf ihn 47,9 pCt. der Gesammtsterblichkeit. Auch im Ostseeküstenland und im Oder- und Warthegebiet wurden einzelne Städte: Königsberg, Danzig, Stettin, Elbing, Posen, Königshütte und Beuthen, im süddeutschen Hochland Stuttgart von ihm besonders heimgesucht. In mehreren dieser Städte herrschte gleichzeitig mit dem Scharlach auch die Diphtherie, so zu Berlin, Burg, Görlitz, Elberfeld, Dresden, Königsberg, Danzig, Stettin, Elbing, Posen, Königshütte und Stuttgart. Andere Orte litten besonders an letzterer Krankheit bei geringer Verbreitung des Scharlachs, so Breslau, München, Nürnberg, Fürth, Chemnitz, Erfurt, Würzburg, Hof, Halle, Frankfurt an der Oder, Osnabrück, Aachen, Crefeld, Dortmund, Kolmar und Kaiserslautern. Die Diphtherie hat unter den Infectionskrankheiten in den Städten von 15 000 Einwohnern und darüber die meisten Todesfälle, nämlich 7523 = 3,8 pCt. der Gesammtzahl der Verstorbenen, verursacht. An Pocken starben nur 42 = 0,2 pCt., an Masern und Rötheln 2719 = 1,1 pCt., an Scharlach 4452 = 2,3 pCt. Dem Scharlach und der Diphtherie kam in seinem Einfluß auf die Sterblichkeit zunächst der Keuchhusten mit 3331 Todesfällen = 1,7 pCt. Letztere Krankheit hat an einzelnen Orten: zu Posen, Königshütte, Schweidnitz, Quedlinburg, Braunschweig und Gladbach zahlreiche Opfer unter der Kinderwelt hinweggerafft.

Wie in den aufgeführten größeren Städten haben die genannten Infectionskrankheiten auch auf dem Lande in einzelnen Kreisen größere Verheerungen angerichtet. So hat Kreisphysikus Sanitäts-Rath Dr. Wiener über die Masern-Epidemie berichtet, welche von April bis Ende Juli im Kreise Culm mit einer seltenen Heftigkeit und Ausdehnung herrschte. Von den 55 500 Bewohnern des Kreises erkrankten 4587 = 83,4 ‰, von den Erkrankten starben 305 = 66,5 ‰. Von der ländlichen Bevölkerung, zu 42 000 Personen berechnet, erkrankten 4400 = 106 ‰, davon starben 253 = 57 ‰. In einzelnen ländlichen Ortschaften betrug das Verhältniß der Erkrankten zur Gesammtbevölkerung 30 bis 40 pCt. Die Städte des Kreises zählen rund 13 500 Einwohner, davon erkrankten 143 = 10,6 ‰, es starben 52 = 36,3 ‰, davon fallen auf die Stadt Culm mit 9600 Einwohnern 138 Erkrankungsfälle = 14 pCt. und 52 Todesfälle = 37 pCt. Für die ungewöhnlich hohe Sterbeziffer in Culm suchte man als Erklärungsgrund die hohe Lage der Stadt mit ihren hohen breiten geraden Straßen, die den Windströmungen freien Zutritt gestatten, durch welche an sich die Respirationsorgane, auf denen sich die Masern localisiren, gefährdet werden. Die Mehrzahl der Todesfälle erfolgte durch Brustfellentzündung (Pleuritis) und Luftröhrenentzündung (Tracheobronchitis), vielfach dadurch verursacht, daß die Kranken zu früh in die Luft geschickt wurden. Diese Nachkrankheiten zu verhüten, müssen dieselben auch in der Reconvalescenz vor größeren Temperaturdifferenzen geschützt werden.

Besonders die Diphtherie, die verbreitetste aller herrschenden Volkskrankheiten, hat, wie in den größeren Städten, so allenthalben auch an kleinern Orten und auf dem flachen Lande in ganz Deutschland ihre Verheerungen unter der Kinderwelt fortgesetzt und sich auch unter der erwachsenen Generation zahlreiche Opfer ausgelesen. Die Aerzte aller Kulturvölker wetteifern in ihren Anstrengungen, dieser Verderberin des Menschengeschlechts Boden abzugewinnen. Alle ärztlichen Zeitschriften und Handbücher geben davon Zeugniß in den zahlreichen Beobachtungen und Untersuchungen über Diphtherie, die in rascher Folge aus allen Ländern zur Veröffentlichung kommen. Seit wir in dem 4. Heft des 1. Jahrgangs dieser Zeitschrift uns zuletzt mit dieser Pandemie des laufenden Jahrhunderts beschäftigt haben, sind 4 größere Arbeiten über dieselbe erschienen. Zwei haben deutsche Forscher: Dr. H. T. von Becker, I. Secundararzt des Kronprinz-Rudolf-Kinderspitals in Wien und Dr. John Zahn, Assistent des Universitäts-Instituts für pathologische Anatomie in Rostock zu Verfassern. Der erstere gab in seiner Abhandlung: Zur Pathologie und Therapie der Rachen-Diphtherie mit Bezugnahme auf den Charakter der in Wien herrschenden Epidemie, Wien 1877, bei Wilhelm Braumüller, eine lebendige Schilderung des Verlaufs der Krankheit und ihrer Begleiter und Folgen: der Nierenentzündung, des Stimmritzen- und Lungenoedems und der Lähmungen. Dr. Johann Zahn hat in seiner Schrift, die unter dem Titel: Beiträge zur pathologischen Histologie der Diphteritis 1878 zu Leipzig bei F. C. W. Vogel erschienen ist, das Ergebniß sorgfältiger mikroskopischer Untersuchungen der krankhaften Veränderungen der Schleimhaut, welche Theilerscheinungen der diphtheritischen Entzündung sind, niedergelegt. Mit den meisten Beobachtern trennt er die von Bretonneau zuerst als Diphtherie bezeichnete Krankheitsform von dem Croup des Schotten Home. Beide Beobachter, Becker wie Zahn, stehen der Ansicht gegenüber, welche in einem Pilze, einer Bacteriumform den Ansteckungsstoff und den Träger der deletären Natur der Diphtherie gefunden zu haben glaubt, auf dem zur Zeit noch wohlberechtigten Standpunkt des Zweifels.

Dr. von Becker und außer ihm noch Dr. H. Jacobi, Professor der Kinderheilkunde am College of physicians and surgeons zu New-York: in dem Abschnitt Diphtherie in D. C. Gerhards Handbuch der Kinderkrankheiten, II. Bd. S. 675, besprechen auch die Behandlung der Krankheit. Ueber diese hat sich auch Dr. Vincenzo Cozzolino, italienischer Marinearzt, in einer umfänglichen Schrift: Studii critico-analitici sulla cura della Difterite, Napoli bei Caval. G. de Angelis e Figlio 1877 ausführlich verbreitet. Alle drei halten die Diphtherie für eine Allgemeinerkrankung und legen darum, wie wir es in unserer Monographie über diese Krankheit und der eben erwähnten Besprechung derselben in dieser Zeitschrift gethan, großes Gewicht auf die Mäßigung des Fiebers und die Erhaltung der Kräfte durch China und Chinin, Wein, Eisen und gute Ernährung. Statt des Chinins wurde das salicylsaure Natron mit Erfolg zur Herabsetzung der Fiebertemperatur von Dr. von Becker angewendet. Die Salicylsäure und die salicylsauren Salze machten in mehr oder weniger concentrirten Lösungen als desinficirendes Mittel auch zur örtlichen Anwendung auf den Rachen viel von sich in letzter Zeit reden. Jacobi will von denselben keine ersprießliche, Becker keine günstigere Wirkung als von andern Mitteln gesehen haben.

Der Typhus hat in letzterem und im laufenden Jahre in Deutschland keine größere Verbreitung in weiter ausgedehnten Epidemien genommen. Die Ziffer der durch die vorherrschende Form desselben, den Unterleibstyphus, verursachten Todesfälle blieb weit hinter der der Diphtherie-Todesfälle zurück. Sie betrug nur 3325 Sterbefälle = 1,7 pCt. Die Hauptstädte Berlin mit 612 und München mit 173 Typhussterbefällen stehen in der Reihe der deutschen Städte obenan. Höhere Zahlen weisen Thorn (31), Königshütte (59) und Beuthen in Oberschlesien (44) auf. In diesen 3 Städten hat auch der Flecktyphus eine größere Zahl von Todesfällen verursacht, nämlich in Thorn 8, in Königshütte 20, in Beuthen 34. Außer diesen Städten hatte auch Metz 12 Flecktyphus-Todesfälle. Im Ganzen betrug die Zahl derselben im ganzen deutschen Reich nur 114 = 0,1 pCt. der Gesammtzahl der Gestorbenen. Dr. Pistor hat über den weitern Verlauf der Flecktyphus-Epidemien im Regierungsbezirk Oppeln, über deren Anfänge wir nach ihm im II. Heft des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift eine kurze Mittheilung gebracht haben, in Nr. 33 der Veröffentlichungen d. D. Gesundheitsamtes berichtet, daß sie ihren Sitz dauernd in den Kreisen Beuthen und Kattowitz behielt und außerdem mehrere Erkrankungen in dem entfernten Rybnicker Kreise, dessen Bevölkerung enger zusammenwohnt, verursachte. Im Ganzen waren bis zum 31. Juli 3847 Erkrankungen und 394 Todesfälle zur Anzeige gekommen. Die Mortalität war in gut eingerichteten Krankenhäusern eine geringe, zwischen 2 pCt. und 7 pCt., erreichte aber in Ortschaften mit schlechten Wohnungen die Höhe von 17 pCt. Bei der Behandlung wurden meist Chinin, Salicylsäure und Bäder angewendet. Aus dem Auslande kamen Berichte von dem häufigen Vorkommen des Typhus zu Paris, in italienischen Städten, zu Barcelona, auf dem Kriegsschauplatz in Europa und Asien. Dort herrschte auch neben dem Typhus die Ruhr. Diese richtete neben der asiatischen Brechruhr (Cholera asiat.) große Verheerungen in Ostindien an. Letztere suchte auch Japan besonders an den Küsten heim. Die Pest herrschte in Mesopotamien und in der persischen Stadt Rescht. In Amerika trat das gelbe Fieber in mehreren Städten, besonders heftig im August und September zu Veracruz auf.

Ein preußischer Ministerwechsel am Ende des 17. Jahrhunderts.

Von
H. Breßlau.
Berlin.

Selten, vielleicht niemals hat im brandenburgisch-preußischen Staate ein Minister größere Autorität besessen, als diejenige war, deren sich am Hofe des Kurfürsten Friedrich III., des nachmaligen Königs Friedrich I., der Freiherr Eberhard von Danckelmann, seit 1688 Wirklicher Geheimer Rath, seit 1695 „Ober-Präsident aller Collegien" und Premier-Minister, erfreute. Schon seit einem Vierteljahrhundert vor dem Regierungsantritt seines Fürsten befand er sich in dessen nächster Umgebung; erst als unerbittlich strenger, aber gerechter und liebevoller Erzieher, dann als vortragender Rath und Geschäftsführer hatte er ihm zur Seite gestanden; immer enger hatte sich der warm empfindende, feiner innersten Natur nach gut und edel denkende Herr an seinen väterlichen Freund und Berather ange-

schlossen. Und als nun 1688 Friedrich III. seinem großen Vater auf dem kurfürstlichen Throne folgte, da ward Danckelmann der intimste und vertrauteste Leiter seiner Politik. Es schien, als ob sich der Kurfürst nicht genügen könnte an Zeichen seiner Dankbarkeit und seiner Zuneigung; so viel auch Danckelmann abwehrte, so konnte er doch die immer neuen Gunstbezeugungen, mit denen der gütige Herr ihn überhäufte, nur zum kleineren Theile von sich weisen; fast unbeschränkt schaltete er in der inneren und auswärtigen Politik des Staates; alles vermögend und unerschütterlich erschien sein Einfluß.

Indessen, so fest gewurzelt die Stellung Danckelmanns dem Fernerstehenden erscheinen mußte, wer mit den Verhältnissen am Berliner Hofe näher bekannt war, dem konnte es schon seit dem Jahre 1696 nicht mehr verborgen bleiben, daß sich ein gefährliches Unwetter über dem Haupte des allgebietenden Staatsmannes zusammenzog.*) Vor allem die Gemahlin des Kurfürsten, die geistreiche, feinsinnige, hochstrebende Sophie Charlotte, war die unversöhnliche Feindin des leitenden Ministers. Sie war ehrgeizig genug, nach einem höheren Ruhme als dem der besten Clavierspielerin in der brandenburgischen Residenz zu streben; sie verlangte eine Rolle in der großen Politik zu spielen, die Kräfte ihres Geistes, deren sie sich bewußt und auf welche sie stolz war, in höheren Aufgaben zu erproben, als ihr die ausschließliche Leitung der Staatsgeschäfte durch den Oberpräsidenten vergönnte. Es war ihr Wunsch, den Interessen ihres Hauses, des herzoglichen Geschlechts von Hannover, auch von Berlin aus zu nützen. Und sie zürnte Danckelmann ob einer, wie immer durch die Verhältnisse gebotenen, so doch oft recht kleinlichen und unzeitgemäßen Sparsamkeit: sie konnte ihm nicht vergessen, daß er eine von ihr gewünschte Gehaltserhöhung für ihre Hofdamen um die geringfügige Summe von 100 Thaler jährlich rundweg abgeschlagen, daß er ihr die Kosten für eine geplante Reise zur Frankfurter Messe unter dem Vorwande, es sei kein Geld in den Kassen, verweigert hatte. Mit der Kurfürstin verbanden sich zahlreiche Hofleute aus den vornehmsten Familien des Staates, die Grafen Dohna, Barfuß, Dönhoff, die Herren von Kanitz, von Schwerin, Kolbe von Wartemberg — zumeist Männer ohne hervorragendere Bedeutung, die es dem „Emporkömmling“ um so weniger verzeihen konnten, daß er sie aus der Gunst des Herrn verdrängt hatte und sie sein geistiges Uebergewicht oft in empfindlicher Weise fühlen ließ. Danckelmann dachte zu hoch von sich und seinem Fürsten, als daß er versucht hätte, den Intriguen, die von dieser Seite her gegen ihn gesponnen wurden, in gleicher Weise zu begegnen: stellten sie dem bisweilen durch den rücksichtslosen Freimuth seines Ministers selbst etwas verletzten Kurfürsten vor, daß der Oberpräsident sich als der alleinige Herr des Staates gebehrde, daß sein Auftreten den Glanz der Ruhmesthaten Friedrichs verdunkele, so begnügte sich Danckelmann wohl statt aller Vertheidigung dem Herrn seine Demission anzubieten, ihm seine Aemter zur Verfügung zu stellen. Am 2. December 1697 hatte er diesen Schritt wiederholt; der Kurfürst hatte ihn überaus gnädig entlassen, wie früher so oft, mochte er hoffen, auch diesmal noch seiner Feinde Herr geworden zu sein. Er hatte sich getäuscht. Zwei Tage darauf, am

*) Die Gründe und die näheren Umstände von Danckelmanns Sturz werden in einer im Laufe dieses Herbstes erscheinenden, auf bisher zum Theil unbekanntem archivalischem Material beruhenden Arbeit des Verfassers dargelegt werden.

Morgen des 4. December in aller Frühe um 8 Uhr, erschien der Generalfeldmarschall Graf Barfuß in der Wohnung des Oberpräsidenten und überbrachte ihm ein gnädiges Handschreiben des Kurfürsten, das ihn unter Verleihung einer Pension, die erst auf 6000, später auf 10000 Thaler jährlich normirt wurde, seiner Aemter und Würden entließ. Danckelmann, der diese Ankündigung freudiger aufnahm, als seine Gegner erwartet hatten, wünschte sich sogleich zum Kurfürsten zu begeben, um demselben seinen Dank zu sagen; ihm ward die Antwort, Seine Kurfürstliche Durchlaucht sei über diese Trennung von einem so lange Zeit mit ihm in nächster Beziehung stehenden Diener „zu sehr bewegt und attendrirt", als daß er ihn jetzt empfangen könne, man werde ihm sagen lassen, wann er zu Hofe kommen solle.

Diese ihm versprochene Benachrichtigung hat der Oberpräsident nie erhalten. Seine Feinde, durch den Erfolg ermuthigt, wußten jede Begegnung zwischen ihm und Friedrich zu verhindern; sie stellten dem Kurfürsten vor, er gehe damit um, seine Güter außer Landes zu bringen, bei fremden Potentaten Dienste zu suchen, es sei durchaus nothwendig, sich seiner Person zu versichern, den Mann, der in alle Geheimnisse der brandenburgischen Politik eingeweiht sei und diese Kenntniß benutzen werde, um sich für seine Entlassung zu rächen, nicht auf freiem Fuße zu lassen. Am 12. December erhielt Danckelmann den Befehl, Berlin zu verlassen, sich nach Neustadt an der Dosse zu begeben; am 20. ward er hier durch den General von Tettau verhaftet, erst in Spandau, dann seit dem März 1698 in der Festung Peitz gefangen gehalten. Unmittelbar darauf wurden seine sämmtlichen Güter confiscirt. Der Staatsproceß war gegen ihn eröffnet.

In merkwürdigster Weise suchte man sich das Anklagematerial für denselben zu beschaffen. Am 2. Februar 1698 erging ein Kurfürstliches Rescript an 16 der vornehmsten Hof- und Staatsbeamten, worin ihnen befohlen wurde, auf Eid und Pflicht, womit sie ihrem Herren verbunden seien, alles anzugeben, was während Danckelmanns Ministerium durch ihn oder mit seiner Zulassung gegen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht hohes Interesse geschehen sei. Noch liegen die eigenhändigen Originalschreiben vor, mit denen das Rescript beantwortet wurde — ein trauriges Zeugniß der Servilität und der Denunciationssucht der Männer, die so lange Jahre dem allmächtigen Staatsmann geschmeichelt hatten. Nur Einer, der alte Geheime Rath J. von Rhetz, hatte den Muth, offen zu erklären, ihm sei keine den Oberpräsidenten belastende Thatsache bekannt; ein Anderer, der Kammerrath Gottfried Weiße, der sich wesentlich in demselben Sinne äußerte, konnte doch nicht umhin, den Oberpräsidenten wegen der industriellen Unternehmungen, die er im Amte Neustadt eingeleitet hatte, der Verschwendung vieler Tonnen Goldes anzuschuldigen und sich zu beschweren, daß ihm selbst der Hofrathstitel vorenthalten sei.

Und wie reichlich floß nun der Strom der unbewiesenen Anklagen in den Schreiben der übrigen Minister. Daß er sich auf seines Herrn Kosten und in sträflichster Weise bereichert habe, daß er von fremden Fürsten bestochen sei, daß er des Kurprinzen Erziehung absichtlich irregeleitet, um ihn „expresse in der Ignoranz zu erhalten und nachgehends nach Gefallen führen zu können", daß er seines Herrn Autorität immer verdunkelt habe, um selbst den Herrn spielen zu können, daß alle übrigen, auch die vornehmsten Staatsbeamten, sowie die Gesandten fremder Mächte „gar hart und schnöde" behandelt seien, dies und noch vieles andere maß man dem

Oberpräsidenten bei; durch seine Schuld sei es geschehen, daß alle Kassen leer, die Finanzen des Staates in völlige Verwirrung gerathen seien, daß die auswärtige und innere Politik des Staates gleich unglücklich geleitet sei. Andere Punkte fügte der Kurfürst eigenhändig hinzu, darunter „ob es Recht sei, daß man zwischen Eheleuten Uneinigkeit suchet anzurichten, indem er mich mit dem Salomon verglichen, der sich auch von Weibern hat bethören lassen, und da er seiner Frauen mehr nachgiebt als ich".

Eine Commission von vier Geheimen Räthen wurde niedergesetzt, um den Oberpräsidenten auf Grund einer aus diesem Material zusammengestellten vorläufigen Anklageschrift zu verhören. Danckelmann bestand das Verhör aufs beste; offen und klar vertheidigte er seine Regierungsmaßregeln, die Commissare — theilweise seine entschiedensten Gegner — mußten dem Protocoll hinzufügen: „bei Ablesung der Artikel zeigte er bis fast auf die letzte ein freyes und cordiales Wesen, verwunderte sich lachend über die meisten Beschuldigungen; gegen die letzte aber änderte sich solches, und merkte man Consternation." Unmöglich könne man ihm, erklärte er zuletzt, die Verantwortung für jeden Unglücksfall während seiner Regierung aufbürden; thue man das „so wäre eben so viel, er stürzte sich zum Fenster hinaus."

Beweismaterial hatte das Verhör nicht im entferntesten zu Tage gefördert; besser noch als in seinen mündlichen Aussagen entkräftete Danckelmann die theilweise ganz ungereimten Anklagen seiner Feinde in einer sehr voluminösen Vertheidigungsschrift, die er als „unterthänigsten Vorbericht bis zur völligen Beantwortung und Defension über die einunddreißig Beschuldigungspuncte" zu den Acten gab; man bewundert, wenn man sie liest, die Klarheit und Freiheit des Geistes, die sich darin ausspricht, die Stärke des Gedächtnisses, dem selbst ganz geringfügige Details aus einer fast zehnjährigen Verwaltung aller Staatsgeschäfte noch gegenwärtig sind. Der Hoffiscal (Oberstaatsanwalt) Gregorius Möller, dem die Acten übersandt waren, um daraus die eigentliche Anklageschrift zu formiren, dem im November 1700 — so lange hatte sich der Proceß schon hingezogen — bei einer Strafe von 2000 Ducaten befohlen wurde, die Sache binnen vier Wochen zu Ende zu bringen, schrieb voller Verzweiflung auf einen Zettel, der noch bei den Acten liegt: „heiliger Gott, gerechter Richter! Artikel kann ich machen, aber woher soll ich die Beweise nehmen? Niemand will das Herz haben, S. Kurf. Durchlaucht den schlechten Stand des Processes zu offenbaren, sondern der Proceß soll continuirt werden." Trotzdem wirkte die angedrohte Strafe: im December 1700 konnten Friedrich die zweihundertundneunzig Anklageartikel vorgelegt werden, die Möller nicht ohne die schwersten Gewissensbedenken zu Stande gebracht hatte; die Commissare beantragten, ihn daraufhin einem zweiten Verhöre zu unterwerfen, ihm aufzugeben, die 290 Fragen „mit Ja oder Nein ohne Anhang zu beantworten." Erst im Januar 1702 fand dies zweite Verhör statt; bis in den März zog es sich hinaus; Danckelmann ließ sich sein Vertheidigungsrecht nicht soweit einschränken, wie seine Gegner gehofft hatten, in umfassendster Auseinandersetzung legte er nochmals dar, wie man ihn keiner Verschuldung zeihen könne. Der Bericht, den der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Greg. Möller, der Hoffiscal Wilhelm Duhram, am 31. März 1702 erstattete, macht der preußischen Rechtspflege, soweit sie von der ordentlichen Gerichts-

barkeit verwaltet wurde, die höchste Ehre. Er trägt den Titel: „Advocati fisci frei eröffnetes Gewissen vor S. K. Maj. in Preußen nach Erfordern des jüngst gethanen Eides in Sachen des gewesenen Oberpräsidenten v. Danckelmann", eine Ueberschrift, die schon zeigt, von welchen Gesichtspuncten der brave Schreiber ausgeht; die freimüthige Darstellung schließt mit der Bemerkung, Danckelmann habe sich schriftlich und mündlich so verantwortet, daß, ehe man im Processe fortfahre, die genaueste Untersuchung nothwendig sei, „ob man auch mit der Sache glücklich fortkommen und allenfalls den von Danckelmann mit nothdürftigem Beweise überführen könne." Einige Tage darauf erging ein Rescript des Königs, der mit der Untersuchung fortzufahren befahl; aber schon sechs Wochen später reichte der Fiscal abermals einen Bericht ein, worin er unter detaillirter Besprechung von fünfzig der Anklagepuncte den gänzlichen Mangel an Beweisen für die Schuld des Angeklagten darlegte.

Mehr als fünf Jahre hatte das Verfahren schon gedauert, ohne daß irgend ein Ausgang abzusehen war. König Friedrich war innerlich auch jetzt noch fest davon überzeugt, daß sein langjähriger Minister sein Vertrauen auf das schmählichste mißbraucht habe, um so weniger mochte er sich entschließen, einzugestehen, daß er ihm Unrecht gethan, nur weil es an formellen Beweisen fehlte. So schritt er zu einem Acte der Cabinetsjustiz. Er befahl am 22. Februar 1704 die Einstellung des Verfahrens, aber — so heißt es in dem Rescript — dem König selbst sei am besten bekannt, wodurch Danckelmann in Ungnade verfallen, und sei er überzeugt, daß die Strafe, die er deshalb leide, nicht zu hart sei; es müsse deshalb dabei auch ferner sein Bewenden behalten. Erst 1707, nach weiteren drei Jahren, als die Geburt eines Enkels dem König zu vielen Gnadenacten Veranlassung gab, wurde Danckelmann aus Peitz entlassen, ihm die Stadt Cottbus als Aufenthaltsort angewiesen; aus seinem eingezogenen Vermögen wurde ihm eine kleine Rente von 2000 Thalern ausgesetzt. Aber eine Wiederaufnahme seines Processes, eine öffentliche Erklärung seiner Unschuld hat der tiefgekränkte Staatsmann nicht erreicht, und nie hat er seinen früheren Zögling wieder sehen dürfen. Erst König Friedrich Wilhelm I. ließ ihm 1713 eine glänzende Genugthuung zu Theil werden, indem er ihn unmittelbar nach seiner Thronbesteigung an seinen Hof berief und ihm einen ausgesuchten Beweis seiner Hochachtung und seiner Ueberzeugung von der Unschuld des hart geprüften Mannes abstattete.

So endete vor mehr als anderthalb Jahrhunderten das Verfahren gegen einen der höchstgestellten und bedeutendsten Staatsmänner, welche die preußische Geschichte kennt. In der Regierung König Friedrichs I. aber lassen sich scharf zwei Epochen unterscheiden. Während der einen wurde die brandenburgische Politik im großen und ganzen fortgeführt im Stile und im Sinne des Fürsten, der der Begründer des preußischen Staatswesens genannt werden darf, im Sinne des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Die zweite brachte den Glanz der Krone, aber Erniedrigungen und Demüthigungen nach Außen, Desorganisation und Zerrüttung im Innern, sie berechtigte zu der spöttischen Frage, die man noch zu König Friedrichs Lebzeiten hörte, „wie es denn komme, daß das Königreich Preußen so viel weniger zu bedeuten habe, als das Kurfürstenthum Brandenburg". Den Markstein, der diese beiden Perioden von einander trennt, bildet die Entlassung Eberhards von Danckelmann.

Das höhere landwirthschaftliche Unterrichtswesen.

Von
Eugen Werner.
Leipzig.

Schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts that sich auf deutschen Universitäten das Bedürfniß kund, die Landwirthschaft in den Kreis der Wissenschaften aufzunehmen. Zunächst und fast ausschließlich waren es Cameralisten, welche sich mit der Landwirthschaft wissenschaftlich beschäftigten. Im Jahre 1727 begann Thomasius in Halle Oekonomie zu lehren; ihm folgten Frankenstein und Zink zu Leipzig. Auch wurden in Frankfurt a. O. und Braunschweig (1745) Professuren für Oekonomie und Cameralwissenschaften errichtet. Demnächst entstanden Lehrstühle für die genannten Wissenschaften in Wien am Theresianum (1752), auf der hohen Schule ebendaselbst (1762), zu Prag (1766), Lauteren (1774), Heidelberg, Flensburg, Gießen, Worms und Stuttgart. — Daß das Bedürfniß nach einem landwirthschaftlichen Studium zuerst von den Cameralisten ausging, ist erklärlich, denn sie kamen naturgemäß in Beziehungen mit der Wirthschaftsleitung auf Domainen, mit den zahlreichen, jetzt abgelösten Lasten und Gerechtsamen, Frohnden, Zehnten 2c., deren Kenntniß einen großen Theil des Landwirthschaftsrechtes der damaligen Zeit ausmachte. Mit der Aufhebung dieser mittelalterlichen Institutionen verlor auch die Landwirthschaftslehre an Interesse. Die Folge davon war, daß ein Theil der im vorigen Jahrhundert begründeten Lehrstühle auf deutschen Hochschulen einging.

Wenn es der Geist des Cameralwesens, der Geist einer vernünftigen Regelung der aus dem Feudalwesen entsprossenen Verbände und Verträge war, der die Landwirthschaft auf der Universität hielt, so verdankt in der Neuzeit die Landwirthschaftslehre ihre Stellung zum großen Theil den Naturwissenschaften. Seit Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Schwerpunkt der Lehre verlegt auf das Gebiet einer rationellen landwirthschaftlichen Produktion. Die neue Bahn betrat zuerst Albrecht Thaer, ein Mann, der sich hohe Verdienste um die deutsche Landwirthschaft erworben hat; er begründete im Jahre 1802 in Celle eine landwirthschaftliche Lehranstalt, bei welcher ihm sein Freund, der Apotheker Einhof, als Lehrer für Physik, Chemie, Botanik zur Seite stand. Thaer selbst hielt über Agronomie, Agrikultur, Produktion, Oekonomie im eigentlichen Sinne vor einer zahlreichen Zuhörerschaft Vorträge. Im Jahre 1804 schloß Thaer dieses Institut und siedelte nach dem von ihm erworbenen Rittergute Möglin in der Mittelmark über, um hier im Jahre 1806 ein landwirthschaftliches Institut zu eröffnen. Bei seinem neuen Unternehmen hatte nun Thaer die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Die Kriegsstürme durchtobten Deutschland; 21 Zöglinge waren angemeldet, aber nur 3 traten ein, denen sich bis zum Frühjahre 1807 noch 5 beigesellten.

Von den bis zum heutigen Tage begründeten landwirthschaftlichen Lehranstalten sollen im Folgenden nur diejenigen namhaft gemacht werden, welche durch ihre Lehrkräfte einen weiteren Ruf erlangt haben.

1818 wurde die Lehranstalt zu Hohenheim (jetzt Akademie) bei Stuttgart von dem sehr namhaften Lehrer der Landwirthschaft, Schwerz, begründet. Diese Anstalt wurde stark besucht und gelangte zu einem bedeutenden Rufe, sowohl in

allen Staaten Deutschlands, als im Auslande. Die Zöglinge wurden zu Gutsverwaltern, Pächtern, Hofmeistern, Brauern, Wagnern, Schmieden, Maschinenmeistern u. s. w. herangebildet, wodurch eine sehr fühlbare Lücke in der Bewirthschaftung großer und kleinerer Güter ausgefüllt und unter den Landwirthen Süddeutschlands und der Schweiz ein Schatz von sehr nützlichen Kenntnissen verbreitet wurde. — 1826 begründete Friedrich Gottlob Schulze in Jena ein Institut zur Ausbildung angehender Landwirthe und Cameralisten. Besonders wurde erstrebt die Verbindung der Landwirthschaft mit der Staatswirthschaft im Unterrichte, die philosophische Ausbildung der Theilnehmer theils mittelst gemeinfaßlicher philosophischer Vorträge, theils mittelst kritischer Behandlung der auf Philosophie zu begründenden Doktrinen, ferner die Vereinigung der Bildung des Charakters und des Wesens mittelst des Institutes der akademischen Freiheit und eines wohlgeordneten geselligen Lebens, schließlich beständige sorgfältige Rücksicht auf die landwirthschaftliche Praxis. Bis zum Jahre 1834 wurde die Anstalt zahlreich besucht und von Schulze mit Geschick und Glück geleitet. Inzwischen hatte er in Eldena bei Greifswald eine landwirthschaftliche Akademie begründet, welche im Jahre 1835 von ihm als Direktor eröffnet wurde. In kurzer Zeit wuchs die Frequenz der jungen Anstalt auf 80 Studirende. Schulze, dem seine Stellung durch vielfache Mißhelligkeiten verleidet wurde, folgte aber schon im Jahre 1839 einem Rufe zurück an die Universität Jena, wo er, begleitet von vielen seiner Eldenaer Schüler, sein Lehrinstitut wieder eröffnete, welches unter seiner Leitung in der erfreulichsten Weise gedieh, so daß die Frequenz von 1850 bis 60 (Schulze's Tod) nie unter 100 betrug.

Im Königreich Sachsen war schon 1829 mit der Forstakademie zu Tharand eine landwirthschaftliche Abtheilung verbunden, zu deren Director Schweitzer berufen wurde, unter dessen Leitung diese Anstalt ein großes Renommé erlangte. Im Jahre 1835 wurde Sprengel als Lehrer der Landwirthschafts-Wissenschaft an dem Carolinum zu Braunschweig angestellt. — Aus der großen Zahl der landwirthschaftlichen Lehranstalten, welche von den vierziger Jahren an entstanden und zum Theil wieder eingingen (Karlshof, Beberbeck, Worms, Waldau &c.) sind hier nur die noch bestehenden, höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten zu erwähnen.

Die preußische Akademie Proskau bei Oppeln wurde 1847 gegründet; der erste Director war Heinrich. Nach dessen Tode übernahm 1862 H. Settegast mit Umsicht und Erfolg die Leitung. Im Jahre 1848 trat die Königl. Akademie Poppelsdorf bei Bonn ins Leben. Die Leitung dieser Anstalt wurde Schweitzer übertragen; seit 1870 ist Dünkelberg Director, welcher sich besonders um Ausbildung des culturtechnischen Unterrichtes (über Drainage, Wiesenbau &c.) verdient gemacht hat. Das jetzt mit der Universität Göttingen verbundene Institut zu Weende wurde 1851 eröffnet. Im Jahre 1852 wurde in Bayern die Königl. landwirthschaftliche Centralschule zu Weihenstephan eröffnet, ein Institut, welches schon seit 1822 zu Schleißheim bestanden hatte.

Von diesen Lehranstalten sind viele isolirte, d. h. sie liegen entfernt von Städten und höheren Bildungsanstalten. Vom Beginn der fünfziger Jahre findet nun die Ansicht Verbreitung, daß fachwissenschaftliche, staatswissenschaftliche und allgemeine Bildung in reichem Maße nur auf Universitäten erworben werden könnte. Ein solches, mit der Universität in Verbindung stehendes Institut (Universitäts-

institut) entstand zuerst 1860 zu Berlin, 1862 folgte Halle unter J. Kühns Leitung, 1868 Jena, 1869 Leipzig unter Blomeyers, Gießen unter Thaers, Königsberg unter von der Goltz's, dann Göttingen und 1872 Heidelberg unter Fühlings Leitung.

Außer diesen sind noch auf folgenden deutschen Universitäten Abtheilungen und Professuren für Landwirthschaft: in Kiel, in der technischen Hochschule zu München und in Rostock. Der Zweck der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten, der selbständigen Akademien und der Universitätsinstitute, ist, angehenden Landwirthen eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende Berufsbildung zu verleihen, damit sie in ihrem einstigen Wirkungskreise zu einer erfolgreichen Thätigkeit befähigt sind. Das Interesse für die Wissenschaft soll erweckt werden. Der höhere landwirthschaftliche Unterricht soll demnach vorzugsweise anregend wirken. Dabei sollen aber auch die Studirenden mit einem solchen Maße von Kenntnissen ausgerüstet werden, daß sie späterhin im Stande sind, den Fortschritten der Landwirthschaft nicht nur zu folgen, sondern auch selbstthätig mitzuarbeiten. Mit der Berufsbildung soll eine allgemeine Bildung Hand in Hand gehen, so daß die Studirenden an dem geistigen und politischen Leben des Volkes selbständigen Antheil zu nehmen vermögen. Um dieses, gewiß nicht niedrig gesteckte, Ziel erreichen zu können, bedarf es eines Studiums von wenigstens 4—5 Semestern.

Zur Aufnahme in eine höhere Lehranstalt werden fest normirte Ansprüche in Bezug auf Vorbildung nicht gestellt. Im Allgemeinen wird nur verlangt, daß sich die Studirenden Reife des Urtheils und Kenntnisse in dem Maße erworben haben sollen, um akademischen Vorträgen ohne Schwierigkeit folgen und den rechten Nutzen daraus ziehen zu können. Ferner werden genügende landwirthschaftlich-technische Kenntnisse vorausgesetzt. Vor dem Studium ist also eine praktische Lehrzeit von wenigstens einem vollen Jahre durchaus unerläßlich. Man sollte nun denken, daß sich die höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten die Gunst der Großgrundbesitzer in hohem Grade erworben haben müßten. Dem ist aber nicht so. Der Besuch dieser Anstalten ist vielfach ein erschreckend geringer. Die meiste Frequenz von ungefähr 200 inskribirten (!) Landwirthen zeigt Halle, dann dürfte die Akademie Proskau mit 80 bis 100 Studirenden, das Universitäts-Institut zu Leipzig mit 50 bis 70 Studirenden folgen. Einige dieser Institute (Göttingen, Jena) stehen nicht selten auf dem Aussterbeetat. Um so auffallender ist diese Erscheinung, wenn man bedenkt, daß das deutsche Volk ein vorwiegend Ackerbau treibendes ist (ungefähr 60 pCt. der Bevölkerung sind Landbevölkerung) und daß davon ein sehr großer Theil, der freilich zahlenmäßig nicht angegeben worden, zum Stande der Großgrundbesitzer gehört. Zur Erklärung der geringen Frequenz werden nicht selten die „schlechten Zeiten" oder das „mangelnde Interesse" der „Indifferentismus" seitens der Großgrundbesitzer angeführt. Wir können aber derlei Gründe nicht wohl gelten lassen. Wenn der Großgrundbesitzer in der Lage ist, seinem Sohne, der die militärische Laufbahn ergreift, viele Jahre hindurch in der ergiebigsten Weise Zuschüsse zu leisten, wenn für edle Pferde und andere Luxusausgaben trotz der „schlechten Zeiten" die genügenden Mittel vorhanden sind, dann, so sollte man annehmen, müßten diese auch zur Erlangung einer genügenden Berufsbildung vorhanden sein. Wenn man aber sagt, dem großen Landwirthe fehlt das

Interesse für die Wissenschaft, so muß das zugegeben werden. Nur fragt es sich dann, warum fehlt das Interesse? Unserer Ansicht nach liegt nicht der Fehler an den Landwirthen, sondern in der Organisation des landwirthschaftlichen Unterrichtes. Die Wissenschaft versteht es bisher noch sehr schlecht, das Interesse der großen Landwirthe zu fesseln. Es geht in diesem Falle ähnlich, wie mit dem mangelhaften Kirchenbesuche. Das, was das Publicum verlangt, findet es an den betreffenden Orten nicht. Eine bessere Organisation des höheren landwirthschaftlichen Unterrichtes ist daher dringend geboten. Es würde hier zu weit führen, positive Vorschläge in dieser Richtung zu machen. Meistens ist die Vorbildung der Studirenden eine ungenügende, so daß die Vorträge gar nicht oder oft nur halb verstanden und geistig verarbeitet werden können. Ferner ist in den meisten Fällen die Dauer des Studiums eine ungenügende. Viele Landwirthe studiren aus Sparsamkeitsrücksichten 1 oder 2 Semester, nicht selten nur zu einer Zeit, wo sich eine andere, ihnen zusagende Stellung nicht findet. Nichts ist erklärlicher, als daß in diesem Falle solche Disciplinen gehört werden, die ausschließlich landwirthschaftliche sind (Betriebslehre, Pflanzenbau, Thierzucht, Fütterungslehre). Diese Lehrzweige sind aber in einem geordneten Studium zumeist an den Schluß zu stellen, weil sie Kenntnisse aus allen Zweigen der Naturwissenschaft und der Volkswirthschaft voraussetzen. Wo nun diese Kenntnisse fehlen, kann die Lehre niemals einen sichern Halt für späteres praktisches Handeln gewähren. Mißerfolge sind unvermeidlich, welche dann den „Herren vom grünen Tisch", den „Buchhelden" in die Schuhe geschoben werden. Wegen des vielfach „unverbauten" Wissens sind die „studirten" Landwirthe im Kreise der Praktiker nicht selten im Verrufe. Es kommt gar oft vor, daß ein landwirthschaftlicher Beamter, welcher von der Pike auf gedient hat und dessen Gesichtskreis ein entschieden beschränkter ist, leichter eine gut honorirte Stellung erlangt, als Landwirthe, welche unter pecuniären Opfern ihr Wissen auf einer Hochschule erweitert haben. — Zur Beseitigung dieser außerhalb des Bereiches der Lehranstalten liegenden Uebelstände kann durch eine zweckmäßigere Organisation dieser Anstalten beigetragen werden, und es muß auch anerkannt werden, daß diese Frage zu den im Kreise von Fachmännern vielfach, wenn auch leider nur mit geringem Erfolge, ventilirten gehört. Man behauptet, eine bestimmte, ziemlich bedeutende Vorbildung müsse allgemein verlangt werden. Wie bei den meisten andern, das Studium erheischenden Berufsarten, so müßte auch der Landwirth das Maturitätsexamen bestanden haben, um an einer Hochschule aufgenommen werden zu können. Sicherlich würde eine solche Vorbildung für die Landwirthe sehr förderlich sein. Wenn sie aber unerläßlich sein sollte, so würde die Mehrzahl der jungen Landwirthe, welche später einmal die Bewirthschaftung größerer Güter zu übernehmen haben, von einem Studium an einer landwirthschaftlichen Hochschule ganz ausgeschlossen sein. Um einen Großbetrieb selbständig und mit Erfolg leiten zu können, ist eine Berufsbildung von ungefähr 8 Jahren nothwendig (1 Jahr Militärdienst, 2 Jahre landw. Praxis, 2—3 Jahre Studium, 2—3 Jahre abermalige Praxis). Will man nun auch unter Berücksichtigung des Alters, welches der Landwirth bis zu seiner vollen Ausbildung erreicht, sowie etwa aus Sparsamkeitsrücksichten von dem Abiturientenexamen und einer bis zum 20. Lebensjahre dauernden Schulbildung absehen, so könnte man doch sicherlich die Reife für Prima zur unerläßlichen Aufnahmebedingung machen.

Eine Streitfrage, welche noch jetzt die Gemüther heftig bewegt, ist die: ob die isolirte Akademie oder das Universitätsinstitut die geeignete Bildungsstätte für Landwirthe ist. J. v. Liebig war es, der 1861 in einer akademischen Festrede zur Feier des 102. Stiftungstages der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München erklärte, daß die selbständigen landwirthschaftlichen Lehranstalten nach jener von Möglin der Landwirthschaft mehr Schaden als Nutzen gebracht hätten, weil sie weder den Geist Thaers in nationalökonomischer, philosophischer noch in naturwissenschaftlicher Richtung besessen hätten; denn Thaer habe eben nicht als Landwirth von Beruf, sondern als Mann der Wissenschaft so große Erfolge gewonnen; die Akademien hätten für die höhere Theorie ihrer Doctrin (Lehre von der Ernährung und der Erziehung von Pflanzen und Thieren, selbst für die Wirthschaftslehre) nichts Erhebliches geleistet; sie lernten den Fortschritt begreifen, aber sie machten ihn nicht selbst.

Diese Ansicht Liebigs fand viele Vertreter und besonders, wie ja das begreiflich ist, in Solchen, welche am Bestehen der Universitätsinstitute interessirt sind. Gegen diese Institute und für die selbständigen Akademien sprechen sich dagegen große Collegien von Beamten (preußisches Landesökonomiecollegium), Landwirthe, Directoren der Akademien 2c. aus. Ueber den Streit, ob Liebig oder Thaer, ob Universitätsinstitut oder Akademie, ist mit der Zeit eine umfangreiche Literatur erschienen. Eine kritische und möglichst objective Zusammenstellung der älteren Ansichten giebt Dr. Birnbaum in „Universitätsinstitut oder isolirte landwirthschaftliche Akademie?" Gießen 1862. — Ohne auf die einzelnen strittigen Punkte näher einzugehen, kann unserer Ansicht nach unter Umständen Universitäts- und Akademiestudium gleich berechtigt sein. Das Universitätsstudium eignet sich im Allgemeinen für begüterte Landwirthe, welche eine von vornherein gesicherte Lebensstellung in Aussicht haben, für Solche, welche neben der Landwirthschaft auch Studien allgemeiner Natur über Philosophie, Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften treiben, für Solche, welche als Großgrundbesitzer, später auch als Politiker und Staatsmänner wirken wollen. Für all' diese spielt die Geldfrage meist eine untergeordnete Rolle; sie haben in ihrer Studienzeit zugleich Gelegenheit, das Leben der Großstadt kennen zu lernen und zu genießen. In Folge ihrer allgemeinen Bildung nehmen diese angehenden Landwirthe eine gleiche Stellung ein, wie die Studirenden anderer Facultäten, während von diesen der Immaturus als Mindergebildeter fast ausnahmslos mit einer gewissen Verachtung angesehen wird. Den vom Geschick begünstigten jungen Landwirthen ist es auch möglich, eine längere Zeit auf ihr Universitätsstudium zu verwenden; sie können sich daher mit den, in streng wissenschaftlicher Form vorgetragenen Grundwissenschaften, Naturwissenschaften und Nationalökonomik, vollständig vertraut machen. Sie könnten sich vertraut machen, nur schade, daß es ein verschwindend kleiner Theil wirklich thut. — Gerade dasjenige, was den Akademien vielfach als Nachtheil vorgeworfen wird, daß sie die Hülfswissenschaften in gedrängter Kürze, wenn möglich mit Beziehung auf die Landwirthschaft ihren Studirenden bieten, gerade das müssen wir als Vortheil anerkennen. Dadurch wird eine bedeutende Zeitersparniß für das Studium ohne Nachtheil ermöglicht und selbst weniger begüterten Landwirthen, welche sich als Verwalter und einstige Directoren großer Güter ausbilden wollen, die Aneignung

eines genügenden theoretischen Wissens gestattet. Ferner muß erwähnt werden, daß in der Regel (aber keine Regel ohne Ausnahme) der akademische Unterricht einheitlicher organisirt ist, als der Universitätsunterricht. Bei jenem sind die einzelnen Disciplinen soweit als thunlich scharf gegen einander abgegrenzt, was in semesterlichen Conferenzen der Docenten berathen wird; wogegen der landwirthschaftliche Universitätsstudent sehr leicht in die Lage kommt, in einem Semester denselben Gegenstand in drei oder vier verschiedenen Collegs zu hören. Dieser Zeitverlust wäre nun vielleicht noch zu verschmerzen, zumal derselbe Gegenstand meist von verschiedenen Seiten beleuchtet wird. Es kommt aber auch vor, daß Jemand, der 4 Semester an einer Universität studirt, obgleich er Einiges sehr genau weiß, von großen Wissensgebieten der Landwirthschaft keine Ahnung hat. — Auch in dem Umstande, daß die Akademien mit einem größeren Landgute verbunden sind (Proskau z. B. mit einer 1000 Hektar umfassenden Gutswirthschaft und 5000 Hektar Forst), können wir nur einen Vortheil erblicken. Das Landgut ist ein hoch schätzbares Demonstrationsmaterial, Lehrer und Studirende bleiben mit dem praktischen Betriebe stets in Contact, abgesehen davon, ob die akademische Wirthschaft eine wirkliche Musterwirthschaft ist oder nicht.

Das Dilemma zwischen Universität und Akademie hat man zu umgehen gesucht mit der Gründung der Hochschule für Bodencultur in Wien: Der Standpunkt der isolirten Akademie wurde angenommen, aber dahin getrachtet, die Trennung sowenig als möglich nachtheilig zu gestalten; für die „ordentlichen" Hörer sind die Aufnahmebedingungen dieselben, wie an der Universität. Die Zahl der „außerordentlichen" Hörer, d. h. derjenigen, welche der Aufnahmebedingung nicht genügen, überwiegt die der „ordentlichen" sehr bedeutend. Die Grundwissenschaften können an der Universität gehört werden, während für die Fachwissenschaften besondere Docenten an der Hochschule angestellt sind.

Die Frequenz der Institute kann auch nicht als Entscheidungsgrund über die prinzipielle Frage, ob Akademie oder Universität, aufgestellt werden. Für eine isolirte Akademie ist es viel schwieriger, mit hohen Zahlen zu glänzen, als für Universitätsinstitute, weil bei letzteren in Folge der leichteren Aufnahme als Landwirthe Viele eingeschrieben werden, die alles Andere, nur nicht Landwirthschaft, zu hören beabsichtigen. Die Frequenz ist zum größten Theil abhängig von dem zeitweiligen Renommé der Lehrkräfte, besonders aber des Directors, wenn er selbst namhafter Landwirth ist und es versteht, von seinem Institute reden zu machen.

Der höhere landwirthschaftliche Unterricht entspricht den vom Publicum gestellten Ansprüchen bisher nur sehr wenig, und es dürfte daher die Zeit nicht mehr fern sein, wo er einer gründlichen Reorganisation seitens des landwirthschaftlichen und Unterrichtsministeriums entgegengeht. Mit Erfolg ist in Preußen der landwirthschaftliche Unterricht von den staatlichen Behörden auf einer freilich tieferen, aber auch breiteren Stufe in Angriff genommen worden durch Errichtung von „Landwirthschaftsschulen". Hierüber nächstens.

Die Wirthschaftsconcessionen in der deutschen Gewerbeordnung.

Von
Josef Landgraf.
Stuttgart.

Die deutsche Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 hat in ihrem § 33 bestimmt: „Wer Gastwirthschaft, Schankwirthschaft oder Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus betreiben will, bedarf dazu der Erlaubniß. Diese Erlaubniß ist nur dann zu versagen: 1. wenn gegen den Nachsuchenden Thatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß er das Gewerbe zur Förderung der Völlerei, des verbotenen Spiels, der Hehlerei oder der Unsittlichkeit mißbrauchen werde; 2. wenn das zum Betriebe des Gewerbes bestimmte Lokal wegen seiner Beschaffenheit oder Lage den polizeilichen Anforderungen nicht genügt. Es können jedoch die Landesregierungen, soweit die Landesgesetze nicht entgegenstehen, die Erlaubniß zum Ausschänken von Branntwein und den Kleinhandel mit Branntwein und Spiritus auch von dem Nachweis eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig machen." Diese gesetzliche Bestimmung ist s. Z. mit vollem Bewußtsein ihrer Tragweite gegeben worden. Die Motive sagten sich, daß diese Concessionspflicht sowohl auf sitten- als auch auf sicherheitspolizeiliche Gründe gestützt werden müsse und daß dieses nicht nur in Deutschland, sondern auch in England gemeinen Rechtes sei; freilich haben die meisten Gewerbeordnungen lediglich von einer allgemeinen polizeilichen Concession gesprochen; in dieser Beziehung ging die deutsche Gewerbeordnung einen erheblichen Schritt weiter, indem sie sich in jenen Bedingungen wesentlich beschränkte, aus welchen die Genehmigung versagt werden kann. Ganz besonders ist hier die Bedürfnißfrage für alle anderen Fälle weggefallen als für die im obigen Nachsatze gekennzeichneten, und zwar obwohl die Bedürfnißfrage an sich wenn auch schon in beschränktem Sinne in dem Regierungsentwurfe selbst noch enthalten gewesen ist. Das Gewerbe der Schankwirthschaft setzt weder eine Vorbildung noch ein erhebliches Kapital voraus, sagten die Motive, erfordert also gerade wegen seiner leichten Zugänglichkeit für Personen, denen die wirkliche Arbeit nicht zusagt, im Interesse der guten Sitte eine Beschränkung. Dem glaubte man aber durch das in das Gesetz aufgenommene persönliche und örtliche Moment vollständig Genüge gethan. Auch die öffentliche Meinung scheint s. Z. sich damit durchaus abgefunden zu haben, denn es kamen bis nach dem Eintritt der Krise, unter der wir heute noch leiden, allgemeine Klagen über eine besondere Zunahme der Wirthschaften nicht zur öffentlichen Kenntniß. Die Kassandra-Stimmen, welche erst seit einigen Jahren über diese Frage laut wurden, die insbesondere aus den rheinischen Fabrikstädten — den Anfang hat unseres Wissens Barmen gemacht, — erschollen, blieben bis eben dahin durchaus stumm. Seitdem aber bildet die Frage einer Rektifikation gerade dieser Bestimmung mit einen sehr lebhaft betonten Theil des Programmes sogar einzelner politischer Parteien, und als in der letzten Reichstagssession die Gewerbenovelle verhandelt wurde, konnte man neuerdings die baldige Erfüllung dieses Wunsches in den Vordergrund stellen hören. Ob mit Recht oder mit Unrecht, darüber hat unseres Ermessens in diesem Augenblick die königlich württembergische Regierung wohl die beste Antwort gegeben, indem sie aus den zur Erhebung der nachtheiligen

Folgen der Vermehrung von Wirthschaften eingezogenen Berichten erkennen zu sollen glaubte, daß sie bisher jene Vollmachten, welche s. Z. das Reichsgesetz der Regierung jedes Bundes-Staates gegeben, noch gar nicht voll zur Anwendung gebracht habe. Mit anderen Worten ist damit gesagt: Die Frage, um die es sich hier handelt, ist deßhalb noch gar nicht zu einer Gesetzesänderung reif, weil die Befugniß des Gesetzes noch keineswegs erschöpft scheint. Und in der That ist unseres Wissens von einigen Städteverwaltungen, z. B. München abgesehen, Nichts darüber bekannt geworden, daß bisher die Ortsfrage bei den Wirthschaften irgendwo besonders hervorgehoben worden wäre. Die Erhebung der württembergischen Regierung hat nämlich gezeigt, daß viele Lokale, in welchen auf Grund der Vorschriften der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich neu concessionirte Wirthschaften betrieben werden, vermöge ihrer Lage wie ihrer Beschaffenheit den polizeilichen Anforderungen im Sinne des Gesetzes nicht entsprechen; sie bestimmt daher folgerichtig, daß fernerhin in dieser Beziehung auf eine sorgfältigere und strengere Prüfung vor der Ertheilung der Erlaubniß zum Wirthschaftsbetrieb durch zuständige Behörden gedrungen werden muß. Zu diesem Behufe sind nun eine Reihe von Gesichtspunkten zur künftigen Beachtung und Wissenschaft der Verwaltungsbehörden bei Entscheidung dieser Frage aufgestellt worden. So werden in Bezug auf die Lage der zum Wirthschaftsbetrieb bestimmten Lokale solche Gebäude, besonders auch Hintergebäude, welche nicht leicht und zu jeder Zeit zugänglich sind, und von den Polizei-Organen nicht oder nur unvollständig überwacht werden können, ferner solche Gebäude, welche in größerer Entfernung vom Etter insbesondere an abgelegenen Feld- und Güterwegen sich befinden, als ungeeignet bezeichnet. Auch muß verlangt werden, daß die Zugänge zu den Wirthschaftsräumen eine für den Wandel ungefährliche Beschaffenheit haben. In Bezug auf Beschaffenheit der für den Wirthschaftsbetrieb bestimmten Räumlichkeiten sollen dieselben allen Anforderungen entsprechen, welche vom Standpunkt der Gesundheits-, Sitten- und Sicherheits-Polizei aus zu stellen sind, und den Rücksichten des öffentlichen Anstandes genügen. Darnach müssen die Lokale eine angemessene Höhe haben, die mindestens 2,3 m beträgt; auch sollen die Lokale sonst in ihrer Größe der Art des Wirthschaftsbetriebs entsprechen; es müssen Einrichtungen zur Herstellung eines gehörigen Luftwechsels mit Vermeidung schädlicher Zugluft vorhanden sein; ein genügendes Tageslicht und zweckmäßige Einrichtungen zur Erwärmung der Lokale sollen gleichfalls verbürgt sein. Räumlichkeiten, die über der Erde sich befinden, sind zu bevorzugen, sofern eben Keller und Souterraine für den allgemeinen Wirthschaftsbetrieb nicht taugen; für die Familie des Wirths müssen gehörige abgesonderte Wohn- und Schlafräume vorhanden sein; auch soll der Wirth nicht wegen getheilten Eigenthums an dem Gebäude, in welchem die Wirthschaft betrieben wird, an geordnetem Wirthschaftsbetrieb gehindert sein. Ja sogar die Aborte und die geeigneten Kellereien zur Aufbewahrung und Conservirung der Getränke u. s. w. sind nicht vergessen, letztere besonders auch im Interesse der Getränkesteuercontrolle. Bei Gesuchen um Gastwirthschafts-Concessionen soll dann des Weiteren zu prüfen sein, ob die sonstigen Einrichtungen so sind, daß eine angemessene Beherbergung und Verpflegung von Reisenden, sowie zutreffendenfalls die Unterbringung ihrer Pferde und Fuhrwerke nach den örtlichen Verhältnissen möglich werde. Ueber alle

diese Voraussetzungen, die auch bei Aenderungen in der Person des Unternehmers oder der Betriebsstätte zutreffen müssen, haben sich die Gemeinderäthe auf Grund eigener Kenntnißnahme von den zur Wirthschaft ausgesehenen Lokalen auszusprechen; die Verwaltungsbehörden können sich dieserhalb Situationspläne, Grundrisse und Durchschnitte über die zum Wirthschaftsbetrieb bestimmten Lokalitäten vorlegen lassen. Stellt sich nach gegebener Erlaubniß heraus, daß die Räumlichkeiten nicht mehr den Anforderungen entsprechen, so kann die Concession wieder im Sinne der Gewerbeordnung zurückgenommen werden.

Man mag über diesen Erlaß der württembergischen Staatsregierung in den Einzelheiten, die übrigens bei der Wichtigkeit, die der Schenkwirthschaftsfrage jetzt gegeben werden will, der vollen Reproduction an diesem Platze gewiß werth erschienen, denken, was man will; dagegen wird schwer aufzukommen sein, daß das Recht zu diesen Directiven als solchen der einzelne Bundesstaat hat. Aber noch mehr, man wird darnach erst recht zugeben müssen, was unbefangene Beurtheiler schon lange gesagt haben — daß die Ueberhandnahme der Wirthschaften in einzelnen Theilen Deutschlands nicht sowohl eine Schwäche der Gesetzgebung, sondern eine Schwäche der Verwaltung gewesen ist. Man hat eben übersehen, daß die Verwaltung in der Hausse- und Nach-Hausse-Periode ganz andere Aufgaben zu erfüllen hatte als unmittelbar nach der Gesetzgebung von 1869. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich die Wirthschaftsbesitzer nicht selten auch aus verdorbenen und verkrachten Gewerbetreibenden, die ihr ursprüngliches Gewerbe nicht mit Erfolg zu betreiben vermochten, rekrutiren; in kurzsichtigster Weise glauben nun manche Gemeinden, die Freiheit von einer Armen-Unterstützung sich am besten mit der Connivirung einer Schankwirthschafts-Concession billiger erkaufen zu können; so mag es eben gekommen sein, daß die Berücksichtigung der Lokalfrage bisher in der Hauptsache nur eine sehr geringe Rolle spielte. Freilich war es sehr schwer, seitens der einzelnen unteren Verwaltungsbehörden selbst eine Reaction in dem Sinne der in Württemberg nunmehr gegebenen Direktiven zu veranlassen; das kann nur durch allgemein gesetzlich gegebene Bestimmungen dieser Art geschehen, auf die sich die unteren Staatsorgane mit vollem Gewicht stützen können, und in diesem Sinne ist das Vorgehen der württembergischen Regierung auf das Freudigste nicht bloß in diesem Lande selbst zu begrüßen. Dieselben Gewerbestätten, die bisher nach den zum Theil übertriebenen Schilderungen der Kritiker der deutschen Gewerbeordnung in dieser Richtung die Herde der Liederlichkeit, der Trinksucht, der Hehlerei und noch so mancher anderer gemeingefährlicher Verbrechen gewesen sein sollen, werden also, wenn der Geist der hier vorgelegten Verordnung voll zum Schalten und Walten kommen wird, künftig als Muster der Bau-, Gesundheits-, und Gewerbe-Polizei fungiren. Eigenthümliche Berührung der Extreme! Man kann nur wünschen, daß man auch auf anderen Gebieten in so würdiger Weise die Reformer der Gewerbeordnung entwaffne und den heute so vielfach genährten Glauben an die Allgewalt der Gesetze untergrabe. Es ist ja beispielsweise auf einem benachbarten Gebiete, das schon früher an dieser Stelle eingehend besprochen wurde, nicht viel anders, wir meinen in der Frage der Nahrungsmittelfälschung. Was soll hier ein Gesetz nützen, so lange es überhaupt wissenschaftlich noch zweifelhaft ist, ob ein bestimmtes Getränk auf natürliche oder auf künstliche Weise entstanden ist; jedes Gesetz, das trotzdem geschaffen würde, wird

sich über kurz oder lang eher als eine Prämie für den Fälscher wirksam erweisen, und zwar in dem ersten Falle, — und er kann bei der Unvollkommenheit unserer analytischen Technik nicht lange ausbleiben —, wo eben diese analytische Chemie ihre Ohnmacht deklarirt. So sind noch manche andere Bestimmungen in der Gewerbeordnung, welche mehr nur Grundsätze enthalten, deren Verwirklichung erst nach einer reicheren Erfahrung abgewartet werden muß. Man denke nur an § 107, der jeden Gewerbeunternehmer verpflichtet, auf seine Kosten alle diejenigen Einrichtungen herzustellen und zu unterhalten, welche mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebs und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherheit der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind. So lange bisher die Fabrikinspektoren nicht obligatorisch waren, ist es nur begreiflich genug, daß dasjenige Material gefehlt hat, welches für die einzelnen Fälle allgemeine Direktiven schaffen ließ; erst jetzt nachdem dieses Institut endlich gleichheitlich für Deutschland obligatorisch organisirt werden wird, können wir hoffen, dazu das nöthige, wenn auch zunächst vielfach wohl nur negative Material zu erhalten, da sich diese Dinge schlechterdings nicht vom grünen Tische aus herstellen lassen. Erst dann wird der § 107 wahr werden, bisher stand er mehr oder weniger für gar viele Unternehmer entweder nur auf dem Papier oder war — worüber auch gar manche Klagen vorliegen — ein Quell' unangenehmster Chikanen durch solche Verwaltungs-Beamten, denen ein volles Verständniß für die Bedürfnisse der Industrie fehlt: der Baupolizeibeamte dementirt gar manchmal, was das Organ der Gewerbepolizei angeordnet hatte.

Und so wollen wir denn hoffen, daß der württembergische Regierungsakt quantitativ und qualitativ die möglichst produktive Kraft in dem oben ausgeführten Sinne bewähren möge.

Ein ungedruckter Aufsatz H. Heine's.

Mitgetheilt
von
Adolf Strodtmann.
Steglitz bei Berlin.

Zu den unerquicklichsten Partieen der Lebensgeschichte Heine's gehört die Zeit seines Aufenthaltes in München von Ende November 1827 bis Mitte Juli des folgenden Jahres. Mit anerkennenswerther Kühnheit hatte der junge Dichter sich in den ersten Bänden der „Reisebilder" offen in die Reihen der politischen Opposition gestellt. „Das Buch wird viel Lärm machen," hatte er kurz vor dem Erscheinen des zweiten Bandes seinem Freunde Friedrich Merckel geschrieben, „nicht durch Privatskandal, sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht." Und ein halbes Jahr später — im Juni 1827 — schrieb er an Moses Moser: „Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt Viel thun; ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister."

Das Aufsehen, welches die „Reisebilder" erregt hatten, veranlaßte den Baron Cotta schon im Sommer 1827, Heine zur Einsendung von Beiträgen für das „Morgenblatt" aufzufordern und ihm gleichzeitig seine Absicht einer zeitgemäßen Umgestaltung der früher von Posselt und Murhard geleiteten „Allgemeinen politischen Annalen" mitzutheilen, wobei er auf Heine's thätige Mitwirkung rechne. Dieser zeigte sich Anfangs wenig geneigt, auf die verlockenden Anerbietungen einzugehen. „Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Bayern zu werden!" schrieb er an Merckel. „Aber ach, ich bin krank, ruinirt und gefesselt. . . . Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den Deutschen Anzeiger oder die Hallesche Literaturzeitung lesen und ein deutsches Butterbrod essen." Erst gegen Mitte October, als Heine von Cotta den erneuten Antrag erhielt, die Redaction der „Politischen Annalen" in Gemeinschaft mit dem Dr. Fr. L. Lindner zu übernehmen, entschloß er sich, diesem Rufe zu folgen, — nicht so sehr, um der Sache des Liberalismus zu dienen, als vielmehr aus der leidigen Rücksicht auf das ihm in Aussicht gestellte splendide Honorar. In einem späteren Briefe an Cotta bekennt er offen, daß weder seine politischen Kenntnisse, noch seine Schreibart ihn zum Redacteur eines politischen Journals geeignet machten, und mit eben so naiver Aufrichtigkeit äußert er gegen Merckel über seine Aufsätze für die „Annalen": „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muß ich auch Etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der Annalen wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, daß ich etwas Anderes bin, als unsre sonettirenden Almanachspoeten." An Varnhagen freilich schrieb er: „Ich habe diese Redaction angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus. . . . Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen." Schon im ersten Briefe aus München heißt es jedoch: „Die Annalen sollen mir wenig Mühe machen," und in der That lieferte Heine für dieselben fast nur jene flüchtigen Aufzeichnungen seiner Reise nach England, welche erst einige Jahre später, bei ihrer Veröffentlichung in Buchform, durch Hinzufügung mehrerer neuer Capitel eine bestimmtere politische Färbung erhielten.

Der Grund, warum Heine in all seinen Aufsätzen während des Münchener Aufenthalts sich der größten Mäßigung befliß und jede entschiedene Aeußerung über die heimische Tagespolitik ängstlich vermied, läßt sich aus seinen derzeitigen Briefen an Varnhagen, Schenk und Cotta mit fataler Deutlichkeit erkennen: — er wollte sich die Möglichkeit der von ihm erhofften Staatsanstellung nicht versperren. Zuerst dachte er an eine Professur in Berlin, wie eine solche ja unlängst seinem Freunde Eduard Gans zu Theil geworden war. Er legte Varnhagen diesen Wunsch wiederholt ans Herz. „Ich handle," schrieb er ihm im Frühjahr 1828 aus München, „wie Sie sehen, sehr bedachtsam und meine Unbesonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der Reisebilder ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zerreißen wollte, saß ich zu London ruhig hinterm Ofen . . . Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnsucht

nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Bayern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?" Als diese Hoffnungen fehlschlugen, bemühte Heine sich, in Bayern zu erreichen, was ihm in Preußen nicht glücken wollte. Der Dichter des „Belisar", Eduard v. Schenk, welcher damals das Ministerium des Innern leitete, bot bereitwillig seinen Einfluß auf, um seinem Collegen in Apoll eine Professur an der Münchener Universität zu erwirken, was ihm freilich schließlich doch nicht gelang. Da die Entscheidung in letzter Instanz bei dem kunstsinnigen Könige lag, war es Heine sehr daran gelegen, dessen Gunst zu gewinnen. Der König las, wie er dem Baron Cotta gesagt hatte, mit Theilnahme die „Politischen Annalen"; Heine durfte also annehmen, daß seine Beiträge für diese Zeitschrift dem Monarchen schon bekannt waren. Er bat daher Cotta, demselben nun auch die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" mit einem geeigneten Commentar in die Hände zu spielen. „Vergessen Sie nicht," schrieb er bei Uebersendung der Bücher, „sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch zu Gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden."

Führwahr, alles dies sind bedenkliche Aeußerungen im Munde eines Mannes, der kurz zuvor mit so viel Ostentation die Rolle eines Volkstribunen auf sich genommen hatte. Bedenklicher noch erscheint der Umgang, welchen Heine damals mit dem verrufenen Wit von Dörring pflog, der als achtzehnjähriger Jüngling in die Verschwörungsumtriebe der Jenenser Burschenschaft verwickelt gewesen war, seitdem in Frankreich, England, Italien, Deutschland und der Schweiz eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte und gleichzeitig von den Regierungen als Carbonaro verfolgt, von den Häuptern der liberalen Partei als agent provocateur in Diensten der Polizei und geheimes Werkzeug des katholischen Klerus verächtlich gemieden ward. Mit gerechter Besorgniß beklagt sich Heine, daß Campe einem so unzuverlässigen Subjecte Briefe für ihn anvertraut habe. „Wußten Sie denn nicht," fragt er halb entrüstet, „daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und einige Monate später, als Wit auch mit den bayrischen Behörden in Collision gerathen und plötzlich von München ausgewiesen worden war, lesen wir in einem Briefe Heine's an Merckel den ängstlichen Stoßseufzer: „Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geschickt, worin auch Sachen für mich seien, und ich sollte das Packet auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deshalb schreibe mir um Gotteswillen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?" Aus einem fast gleichzeitigen Schreiben an Varnhagen von Ense aber ersehen wir, daß Heine mit jenem Menschen, den der so tief verachtete, dennoch in charakterlosester Weise, und aus wenig ehrenhaften Motiven, freundschaftlich verkehrte. Die bezeichnende Briefstelle lautet: „Wit von Dörring, der berüchtigte, ist hier. Gott weiß, mit welchem Scandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich gern und er compromittirt mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß

die Revolutionäre von mir sich fernhalten, was mir sehr lieb ist; zweitens, daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Uebrigens ist Wit mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließ' ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Princip der Bewegung, sei diese auch feindlich, bringt . . . Ich wurde in Mitten des Briefes unterbrochen. Die Ursache war der famose Wit selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwiesen worden. Wit ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, so ließe ich ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ, — er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deshalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen mißfallen. In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens Nichts schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen. Ich denke, die nächste wird in der Gestalt einer Recension erscheinen. Pst! Pst!"

Wahrscheinlich beziehen sich die letzten Worte auf die ihm abgedrungene Besprechung von Michael Beer's „Struensee", welche Heine vierzehn Tage nachher anonym im „Morgenblatt" drucken ließ, obschon ihm dieser Aufsatz, trotz seiner wegwerfenden Aeußerungen über denselben in einem Billet an Merckel, durchaus nicht zur Unehre gereicht. Möglicherweise aber dachte er, als er jene Worte an Varnhagen schrieb, die eine so jesuitische Zweckmäßigkeitsmoral predigen, an seine Absicht, sich über die schriftstellerische Thätigkeit Wit's, welcher eben damals seine „Lucubrationen eines Staatsgefangenen" und die ersten Bände seiner „Memoiren" hatte erscheinen lassen, öffentlich auszusprechen. Denn aus der Autographensammlung eines verstorbenen Freundes erhielt ich kürzlich den nachstehenden, von Heine's eigener Hand geschriebenen und mit seinem vollen Namen unterzeichneten Aufsatz, welcher unzweifelhaft aus seiner Münchener Periode datirt und an Ton und Inhalt auf das getreueste mit den frivolen Gesinnungen übereinstimmt, zu denen er sich in dem angeführten Briefe an Varnhagen bekannte. Es scheint, daß derselbe für das „Morgenblatt" bestimmt war, aber — vielleicht in Folge des Scandals, welchen die Ausweisung Wit's aus München verursachte — nicht zum Abdruck gelangt ist. Als charakteristischer Beitrag zur Beurtheilung der schwankenden Unzuverlässigkeit von Heine's politischen Gesinnungen, denen erst die Julirevolution für kurze Zeit einen festeren Halt gab, dürfte der Aufsatz, dem wir zu besserem Verständniß diese einleitenden Worte voraussenden, jedenfalls nicht ohne Interesse sein.

Johannes Wit von Dörring.

In der Westminsterabtei sah ich das Grab von Thomas Parr, aus der Grafschaft Salop. Er war geboren 1483, starb den 15. November 1635, und lebte da-

her unter der Regierung von zehn Fürsten, nämlich: Edwards IV., Edwards V., Richards III., Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Edwards VI., der Königin der Maria, Königin Elisabeth, Jacobs I. und Karls I. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann im Alter von 130 Jahren vor dem geistlichen Gerichte des Ehebruchs angeklagt wurde und wegen dieses Vergehens öffentlich Kirchenbuße thun mußte. Man erzählt, als er zum ersten Male vor Karl I. gebracht wurde, sagte zu ihm der ernste König: „Parr, Du hast länger gelebt als andere Menschen; was hast Du mehr gethan?" Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: „Als ich hundert dreißig Jahr alt war, that ich Kirchenbuße!"

Nicht immer wohnt Weisheit unter einem weißen Dach, und Greise können oft eben so große Thorheiten sprechen, wie die liebe Jugend. Aber es ist doch anzunehmen, daß hundertjährige oder gar anderthalbhundertjährige Menschen die Welt aus einem andren Gesichtspunkte betrachten wie Unsereiner, über den Werth alles Thuns auf dieser Welt eine von der unsrigen sehr abweichende Ansicht hegen, und vielleicht das Ungewöhnliche der That an und für sich als das Höchste erkennen. Solche Menschen haben die Richtigkeit der Dinge am tiefsten begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welch kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interessante des Factums selbst und beurtheilen alle Erscheinungen auf dieser Erde, nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen Theater, wo die Comödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle, sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahr alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden. Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr, im schwarzen Rock und langen Haar, als enthusiastischer Mortimer der Freiheit, agirt. Es bedarf keiner 130jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte, und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken, wie manchem andern deutschen Recensenten, ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör giebt, und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisiren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm eben so gut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.

H. Heine.

Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes.

Das Leitmotiv.

Von
Emil Naumann.
Dresden.

Je weiter eine Zeit in die Anfänge der Cultur und Civilisation zurückreicht, umsomehr ist sie geneigt, das, was sie noch nicht in seinem ganzen Umfange zu sagen und auszudrücken vermag, durch bestimmte Formeln und Symbole zu bezeichnen. So setzten die Aegypter eine versteinerte, conventionelle Bildersprache an die Stelle einer, dem individuellen Fühlen und Denken Raum gebenden phonetischen Zeichen- und Schriftsprache. Auch drückte eine der ältesten und wichtigsten Arten der Hieroglyphen nicht etwa das aus, was durch das betreffende Bild vorgestellt ward, sondern war vielmehr ein ganz zufällig gewähltes Zeichen, welches, nach festgestelltem Uebereinkommen, diesen oder jenen Begriff, Sache und Gegenstand bedeuten sollte. So galt z. B. der Geier als das Symbol der Mutter, ein Stadtplan als das Sinnbild einer Stadt; es handelte sich in allen solchen Fällen um eine Ideeographie. —

Auch die Keilschrift des älteren Assyriens, sowie nicht weniger die Keilschrift der Alt-Chaldäer, der turanischen Meder und der Alt-Armenier entstand sehr wahrscheinlich aus einer ursprünglichen Bilderschrift.*) Wir begegnen einer solchen überdies auch bei den Azteken; dieselben besaßen eine bilderschriftliche Malerei, welche dem Priester beim Unterricht der Jugend in der Sternenkunde und Götterlehre diente. Fortgeschrittenere spätere Perioden in der Entwicklungsgeschichte aller dieser Völker, namentlich bei den Aegyptern und Medern, sowie bei den Persern und Mexikanern, lassen eine besondere epistolographische, sowie endlich eine alphabetische Schrift aufkommen, welche die Dinge nicht mehr blos andeutet oder das durch die Blume sagt und umschreibt, was sie nicht direkt zu bezeichnen vermag, sondern Dinge und Gedanken unmittelbar nennt und ausspricht.

Wie mit den Anfängen der Schriftsprache verhält es sich mit den Anfängen der Kunst. Auch die Kunst bedient sich in Zeiten, in denen sie noch in den Kinderschuhen steht oder erst zu stammeln beginnt, was sie auf dem Herzen hat, zunächst des Symbols, des Sinnbildes, der conventionellen Formel. Beweise liefert uns hierfür die alt-ägyptische Plastik mit ihrem unveränderlich feststehenden Kanon des Gesichtausdruckes, der Haltung und der Gesten ihrer Gestalten, die, statt uns Momente einer individuellen oder wirklich freien Bewegung gewahren zu lassen, in einer, jede weitere Entwicklung ausschließenden Starrheit verharren und in dieser ihrer Gebundenheit sich tausendfach als dieselben wiederholen. Auch die alt-byzantinische Kunst legt Zeugniß hierfür ab durch ihren todten, alle Entfaltung über gewisse vorgeschriebene Typen hinaus ausschließenden Schematismus; nicht weniger endlich die ältesten Malerschulen Italiens und Deutschlands, welche, da sie noch nicht von innen heraus Personen verschiedener Individualität zu charakterisiren

*) Dieser Ansicht ist auch F. Benary.

wußten, denselben Zettel aus dem Munde gehen ließen, die besagten, wen jene Figuren vorstellen sollten. Dasselbe geschah übrigens schon weit früher bei den Etruskern, auf deren Vasen ebenfalls Göttern und Helden geschriebene Worte aus dem Munde gehen, oder deren Köpfe mit Umschriften versehen sind, damit man wisse, welche Personen gemeint seien und um welche Situationen es sich handle.

In sämmtlichen angeführten Fällen waren derartige Auskunftsmittel durch die Uniformität, in welcher Ideen oder Darstellung verharrten, geradezu geboten. Und so zeigen uns die Anfänge der Kunst nur eine Umkehrung des Verfahrens, dem wir in den Anfängen der Wissenschaft begegneten: auf der einen Seite erklärte das Bild das Wort, auf der andern Seite das Wort das Bild; beiderseits aber stand das Zeichen statt der Sache, weil die letztere damals eben noch so wenig einer vollkommenen Darstellung fähig war, daß ein bloßes Symbol zu ihrer Verdeutlichung verhältnißmäßig besser ausreichte, als eine natürliche Nachbildung.

Doch hat dies Alles in ältester Zeit auch seine ehrwürdige Seite. Jene ersten Versuche, die Natur nachzuahmen und darzustellen, waren doch immer die unentbehrlichen Anfänge, ohne welche alle spätere Kunstentwicklung unmöglich geblieben wäre. Die frühesten bildlichen Darstellungen knüpften überdies noch so unmittelbar bei der Religion und Religionsphilosophie an, daß das Symbolische darin dem Betrachter wichtiger war, als Naturwahrheit oder irgendwelche Schönheit der Form. Endlich können auch diese Vorstufen der künstlerischen Entwicklung schon einzelne Momente enthalten, die uns rühren oder imponiren, weil ihnen eine, wenn auch in der technischen Ausführung noch unbeholfene, so doch innerlich echte und kindlich gläubige Ueberzeugung zu Grunde liegt. Derartige Wirkungen üben z. B. gewisse ausdrucksvolle Gesten wahren Schmerzes aus, denen wir, bei im Uebrigen verzeichneten Gestalten, auf etrurischen Vasenbildern zuweilen begegnen, oder die majestätische Ruhe und wilde Größe mancher Königs- und Göttergestalten der altägyptischen und altassyrischen Plastik. Selbst jenen kolossalen Portalwächtern von den Palästen und Tempeln Nimruds und Khorsabads, deren aus einem Löwenleib, Stierklauen und Flügeln zusammengesetzten mächtigen Thierkörper ein bärtiges Menschenhaupt aufgesetzt ist, fehlt es nicht an einer Erhabenheit, die Jeden ergreift, der ihnen zum erstenmal im Louvre oder brittischen Museum begegnet.

Ganz anders dagegen stehen wir der conventionellen Formel und abstracten Symbolik in unseren Tagen gegenüber. Handelt es sich, wie in der Gegenwart, um weit fortgeschrittene Geschichtsepochen, oder um ein Volk, das bereits die Höhe seiner Civilisation erstiegen und bei dem daher auch die Kunst schon herrliche Blüthen trieb, und tritt dann, trotz eines solchen bereits dagewesenen goldenen Zeitalters, unvermuthet eine Strömung ein, die wieder bei jenen primitiven Versuchen einer noch stammelnden Kunst anknüpft, die mit den Anfängen der Menschheitscultur verbunden war, so haben wir es nicht mehr mit kindlicher Naivetät, sondern mit einer rein pathologischen Erscheinung zu thun. Es handelt sich dann sicherlich um eine jener ungeheuerlichen Verirrungen des Geschmacks, wie sie in Zeiten des Epigonenthums oder eines vorherrschenden Eklekticismus aus seelischer Ueberreizung und abstracter Reflexion hervorzugehen pflegen; um eine jener Ausgeburten künstlerischer Ueberspannung, wie sie in solchen Durchgangsepochen immer auftreten und die sich schließlich stets in den krassesten Zopf verloren haben.

Einem solchen stärksten Ausdruck künstlerischen Zopfes begegnen wir in der Tonkunst unserer Tage in dem sogenannten musikalischen Leitmotiv. Das Leitmotiv setzt an die Stelle einer, durch ein ganzes Musikdrama in beständiger Weiterentwicklung bleibenden Darstellung eines musikalischen Charakters — die eingefrorene Formel, die, nach einem im voraus getroffenen ausdrücklichen oder stillschweigenden Abkommen zwischen dem Componisten und seinen Hörern, ein- für allemal diese oder jene Person ankündigen oder bedeuten soll, gleichviel, wie sehr sich das Innere der in dieser Weise gekennzeichneten Person, oder die Situationen, in welche sie geräth, im Laufe des Stückes verändern, vertiefen und steigern mögen. Man wird darauf entgegnen, daß das Leitmotiv ja keineswegs jederzeit in seiner ursprünglichen Gestalt wiederzukehren brauche, sondern sich mannigfaltig zu verändern vermöge. Solche Einwände beruhen jedoch auf einer gründlichen Täuschung; denn für den kundigen Hörer können weder eine verstärkte oder anders gemischte Instrumentirung, noch eine veränderte oder bewegtere Rhythmisirung und Begleitung, noch endlich eine anders als früher geartete Dynamik und Harmonisirung den Bann der Erstarrung lösen, mit welchem jede feststehende Formel behaftet ist, weil sie sich eben dazu verbindlich macht, uns ein- für allemal das bloße Zeichen für die Sache, das Aushängeschild für das Innere der Dinge, die Phrase für den unmittelbaren Herzenserguß, die äußerliche Gebärde für lebensvolle Wahrheit zu geben. Wir können daher auch jene mit dem Leitmotive, durch verändertes instrumentales Colorit, wechselnde Vertheilung von Schatten und Licht, oder durch neue Bässe, Mittelstimmen, Begleitungsfiguren, Accentuirungen und Stärkegrade vorgenommenen Modifikationen nicht als wirkliche Wandlungen desselben, oder als eine Weiterentwicklung seines musikalischen Kerns anerkennen. Eine wirkliche thematische Fortbildung offenbart ihre eigentliche Natur in einem beständigen Wachsen, im organischen Hervorgehen des Unbekannten aus dem Bekannten und daher vor allem in einem ewigen Werden; das Leitmotiv aber erleidet keinerlei Verwandlung unter den soeben angeführten musikalischen Proceduren (ein Verwandeln und Werden würde ja überdies seiner ganzen Absicht und Bedeutung widersprechen und dieselbe aufheben), sondern erscheint hierbei vielmehr nur wie unter einer wechselnden Beleuchtung gesehen, die an seiner unabänderlich feststehenden Zeichnung nichts zu ändern vermag. Darum wirkt auch alles, was der Componist in der oben angeführten Weise mit einer solchen musikalischen Formel vornimmt, nur wie das Auffallen verschiedener Lichter auf ein Relief, welches dasselbe wohl in einem rothen oder in einem grünen Glanze erschimmern zu lassen vermag, aber doch eben immer nur bengalische Anstrahlung bleibt, nicht fähig, das erstarrte Gebild von innen zu beleben und erglühen zu machen.

Es soll mit dem Vorhergegangenen nicht behauptet werden, daß ein genialer Zopf nicht auch das Leitmotiv, diesem selber zum Trotz, in einzelnen Fällen noch mit Geist verwerthen und dessen Schwerfälligkeit bis zu einem bestimmten Punkte hin zu überwinden vermögen werde. Im Allgemeinen aber erinnert der, durch das Leitmotiv vor unsern Augen auf der Bühne gekennzeichnete oder in unserer Erinnerung und Phantasie in Action gesetzte dramatische Charakter lebhaft an die, durch den Draht in Bewegung gesetzte Puppe auf dem Marionetten-Theater.

Denn beides geschieht (ist die musikalische Formel einmal festgestellt und damit im Großen und Ganzen alle weitere Durchbildung und Ausmalung dieses oder jenes Charakters zu Ende) auf rein mechanischem Wege: nämlich einerseits durch ein einfaches Ertönenlassen des Motivs, andererseits durch ein ebenso einfaches Anziehen des Stranges, mit welchem die agirenden oder sprechenden Puppen in Rapport stehen. Der sich immer wiederholende steife Gestus, die unverändert vorgeschriebene Attitüde — gleichviel ob dieselben musikalischer oder pantomimischer Natur sind, setzen, hier wie dort, die eingefrorene Grimasse an die Stelle einer Unendlichkeit frei auseinander hervorgehender und den wechselnden Ausdruck wechselnder innerer Stimmungen spiegelnder Bewegungen, setzen ein todtes Räderwerk und seine Verzahnungen an die Stelle eines wahrhaftigen inneren Lebens.

Daß dies nun aber Zopf sei, bedarf wohl keines weiteren Beweises. Das eigentliche Wesen alles künstlerischen Zopfes besteht darin, daß er das Conventionelle an die Stelle der Natur, die Manier an die Stelle des Styls, die Formel an die Stelle der entwickelten Kunstform, das Attribut an die Stelle des Innerlichen und Wesentlichen, die Maske an die Stelle der Person, das Idol an die Stelle des Ideals setzt. Was ist aber das Leitmotiv anders, als Convention, Manier und Formel, oder als ein den Helden und Göttern in Tönen angehängtes Attribut, als die musikalische Maske, die statt der Natur gelten soll, als das erstarrte Trugbild, das uns die lebenswarme, sich in jedem Momente neu und anders offenbarende und doch in ihrem tiefsten Kern unverändert bleibende Persönlichkeit ersetzen soll.

Eine derartige Stellung und Bedeutung des Leitmotivs in der Musik wird uns noch ersichtlicher, wenn wir einen Blick auf gewisse, ihm mehr oder weniger verwandte Erscheinungen in den andern Künsten werfen. Jedes Jahrhundert, das an einem Mißverständniß irgend einer großen, der Vergangenheit angehörenden Kunst- und Kulturepoche laborirte, läßt uns besondere, damals conventionell gewordene Manieren gewahren. Ausrufe und Anreden wie: Eh bien madame! — Allez Princesse! — O mon Prince! — Helas mon Seigneur! oder ganz moderne Phrasen, wie: Le transport d'un esprit amoureux, waren genau so charakteristisch für die französische Tragödie des 17. Jahrhunderts, wie dies das Leitmotiv für das deutsche Musikdrama der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden ist, und auch ungefähr ebenso antik, wie das Leitmotiv heidnisch- oder christlich-germanisch ist. Der Puder, die Stöckelschuhe und Schönheitspfläſterchen endlich paßten ebenso sehr zur Tunica und Toga, wie der in den Zukunftsopern unserer Leitmotivler über dem Dominant-Septimenakkord immer wieder eintretende modern-weichliche Vorhalt der Sexte vor der Quinte (den ich darum den Schmachtando nennen möchte) zu dem Pathos paßt, das dort im Uebrigen zur Schau getragen wird. Beiderseits traten Conventionelles, stereotype Redensarten und todte Formeln an die Stelle der Natur: hier in der Gestalt der Alliteration, des Stabreims, des Mordentes oder des, statt des höchsten dramatischen Affectes uns dargebotenen musikalischen Gemeinplatzes, dort in der Gestalt des Alexandriners, eines vielfach geschraubten und auf Stelzen gehenden Pathos oder der am Hofe Louis XIV. und im Pariser Salon üblichen Phrase. Wie nennen wir aber die letztere Manier

heute? Sie heißt uns (unbeschadet der sonstigen Anerkennung der großen dichterischen Anlagen Corneille's und Racine's) einfach Zopf.*)

In den bildenden Künsten gewinnt im Zopfzeitalter das Attribut ein übertriebenes Ansehen; es erhält eine Bedeutung, an die Niemand im classischen Alterthum dachte; da aber ein in dieser Weise betontes Attribut ebenfalls die Formel an die Stelle des Wesens setzt, so gleicht es dem Leitmotiv soweit, als dies bei verwandten Erscheinungen innerhalb verschiedener Künste überhaupt möglich ist. Auch die in Zopfzeiten in der Plastik und Malerei überhand nehmende Allegorie, welche uns abermals Gleichnisse und Umschreibugen statt der Personen und Dinge bietet, mahnt, von dieser besonderen Seite gesehen, vielfach an das umschreibende und gleichnißartige Leitmotiv. Die Darstellung ferner gewisser Tugenden in der Plastik und Malerei durch gewisse Typen der classischen Mythologie, z. B. der Weisheit durch eine Pallas Athene (der wir daher auch auf unzähligen Titelblättern damals erschienener Bücher begegnen) oder der Stärke durch einen den Löwen bändigenden Herakles, zeigt nicht weniger als alles in dieser Beziehung schon Erwähnte, daß Convention und Manier zu allen Zeiten unzertrennlich mit dem künstlerischen Zopf verknüpft gewesen sind. Hierhin wäre in der Sculptur auch die Verkleidung und Maskirung von Fürsten, Kriegern, Staatsmännern und berühmten Künstlern und Gelehrten aus der Zopfzeit durch altgriechisches Kostüm oder ihre Umhüllung mit der römischen Toga zu zählen.

Wir haben es in allen diesen Fällen mit einer in Sackgassen gerathenen Kunst zu thun, die statt an den ewig frisch sprudelnden Quellen wirklichen Lebens und der Natur zu schöpfen, die zu allen Zeiten dieselben bleiben, zu weitabliegenden und bei den Haaren herbeigezogenen Dingen greift, welche zuletzt eben darum in Manier und Convention ausartet. Daher hängt auch alles, was Mode heißt, auf das engste mit dem, was wir als Zopf bezeichnen, zusammen, denn auch die Mode schreibt das Widersinnigste vor, läßt sich überlebt habende Dinge wiederaufleben und die übertriebenen Trachten der verschiedensten vergangenen Zeiten erscheinen uns nur darum heute als Zopf, weil sie eben außer Cours gesetzte Moden sind. — Das Leitmotiv ist gleichfalls eine solche künstlerische Mode, die — wie uns heute die Perrücke zur Charakteristik der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehört — so einmal künftigen Generationen zur Charakteristik der Physiognomie unseres Zeitalters gehören wird; und zwar nicht allein seiner musikalischen Physiognomie, sondern seines Geisteshabitus überhaupt. Die Natur allein steht über der Mode und hat weder einen, nur zu einer bestimmten Zeit möglichen Cours, noch kann sie jemals außer Cours gesetzt werden. Auch wird sie nicht durch von Zufälligkeiten abhängende Strömungen berührt und wenn daher Kunst-

*) Der erneuten Anwendung der Alliteration und des Stabreims in unsern Tagen ist noch jener besondere Zug alles Zopfes eigen, Kunstelemente einer längst abgeschlossen hinter uns liegenden Epoche, der jeder lebendige Zusammenhang mit der Gegenwart mangelt, der letzteren tendenziös aufnöthigen zu wollen. So war dem Zopf in der Literatur und bildenden Kunst die Sucht eingeboren zu antikisiren, wenn auch nur mittelst einer ganz äußerlichen Drappirung. Jede Epoche aber, die einen lebensfähigen Kern besitzt und nicht kränkelt, findet ihren eigenen und besonderen Ausdruck in der Kunst und bedarf in dieser Beziehung keiner Anleihen bei einer Cultur, deren Anschauungs- und Empfindungswelt nicht mehr die unsere ist.

werke, die ihr treuer Spiegel sind und in denen sie selber webt und lebt auch nicht immer gerade in die Mode kommen, weil das Reinste und Einfachste stets nur einem naiv gebliebenen Volke und der höchsten Bildung, die sich hierin berühren, verständlich ist, so werden solche Schöpfungen doch ebensowenig jemals aus der Mode kommen können, da sich zu allen Zeiten eine Gemeinde findet, die sich um sie sammelt und an ihnen erhebt und erquickt.

Man glaube nicht, daß der künstlerische Zopf nur einmal in der Geschichte einer jeden Kunst auftrete und dann nicht wiederkehren könne. In derselben Gestalt freilich, wie das erstemal, wird er sich das zweitemal nicht präsentiren; seinem Wesen nach wird er aber auch dann alle jene Kennzeichen tragen, die ihn als das offenbaren, was er in Wahrheit ist. Auch die Musik hatte, wie ihre nächstverwandte Schwesterkunst die Poesie, bereits wiederholte Zopfperioden durchzumachen. Eine der frühesten darunter haben wir in der Schule des ehrwürdigen Tonlehrers Ockeghem (1430 bis etwa 1513) vor Augen. Bei einem Theile seiner Schüler hatte der musikalische Calcul, die in Tönen sich ergebende Combination, welche das Componiren zu einer reinen Verstandesoperation werden ließ, einen Grad erreicht, der jene Meister völlig vergessen machte, daß die Musik, wie jede andere Kunst, im Dienste des Schönen stehe. Ihren zugespitztesten Ausdruck fand eine solche Zeitrichtung im sogenannten Räthselkanon, der sich darauf capricirte, im Umfang von ein Paar Takten und Tönen dem Hörer ein ganzes, durch denselben erst zu errathendes und zusammenzusetzendes Musikstück darzubieten, wobei freilich vorausgesetzt wurde, daß der Rathende von der Gilde sei, da die Lösung des musikalischen Räthsels ohne bedeutende Vorkenntnisse unmöglich blieb. Der letztere Punkt erscheint demungeachtet unwesentlich, wenn wir die in allem Uebrigen sofort ins Auge springende Beziehung des Räthselkanons zum Leitmotiv näher betrachten. Denn der musikalische Bildungsgrad des Hörers ist gleichgültig, wenn von ihm im Großen und Allgemeinen ein und dasselbe verlangt wird: sich nämlich aus ein paar Takten ein größeres musikalisches Ganze zusammenzusetzen, gleichviel ob jene Takte dabei zum Schlüssel eines dramatischen Charakters in dessen vollem Umfange, oder eines ganzen Tonsatzes dienen sollen. Jedenfalls ist sowohl das Leitmotiv wie der Räthselkanon nichts anderes, als die erstarrte musikalische Formel, jedoch immer noch mit dem Unterschiede zu Gunsten des letzteren, daß aus ihm ein umfangreiches Tonstück hergeleitet werden soll, während dem Leitmotiv im Gegentheil jede weitere Entwicklung widerstrebt, weil sie eben sein Wesen aufheben würde. Dagegen haben Räthselkanon und Leitmotiv wiederum mit einander gemein, daß beide das musikalische Rebus darstellen, dessen Lösung wir erst durch Reflexion oder durch Umstellungen und Unterstellungen finden sollen; ja das Leitmotiv bringt hierbei sogar noch jene andere Seite des Rebus zur Erscheinung, uns durch ein Paar Bildchen — hier durch ein oder zwei beschränkte Motive, die wie Tonbildchen wirken — einen musikalischen Zusammenhang errathen zu lassen, welchen uns eine nicht stereotypirte und ungefesselt dahinströmende Tonsprache weit unmittelbarer und deutlicher offenbaren würde. Doch eine solche soll ja gerade vermieden werden: Rebus, Räthselkanon und Leitmotiv wollen mit den Dingen nur tändeln und uns etwas daran und darüber zu deuteln geben; darum vermögen sie sich auch nicht über die Sphäre bloßer Geistesspielereien zu erheben.

Wunderbar ist es, daß der dramatisch-musikalische Zopf in seiner modernsten Gestalt erst dann erscheint, nachdem die Oper in Gluck und Mozart der Welt dargethan hatte, worin ihre höchsten und letzten Aufgaben bestehen. Doch erklärte ich eine solche Erscheinung ja schon oben durch das in der Tonkunst eingetretene Zeitalter des Elekticismus und des Epigonenthums, das, wie uns die Kunstgeschichte lehrt, bisher ausnahmslos solchen Blüthezeitaltern einer Kunst gefolgt ist, wie wir sie in Deutschland anderthalb Jahrhunderte lang in der Musik erlebten. In einer solchen Epoche ist das Experimentiren an der Tagesordnung. Der Nachgeborene erträgt es nicht, geringer zu erscheinen, als die großen Progonen. Da er sie nun nicht direkt in den Schatten zu stellen vermag, ich meine nicht durch die Bedeutung, Schönheit und Erhabenheit des einfachen, alles blendenden Beiwerkes entkleideten musikalischen Gedankens, so verfällt er auf ein die Sinne reizendes und in Wahrheit auch vielfach glänzendes und bestechendes instrumentales Colorit, sowie vor allem auf ein, wie er glaubt, neues System des Componirens, das er als einen Bruch mit veralteten Traditionen bezeichnet, und meint nun auf einer Höhe zu stehen, von der er auf die wackeren, aber im Grunde doch noch beschränkten Vorfahren herabzusehen berechtigt sei. Nur schade, daß die Vertreter dieses Systems, die doch ihrer Zeit voranzueilen meinen, vielmehr als der Ausdruck einer Manier und Mode erscheinen, die lediglich der Gegenwart angehört und daß sie daher in solchen Werken, in denen sie sich als deren vollständige Sklaven darstellen, schon im Voraus der Vergangenheit verfallen sind.

Ich bemerkte bereits, daß die Culminationspunkte des musikalischen Dramas durch die Namen Gluck und Mozart bezeichnet werden. Gluck nun ist vorzugsweise der Meister, der uns darthut, wo die Grenzen zwischen der Musik als einer selbständigen Kunst und zwischen der Musik als einer bloßen Verstärkung der Diction zu ziehen sind; denn er hat durch die eigene künstlerische That genau den Punkt und den Grad bestimmt, bis zu welchem sich das musikalische Drama von der musikalischen Kunstform emancipiren darf. Wer in dieser Beziehung über den großen Meister hinausgehen will, wird im besten Falle einen künstlerischen Zwitter hervorbringen, der weder ganze und echte Poesie, noch ganze und echte Musik ist, da weder diese noch jene Kunst darin zu ihrer vollen uneingeschränkten Erscheinung und Wirkung gelangen können und wir es daher überall in solchem Falle mit dem Halben und Forcirten zu thun haben. Auch die versuchte Rechtfertigung eines derartigen Zwitters mit dem pomphaften Satze, daß es sich hier um ein bisher noch nicht dagewesenes Zusammenwirken aller Künste handle, kann an dessen Unform nichts ändern. Gewiß existirt ein Zusammenhang aller Künste, und der Autor glaubt, gerade einer der wärmsten Vorfechter desselben zu sein,*) nur daß derselbe ein rein ideeller und zugleich formaler ist, nie und nimmer aber in ein und demselben Kunstwerke oder in einer rein äußerlich-materiellen Weise sich wird vollziehen können; wenigstens nicht, wenn die gegenseitige Durchdringung der verschiedenen Künste hierbei auf einem völligen Gleichgewicht und einer völligen Gleichwerthigkeit beruhen soll, die stets unmöglich

*) Siehe den ersten Halbband meiner „Tonkunst in der Culturgeschichte", der den ausdrücklichen Titel führt: „Die Musik im Zusammenhange der Künste." (Berlin, bei Behr, 1869.)

bleiben wird und wenn man sie dennoch versucht, zum Monstruösen führen muß. Gerade eine wirkliche Erkenntniß des wahren Zusammenhanges der Künste, der allein in ihrer idealen Einheit und in der Identität der Stylgesetze ihrer Kunstformen beruht, fordert eine um so strengere Scheidung der Gebiete ihres Wirkens, sowie um so genauere Bestimmungen über die Arten und Gelegenheiten ihres Zusammenwirkens, bei welchem letzteren das hervortretende große Gesetz abermals darin bestehen wird, daß diejenige Kunst, um deren Stoff und Material es sich vorzugsweise handelt, dominirt und die Seele bleibt, die den sich mit ihr verbindenden Künsten soviel von ihrem eigenen Leben einhaucht, als diese davon in sich aufzunehmen vermögen, im Uebrigen aber denselben ihren Platz, sowie ihr Verhältniß zu ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, anweist und vorschreibt.

Den gewaltigen Bau, den Gluck in seinen Grundzügen entwarf und in seinen Außenwerken bereits aufführte: das musikalische Drama — baute Mozart im Innern bis zu seiner letzten Vollendung aus. Schon Gluck hatte dargethan, daß sich, wie in der Poesie, so auch in der Musik die Darstellung eines dramatischen Charakters in jedem besonderen Momente seines Auftretens abermals und in veränderter Weise vollzieht, so daß dem Hörer erst aus der, in seinem Gedächtniß erfolgenden Verschmelzung aller dieser verschiedenen einzelnen Momente zu einem großen Ganzen das Bild der betreffenden Persönlichkeit ersteht. Gluck erwies sich also recht eigentlich als der große Nachbildner von Natur und Leben; denn auch im Leben, wie nicht weniger beim großen dramatischen Dichter, stellt sich der Charakter nicht schon bei der ersten Begegnung fertig und als ein typisch in sich abgeschlossenes Gebild vor uns hin, das, wie ein solches, weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft hat, sondern zeigt uns, wie alles, was nicht blos abstracter Begriff ist und ein lebendig pulsirendes Dasein besitzt, ein continuirliches Fortschreiten, Wandeln und Werden. Gerade auf dieser Continuität seiner vor unsern Augen erfolgenden Entwicklung beruht seine Naturwahrheit und unser dramatisches und menschliches Interesse an ihm.

Mozart nun, der den einzelnen dramatischen Charakter in der Weise Glucks vor unsern Augen entstehen läßt, geht nach einer andern Seite einen bedeutenden Schritt über seinen großen Vorgänger hinaus. Bei Gluck erfolgen nämlich die Conflicte seiner dramatischen Personen meist noch in der Form eines nur abwechselnden sich Aussprechens; bei Mozart dagegen in der Weise, daß die verschiedenen dramatischen Persönlichkeiten gleichzeitig in Contact gesetzt werden und sich daher auch gleichzeitig äußern. Dies geschieht mittelst des großen Ensembles, durch welches Mozart die Oper bereicherte und in welchem die verschiedensten Personen, die entgegengesetztesten Empfindungen auf ein und demselben Platze und in ein und demselben Momente sich ausdrücken, ohne daß der betreffende Tonsatz als künstlerisches Ganzes darunter litte. Der Meister steigerte musikalisch dramatisches Leben hierdurch auf einen Gipfel, der weder vor ihm, noch nach ihm wieder erreicht worden ist und der der Musik auf diesem Gebiete sogar einen Vorzug vor der Poesie einräumt. Denn selbst der größte dramatische Dichter sieht sich genöthigt, seine Personen nacheinander reden zu lassen (und zwar auch in den erregtesten Momenten), während das Verfahren des großen Tondichters, z. B. Mozart's in den Sextetten, Quartetten und Terzetten seines Don Juan, Figaro,

Cosi fan tutte und der Zauberflöte, der Darstellung eines dramatisch-musikalischen Ineinanders der gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen seiner Personen gleicht, das uns nicht nur das, was sie gleichzeitig sagen, sondern auch das, was sie gleichzeitig fühlen, empfinden und denken, verräth, so daß wir ihnen gleichsam bis ins Herz hinein zu schauen glauben.

Wenn wir, solchem gesteigertsten dramatischen Leben gegenüber, wieder des Leitmotives gedenken, so überkommt uns die Empfindung, als wenn die Personen, denen dasselbe in den Mund gelegt wird, Puppen seien, die mittelst eines in ihnen aufgezogenen Uhrwerkes wenige stehende Phrasen beständig wiederholen. Alles mahnt uns hier an Erstarrung, an einen künstlichen, aber innerlich leblosen Mechanismus, an kalte Reflexion und kühle Absicht! Auf der andern Seite dagegen wirkt jeder musikalische Fortschritt als unmittelbare Inspiration, wie sie sich aus der sich beständig verändernden Lage der Personen ergiebt, daher auch als Wahrheit, Natur und fortquellendes Leben!

Gluck und Mozart zeigen uns eben den dramatischen Charakter in jedem Moment als einen andern und doch in jedem Moment als denselben; bei den Leitmotivlern dagegen stellt er sich weder als ein sich verwandelnder und darum in jedem Augenblick anderer, noch als ein und derselbe dar; hier ist er nur ein Schemen, aus dessen hohler Brust ein auf mechanischem Wege zur Ansprache gebrachtes Sprachrohr ertönt. Es ist freilich unendlich leicht, dergleichen noch als „musikalische Dramatik" zu verwerthen, während es unendlich schwer ist, die musikalisch-dramatische Persönlichkeit, statt sie in die Fesseln von ein Paar hartgefrorenen Formeln zu schlagen, in jedem Augenblicke neu zu erschaffen und aus dem ungebunden dahineilenden Strome der Töne in immer wieder anderer Weise hervorgehen zu lassen. Das erste Verfahren mahnt an die stehenden Typen und Phrasen des Marionettentheaters; das zweite an die Offenbarungen unserer größten Dichter.

Daß wir hier das Leitmotiv nicht zu tief stellen, würde uns seine Uebertragung in das Drama der Poesie am schlagendsten darthun. Man denke sich in den Mund einer jeden Person eines Schauspiels ein besonderes Dictum gelegt, etwa in der Weise des ciceronischen Ceterum censeo oder des bekannten: „Alles schon dagewesen", und dieses Dictum von der betreffenden Person (möchte sie zwischendurch noch so viel Anderes reden) selbst nur bei ihrem Auftreten oder Abgang ausgesprochen — ich glaube, Niemand würde sich dem entweder parodistisch oder abgeschmackt wirkenden Eindruck eines solchen Verfahrens entziehen können. Auch im Drama des Dichters würden hierbei aus Menschen Schemen und im besten Falle noch komische Masken werden, und wir würden, weil hier das Ungeschickte, Primitive oder Unwahre noch stärker hervortritt, als in der Musik, dergleichen höchstens in der Posse oder im Pulcinell-Theater vertragen können. Darum finden wir Aehnliches auch nur auf den untersten Stufen der Entwicklung der dramatischen Poesie: Etwa im älteren volksthümlichen Puppenspiel, in den mit Mummenschanz und Pantomime verbundenen mittelalterlichen Comödien der sogenannten „fahrenden Leute", sowie hie und da auch in uralten geistlichen Schauspielen oder in den ältesten dramatischen Versuchen der Dichtung der frühesten Culturstufen unseres Geschlechtes, in denen sich mitunter gewisse stehende Redens-

arten wiederholen, oder mit dem Auftreten dieser oder jener Personen verbunden erweisen.

Man wende nicht ein, solche Wiederholungen hätten in der Musik eine andere Bedeutung, als in der Poesie, könnten folglich in der Musik auch auf hohen Stufen dieser Kunst noch möglich seien. Dieser Einwand dürfte am wenigsten vom Standpunkte der Vertreter des modernen Musikdramas erhoben werden. Sie gerade haben ausgesprochen, daß die dramatische Musik sich überall den Bedingungen des Dramas, den Forderungen der Dichtung unterzuordnen habe; sie auch haben das Erlösungswerk des Tons von dem dominirenden Wort, welches die christliche Musikentwicklung vor mehr als einem Jahrtausend vollbrachte und durch das sich die moderne Tonkunst von der altgriechischen Musik am schärfsten unterscheidet, wieder rückgängig gemacht, indem sie den Ton abermals zum bloßen Werkzeug des Wortes, die Tonverbindung zur bloßen Unterlage der Declamation werden ließen. Da sie nun sonst überall eine Beurtheilung der Oper lediglich vom Standpunkte des Dramas der Poesie fordern, so werden sie uns gestatten, von diesem ihrem principiellen Gesichtspunkte auch dem Leitmotiv gegenüber nicht abzugehen. In diesem Falle aber müssen wir freilich gestehen, daß jene unabänderlich feststehende Phrase im denkbar größten Widerspruch mit den übrigen dramatischen Tendenzen unserer Neuerer steht. Denn das bis zu seinen letzten Consequenzen fortgebildete moderne Musikdrama zeigt uns fast überall nur eine durch Orchesteraccente erhöhte Declamation. In eine solche, mit schrankenloser Ungebundenheit und unaufhörlich wechselndem Ausdruck sich fortspinnende Recitation schiebt sich nun gerade das Leitmotiv, mit dem stereotypisch wirkenden Charakter seiner in der Hauptsache sich immer wiederholenden wenigen Takte, als etwas ganz Fremdartiges, Unorganisches und hemmend Wirkendes ein (gleichviel, ob es im Munde des Sängers oder in der Begleitung wiederkehrt), es macht in solcher Umgebung den Eindruck eines harten, störenden Körpers, der sich in den im übrigen unbehindert dahinfließenden Strom jener musikalischen Declamation absolut nicht auflösen, oder, als gleichartig, damit verschmelzen lassen will. Soll einmal die dramatische Tonkunst zu einer bloßen Sprechmusik herabsinken, dann zeige sie sich so ehrlich, offen und consequent, sich ohne jede Einschränkung als eine solche zu geben; dann besitze sie den Muth, ebenso wie sie in ihren fortgeschrittensten Stadien den Chor, das Ensemble, die Arie und überhaupt jedes geschlossene Musikstück verbannt hat, auch jenes letzte Restchen von Thematisch-Motivischem, das ins Leitmotiv gerettet werden sollte, aus ihrem Zusammenhang auszuscheiden. Thut sie dies nicht, so macht sie einen Salto mortale von den von ihr vermeintlich erstiegenen höchsten Gipfeln der Tonkunst zu jenen Anfängen derselben hinab, da die Musik noch stammelnd am Gängelbande der bloßen Formel und gewisser von der Gilde vererbter rein äußerlicher Hülfsmittel dahinschlich.

Ist denn nun aber das Leitmotiv überhaupt zu verwerfen, oder hat es in gewissen Fällen eine mehr als nur materielle musikalische Seite, daher auch eine relativ künstlerische Berechtigung und Wirkung? — Eine solche Frage ist dahin zu beantworten, daß das Leitmotiv, im Sinne der Anhänger des modernen musikalischen Zopfs verstanden, nämlich als jener von außen im Gedächtniß des Hörers beliebig anzusetzende Hebel, der dessen Aufmerksamkeit durch einen bloßen

musikalisch-mechanischen Ruck bald hierhin, bald dorthin dirigirt oder als eine Art von Uhrzeiger, der, auf die Nummern eines ausgehängten musikalischen Zifferblattes weisend, ankündigt, was die dramatische Glocke geschlagen hat und was wir uns dabei von Takt zu Takt zu denken haben, eine ebenso schwerfällige, wie lächerliche Einrichtung ist. In der Gestalt jedoch einer, im Gemüthe einer dramatischen Person in entscheidendem Momente (daher nur ein einzigesmal) auftauchenden Erinnerung an verschwundenes Glück oder siegreich bestandene Gefahr, sowie als instrumentaler Prolog, der auf den bedeutungsvollsten Punkt der Handlung des nachfolgenden Musikdramas vorbereitet und hindeutet, kann ein Anklingen eines bereits früher gehörten Motivs von der erschütterndsten Wirkung sein. Man sieht jedoch sofort ein, daß ein in dieser Weise wiedererscheinendes Thema eben kein Leitmotiv, ich meine kein in die Partitur nur äußerlich hingestellter Wegweiser mehr ist, sondern etwas aus dem innersten Wesen der Musik Erblühendes, zu deren Elementen gerade auch Erinnerung, als ein Echo längst verrauschter Herzensstürme oder bange Schauer, als Ahnung eines heranschreitenden unabwendbaren Verhängnisses gehören.

In solcher Gestalt nun begegnen wir dem Wiederanklingen eines schon früher gehörten Motivs bereits bei Gluck und nicht weniger bei Mozart und Beethoven. So wirken z. B. das Thema der Introduction der Ouvertüre zum Don Juan, welches im Finale der Oper im Munde des Comthurs wiederkehrt, oder das Trompetensignal in Beethovens großer Leonoren-Ouvertüre, das wir später in der Kerkerscene wieder vernehmen, als musikalische Prologe voll furchtbarer Ahnung oder spannender Kraft. Auch Weber und selbst die moderne Oper der Franzosen lassen Aehnliches gewahren. So ist das Wiederanklingen des Vorspiels von Caspars Trinklied zu den Worten „Hilf', Samiel!" im Freischütz von wahrhaft dämonischer Wirkung, und es hat etwas das Herz Zerreißendes, wenn im letzten Akte der „Stummen von Portici" Masaniello in seinem Wahnsinn jene heitere Barcarole wieder anstimmt, die wir früher in den Tagen verhältnißmäßigen Glückes von ihm gehört. In einem ähnlich rein musikalisch-poetischem Sinne wirkt auch das mahnende und beschwörende Motiv, welches Lohengrin, Elsa gegenüber, in verschiedenen Situationen der betreffenden Wagner'schen Oper wiederholt; denn die jedesmal gesteigerte Art seiner Wiederkehr läßt uns empfinden, daß auch die dramatische Katastrophe immer näher und beunruhigender herandroht*). Das Leitmotiv erscheint uns daher eigentlich nur in seiner weitern, einerseits zum derben musikalischen Materialismus herabgesunkenen, anderseits ins Uebertriebene gesteigerten Anwendung verwerflich; in dieser begegnen wir ihm aber erst, als das moderne Musikdrama seine letzten Consequenzen zog, und in einer solchen Ausartung ist es denn auch nichts anderes, als der üppigste musikalische Zopf. Daß sich aber von diesem ein unabhängiges, nicht in der Dressur der Partei gedrilltes

*) Hier wäre endlich auch noch des wiederholten Anklingens des „ein' feste Burg" in Meyerbeer's Hugenotten zu gedenken; wenige Takte von Luther's Choral, geistvoll in den Fortgang der Oper verwebt, genügen dort, um den einen der beiden großen idealen Gegensätze treffend zu charakterisiren. Jedenfalls ersieht man aus solchen Beispielen, daß auch das Leitmotiv keine Errungenschaft der Zukunftsmusik ist; es existirte schon seit zwei Jahrhunderten, nur mit dem Unterschiede, daß man früher keine Principienreiterei damit trieb.

musikalisches Gefühl abwendet, wollen wir denen, die sich noch so viel innere Freiheit gewahrt haben, den Zopf als Zopf zu erkennen, sicherlich nicht zum Vorwurfe machen. Dem von Tag zu Tag mehr einreißenden Verfall der Tonkunst kann im Gegentheil nur durch die auch in Laienkreisen immer allgemeiner sich verbreitende Erkenntniß der Thatsache gesteuert werden, daß gewisse Neuerungen, die sich als Erweiterungen der Kunst der Töne ankündigen, in Wahrheit nur deren Auflösung bedeuten. Denn berechtigte Neuerungen bauten zu jeder Zeit auf den Resultaten weiter, die auf früheren Entwicklungsstufen bereits gewonnen worden waren. Die Experimente unserer Leitmotivler dagegen brechen mit der gesammten musikalischen Cultur und führen darum direct zur musikalischen Barbarei.

Die Zukunft der religiösen Malerei.

Von
Max Schasler.
Rudolstadt.

Wenn die obige Frage nach der Zukunft der religiösen Kunst sich speciell auf die Malerei beschränken will, so liegt der Grund nicht nur darin, daß die religiöse Plastik überhaupt in neuerer Zeit keine bedeutende Rolle spielt, sondern vornehmlich darin, daß sie selber — im Gegensatz zum Charakter der antiken Plastik — in der Art und Weise der Gestaltung, einschließlich der größeren Bedeutung, welche in ihr die Gewandung erhalten hat, wesentlich malerischer Natur ist. Ueber diese malerisch-stilisirte Behandlung religiöser Motive, wie sie uns die großen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, und namentlich Michelangelo, hinterlassen haben, ist die moderne Plastik nur insofern hinausgekommen, als sie das jenen Werken anhaftende Gepräge von Großheit der Form und Energie des Ausdrucks durch Beimischung moderner Empfindungsweichheit abgeschwächt hat.

Aehnlich verhält es sich allerdings auch mit der Malerei; aber da diese an sich, d. h. als specifische Kunstgattung, nicht, wie die Plastik, hauptsächlich auf die Darstellung der schönen Form, sondern durch das Colorit (im weitesten Sinne des Worts) auf die Charakteristik der Seelenstimmung, überhaupt des inneren Lebens, vermittelst des Ausdrucks tendirt, so ist ihr die Sphäre der religiösen Empfindung, eben weil diese ebenfalls die Innerlichkeit zum Gegenstande hat, analoger als der Plastik. Dies ist auch der Grund, warum die religiöse Malerei bis auf die Gegenwart herab, sowohl quantitativ wie qualitativ, eine viel größere Bedeutung sich bewahrt hat als die religiöse Plastik, welche heutzutage fast nur noch dem praktischen Bedürfniß der Grabdenkmalverzierung oder der Decoration der kirchlichen Architektur zu genügen sucht.

Aber wenn auch in dieser Hinsicht die Malerei gegenüber den religiösen Motiven eine günstigere Stellung hat als die Plastik, so ist doch nicht zu verkennen, daß zwischen dem allgemeinen Culturbewußtsein und jenem Idealismus, welcher das eigentliche Wesen der religiösen Malerei ausmacht, sich schon seit langer Zeit eine Kluft aufgethan hat, die sich von Decennium zu Decennium mehr und

mehr erweitert. Es wäre oberflächlich, dies nur den materialistischen Tendenzen der modernen Zeit beimessen zu wollen, in der Meinung, daß diese etwa im Verlauf der Jahrhunderte wieder einer idealeren Strömung Platz machen und dadurch der religiösen Malerei aufs Neue zu einer modernen Renaissance verhelfen könnten. Die Sache liegt meines Erachtens tiefer, nämlich in der naturgemäßen Entwicklung des culturgeschichtlichen Geistes überhaupt. Selbst wenn die allerdings in der Gegenwart vorherrschende materialistische Strömung, die hauptsächlich durch die rapiden Fortschritte der Naturwissenschaften und deren praktische Verwerthung für den allgemeinen Weltverkehr durch mechanische Erfindungen aller Art hervorgerufen ist, später einer mehr auf die idealen Ziele der menschlichen Cultur gerichteten Strömung weichen sollte (was ja zu hoffen ist), so dürfte daraus für eine Regeneration der religiösen Malerei kein besonderer Vortheil zu erwarten sein. Gewiß wird auch die Kunst überhaupt und die Malerei im Besonderen den in der Gegenwart etwas wild wuchernden Naturalismus überwinden und sich einem idealeren Streben zuwenden; aber dies wird ein Idealismus sein, der nicht, wie der religiöse Spiritualismus, einen Gegensatz zum Realismus, d. h. zu einer ideell beseelten Wirklichkeitsgestaltung, bildet, sondern vielmehr mit solchem gesunden Realismus Hand in Hand gehen, ja geradezu mit ihm zusammenfallen wird. Eine solche Versöhnung des Idealismus mit dem Realismus ist aber der religiösen Malerei, wenn sie nicht ihre eigene Natur gänzlich verleugnen und einem kahlen, poesielosen Rationalismus huldigen will, durchaus unmöglich, denn das spiritualistische Element ist — und zwar gerade vom Standpunkt der Kunst aus — das eigentliche Lebensprinzip wahrhaft religiöser Anschauung und Empfindung. Um die Nothwendigkeit solcher Consequenz zu begreifen und dadurch der heutigen Kunst überhaupt einen Fingerzeig zu geben, auf welchen Wegen sie nach einer wahrhaften Regeneration im ideal-realistischen Sinne zu streben habe, ohne diese in der religiösen Malerei zu suchen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die innere Entwicklung der letzteren im Verlauf der Jahrhunderte werfen.

Man mag von der absoluten Berechtigung des Christenthums als der nothwendigen und höchsten Form, in welcher sich das religiöse Bedürfniß des Volksgeistes zu befriedigen sucht, denken wie man will: dies dürfte wohl nicht zu leugnen sein, daß diese Form selbst — wenn wir auf die gesammte Entwicklungsgeschichte des Christenthums von seinen ersten Anfängen bis zur Renaissance und von hier bis auf die Gegenwart zurückschauen — unter den wechselnden Einflüssen des Zeitbewußtseins ein fortwährend sich änderndes Gepräge zeigt. Nicht von dem traditionellen Inhalt des christlichen Dogmas ist hierbei die Rede, obgleich auch dieser trotz aller Bemühungen, ihn zu fixiren und ihm dadurch den Schein von Unveränderlichkeit zu verleihen, jenen Einflüssen nicht minder unterlegen ist, sondern von dem Verhalten des menschlichen Bewußtseins zu diesem Inhalt, d. h. von dem Grade, in welchem das Gefühl mit diesem Inhalt sich identificirt zeigt: von dem Maße der Unmittelbarkeit, womit dieser Inhalt in die Empfindung aufgenommen wird.

Betrachtet man nun dieses Verhältniß unter dem Gesichtspunkt der kultur- und kunstgeschichtlichen Entwicklung, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dasselbe mit der Zunahme an geistiger Freiheit in beiden Beziehungen immer lockerer ge-

worden und gleichsam ruckweise an Intensität und Festigkeit verloren hat. Ein solcher Ruck, und zwar einer der stärksten, war die Reformation, aber es ist bei diesem einen keineswegs geblieben, und sie alle haben dazu beigetragen, die naive Einheit des Gemüths mit dem Inhalt des Dogmas, d. h. die gleichsam instinktive Gläubigkeit, zu erschüttern. Wenn wir daher uns heute darüber verwundern, wie z. B. noch zu Zeiten Raphaels die unverhüllte Liederlichkeit und sittliche Verderbniß mit der tiefsten Unbefangenheit religiöser Innigkeit Hand in Hand gehen konnte, so ist solche Reflexion über einen derartigen Widerspruch schon das Resultat einer freien Verstandesthätigkeit, d. h. einer Freiheit des Geistes überhaupt, welche eben nur aus der Lockerung jener Einheit des Bewußtseins mit dem Dogma zu erklären ist. Heutzutage kann ein Mensch ein sittlicher Charakter sein, ohne Religion zu haben, aber umgekehrt wird man Jemandem schwerlich echte Religiosität zuerkennen, wenn er sich als thatsächlich unsittlich erweist, sondern man wird ihn, wenn er sich als religiös hinstellt, einfach für einen Heuchler erklären. Ein solcher Vorwurf wäre damals eine Ungerechtigkeit gewesen, da Sittlichkeit und Religiosität — wie Erde und Himmel — ganz verschiedene Gebiete waren. Diese Unmittelbarkeit und Naivetät des Glaubens erhielt daher gerade durch die Regenerationsversuche, z. B. Savonarola's, welche dahin zielten, Frömmigkeit und Sittlichkeit in logischen Zusammenhang zu bringen, einen harten Stoß. Die Reflexion hatte sich jenes inneren Widerspruchs bemächtigt, und dadurch war es für immer mit der Naivetät und Unmittelbarkeit des Glaubens dahin.

In dieser Naivetät des Glaubens, in dieser völlig reflexionslosen Hingebung des Gemüths an das Dogma, in dieser Selbstverständlichkeit der religiösen Ueberzeugung, die übrigens oft dicht an satirischen Atheismus grenzte, liegt aber die nothwendige Voraussetzung für die religiöse Malerei. Wenn z. B. Raphael, sonst bekanntlich ein lebenslustiger Cavalier von hoher geistiger Ausbildung, sich um den Papst nur soweit kümmerte, als er von ihm mit Arbeiten beauftragt wurde: mit dem Pinsel in der Hand auf seinem Brettergerüst im Vatican oder in seinem stillen Atelier vermochte er sich ohne Weiteres in die lebendigste Anschauung des Inhalts des religiösen Dogmas zu versenken, weil er sie nicht, wie unsere modernen Nazarener, erst künstlich zu schaffen, nicht erst mühsam aus seiner Phantasie zu construiren brauchte, sondern sie als unmittelbar gegeben in sich selbst vorfand. Monate lang dachte er vielleicht gar nicht daran, sondern überließ sich dem heitersten Lebensgenuß, ja wohl auch etwelcher Liederlichkeit; in dem Augenblick aber, wo er ihrer zur künstlerischen Conception bedurfte, war jene Anschauung mit ursprünglicher Kraft und Frische da und seinem inneren Blick mit voller Klarheit gegenwärtig. Dies allein erklärt bei ihm (wie auch bei seinen Vorgängern) die unendliche Hoheit, Schönheit und göttliche Menschlichkeit seiner Madonnen, während unmittelbar nach ihm — eben durch die allmähliche Zunahme der Reflexion, die eine Abnahme der Unmittelbarkeit der Empfindung involvirt — das intuitive Schaffen mehr und mehr einer bewußten, ja conventionellen Productionsmanier zu weichen begann. Noch immer wurden Madonnen, und zum Theil von großer Schönheit, gemalt, aber es war eine Schönheit, welcher die Ursprünglichkeit der religiösen Anschauung, der Hauch göttlicher Hoheit mangelte. Nicht das fortwährende (wenn auch nur innerliche) Auf-den-Knieen-Liegen — wie

bei unseren Nazarenern —: nein, im Gegentheil, die plötzliche Concentration und Anspannung in einem bestimmten Moment, der die bis dahin schlummernde, gleichsam latente Intuition wie mit einem Schlage zu energischer Kraftentwicklung erweckte: dies ist es, was den Raphael'schen Madonnen jene Frische und selige Heiterkeit, jene Abwesenheit alles Ascetisch-Sentimentalen, alles Verhimmelnden verleiht, wodurch sich die Madonnen unserer modernen Nazarener kennzeichnen. Zwar zeigt sich auch bei den Vorgängern Raphaels, namentlich bei Fiesole, ein Nebenklang jener fanatischen Verzückung, wie sie in den Christengemeinden der ersten vier Jahrhunderte die allgemeine Stimmung des religiösen Bewußtseins war; aber die Quelle derselben war eine total verschiedene; es ist nicht die nach dem Verlust der Naivetät gleichsam als Substitut eintretende Reflexion, sondern die fast leidenschaftliche Gewalt, welche der Glaube auf das gesammte Geistesleben ausübte.

Wenn sich nun diese Leidenschaftlichkeit, ohne der Reinheit der Quelle selbst Abbruch zu thun, in Raphael zu einer schönen Harmonie beruhigt, weil er die Kunst nicht mehr als bloße Dienerin des Cultus betrachtete, so erkennt man bereits bei den unmittelbaren Nachfolgern Raphaels eine gewisse Trübung dieser Harmonie. Die großartige Kunsttechnik, welche bei Raphael wesentlich durch die innere Großartigkeit der Anschaunng als nothwendiges Mittel zu deren Darstellung hervorgerufen wurde, erhielten die Epigonen der großen Meister aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts als ein Erbtheil, mit dem sie auf anderen Gebieten große Erfolge erzielten. Sie bildeten diese technische Meisterschaft sogar nach ihren verschiedenen Seiten noch höher aus, z. B. Tizian nach der Seite des Incarnats, Correggio nach der Seite des Hellbunkels &c., aber die hohe Einfachheit der künstlerischen Schönheit, jene wunderbare Einheit von Idee und künstlerischer Form wurde in der religiösen Malerei nicht mehr erreicht und wird nie mehr erreicht werden. — Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie die Meister der zweiten Kunstblüthe, namentlich Rubens, immer aufs Neue den Versuch machten, das Geheimniß der religiösen Kunst mit anderen Mitteln der Malerei zu lösen: aber weder die realistische noch die spiritualistische Behandlung, weder die Akademiker noch die Manieristen oder gar die Eklektiker des 17. und 18. Jahrhunderts waren es im Stande; denn das Geheimniß war mit der Quelle, aus der es floß, versiegt, und diese Quelle war die Unmittelbarkeit des Glaubens.

Noch war aber eine Seite übrig, in welcher man es bisher nicht versucht hatte: die Composition, die Größe der reinen Formanschauung mit der Tendenz einer mystischen Symbolisirung des dogmatischen Inhalts. Da diese Tendenz an sich unmalerischer Natur ist, insofern die Malerei durch das Colorit auf eine hinsichtlich der Gestaltungsweise reale Auffassung angewiesen ist, die Plastik aber, obschon sonst zur Symbolisirung sich vorzugsweise eignend, aus Gründen, die schon oben Eingangs angedeutet wurden, nicht im Stande war, die Aufgabe der religiösen Kunst als Substitut der Malerei zu übernehmen, so blieb für diese Art von Versinnbildlichung der religiösen Ideen nur der Carton übrig. Hiermit beginnt — in der Cornelius-Overbeck'schen Richtung — eine neue Epoche der religiösen Kunst, die, weil sie sich eben nur als cartonfähig, d. h. wesentlich abstract und spiritualistisch erwiesen, gerade den Beweis liefert, daß für die Malerei als solche

die Aussicht auf eine originelle Regeneration gleichsam instinctiv aufgegeben worden war.

Wenn ich die Cornelius'sche Richtung eine „nur cartonfähige" genannt habe, so bin ich weit davon entfernt, damit ein Bedenken gegen dieselbe ausdrücken zu wollen; es soll vielmehr nur constatirt werden, daß sie nicht „malerisch" im specifischen Sinne des Worts ist, d. h. daß die Motive, welche der große Meister, namentlich in seinen großartigen Camposanto-Compositionen, behandelt hat, sich schon durch ihren Inhalt der malerischen Technik entziehen. Um, ohne weitläufige ästhetische Beweise, an einem Beispiel diese Ansicht als gerechtfertigt darzulegen, erinnere ich an die Composition der „Vier apokalyptischen Reiter", worin die in furchtbaren Frauengestalten symbolisirten Ideen des Kriegs, der Pest, des Hungers und des Todes auf vier stilisirten Rossen durch die Luft über die Erde dahersausen. Nun vergegenwärtige man sich diese — im Carton vollkommen verständliche — gewaltige Composition gemalt; und sofort tritt das Symbol in Widerspruch gegen die Realität des Colorits, d. h. als eine dem Inhalt völlig unadäquate Darstellungsform in's Bewußtsein. Die Rosse z. B., die im Carton farblos, d. h. als abstracte Gestaltungen erscheinen, müßten: das eine etwa als Rappe, das andere als Schimmel, das dritte als Fuchs u. s. f. gemalt werden, damit aber würden sie sofort aufhören, als Träger symbolischer Ideen zu gelten und zu natürlichen Pferdebildern herabsinken, bei denen man sogar versucht sein könnte, nach der Race zu fragen. Ich kann es mithin nur als ein wahres Glück betrachten, daß es dem Altmeister Cornelius nicht mehr — was in sonderbarem Mißverständniß seines eigenen Berufs sein letzter Lebenswunsch war — vergönnt war, seine Cartons im Camposanto als wirkliche Gemälde auszuführen, da ihre Großartigkeit gerade durch die malerische Ausführung nicht nur überhaupt abgeschwächt, sondern durch den angedeuteten Widerspruch zwischen der Technik und dem ideellen Inhalt völlig vernichtet worden wäre. Wenn daher Herman Grimm in seinem trefflichen „Leben Michelangelo's" Cornelius einen „Maler im höchsten Sinne" nennt, so widerspricht er selber dieser Bezeichnung später durch die richtige Bemerkung: „Ich sehe darin für Cornelius einen Trost, daß ihm, obschon seine Cartons nicht ausgeführt werden, doch mit deren Beendigung die Arbeit gethan zu sein scheint. Sein eigentlicher Trieb ist zu zeichnen. Die Wände in München, die er malte und malen ließ, sind geringer für mich als seine Cartons u. s. f." Dies ist aber in anderen Worten genau dasselbe, als wenn vorhin die Cornelius'sche Richtung als „nur cartonfähig", d. h. als unmalerisch bezeichnet wurde.

Der Verlust jener Einheit, die oben als Unmittelbarkeit des Glaubens gekennzeichnet wurde, führt nämlich nothwendig zu einem Zwiespalt in der Empfindung, aus welchem eine Rückkehr zur Einheit nur durch eine Vermittlung zu ermöglichen ist: diese stellt sich als Kampf gegen das sinnliche Element im Glauben, als Abwehr der blos realen Schönheit und andererseits als Versenkung in die mystische Tiefe der Tradition dar. Letztere zeigt sich nun in der weicheren Richtung Overbecks, bei dem sie sich auch als Weichlichkeit der Form und Nüchternheit des Colorits offenbart. Zugleich verflüchtigt sich alle Heiterkeit, aller Humor: solche Künstler schweben mit ihren religiösen Anschauungen immer in einer der irdischen Schönheit fremden, kühlen Region abstracter Idealität, Cornelius wie ein Adler, der kühn

zur Sonne emporstrebt, Overbeck wie eine Taube, die nach dem Oelzweig auffliegt. — Man hat, einer ebenso wohlfeilen wie beliebten Manier zufolge, nicht selten Cornelius mit Michelangelo, Overbeck mit Fiesole verglichen; aber die Aehnlichkeit auf beiden Seiten stammt nur aus einer innerlichen Verwandtschaft des Empfindens, keineswegs aus einem Parallelismus der Stilformen. Dies hier nachzuweisen, würde uns zu weit über die Grenzen unseres Themas führen, und ergiebt sich eigentlich auch schon aus der obigen allgemeinen Erörterung.

Cornelius und Overbeck sind nun, jeder in seiner Weise, die letzten großen religiösen Künstler Deutschlands; was nach ihnen kommt, ist mehr oder weniger schwächliche Stilnachbildung, ohne Naivetät, ohne Größe, ohne innere Wahrheit und darum auch ohne nachhaltige Wirkung. Wenn aber zugegeben werden muß, daß jene beiden Meister zwar große Künstler, aber nicht als Maler, sind, so liegt darin der Beweis, daß auf dem Gebiet der malerischen Anschauung die religiöse Kunst keinen naturgemäßen Boden mehr hat und daß folglich umgekehrt die Malerei als Kunstgattung von dem religiösen Motivgebiet für ihre zukünftige Entwicklung nichts zu erhoffen hat.

Wir besitzen zwar auch in der Gegenwart eine ganz respectable Reihe religiöser Maler, wie Schnorr, Führich, Deger, Andreas und Karl Müller, Ittenbach, Pfannschmidt — um nur die bekanntesten zu nennen — und es soll auch ihren Werken durchaus nicht ein hoher künstlerischer Werth abgesprochen werden; nur repräsentiren sie keinen Fortschritt nach irgend einer Seite der religiösen Kunst, denn das Höchste, was sie leisten, beschränkt sich nothwendiger Weise darauf, im Geiste und im Stil der alten Meister zu malen oder in dem von Cornelius und Overbeck zu componiren. Eine ursprüngliche Kraft der Begeisterung, eine selbständige Energie der Empfindung und Anschauung kommt selten zum Vorschein, und wo sie sich einmal in annähernd klassischer Weise kundgiebt, wie beispielsweise in den „biblischen Landschaften" von W. Schirmer, da sind es ebenfalls wieder nicht die Gemälde, sondern die Zeichnungen — hier bekanntlich in Kohle —, worin sich der religiöse Stilcharakter am wenigsten offenbart. Im Uebrigen zeichnen sich die religiösen Gemälde der sogenannten modernen Meister durch liebevolles Eingehen in die großen Vorbilder, durch fleißige, zuweilen übermäßig saubere Durchführung und correkte Zeichnung aus: aber hierauf beschränken sich auch ihre Vorzüge, und diese sind keineswegs der Art, daß sich daraus etwas für eine moderne Regeneration der religiösen Malerei erhoffen ließe. — Völlig irren aber würde man, wenn man den Grund davon in den Personen suchen wollte, als ob es vielleicht doch möglich sei, daß andere größere Künstler noch auftauchten, welche die religiöse Malerei auf einen bis jetzt ungeahnten Weg zu einem originalen Aufschwung lenken könnten: es ist eben ein Naturgesetz auch auf geistigem Gebiet, daß jede Entwicklungssphäre über ihren Culminationspunkt hinaus nothwendig der Desorganisation und endlichen Auflösung verfallen muß, um einer anderen Seite des Geistes Raum zur freien Entfaltung zu gewähren. Wie die Plastik in der antiken Kunst, so culminirte die religiöse in der großen Epoche des 15. und 16. Jahrhunderts, aus welcher die wunderbaren Meisterwerke entsprossen, welche — gerade wie die griechischen Skulpturen für die Plastik aller späteren Zeiten — als unerreichbare Vorbilder für die nachfolgenden Bestrebungen gleichsam typisch geworden sind.

Es ist daher ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß in neuester Zeit einige namhafte Künstler, die man sonst auf anderen Gebieten thätig zu sehen gewohnt war, den Versuch gemacht haben, religiöse Motive möglichst realistisch, gleichsam genrehaft oder auf bloßen malerischen Effect angelegt zu behandeln. In diese Kategorie gehören die schöne und mit Recht als Gemälde hochgeschätzte „Madonna" von Knaus, die aber trotz der conventionellen Zuthat eines Heiligenscheins und einiger Engelflügel einen wesentlich genrehaften und nichts weniger als religiösen Eindruck macht, ebenso das in der letzten großen Berliner Ausstellung exponirte Bild des Grafen Harrach „Das Opfer Abrahams", welches von hoher malerischer Wirkung — als Landschaftsgemälde war. Solche Versuche tragen, gerade weil sie von bedeutenden Künstlern angestellt werden, nur dazu bei, die Inconsequenz des modernen Culturbewußtseins mit der für die religiöse Malerei nothwendigen Glaubensnaivetät zur deutlichen Erkenntniß zu bringen.

Wenn aber die religiöse Malerei, sowohl in der Form der mittelalterlichen Plastik, wie in der der Malerei des Cinquecento und endlich in der der Cartonzeichnung der Cornelianischen Epoche ihre Entwicklungsgeschichte hinter sich hat, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, welche Wege denn die Malerei einzuschlagen habe, um aus ihrem jetzigen Zustande der Zerfahrenheit heraus zu gelangen, und welchen Zielen sie sich zuwenden müsse, um nicht blos in technischer, sondern auch in ideeller Beziehung einen neuen und wahrhaft originalen Aufschwung anzubahnen? Auf diese Frage werden wir vielleicht in einer späteren Betrachtung Antwort zu geben versuchen.

☞ Die Revuen-Rundschau muß wegen Raummangels in diesem Hefte leider fortbleiben. ☜

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.